Die Grenzboten

BRN
uNIT
ANNEX 1/A

Property of
Princeton University

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 40.

Ausgegeben am 29. September 1871.

Inhalt:

Julius Fröbel. I. . . . . Seite 521
Herder's Einwirkung auf die deutsche Lyrik von 1770—1775. E. Laas. 534
Die neuesten Vorgänge in Oestreich 549
Oeffentliche Gesundheitspflege 555
Berliner Briefe 559

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

---

30. Jahrgang.

II. Semester. II. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1871.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahg 30
Pt. 4
1871

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1871. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Aus dem deutschen Reich:

Berliner Briefe. S. 555, 599, 638, 673, 716, 759, 794, 830, 868, 917, 939, 988, 1032.

Vom deutschen Reichstage. S. 675, 714, 756, 797, 827, 872, 913, 948.

Vom preußischen Landtag. S. 919, 1025.

Aus Bayern: Zum Katholikencongreß in München. S. 589, 630. Ein Rückblick auf das neue Ministerium und die Kammer. S. 705, 979.

Aus Sachsen: Das höhere Schulwesen in Sachsen. S. 641, 692.

Aus Schwaben. S. 942.

Neue Reformen im Postwesen. S. 593.

Deutschland und Oesterreich (aus Preußen.) S. 596.

Herr August Reichensperger. S. 636.

Unser Heerwesen (aus Preußen). S. 663.

Der deutsche Reichskanzler und Herr Benedetti. S. 708.

Die kirchlichen Vorlagen an den preußischen Landtag. S. 832.

Die Postunterhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich. S. 990.

Die Berichte über die Reichstagsverhandlungen. S. 1012.

Zur Reform der Rechtslehre im deutschen Reich. S. 1018.

Die neuesten Vorgänge in Oestreich. S. 549.

Ein saurer Apfelbiß. (Aus Turin) S. 585.

Hilferuf für Chicago. S. 678.

Paris und Frankreich. S. 783.

Napoleon III. und der Journalist Lessines. S. 796.

Die Polen und die communistische Revolution. S. 801.

Selfgovernment und Parlamentarismus S. 896.

Capitain Rossel. S. 961.

Zum letzten Mal Herr Wilhelm Rüstow. S. 1031.

Preußen und Rußland. S. 1034.

Bilder und Schilderungen.

Julius Fröbel. S. 521, 666.

Oeffentliche Gesundheitspflege. S. 555.

Die deutschen Universitäten und die neue Universität in Straßburg. S. 601.

Aus dem englischen Leben. Die englische Ratte. S. 757. Baby Farming. S. 834.

Die Postanstalten der Kaiserstadt Berlin. S. 788.

Die Mormonen am großen Salzsee. Geschichte der Secte. S. 841. Glaubensbekenntniß, Priesterthum und Ehegesetze. S. 881. Zustände und Sitten in Neujerusalem. S. 925.

Miß Vera im Krieg. S. 856, 903, 975.

Die directen Dampfschiffverbindungen zwischen Deutschland und Westindien. S. 870.

Ihre fürstlichen Gnaden auf Universitäten. S. 561, 618.

Ferdinand der Katholische. S 681, 721.

Ein antiker Roman. Die Babyloniaca des Jamblichos. S. 761.

Ulrich von Hutten. S. 1001.

Literatur und Kunst.

Herders Einwirkung auf die deutsche Lyrik 1770—1775. S. 534, 577, 609, 654.

611954

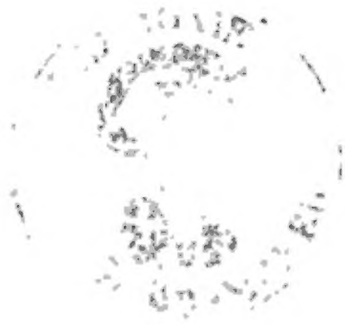
Digitized by Google

Von Rom nach Florenz. VI. Terni. S. 733.
Ein neues Geſchichtswerk (Carl von Noorden). S. 744.
Ranke's deutſche Geſchichte 1780—1790. S. 774.
Hausmuſik IV. S. 820.
Aus den Wiener Archiven. S. 921.
Edition Peters. S. 971.
Homers Odyſſee v. Preller. S. 959. 986.
Eugen Krügers Landſchaftsalbum vom Kriegsſchauplatz. S. 997.
Dr. Wilh. Lübke, Grundriß der Kunſtgeſchichte. S. 998.
Hermann Hettner, Literaturgeſchichte des 18. Jahrh. S. 999.
David Strauß, Ulr. v. Hutten, 2. Aufl. S. 1001.
Frau Rath. S. 1038.

Kleinere und größere Beſprechungen.

Julius Fröbel, „die Wirthſchaft des Menſchengeſchlechts auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Intereſſen", Leipzig 1870. S. 521, 666. — Julius Fröbel, „die Irrthümer des Socialismus" Leipzig 1870. S. 521, 666. — Von deutſchen Hochſchulen, Berlin, G. Reimer. S. 602. — Das höhere Schulweſen in Preußen, von Dr. L. Wieſe, Berlin 1864. 1869. Verordnungen und Geſetze für die höheren Schulen in Preußen, von Demſelben, Berlin 1867. 1868. S. 648. — Die amtlichen Kriegsberichte der Jahre 1870 und 1871, Alphons Dürr, Leipzig 1871. S. 680. — Ma Mission en Prusse par le comte Benedetti S. 718, 748. — Carl v. Noorden, Europ. Geſch. des 18. Jahrh. Düſſeldorf, Buddeus I. Bd. 1870. S. 744. — Johann Heinr. Merck, ſ. Umgebung u. ſ. Zeit v. Dr. Georg Zimmermann, Frankfurt, Sauerländer 1871. S. 800. — Aus großer Zeit für die große Zeit, v. Dr. W. Schröder, Berlin, Kortkampf 1871. — Genealogie des d. Kaiſerpaares, Wilh. I. u. Auguſta v. Dr. O. v. Nordenſkijöld, Berlin, Kortkampf 1871. — Dr. Moritz Buſch, Geſchichte der Mormonen, Leipzig, Ambr. Abel 1870. S. 841. — R. Gneiſt, Selfgovernment in England 3. Aufl., Berlin J. Springer, 1871. S. 890. — A. Todd, die parlam. Regierung in England von R. Aßmann, 1. Bd. 1869, 2. Bd. 1871, Berlin, J Springer. S. 896. — A. Koller, die Demokratiſirung des Wahlrechts in England, Berlin, F. Kortkampf 1869. S. 901. — G. Wolf, Geſchichte der k. k. Archive in Wien, Braumüller, 1871. S. 921. — W. Edler v. Janko, Lazarus Frh. v. Schwendi, Wien, Braumüller, 1871. S. 923. — Adam Wolf, die Aufhebung der Klöſter in Inneröſtreich 1782—1790. S. 924. Adolph Beer, „Holland u. der öſtr. Erbfolgekrieg", „Zur Geſchichte des Friedens von Aachen," „Aufzeichnungen des Grafen Bentinck über Maria Thereſia". S. 924. — O. Pletſch, Springinsfeld. S. 959. (Dürr 1872). — C. Beyer, Arja, C. Amelang, Leipzig 1872. S. 960. — Münchner Bilderbogen 1871. Braun u. Schneider, München S. 960. — Karl Stieler, „Bergbleamln" und Reiſebilder", München, Braun und Schneider. S. 994. — Franz Wilh. v. Ditfurth, die hiſtoriſchen Volkslieder des bair. Heeres, Nördlingen, C. G. Beck. S. 995. — Derſelbe, die hiſtoriſchen Volkslieder des 7jährigen Krieges, der Freiheitskriege und der Jahre 1870—71. 3 Bde. Berlin, Franz Lipperheide 1871. S. 995. — Hans Köſter, Kaiſer und Reich. S. 996. — Oscar v. Redwitz, das Lied vom neuen deutſchen Reich. S. 996. — A. Niemann, der franzöſ. Feldzug 1870—1871. 2. Bd. Hildburgh. Bibl. Inſtitut 1871. S. 996. — M. v. Eelking, der Krieg zwiſchen Deutſchland und Frankreich. 2 Bde. Leipzig F. W. Grunow. S. 996. — Dr. Liebmann, „Vier Monate vor Paris" 1870—71. Stuttgart Guſt. Weiſe 1871. — Eugen Krüger's Landſchaftsalbum von Kriegsſchauplatz. Hamb. 1871. H. Brücker. S. 997. — Max Jähns, Roß und Reiter. 1. Bd. Leipzig, F. W. Grunow 1872. S. 1000. — Romane aus dem Daheim. (H. Tharau. M. v. Schlägel. G. Hiltl.) Leipzig, Velh. und Klaſ. S. 1000. — Pouillet-Müller's Kosm. Phyſ. 3. Aufl. Braunſchweig, Ferd. Vieweg. S. 1000. — Ludwig Bamberger, Repertorium der deutſchen Reichstags-Verh. S. 1012. — Steffens, S. 1039. — Schloſſers Weltgeſchichte. S. 1040. — Prochaska's Ausgaben deutſcher Klaſſiker. S. 1040.

Digitized by Google



Julius Fröbel.

I.

Julius Fröbel, der in neueſter Zeit „Die Wirthſchaft des Menſchengeſchlechtes auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Intereſſen“ (Leipzig 1870) und „Die Irrthümer des Socialismus“ (Leipzig 1871) geſchrieben hat, verdient, daß einmal ein Rückblick auf ſeine Laufbahn im Ganzen geworfen wird. Fröbel zählt zu den Veteranen des geiſtigen Heeres, das in den vorjährigen und diesjährigen Siegen des deutſchen Kriegsheeres die Erfüllung und, wir dürfen ſagen, den Lohn langjähriger Arbeiten und Kämpfe, eines unermüdlich ausdauernden Hoffens fand.

Dieſe Behauptung fällt vielleicht auf, denn es iſt bekannt, daß Fröbel lange Jahre ein Gegner, ſogar ein leidenſchaftlich überzeugter Gegner, der Einigung Deutſchlands durch Preußen geweſen iſt. Aber wir rechnen zu den Veteranen des Ringens um die höchſten Güter des deutſchen Volkes auch diejenigen Männer, welche das Mittel, durch welches die Lebensbedingung unſeres Gemeinweſens ſich endlich verwirklicht hat, nicht ſogleich für das richtige gehalten haben, nachdem es theoretiſch aufgeſtellt worden.

Wer den Glauben an die Beſtimmung Deutſchlands jahrelang unerſchüttert im Herzen getragen, wer in dem Aufſuchen der Mittel, dieſe Beſtimmung zu verwirklichen, ſtets von dem redlichſten Wahrheitsbedürfniß, von dem ungefälſchten Eifer für das hohe Ziel geleitet worden, den rechnen wir zu unſeren Veteranen, mag er auch verhältnißmäßig ſpät erſt zu der Ueberzeugung gekommen ſein, daß unſer Weg unter allen denen, die ſeiner Zeit verſucht worden, der richtige geweſen.

Der Weg iſt noch nicht zurückgelegt, wie manche vielleicht meinen mögen. Um ſo mehr haben wir Urſache, diejenigen Mitkämpfer hochzuhalten, die weder dem Eigenſinn der Doctrin, noch dem Einfluß perſönlicher Leidenſchaft verfallen blieben, als die Sprache der Ereigniſſe der unbeſtochenen, auf die Wahrheit allein gerichteten Einſicht keinen Zweifel an dem wahren Mittel der Aufrichtung Deutſchlands mehr geſtattete.

Julius Fröbel, im erſten Jahrzehend des Jahrhunderts in Thüringen, recht inmitten der kleinſtaatlichen Welt Deutſchlands geboren, hatte ſich natur-

Digitized by Google

wissenschaftlichen Studien, besonders geographischen und geologischen, zugewandt. Er kam früh nach Zürich als Lehrer an der Industrieschule und später auch an der Universität und erwarb sich bald einen Ruf als Fachschriftsteller. Das rege politische Treiben der Schweiz in den dreißiger Jahren mußte ihn anziehen, um so mehr, als es der Reflex einer allgemeinen europäischen Bewegung war. Denn Fröbel war kein einseitiger Fachmensch, zu nichts weniger angelegt, als zu einer sogenannten Specialität. Die universell sittliche Befriedigung des Menschen und die Mittel, dieselbe in objectiven Institutionen zu sichern, waren das Augenmerk seines Geistes von Anfang seiner Entwickelung und haben nie aufgehört, es zu sein. Wenn er bei einer solchen Richtung ähnlich wie Georg Forster von naturwissenschaftlichen Studien ausging, so ist das einerseits das Zeugniß einer auf das Thatsächliche gewendeten Anlage, andererseits ein Beweis der Stärke des universellen Bedürfnisses in ihm. Denn die Naturwissenschaft, die ein Gebiet von unermeßlichem Umfang und eine Totalität in sich ist, vermag sonst leicht, wie wir hinlänglich erfahren haben und noch täglich erfahren, das Interesse auch bedeutender Köpfe von der ethischen Welt ganz abzuziehen.

Als Politiker wandelte Fröbel in den dreißiger Jahren die Bahnen der radikalen Demokraten. Eine Erscheinung, die uns, so weit die wirkliche Bildung heute von diesen Bahnen sich entfernt hat, doch vollkommen begreiflich ist. Radikaler Demokrat sein, das hieß damals Niemanden von der Verwaltung der sittlichen Angelegenheiten ausschließen wollen. Dabei dachte der Idealismus jener Zeit freilich nicht an den Unterschied zwischen der Anlage oder Bestimmung zum höchsten sittlichen Beruf und der Fähigkeit, diesen Beruf auszuüben. Die Mittel der Erziehung und Uebung im politischen Beruf wurden nicht erwogen. Man glaubte, die Uebertragung des Berufes in unmittelbarster Form sei das einfachste und beste Mittel, die Erfüllung zu verbürgen. Wer nicht dieses Glaubens war, der hatte kaum einen anderen Weg, als den, die politischen Rechte an social bevorzugte Stände zu binden. Dies aber erschien idealistischen Naturen als egoistische Willkür oder auch als philisterhafte Aengstlichkeit. Nicht ganz mit Unrecht. Die elementarste Nothwendigkeit des Staates ist, daß er aus den socialen Interessen herausgehoben sei. Welche Mittel aber boten sich dem damaligen Auge, dies zu erlangen? Man hatte nur die Wahl, den Staat einer abgeschlossenen Kaste zu überliefern, während doch das sittliche Bedürfniß der Völker nach Theilnahme an ihren höchsten Angelegenheiten gegen den ausschließenden Beamtenstaat stärker und stärker reagirte. Wollte man dies also nicht, was kein strebsamer Geist wollen konnte, so gab es für das damalige Erkennen nur Einen Weg, der Auslieferung des Staats an die socialen Interessen zu entrinnen: den Weg, den Staat zur Sache Aller

Digitized by Google

ohne Unterschied zu machen. Auf dieser Bahn sehen wir Fröbel. Niemals aber sehen wir ihn darin irren, daß der Staat das ernste Werk des Verstandes und des bewußten Willens ist. Heftiger als mit dem damaligen schweizerischen entweder spießbürgerlichen oder egoistischen Conservatismus überwarf er sich mit dem Mysticismus eines Rohmer, jener Opiumphantasie, die da meinte, man müsse Verstand und Willen zur Ruhe bringen, damit irgend ein mystischer Lebensproceß die Früchte des Staates ungestört zur Reife bringen könne.

Bald ward dem damaligen Radicalismus die Schweiz zu klein. Seit dem Jahre 1840 war Deutschland von der politischen Bewegung ergriffen worden. Viele Deutsche suchten die in der Schweiz gereiften Ideen nach Deutschland zu verpflanzen, und diejenigen, welche diese Ideen in der Schweiz gepflegt hatten, ergriffen begierig die Gelegenheit zu einer großartigen Propaganda über die engen Verhältnisse der Schweiz hinaus. Es kam im Wesentlichen doch nur zu einer buchhändlerisch-literarischen Thätigkeit.

Am Schluß des Jahres 1846 erschien Fröbel indeß gerathen, den Sitz dieser Propaganda nach Deutschland zu verlegen. Er dachte nicht an Verschwörung, noch an gewaltsamen Umsturz. Im Gegentheil, er wollte eine Encyklopädie aller Fächer des Wissens herausgeben, der grundlegenden historischen, ethischen und technischen. Es war der echt deutsche Gedanke, daß nur aus dem Abschluß der Theorie, aus ihrer inneren und äußeren Vollendung die wahre Verbesserung der praktischen Welt hervorgehen könne. Aber das Unternehmen würde Jahre erfordert haben, ehe es nur den äußeren Abschluß hätte finden können. Die damalige deutsche Polizei duldete indessen nicht, daß ein so staatsgefährlicher Schriftsteller an einem Ort wie Leipzig, den er um des buchhändlerischen Vertriebes willen aufsuchen wollte, seinen Aufenthalt nehme. Fröbel wurde in Dresden gewissermaßen internirt, bis das Jahr 1848 allen diesen Dingen ein Ende machte.

Bevor Fröbel die Schweiz verließ, hatte er ein System der neuen Politik geschrieben, sein erster größerer Versuch auf dem staatswissenschaftlichen Gebiet. Das Buch war eigentlich der zweite Strauß, welchen der Verfasser mit dem politischen Mysticismus bestand. Wer von den Heutigen die vierziger Jahre bereits mit Bewußtsein durchlebt hat, erinnert sich, daß der damaligen Generation, die um jeden Preis vorwärts wollte und praktisch keinen Schritt vorwärts konnte, in der Theorie bald der politische Radicalismus nicht mehr genug that. Die Abgeschmacktheiten des Socialismus fanden bei der jüngeren deutschen Generation eine Empfänglichkeit, über die man heute erstaunt. Bald hieß es: „Alle Politik, auch die radicalste, ist ihrem Wesen nach reactionär. Was kümmert uns der Staat, dieses überlebte Institut! Die Zukunft gehört der Gesellschaft. Laßt uns die Keime der Gesellschaft

betrachten, die aus den Trümmern der alten Welt emporwachsen.“ Wir wundern uns heute weniger darüber, daß solcher Unsinn vorgetragen, als daß er angehört werden konnte, angehört bald mit ängstlicher Scheu, bald mit halb willigem Glauben. Propheten hat der Unsinn in allen Zeiten gefunden und wird ihrer immer finden. Aber die Zuhörer der Propheten sind nicht immer gleich zahlreich. Viele, denen es damals um die Politik Ernst war, und die mit Schrecken und Trauer gewahrten, wie hohl das Denken der Massen sein mußte, die den Propheten des Socialismus ein ebenso williges, übrigens für die praktische Consequenz ebenso unbedenkliches Ohr liehen, wie den politischen Aufrüttelungsversuchen, gaben sich die undankbare Mühe, die Sinnlosigkeit der socialistischen Phrasen zu beweisen. Fröbel suchte seinerseits zu zeigen, daß nur die politische Demokratie im Stande sei, das sociale Problem aufzunehmen und zu lösen, d. h. die Uebelstände der Ungleichheit des materiellen Besitzes zu heilen. Die Mitlel der Abhilfe, welche Fröbel im Jahre 1846 vorschlug, zeugen freilich von einer mehr als mangelhaften Anschauung der wirthschaftlichen Vorgänge und Möglichkeiten. Indessen hat sein System der neuen Politik doch die Wirkung gehabt, auf jeden Fall dazu beizutragen, die Leerheit eines Socialismus, der von Staat und Politik dem Wesen nach absieht, d. h. der die menschlichen Dinge ordnen und leiten will, ohne irgendwie einen handlungsfähigen Gesammtwillen zu bilden, für immer einzuprägen. An die Stelle der reinen Socialisten treten seitdem die Socialdemokraten, und es ist wunderlich genug, daß Fröbel in gewissem Sinne zu den Vätern der Socialdemokratie gehört.

Das Jahr 1848 verschaffte Fröbel einen Sitz in der deutschen Nationalversammlung. Es war natürlich, daß er nach seinen damaligen Anschauungen ein Führer der republikanischen Partei wurde. Als solchen wählte ihn der Congreß der demokratischen Vereine, welcher in jenem Jahr auf einige Tage ebenfalls in Frankfurt a. M. zusammentrat, zum Präsidenten.

In der Nationalversammlung bildete sich die Partei, welche den preußischen Staat zum institutionellen Haupt Deutschlands machen wollte. Fröbel hat lange Zeit diese Partei mit aller Kraft der Ueberzeugung und mit allem Aufwand seines gewandten, unterrichteten Geistes bekämpft. Die Abneigung gegen die preußische Hegemonie hatte bei ihm andere Gründe, als bei den meisten seiner politischen Glaubensgenossen der damaligen Zeit. Diese fürchteten größtentheils die politische Ordnung überhaupt. Das tumultuarische Treiben der Volksmassen und die Herrschaft der Demagogen war ihnen Selbstzweck. Fröbel dagegen war nicht nur ein ernster Geist von vorwiegend theoretischer Anlage, sondern auch eine ästhetisch feine, um es kurz zu sagen, eine aristokratische Natur. Dabei ist sein geistiges Naturell nie der Art gewesen, um irgend eine theoretische Krystallisation unlösbar verhärten zu lassen und

von derſelben abhängig zu werden. Er hat immer das Bedürfniß der theoretiſchen Grundlegung und Abrundung, der zugleich logiſchen und anſchaulichen Conſtruction gehabt, aber er hat auch immer die Elaſticität beſeſſen, nach praktiſchen Eindrücken und Erfahrungen die Theorie zu erweitern. Folgt daraus etwa, daß dieſes theoretiſche Bedürfniß ein müßiges Spiel iſt? Wir können die Frage hier nicht erörtern und müſſen uns mit der Ausſage begnügen, daß wir nicht zu der viel verbreiteten Menſchenklaſſe gehören, die den Werth der Theorie nicht begreifen kann und die vorläufig wieder einmal das Recht erlangt hat, ſich dieſes Unvermögens zu rühmen.

Es war alſo weder demokratiſche Roheit und Formloſigkeit, noch lediglich doctrinärer, etwa republikaniſcher Eigenſinn, welche Fröbel verhinderten, die Verwendung der preußiſchen Staatskraft zur Wiedergeburt Deutſchlands als möglich und wünſchenswerth zu erkennen. Es war das politiſche Ideal ſelbſt, wie es Fröbel tiefer und nachdenklicher als die meiſten demokratiſchen Politiker ausgebildet hatte, nicht bloß deſſen äußere Form, was ihn zum Gegner Preußens machte.

Zwei Dinge begehrte damals der politiſche Inſtinct in allen Parteien außer derjenigen des status quo. Man ſehnte ſich nach der Lebendigkeit des Staats durch die Theilnahme der Bürger, und man ſehnte ſich nach einem großen würdigen Zweck des Staates. Die Lebendigkeit des Staates erſcheint am intenſivſten je kleiner das Gemeinweſen iſt. Ein großer Staatszweck aber erfordert auch eine gewiſſe Größe der äußern Dimenſionen, wenigſtens bei den materiellen Mitteln und der Möglichkeit ihrer Concentration, wie ſie unſere Zeit beſitzt. Die helleniſchen Gemeinweſen haben bei einem geringen materiellen Umfang den höchſten Adel der Geſinnungen und der Werke und eine nie erreichte Majeſtät der Erſcheinung hervorgebracht. Das ſoll man nicht vergeſſen, wie es ſo oft geſchieht, um nicht zu wähnen, daß die Quantität der Ausdruck der Geiſtesgröße ſei. Der Staat aber als eine Concentration aller ſittlichen Thätigkeit muß nach der natürlichen Größe der verſchiedenen Thätigkeitsgebiete, wie ſie einer beſtimmten Zeit gegeben ſind, ſeinen eignen Umfang einrichten, weil er ſonſt den Gegenſtänden, die er vereinen und beherrſchen ſoll, nicht zu folgen vermag. Die materiellen Dimenſionen eines wirklichen Staates dürfen heut zu Tage nicht unter ein gewiſſes Maß herabſinken.

Fröbel, der die Forderungen des politiſchen Inſtinctes mit conſequenter Reflexion ſich zum Bewußtſein brachte, mußte auf den Föderativſtaat als die vollkommenſte Erſcheinung des Gemeinweſens geführt werden, lange bevor der Gegenſatz von Einheitsſtaat und Bundesſtaat anfing, die öffentliche Meinung Deutſchlands zu beſchäftigen. Nur der Föderativſtaat ſchien die beiden damaligen Forderungen oder Bedürfniſſe in vollkommenſter Art vereinigen zu

können: Die Lebendigkeit und den großen Inhalt des Staates. Nicht bloß durch seine Theilnahme an dem politischen Leben der Schweiz war Fröbel Anhänger des Föderativstaates geworden. Die Schweiz konnte vielmehr seinem politischen Ideal nur unvollkommen genügen. Weit mehr fand er dieses Ideal in der nordamerikanischen Union, obwohl er sie noch nicht aus eigner Anschauung kannte.

Nichts konnte einer so beschaffenen politischen Denkungsart fremder sein, als der Gedanke, Preußen an die Spitze Deutschlands zu stellen. Preußen stand in dem Rufe, durch eine straffe Disciplin in Heer und Civil alle Lebendigkeit des Staates zu unterdrücken, und was die große Fassung der Staatsaufgabe betraf, so konnte man diese von Außen gesehen nur Einem oder zwei Fürsten nachsagen und dann einigen Staatsmännern und Heerführern der Befreiungskriege, die aber mit ihrer Sinnesart nur halb durchdrangen. Wenn Ernst Moritz Arndt in seinem Geist der Zeit die Starrheit des preußischen Beamtenthums, wenn der Freiherr von Stein während der Jahre des Befreiungskrieges die Kleinlichkeit der in Preußen vorwaltenden Staatselemente für unverbesserlich erklärt hatten, so dürfen wir es einem Manne, der in der Läßlichkeit kleinstaatlicher Zustände aufgewachsen und dann sogleich von der radicalen Strömung, welche um die Mitte unseres Jahrhunderts alle strebenden Geister Europa's ergriff, fortgerissen worden, nicht verübeln, wenn ihm der Gedanke, die Revolution von 1848 solle zur Oberherrschaft Preußens in Deutschland führen, gothisch und überdies unmöglich vorkam.

Den Männern, welche, vom Radicalismus unberührt, damals auf die Gründung der preußischen Hegemonie hinarbeiteten, möchte man dies gern hoch anrechnen, und mit jeder möglichen Ehre vergelten, wenn nicht zwei der einflußreichsten unter ihnen, Heinrich von Gagern und Gervinus, von dem politischen Gedanken ihrer besten Zeit später so kläglich abgefallen wären, daß man nothwendig auf die Vermuthung kommen muß, sie haben das Richtige nur aus Zufall eine Zeit lang verfolgt, ohne je die wahren Gründe begriffen zu haben.

Die mangelhafte Einsicht der damaligen Anhänger Preußens mildert den Vorwurf noch mehr, welcher sonst die Gegner treffen müßte. Es war nicht preußische Disciplin und Aufopferungsfähigkeit für den Staat, welche ein Gervinus oder Gagern zu Deutschlands Heil und Größe bewahren und verwerthen wollten, es war — ja wer mag errathen, was diese Männer eigentlich in Preußen gesucht und von ihm erwartet haben! Als preußischer Ernst und preußische Zucht die Bewunderung Europa's errangen, und mit der kleinstaatlichen Zerfahrenheit aufräumten, da bekreuzigten sich jene Pseudofreunde dieses Staates über den „Militarismus". Viele einstige Gegner Preußens dagegen, unter ihnen Fröbel, fühlten sich freudig gehoben, als sie sahen, daß

dieſer Militarismus, den ſie für Scheinweſen gehalten, eine weltgeſchichtliche Kraft in ſich barg. Der Sinn aber, dem das wahrhaft Wirkende Achtung abgewinnt, iſt tauſendmal achtungswerther, als der wahnwitzige Hochmuth des Doctrinärs, der ſich unendlich erhaben denkt, wenn er die mit der Doctrin nicht übereinſtimmende Wirklichkeit, ſei ſie auch noch ſo groß, mitleidig belächelt, während es nur die reine Stumpfheit und Leerheit iſt, die ihn gegen die Macht der Wirklichkeit ſtählt.

Es iſt bekannt, wie die demokratiſche Partei in der Nationalverſammlung zu Frankfurt ſich bald überzeugen mußte, daß ſie ihr Ziel weder mittels der Verſammlung, noch außerhalb derſelben durch die Volksmaſſen werde erreichen können. Die October-Revolution zu Wien erſchien als ein unerwarteter Hoffnungsſtrahl. Auf Betrieb der demokratiſchen Partei wurden Robert Blum und Julius Fröbel als Abgeordnete der deutſchen Nationalverſammlung nach Wien geſandt. Ihr Auftrag war ſehr unklar. Sie ſollten anſcheinend zwiſchen der aufſtändiſchen Bevölkerung und der öſtreichiſchen Regierung vermitteln. Im Sinn der demokratiſchen Partei zu Frankfurt mag gelegen haben, daß ihre Abgeſandten beitragen ſollten, der Bewegung in Oeſtreich eine Wendung zu geben, welche der ſinkenden demokratiſchen Bewegung Deutſchlands neue Kraft zuführen könnte.

Man weiß, wie die Abgeordneten der Nationalverſammlung zuerſt einer innerhalb der Mauern Wien's ſiegreichen Revolution begegneten, der ſie weder Einhalt thun, noch ein zweckmäßiges Ziel geben konnten, wie ſie dann von der ſiegreichen Reaction einfach als Mitſchuldige und Hochverräther behandelt wurden. Durch glückliche Zufälle entging Fröbel dem tragiſchen Schickſal ſeines Genoſſen. Talent und Hingebung für die demokratiſche Sache hatte beiden Männern eine Sendung verſchafft, der ſie jeder nach ſeiner Art innerlich fremd waren. Robert Blum, der mit großer Tapferkeit und Umſicht in den Reihen der vormärzlichen Oppoſition gekämpft hatte, war doch nichts weniger als eine radicale Natur, vielmehr mit einem lebhaften Inſtinct für das Mögliche und Wirkungsfähige begabt. Er war indeß durch ſeine Vergangenheit zu weit gebunden, um derjenigen Partei, in der ihn der Anfang der Bewegung ſehen mußte, wo es nur darauf ankam, einen unerträglichen Druck abzuſchleudern, den Rücken zu wenden *ohne die Gewißheit*, daß ein ſolcher ſcheinbarer Abfall in einem wahrhaft vaterländiſchen Erfolg ſeine baldige Rechtfertigung finden würde. So wie die Dinge aber lagen, ſpielten die nachmals ſogenannten Gothaer in Frankfurt ein wohlgemeintes, aber für ein unbefangenes Auge von Anfang hoffnungsloſes Spiel. Mit ihnen gehen, konnte für einen Mann von politiſchem Inſtinct nichts anderes heißen, als ſich vorbereiten auf ein vielleicht heilſames Märtyrerthum. Aber es iſt ſchwer, eine Partei zu verlaſſen, um nicht der Mitſieger, ſondern

der Märtyrer einer bisher bekämpften Ueberzeugung zu werden. Auch die Sache der reinen Demokratie stand damals hoffnungslos und ein scharfblickendes Urtheil mochte sich sagen, daß sie nicht einmal die Zukunft für sich habe, und daß die Martyrien, die sie ihren Anhängern bringen müsse, obendrein Thorheiten seien.*) Wir denken uns, daß Blum schweren Herzens nach Wien gegangen ist und vielleicht eine Empfindung davon gehabt hat, daß das tragische Geschick, dem er begegnete, nicht ein grausamer Zufall, sondern der unvermeidliche Abschluß eines Lebensganges werden sollte, dem weniger die Natur des Mannes, als äußere Fügung den Stempel einer unverrückbaren Parteistellung gegeben hatte. So ging eine seltene Charakterkraft, unbezwinglicher Muth, der sich sehr wohl mit kluger Vorsicht zu paaren verstand, und ein einziges Talent persönlicher Einwirkung auf große Volksmengen vor der Zeit in grausamer Weise zu Grunde.

Ebenso wenig wie Blum war Fröbel in Wahrheit der Mann, eine phantastische Revolution anzuschüren oder zu gebrauchen. Es scheint, daß ihm an den östreichischen Zuständen viel weniger die Möglichkeit anzog, ein radicales Ideal verwirklicht zu sehen, als die althistorische Stellung Oestreichs in der großen Weltpolitik. Derartige Sympathien und Gesichtspunkte haben vielleicht zu seiner Lebensrettung beigetragen.

Als die Bewegung von 1848 in ihren letzten Zuckungen auf deutschem Boden erstickt war, ging Fröbel als Flüchtling nach Amerika. Der dortige, fast zehnjährige Aufenthalt brachte ihm nicht sogleich eine Umbildung seiner politischen Grundanschauung, sondern mit einer großen concreten Bereicherung derselben zunächst ihre Bestätigung. Den Unterschied der amerikanischen Demokratie von derjenigen, wie man sie sich während der vierziger Jahre in Europa vorzustellen pflegte, mußte er freilich bald bemerken. Wie in Europa strebte in Amerika die Demokratie nach einem gleichmäßigen Niveau, aber in Amerika liegt das erstrebte Niveau auf dem Höhepunkt der Gesellschaft, des Wohlstandes, der sorgfältig bewahrten Schicklichkeitsform und des Behagens, während man dasselbe in Europa möglichst tief gelegt und es gleichsam als einen Raub an der Menschheit betrachtet hatte, ein von Formen und Geschmack umgebenes Leben zu suchen. In Amerika strebt alles von unten nach oben, während die europäische Demokratie die höheren Gesellschaftsschichten hatte herabdrücken und ihre Eigenart zerstören wollen. Das zeigt freilich von einer ganz anderen Art der Lebenswürdigung, und dem europäischen Beobachter konnte auch die weitere Bemerkung nicht entgehen, daß die Emporkommenden in Amerika auf die Zurückbleibenden keineswegs mitleidige Blicke

*) Die in nicht zu langer Zeit zu erwartende Herausgabe des handschriftlichen Nachlasses Robert Blum's wird im Wesentlichen das von dem Herrn Verfasser des obigen Artikels entworfene Charakterbild bestätigen. H. B.

nach Art europäiſcher Philantropie zu werfen pflegen. Es wurde Fröbel nach und nach klar, daß die Staatsform mit der ſocialen Entwickelung enge zuſammenhängt und daß die Republik durchaus nicht der politiſche Ausdruck desjenigen Stadiums der ſocialen Entwickelung iſt, in welchem die ſocialen Unterſchiede am meiſten verſöhnt ſind, ſei es durch eine zur Herrſchaft gelangte nivellirende Tendenz, ſei es durch den Ausgleich der ſittlichen Pflichten. Die amerikaniſchen Eindrücke und Erfahrungen hat Fröbel in dem durch Inhalt und Form gleich ausgezeichneten Werke: „Aus Amerika, Kriſen und Studien“ niedergelegt.

Indem Fröbel in Amerika lernte oder doch zum erſten Mal ſich deutlich zum Bewußtſein brachte, daß die Staatsform — und was kann die Demokratie anders bedeuten, als eine beſtimmte Art der Staatsgeſtaltung? — der Ausdruck eines beſtimmten Stadiums der ſocialen und ſittlichen Entwickelung iſt, lernte er auch die europäiſchen Gegenſätze objectiver und aus einem umfaſſenderen Standpunkt würdigen. Die innere Staatsverfaſſung intereſſirte ihn jetzt weniger nach ihrer Annäherung an ein vermeintliches Ideal, als nach ihrer Leiſtungsfähigkeit für den Fortſchritt des betreffenden Volkes in ſeiner beſtimmten hiſtoriſchen Lage. Es war die Geſammtheit des Völkerlebens mit ihren Motiven und Gegenſätzen, die ihn nun eine Zeit lang ausſchließlich beſchäftigte. Im fünften Jahrzehend des Jahrhunderts war die europäiſche Welt, wie man weiß, durch den orientaliſchen Krieg als die wichtigſte Begebenheit bewegt. Die öffentliche Meinung Amerika's betrachtete, wie man ſich erinnert, den europäiſchen Kampf von einem ganz abſtracten Schema aus, unter dem man ſich dort die Weltentwickelung vorzuſtellen angewöhnt hatte. Man conſtruirte ſich die Politik gleich nach Welttheilen und nahm Aſien und Europa für einen einzigen Welttheil, den alten Continent, wie man zu ſagen liebte, obwohl die ſogenannte Jugend Amerika's geologiſch einigermaßen zweifelhaft iſt. Bei der Vertheilung der Welt forderte man den amerikaniſchen Continent mit der dazu gehörigen Inſelwelt für ſich und gönnte den alten Continent den Ruſſen. Afrika, das nur durch eine Landenge mit dem alten Continent zuſammenhängt, überließ man einſtweilen dem eigenen Schickſal, es wäre ſonſt ſelbſt nach amerikaniſcher Vorſtellung für die Ruſſen zuviel geworden. Dieſe ruſſiſche Sympathie in den Vereinigten Staaten hat eigentlich keinen andern Grund, als daß, auf der Karte geſehen, von der alten Welt die Ruſſen ſchon das Meiſte inne haben, und daß ihre Regierung außerdem wohlfeile Artigkeiten gegen die öffentliche Meinung Amerika's gelegentlich nicht geſpart hatte. Der Weſten Europa's lag mit Rußland im Kampfe, derſelbe Weſten, der mit Amerika's Handels- und Seeherrſchaft rivaliſirte. Grund genug für die ſogenannte öffentliche Meinung, die das kurzblickendſte Geſchöpf von der Welt iſt, den Ruſſen die Herrſchaft über ganz Europa zu wünſchen. Die öffentliche Meinung, wo ſie auch den Mund auf-

thut, denkt niemals über einen Schritt hinaus. So dachte man auch in Amerika nicht daran, daß der europäische Westen in Rußlands Hand, wenn eine solche Eroberung überhaupt denkbar wäre, für Amerika jedenfalls viel gefährlicher sein würde, als er jetzt irgend sein kann.

Fröbel, dessen Herz für die hohen geschichtlichen und sittlichen Werthe schlug, die in der westeuropäischen Cultur als Anlage aufbewahrt liegen, fand diese russisch-amerikanische Sympathie unheimlich. Er sah in derselben das Gefühl verwandter Naturgewalten, welche gleichmäßig den Westen Europa's bedrängen. Er hätte für eine Thorheit gehalten, den Amerikanern Sympathie für Europa einflößen zu wollen, aber er fand bedenklich, daß in Europa selbst so wenig Bewußtsein der drohenden Gefahr herrschte, daß die Gedanken hier so wenig auf eine wirksame Abwehr gerichtet waren. Damals lernte Fröbel bei einem Besuch in England Urquhart kennen, jenen merkwürdigen Kopf, der, wie man weiß, ganz eingenommen ist von der einzigen Idee, daß Rußland die Eroberung der alten Welt systematisch betreibe und durch Theilung, Lähmung, Bestechung sich die zum Widerstand berufenen Nationen für die Unterdrückung vorbereite. Unter dem Eindruck der amerikanischen Auffassung des russisch-europäischen Conflictes schenkte Fröbel der phantastischen Geschichtsphilosophie Urquhart's ein aufmerksameres Gehör, als sie verdienen mag. Er wurde eine Zeit lang ihr Verfechter.

Es kam das Jahr 1859. Aus dem Feldherrn einer antirussischen Coalition wurde Napoleon III. der Bekämpfer von Oestreichs italienischer Oberherrschaft. Damals kehrte Fröbel dauernd nach Deutschland zurück. Man erinnert sich, wie der Napoleonische Kampf gegen Oestreich die gesammte öffentliche Meinung Deutschlands in zwei heftig entgegengesetzte Lager spaltete. Die Einen sahen in der Bekämpfung Oestreichs die Erneuerung der altnapoleonischen Herrschaftspläne über den europäischen Continent oder doch über dessen Westen und Mitte. Die Anderen sahen in der Schwächung Oestreichs die willkommene Gelegenheit, die unnatürliche und unheilvolle Herrschaft dieses Staates auch in Deutschland zu brechen. Fröbel sah in jedem Zwiespalt westeuropäischer Mächte eine Verkennung der aus Osten drohenden Hauptgefahr. Es schien ihm schon tadelnswerth, daß Napoleon sich gegen Oestreich gewandt hatte, ohne die Unschädlichmachung Rußlands vollendet zu haben. Noch tadelnswerther schien ihm, daß Deutschland die Schwächung Oestreichs zulassen sollte, des natürlichen Führers der europäischen Vertheidigung gegen Rußland. Fröbel betrachtete den resultatlosen Ausgang des Krimkrieges als das gelungene Werk der überlegenen russischen Diplomatie. In dem Unternehmen Napoleon's gegen Oestreich sah er die vermessene Meinung, den Widerstand gegen Rußland an der Spitze der romanischen Welt allein durchführen zu können. Das Bestreben aber, in der damaligen Lage Deutschland von

Oeſtreich zu emancipiren, erſchien ihm lediglich als Befangenheit in untergeordneten Geſichtspunkten. Fröbel's Sympathien für Oeſtreich, das geographiſch und hiſtoriſch eine ſo merkwürdige Rolle in den Geſammtbeziehungen der europäiſchen Politik ſpielt, erwachten auf's Neue. Als die Schläge, welche Oeſtreich 1859 erlitten, ſeine Regierung auf eine Politik der inneren Reform drängten, beſchloß Fröbel, ſich dieſem Werke zu widmen. Er wurde der Gründer und Herausgeber eines Tageblattes, welches die Politik des Miniſteriums Schmerling zu erläutern und zu verfechten ſich zur Aufgabe ſetzte.

Fröbel ſtand ſo dem Werke der Emancipation Italiens und Deutſchlands vom öſtreichiſchen Einfluß eine Zeit lang bekämpfend gegenüber. Beide Emancipationen wurden auf die Idee der Nationalität geſtützt. Fröbel, der von naturwiſſenſchaftlichen Studien aus zur Behandlung der ethiſchen Probleme gelangt war, der überdies in Amerika ſtarke Eindrücke davon erlangt hatte, wie der Proceß der Cultur und Staatenbildung eine Ueberwindung der bloßen Naturbeſtimmtheit iſt, ſah in dem Hervorziehen der Nationalität eine in dem Culturleben Europa's unberechtigte und geradezu reactionäre Geltendmachung einer phyſiſchen Beſtimmung. Die Nationalität iſt indeß doch etwas ganz anderes, ſie iſt das einheitliche Organ des umfaſſenden geiſtigen Lebenszweckes: nicht eine natürliche, ſondern eine ethiſch freie, allerdings die verſchmelzende Aufnahme von vervollkommneten Naturanlagen enthaltende Individualiſirung eines Theils der Menſchheit. Fröbel wollte, daß Oeſtreich durch Inſtitutionen politiſcher Freiheit die Bruchſtücke phyſiſch getrennter Racen, die es in ſeinem Staatsweſen umfaßt, in einem großen Staats- und Culturzweck zuſammenhalte und dieſem Zweck als mehr oder minder dienende Glieder auch Deutſchland und Italien anſchließe. Unter dem Geſichtspunkt des Gegenſatzes gegen Rußland gewann ihm auch der Katholicismus vorübergehend eine poſitive Bedeutung. So ſehr hatte der ehemalige Demokrat gelernt, die hiſtoriſchen Mächte lediglich nach ihrer Leiſtungsfähigkeit und ihrer Stellung im Kampfe der hiſtoriſchen Kräfte zu ſchätzen, weit hinausgehend über den Maßſtab eines einzelnen, vielleicht hochzuſchätzenden, aber doch bloß zeitlich und local bedingten Ideals.

Er ſchrieb jetzt das Syſtem der Politik zum zweiten Male, indem er das vor 25 Jahren herausgegebene Werk gleichen Namens als eine unreife Frucht bezeichnete. Die frühere Arbeit war eigentlich eine etwas phantaſtiſch ausfallende Bezeichnung der Wege geweſen, wie die Geſellſchaft alle Wünſche des Individuums gewähren kann. In dem neuen Werke handelte es ſich nicht bloß um eine neue Bearbeitung des alten Thema, ſondern vor Allem um ein ganz neues Thema. Das neue Syſtem war eigentlich der Verſuch, eine Statik der hiſtoriſchen Kräfte des Zeitalters aufzuſtellen, in welchem wir leben. Nach den Lehren der Statik ſollte den Völkern, die an der Aufgabe unſeres Zeitalters theilnehmen wollen und können, ihre Sonderaufgabe vor-

gezeichnet werden. Ein solcher Versuch kann sehr geistreich ausfallen und sehr interessante Beobachtungen zu Tage fördern. Es steht ihm nur eine unüberwindliche Schwierigkeit entgegen. Das ist das Geheimniß der Freiheit oder wenn man lieber will, das Geheimniß der unbekannten Kraft, welches in der Entwickelung der Völker waltet. Die Statik muß sich gefaßt halten, an der Stelle plötzlich eine Lücke zu finden, wo sie eine nachhaltige Kraft vorausgesetzt, und ebenso eine unberechenbare Kraft sich entfalten zu sehen, wo ein schwaches Leben sich geregt hatte und als solches in Rechnung gestellt war. Aehnliche überraschende Erfahrungen waren gerade dem Jahrzehend vorbehalten, in welchem Fröbel sein neues System der Politik entwarf.

Zunächst mußte er erfahren, daß er sich in Oestreich getäuscht habe. Er hatte geglaubt, ein System des Liberalismus im Innern, verbunden mit großartiger Action nach Außen, werde nicht nur die vom Racenhader getrennten Völkerbruchstücke Oestreichs zusammenführen, sondern ganz Mitteleuropa in seine Bahnen ziehen können. Da zeigte sich nun zweierlei. Erstlich, daß eine solche Politik in jedem Fall des Kernes einer reich entwickelten, in ihrem Wollen klaren und kräftigen Nationalität bedarf. Den Deutschen Oestreichs wird man die lobenswerthesten Eigenschaften der Naturanlage nachrühmen dürfen. Aber die Fähigkeit, die geistige Führung Mitteleuropa's zu übernehmen, oder was dasselbe ist, zu diesem Werk die nöthigen Kräfte zu stellen, besaßen sie nicht. Durch welches Wunder hätten die unverdorbenen, weil unmündigen, Kinder eines aristokratisch-jesuitischen Absolutismus diese Fähigkeit plötzlich erlangen sollen? Nicht die deutsche Bevölkerung Oestreichs war der Träger des altöstreichischen Staatswesens und seiner mehr dem Schein als der That nach großartigen Politik gewesen. Die Aristokratie aller Bruchstücke, welche das östreichische Völkerconglomerat bilden, hatte, geschaart um die Dynastie, den Staat regiert. Die Folge dieses Zustandes war, daß Oestreich kein Bürgerthum als entscheidendes Staatselement besaß, und ferner, daß es keinen Beamtenstand als strengen Vertreter der Staatspflicht bis in das unterste Getriebe des Staats hinein erlangte. Auf diesem Boden konnte der Liberalismus nichts anderes sein, als eine Maske, hinter der immer wieder die Aristokratie und der Klerus standen, als die einzigen wirklichen Staatskräfte der Monarchie. Die Führung Mitteleuropa's aber konnten diese Kräfte nicht behaupten, obwohl sie dieselbe zur Zeit des Fürsten Schwarzenberg gewonnen zu haben schienen. Sie konnten, was weit schlimmer war, die unter den bisherigen Regierungsmitteln unaufhaltsame Abnahme der Leistungsfähigkeit des Staates weder heilen noch verbergen.

Fröbel mußte sich vor Allem überzeugen, daß hinter allen Experimenten der inneren und äußeren Politik in Oestreich kein thatkräftiger Reformgedanke lag. Das Schmerling'sche System, welches auf einen centralisirenden Parla-

mentarismus hinauslief, war eine Unmöglichkeit. Denn, wären die Abgeordneten aller Kronländer im Reichsparlament erschienen, so hätten die centrifugalen Kräfte sogleich die Majorität gehabt. Die Ungarn zogen bekanntlich vor, durch passiven Widerstand die parlamentarische Centralisation zu lähmen. So wurde der Versuch derselben endlich aufgegeben, noch bevor man wußte, was an die Stelle zu setzen sei.

Während die Regierung zu Wien sich vergeblich abmühte, die Elemente des eigenen Reichs zu einigen, belud sie sich noch mit dem Versuch, die dynamisch so ungleichartigen Bestandtheile Deutschlands mittels einer Reichsverfassung der östreichischen Führung zu unterwerfen. Dergleichen gelingt nur dem Starken, der im vollen Besitz der eigenen Kraft ist, und es gelingt auch nur dann, wenn das Ziel der Kraft genau angepaßt ist, über welche der Unternehmer klug und kühn verfügt. Das Alles traf hier nicht zu. So genügte ein von keiner Action begleitetes Veto, den Plan in das Nichts zurücksinken zu lassen.

Fröbel hatte die föderative Einigung Mitteleuropa's unter der Führung Oestreichs in dem Grade für eine Nothwendigkeit gehalten, daß er einmal schrieb: übermächtige Thatsachen, die allein im Stande seien, den Widerstand kurzsichtiger Doctrinen gegen die von der europäischen Lage gebotene Pflicht zu brechen, würden nicht auf sich warten lassen. Er hatte bei diesen Worten vielleicht an das stärkere Hervortreten der russischen Angriffspolitik gedacht. Die Ereignisse der Jahre 1864 bis 66 zeigten indeß der erstaunten Welt, welcher unvergleichlichen Leistungen das so lange in einer mehr als bescheidenen Rolle zurückstehende Preußen unter der rechten Leitung fähig sei. Diese Leitung kam wie immer in dem Augenblick, wo sie am wenigsten erwartet wurde, und wo ihr Eintreffen am Dringendsten war. Dieses Eintreffen ist das Geheimniß der Freiheit, der höheren Leitung oder vielleicht der nach unbekannten Gesetzen erfolgenden Entwickelung unbekannter Kräfte im Völkerleben. Auf solche Wunder vertrauen, lehrt nur der intimste Zusammenhang mit einem Volks- und Staatswesen. Wer diesen Zusammenhang nicht besessen hat, dem kann es nicht zum Vorwurf gereichen, wenn er die Wunder, die sich auf einem bestimmten Boden erzeugen, nicht in Rechnung gestellt hat, ehe sie geschahen. Es gereicht ihm aber zur Ehre, wenn er sich gegen die Wunder, die geschehen sind, nicht verstockt.

Fröbel lernte das neue Preußen in die Rechnung der europäischen Zukunft stellen. Aber er wurde seiner Idee nicht untreu. Er hielt fest an dem Vorzug des föderativen, des zusammengesetzten Staates vor dem einfachen, und fand diese Idee endlich durch das neue deutsche Kaiserthum der Krone Preußen verwirklicht. Er durfte auch festhalten an der Idee der mitteleuropäischen und vielleicht auch mittel- und westeuropäischen Gemeinschaft. Aber

er durfte sich belehrt erklären, daß die Leitung dieser Interessenpolitik nicht nach Wien zu fallen habe. Es ist kein Irrthum, dessen sich ein Politiker zu schämen braucht, wenn die alte Tradition großer politischer Gesichtspunkte sich nicht verjüngt auf einem Boden, wo die natürlichen Wurzeln einer großen Politik, von jeher zu schwach, endlich verdorrt sind. Es ist ebenso wenig ein solcher Irrthum, die Fähigkeit der großen Politik da nicht vorausgesetzt zu haben, wo sie bisher immer nur sporadisch erschien, um langen Pausen der Schwäche und kleinlichen Wollens Platz zu machen.

Seit dem Jahre 1866 hat Fröbel in München ein Tageblatt gegründet, welches in Süddeutschland den Gedanken des deutschen Reiches vertrat, noch ehe dasselbe vollendet war, und welches nach der äußeren Vollendung des Reiches an den großen Aufgaben der inneren und äußeren Politik, welche dem deutschen Gemeinwesen zufallen, durch einsichtige Verarbeitung der Tagesgeschichte einen ehrenvollen Antheil nimmt.

Herder's Einwirkung auf die deutsche Lyrik von 1770—1775.

Von E. Laas.

Wir besitzen eine große Fülle von Anthologien, die den bunten Schatz der heute noch lebendigen nationalen Lyrik und der Gedichte lyrisch-epischen Genres gesammelt enthalten. Sehr wenige dieser Sachen reichen über das Jahr 1770 zurück; aber gleich in den nächsten Jahren bricht ein überraschender Reichthum blühender und herzig duftender Gesänge hervor.

War es in der organischen Entwicklung des deutschen Geisteslebens begründet, hing es von einem Gesetze inneren Wachsthums, von einer Art vorherbestimmter Nothwendigkeit ab, daß plötzlich und gleichmäßig eine große Reihe lyrischer Talente ohne Verabredung, ohne einheitliche Direction den Ton anschlug, der in dem Herzen des Volkes noch nach Jahrhunderten wiederzuklingen versprach, während die Stimme der vorhergegangenen Generation schon jetzt fast ganz verhallt ist? Es kann kein Zweifel sein, daß der plötzliche Umschwung gerade so von den kritischen, theoretischen Schriften Herder's abhängt, wie das Hervorbrechen der volltönigen, gefühls- und phantasiereichen Epik und Odendichtung Klopstock's auf die Theorien der Züricher Professoren Bodmer und Breitinger zurückgeführt wird. Mit dem Erscheinen der drei ersten Gesänge des Messias 1748 beginnt man gewöhnlich eine ganz

neue Periode unſerer Literaturgeſchichte; der Unterſchied zwiſchen den Zeitabſchnitten vor und nach Herder's Einwirkung iſt noch einſchneidender und ſchärfer.

An Klopſtock haften noch hemmend und irreleitend die Reſte einer alten, verbildeten Zeit; mit dem Geſchlecht, das Herder ſeine Geburt verdankt, beginnt in ſchroffer Abkehr ein abſolut Neues, das auch die meiſten Schöpfungen Klopſtock's in die Vergeſſenheit drängte. Dies an den Erſtlingen der neuen Zeit, an Gedichten des lyriſchen und lyriſch-epiſchen Genres aus der erſten Hälfte der ſiebziger Jahre zu zeigen, iſt Abſicht der folgenden Zeilen. Es iſt die Zeit vor Goethe's Ueberſiedelung nach Weimar, wo für ſein Leben wie für ſein Dichten ein völlig neuer Abſchnitt beginnt. Nur dann ſoll in die Weimarer Zeit ſelbſt übergegriffen werden, wenn zufällig für die vorherliegende Anregung Herder's erſt hier der abſchließende Ausdruck gefunden iſt.

Von Schiller iſt gar nicht nöthig zu ſprechen; das erſte von ihm veröffentlichte Gedicht, „der Abend" im Schwäbiſchen Magazin des Jahres 1776 liegt außerhalb des begrenzten Abſchnittes und ſein Dichten bleibt überhaupt faſt ganz außerhalb Herder'ſcher Wirkungsſphäre. Aber hinein fallen der Göttinger Muſenalmanach unter Boje'ſcher Redaction und J. G. Jacobis Iris, die beiden Zeitſchriften, in welche die neue lyriſche Richtung ihre Productionen niederlegte.

Um Werth und Bedeutung des Neuen ganz zu würdigen, muß auf das Alte hingewieſen werden, was verdrängt werden ſollte und nun — wie wir ſehen — verdrängt iſt.

Was fand Herder auf dem angegebenen Gebiet für eine Poeſie vor?

Völlig abgeſtorben war immer noch nicht jene von Gottſched nicht begründete aber neugefeſtigte, Vers für Vers nach grammatiſcher und metriſcher Regel correct vortragende, Boileau'ſcher Aeſthetik, antiken und franzöſiſchen Muſtern nachklimmende, geiſtes- und gefühlsarme Alexandrinerpoeſie, gegen welche ſich vor damals zwanzig Jahren Klopſtock's erhabene, prächtig und ſchwungvoll daherrauſchende Odendichtung feindlich erhoben hatte. Klopſtock ſelbſt hatte inzwiſchen ſeltſame Wandlungen durchgemacht. Als er auftrat, ſtürmte und klopfte in ſeiner jugendlich begeiſterten, deutſchen Bruſt der ſehnſüchtige Wunſch, der Nation der langentbehrte Volksdichter zu werden. Der mußte in freiem, großem Stile erſcheinen; alle bisherige Poeſie fand er wäſſerig, ſeicht, nüchtern und armſelig. Das Haupthemmniß ſchien ihm der Alexandriner und der Reim. Zu der ſtolzen Höhe, auf welche ſich durch ihn Deutſchlands Poeſie hinaufſchwingen ſollte, konnte ihm, ſo meinte er, allein der mächtige Flügelſchlag antiker Rhythmen, vorzüglich der Horaziſchen Ode tragen. Sie wurde die Form, in welche er ſeine edlen einmal ſtarken und

kräftigen, einmal elegisch weichen Gefühle für Gott und Natur, für Liebe und Freundschaft, für Tugend und Vaterland hineingoß.

Auf den Züricher See.

Schön ist Mutter Natur deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Die künftige Geliebte.

Dir nur, liebendes Herz, euch meine vertraulichsten Thränen,
Sing ich traurig allein dies wehmüthige Lied.
Ach! warum, o Natur, warum unzärtliche Mutter,
Gabst du zu dem Gefühl mir ein zu biegsames Herz
Und in's biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Dauernd Verlangen, und ach! keine Geliebte dazu?

Es entging mit der Zeit Klopstock indessen nicht, daß das antike Schema seinem kühn aufquillenden Genius Fesseln anlegte, daß es ihn zu lästigen Anbequemungen und Moderationen nöthigte; sie trieben seine nach freier, uneingeschränkter Bewegung lechzende Natur schon im Jahre 1754 zum ersten Versuch in ungebundenen Rhythmen ohne strophische Gleichmäßigkeit (Die Genesung). Nun ging die Modulation der Rede schmiegsam und biegsam ganz in die Formen ein, die dem jedesmaligen Gedanken- und Gefühlsinhalt des großartig vollendeten Dichtergeistes die angemessenste und wirksamste schien. Es ward über die Form wohl gar überhaupt nicht mehr geklügelt und gerechnet; der rauschende Strom dichterischer Empfindung schlug einmal diese, dann jene Wellen. Es ist die „künstliche Prosa", die Lessing im 51. Literaturbrief billigend bespricht: „Die Empfindungen ordnen sich von selbst in symmetrische Zeilen, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Silbenmaß haben. Sollte es nicht rathsam sein, zur musikalischen Composition Gedichte in diesem Silbenmaße abzufassen?"

Das bekannteste Gedicht dieser Art ist „Die Frühlingsfeier" vom Jahre 1759. Der Dichter ist hinausgegangen anzubeten, in Andacht seine Seele vom Staube zum Verkehr mit dem Ewigen zu erheben. Nicht will sich diesmal der Flug seines religiösen Sehnens „in den Ocean der Weltenalle stürzen", nicht aufschweben, „wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts" anbeten und in Entzückung vergehn, seine Gedanken sollen nur weben, um den Tropfen am Eimer, um die Erde; auch sie spricht von dem ewigen allgegenwärtigen Gott:

Denn Du!
Namenloser, Du!
Schufest sie! —

Es zieht ein Gewitter herauf; fühlbarer wird Gottes Gegenwart:

Nun ſchweben und rauſchen und wirbeln die Winde!
Wie beugt ſich der Wald! wie hebt ſich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen ſein kannſt,
Ja! das biſt du, ſichtbar, Unendlicher! —
Ach vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürfte zu preiſen!
Immer herrlicher offenbareſt du dich! —
Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zuckenden Strahl?
Hört ihr Jehova's Donner? —
Herr! .... Herr! .... Gott! ....
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, geprieſen
Sei dein herrlicher Name! —
Hört ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Hört ihr hoch in den Wolken den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova! Jehova!
Und der zerſchmetterte Wald dampft!
Aber nicht unſere Hütte!
Ach, ſchon rauſcht, ſchon rauſcht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun iſt, wie dürſtete ſie! die Erde erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlaſtet!
Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In ſtillem, ſanftem Säuſeln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt ſich der Bogen des Friedens.

Ein einfacher und doch mächtiger zum Herzen ſprechenden Inhalt! ein überſichtlicher, wohlgegliederter Plan: Abſicht des Dichters, am Gegenſatz beſtimmt; er will Gott ſingen, nicht wie er das All trägt und hält, den Gott der Erde, der Frühlingserde will er preiſen; er beugt ſich vor ihm in bebender unterwürfiger Demuth: wie klein und arm iſt er gegen ihn, den unendlich Erhabenen! Das Gefühl ſteigert ſich unter dem großen Eindruck eines Gewitters, deſſen Ablauf in dramatiſcher Lebendigkeit, in maleriſcher Sinnlichkeit geſchildert wird. Immer furchtbarer erſcheint Jehovah, es zuckt voll Angſt des Dichters Herz. Die Schilderung iſt voll Kraft und Pracht. Plötzlich ein geiſtvoller Uebergang. Und die bis an die Grenze des Möglichen geſteigerte Spannung löſt ſich erquickend auf in das ſchöne Gefühl, daß Gott doch nicht blos der Gott der ſauſenden Stürme, der zuckenden Blitze und der rollenden Donner iſt, nicht blos der Gott, der Berge zerreißt und Felſen zerſchmettert (1. Kön. XIX., 11), ſondern auch der Gott, der die Menſchen ſchützt, die Erde erquickt, der Gott des ſtillen, ſanften Friedens. Eine wohlthuende Stufenleiter edler und reiner Gefühle!

Und wie schmiegt sich der Rhythmus der Rede, ein leicht bewegliches Gewand, in schöner Variation dem poetischen Inhalt jedesmal an! Wie gleiten Klang und Ton zwischen Heftigkeit und Sanftheit, zwischen Sturmes Wuth und lindem leisem Säuseln auf und nieder. Wie malen förmlich die Töne die Vorgänge der Natur, die Gefühle der Seele! Auch heute klingt dieses eigenthümlich melodische, hierhin und dorthin sich wiegende, jetzt tosende, jetzt kosende Wallen und Rauschen, wie eine berechtigte, ewige Weise lyrischer Bewegung an unser Ohr. Wird Herder sie verurtheilt haben? Mußte auch sie dem neuen Sang und Klang der Herder'schen Generation weichen?

Das ganze Gedicht hat ein eigenthümlich religiöses Gepräge, der Inhalt erinnert an die Gefühle von Elias auf dem Berge Horeb; in der Form fühlt man die Nachahmung der Psalmenpoesie: Du, meine Harfe, preise den Herrn! Mit Palmen ist meine Harfe umwunden! Ich singe dem Herrn.

Die Wendung ist deutlich: anstatt der früheren Muster Horaz und Pindar jetzt: David und Salomo. Man weiß, wie dieser religiöse Zug sich immer mehr hervordrängte; wie sich „die fromme Strenge" von Jahr zu Jahr steigerte. Der Dichter schien die Sehnsucht seiner Jugend, ein nationaler Dichter zu werden, vergessen zu haben; er wandelte die „höhere", eine christliche, allgemein menschliche, kosmopolitische Bahn: — bis die Religion, nicht doch! die Dogmatik nahe daran war, die Poesie zu ersticken, bis er in die Gefahr kam, in einem poetischen „Nazarenerthum" unterzugehen.

Eine schrullenhafte theologisirende Reflexion stört schon, was oben verschwiegen ward, zudringlich den sonst so schönen und natürlichen Ablauf der einfachen religiösen Gefühle der „Frühlingsfeier"; im wonnigen Bewußtsein seiner Unsterblichkeit ruft der Dichter, hinaufgezogen zu dem erhabenen Gott, der ihn sonst schrecken könnte, ein „Halleluja dem Schaffenden!" —

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst; und bist vielleicht
Ach! nicht unsterblich. —

Und dieses leidige Frühlingswürmchen und sein Schicksal und seine Aussichten beunruhigen ihn nun mitten in dem schönen Ueberschwung seiner Empfindungen fortwährend, zum steten Aerger des Lesers, der sich ungeahnt immer wieder nach dieser Seite gezerrt findet: Im Jenseits Lösung aller Zweifel!

Und diese ungesunde Schwermuth, diese affectirt elegische Stimmung lagert sich von nun ab immer mehr über jedes unschuldige, einfach natürliche Gefühl. Auch die frische Ode: „Der Eislauf" endet unerwartet mit Todesgedanken. — In derselben Ode ruft der Dichter dem Freunde, der mit ihm „den schlängelnden Pfad an dem langen Ufer schwebend hinabglitt", warnend zu: „Künstle nicht!" Man möchte es je länger je mehr dem Dichter selbst in

die Ohren raunen. Immer weiter kommt er von Naivetät und Einfachheit ab; immer geschlängelter, immer gewundener und gekünstelter wird sein Gang. Von Anfang an waren seine Oden großwortig, schwer und wuchtig; immer mehr forcirt er diese gefährlichen Eigenschaften! Es bedarf oft andauernden Grübelns, ja wohl peinlichen, grammatischen Construirens, fast als hätte man es mit einer fremden Sprache zu thun, um den Sinn zu entdecken: und endlich findet man vielleicht einen sehr nüchternen, geradezu unpoetischen Gedanken, ganz wie in den Dichtungen der Gottschedschen Schule, nur viel anmaßender und affectirter aufgeputzt. Der Dichter wird von Jahr zu Jahr grimassirter; es wächst Unnatur und Gedunsenheit.

Kurz vor Herder's Auftreten verließ er die „höhere" Bahn und wandte sich, angeregt durch die Lectüre des Macphersonschen Ossian und der isländischen Edda „seitwärts" zu vaterländischen Oden. Wenigstens glaubte er in seinen „bardischen" Gesängen den Ton getroffen zu haben, der einst durch Deutschlands Eichenwälder klang, als „teutonische" Sänger Hermann, den Cherusker, und die deutschen Götter feierten. Stolz fühlte er jetzt in sich das Sehnen seiner Jugend erfüllt: er war ein patriotischer Dichter, ein priesterlich ernster Volkssänger, frei von aller „Jochkriecherei" unter antike und französische Muster und Regeln. — Uns muthen diese dunkeln, wundersam zerhackten, schwülstigen und aufgebauschten Gesänge fremdartig an. Das Meiste verstehen wir nicht; Manches erscheint uns wie erkünstelte Einkleidung eines sehr platten Gedankens; schattenhaft schweben in dem ungesunden Nebel und Dunst einer kaum durchsichtigen Sprache die Namen der dem Ungelehrten nirgends mehr lebendigen nordischen Götter.

Selbst viele seiner älteren Oden, welche in harmloser Weise die seit Opitz in der Poesie eingebürgerten griechisch-römischen Göttergestalten verwertheten, mußten sich zu ihrem Schaden eine bardische Umformung gefallen lassen. 1771 gab er seine lyrischen Sachen mit diesen theilweisen Veränderungen gesammelt heraus, 73 Oden und 3 Elegien.

Sie hatten früher die Nachahmung vielfach angeregt; sie wirkten in dieser Sammlung mit der frischen Kraft einer neuen Erscheinung.

Schon seit Ende der 60er Jahre überall in Deutschland viel wüthig tobender Bardengesang; er trägt in jeder Gestalt dieselbe affectirte Mummerei, wie der des Meisters.

In der horazianischen Strophenform dichtete seit lange Ramler seine hausbackenen Sachen, deren höchstes Ideal Gottschedische Correctheit in Grammatik, Stil und Versbau war. Wen sollten diese Stubenpoesien erwärmen, in denen der antiken Schablone so peinlich nachgezirkelt wurde, daß fast nur für Augustus Friedrich gesetzt zu werden brauchte?

Von den andern poetiſchen Richtungen der vorherderſchen Zeit läßt ſich am einfachſten eine Vorſtellung machen, wenn man die Betrachtung auf Gleim richtet.

Er war zunächſt „Anakreontiker“.

Längſt war es mit den deutſchen Poeten ſo beſtellt, daß man den ſpieleriſchen Ehrgeiz hatte, von jedem berühmten Namen der alten Literatur ein deutſches Gegenbild darzuſtellen. Nirgends fehlte es mehr, ſagt Leſſing, an Männern, die bei einem etwa eintretenden literariſchen Schiffbruch, der alles Außerdeutſche wegſchwemmte, an die Stelle der großen Ausländer und der noch größeren Alten treten konnten. Man hatte ſeine deutſchen Horaze, Theokrite, Pindare, Lucreze. Reich wucherten die Anakreons, jene Dichter, „die bei Lieb und Wein Miltons laſſen Miltons ſein.“ Aber man ſang in jenen froſtig zierlichen, franzöſirenden Liedchen den Wein auch wohl beim Glaſe Waſſer und dichtete auf Aſterie, Phyllis und Chloe bloß der Uebung wegen. Auch hier Künſtelei, Gelehrſamkeit, Reflexion und vielfach geiſtloſe Nachahmung.

Aber Gleim wußte auch, wenn wir Leſſing glauben dürfen, den Volkston anzuſchlagen, natürlich und friſch zu ſingen, juſt wie ein Soldat in König Friedrich's Heer.*) Er dichtete während des ſiebenjährigen Krieges Kriegslieder eines Grenadiers:

Auf, Brüder! Friedrich, unſer Held,
Der Feind von fauler Friſt,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen iſt.

Oder auf die Prager Schlacht:

Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum ſo weiß,
Als tapfer ſeine Hand. —
Aus ſieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär.
Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch umher.

Jedoch war das wirklich der echte, reine Volkston? oder affectirte ihn der Stubengelehrte, der, an viele poetiſche Themata gewöhnt, ſich auch einmal vorſetzte, dieſe Rolle zu ſpielen, wie man in der Schule auch wohl nach rhetoriſchen Anweiſungen Anſprachen dieſer und jener Feldherrn an ihre Soldaten vor dieſer oder jener Schlacht, Reden des Alexander oder des Marius

*) Leſſing an Gleim: Ihre Art ſich zum Volk herabzulaſſen iſt die vorzüglichſte, wo nicht die einzig wahre.

ſchreiben läßt. Sollten dieſe nach Stubenluft und Lampe duftenden Fictionen die Grenadiere ſingen? Mußten ſie nicht fühlen, daß man ſich eben nur zu ihnen „herabließ"? O, wenn ſie ihren Prinz Eugen und Fredericus Rex nicht gehabt hätten!

Gleim dichtete auch „Romanzen". Bei den Caſtilianern hatte ſich im Gegenſatz zur lateiniſchen Kunſtdichtung eine Volkspoeſie in der romaniſchen Landesſprache entwickelt. Man ſang in natürlicher, ſinnlicher, dramatiſch lebendiger Weiſe die in der Erinnerung des Volkes lebenden Geſchichten und Sagen; Alles ohne Künſtelei, rein einfach und zwanglos. Dieſe naiven, treuherzigen „Romanzen" traveſtirte die ſpätere Zeit, traveſtirten vorzüglich Franzoſen im Gefühl ihrer feinern Bildung durch übertriebenes Pathos. So hatte Gleim aus franzöſiſchen Nachbildungen die Romanze kennen gelernt. Er gab ihr, um ſie volksmäßig zu machen, den Ton der Bänkelſängerlieder, die auf Jahrmärkten zu bunten Darſtellungen gräßlicher Schauergeſchichten vorgetragen wurden und werden. Man erkennt Manier und Abſicht ſofort an dem Titel der erſten: „Traurige und betrübte Folgen der ſchändlichen Eiferſucht, wie auch heilſamer Unterricht, daß Eltern, die ihre Kinder lieben, ſie zu keiner Heirath zwingen, ſondern ihnen freien Willen laſſen ſollen, enthalten in der Geſchichte des Herrn Iſaac Voltens, der ſich am 11. April 1756 zu Berlin eigenhändig umgebracht, nachdem er ſeine getreue Ehegattin Marianne und derſelben unſchuldigen Liebhaber jämmerlich ermordet." Eine Berliner Mordgeſchichte mit dem poſſirlich traurigen Ton eines cultivirten Dichters vorgetragen, der ſich im Bewußtſein ſeines Werthes und ſeiner Höhe über das innerlich luſtig macht, was er mittheilt: Herablaſſung, hier wie dort! Auf dieſelbe ironiſche Weiſe behandelte Gleim eine Leipziger Mordthat und die Aufſchneidereien eines holländiſchen Seefahrers; ähnlich Andere die ovidiſchen Verwandlungen, des Aeneas Irrfahrten und Kriege; Alles verbrämt mit Geſpenſter- und Zauberſpuk, voll von Schlüpfrigkeiten und Obſcönitäten. Ein Romanzenſänger war, ſo charakteriſirt ein Zeitgenoſſe, „wie ein Menſch mit einem unſaubern Raritätenkaſten." —

Dies etwa der Umkreis der lyriſchen und lyriſch-epiſchen Leiſtungen, als Herder auftrat. Seine neuen Anſichten ſind entwickelt in den Schriften vom Jahre 1766—1779, in den Fragmenten und kritiſchen Wäldern, in der Abhandlung über den Urſprung der Sprache, in den mit Goethe herausgegebenen Blättern von Deutſcher Art und Kunſt, in Bojes Deutſchem Muſeum. Man findet ſie auch in der Abhandlung, die im Jahre 1778 den Preis der baieriſchen Akademie erhielt: „Ueber die Wirkung der Dichtkunſt auf die Völker in alten und neuen Zeiten." Die Prinzipien derſelben hatten ſich früh bei ihm gefeſtigt; ſie beginnen ſchon vor Ablauf dieſer Periode in Norddeutſchland und am Rhein und Main zu wirken. Als er im Winter

1770 auf 1771 zu Straßburg mit Goethe zusammen war, hat er Alles, was er nachher breiter in Schriften ausgeführt hat, im Wesentlichen dem jungen Studenten mündlich dargelegt und eindringlich gemacht. Seine lesenden Jünger waren namentlich bestimmt durch die „Fragmente" vom Jahre 1766 und 1767, und durch die „Briefe über Ossian und die Lieder alter Völker" vom Jahre 1773 (in den Blättern von deutscher Art und Kunst.)

Was war das Neue, durch welches Herder eine ganz neue Periode deutscher Lyrik inaugurirte?

Herder's Angriffe richten sich rundweg gegen alle Gelehrsamkeit und Nachahmung, gegen alle Correctheit und Classicität; er fordert laut und leidenschaftlich Freiheit und Originalität, Natur und Volksthümlichkeit; überall Emanzipation von Kunst und Regeln auf dem Gebiet der Sprache, der Metrik, wie des ganzen Tons und Ablaufs der Gedichte.

Erstens in der Sprache! In allen möglichen Variationen seiner eigenthümlich sprudelnden, kecken Sprache gießt er Spott und Hohn aus über die „Wortgrübler, Schulmeister, Regelnschmiede", über die „Pedanten der Reinigkeit und des Ueblichen", über die „Großsiegelbewahrer der Keuschheit der Sprache", die uns bannen wollen unter das Ceremoniell und die „Sclaverei des Geziemenden", die mit ihrer Forderung eines „reingewässerten, regelmäßigen, geläufigen Stils", mit der ausschließlichen Betonung der „Deutlichkeit" in der Sprache eine solche Langeweile, solchen Bücher-, Katheder- und Studirstubenton, solchen Professor- und Paragraphenstil eingeführt haben, daß Natur, Freiheit und Laune des Ausdrucks wie eingesargt erscheinen. Er fordert Leichtigkeit, Beweglichkeit, Sinnlichkeit, Idiotismen!

Man empfiehlt uns die Sprache durch Uebersetzungen zu heben und zu bereichern. „Die Sprache hat größere Vorzüge, die sich von Uebersetzungen bewahrt." Man regelt und ordnet die deutsche Wortstellung nach der logischen Taktik der französischen. Diese „metaphysische" Ordnung ist für das poetische Genie ein Fluch. Die französische Sprache selbst ist zur Musik elend; sie ist wässerig, nervenlos, unharmonisch für die Poesie. — Sogar die Schweizer hatten gemeint, daß die Sprache nicht eher zur Vollkommenheit gelange, ehe nicht philosophische Köpfe die Bedeutungen der Wörter in ihren Schranken völlig festsetzen und die Sprache mit neuen Wörtern für bisher nicht hinlänglich signirte Begriffe bereichern würden. Herder: Die philosophische Berichtigung gemeiner Rede führt zu einer für Poesie völlig untauglichen, trockenen, einförmigen Sprache. Wir sind Menschen ehe wir Weltweise werden. Nicht die Leibnitz und Wolf sind es, welche eine Sprache bereichern und vervollkommnen, sondern sprachgewaltige, kräftig fühlende, von dem eigenthümlichen Geist der Nation lebhaft durchdrungene Genies, wie Luther und

Klopstock. Sie wirken durch ihr „königliches Beispiel“ mehr als 100 Grammatiker. Unsere Sprache muß zunächst der treue und wahre Abdruck unseres Landes und unserer Geschichte sein; ganz eigenartig, in vielen Stücken völlig unübersetzbar, organisches Product des Volkscharakters; — „ob wir classisch sind, mag die Nachwelt entscheiden.“

Wie mußten diese Lehren auf Goethe wirken, der in Leipzig unter dem Bann des Meißenschen Dialekts geseufzt hatte, der nun schon seit einem halben Jahre mit Widerstreben die Tyrannei der französischen Sprachregeln ertrug. Dort sollte er seine Frankfurter Provinzialismen, hier sein buntscheckiges, von Bedienten, Schauspielern und Kanzelrednern und aus alterthümlichen Schriften zusammengerafftes Französisch einer strengen uniformirenden Norm unterwerfen, in Wortwahl, Structur und Aussprache Freiheit und Laune lästigem Gesetze opfern. Wie dankbar mußte er der neuen Theorie sein, die auf methodische Weise seinem blinden Widerwillen Berechtigung verlieh.

Das Französisch wurde ihm durch Herder ganz verleidet. Nun ward deutsch und nur deutsch gesprochen — und gedichtet: und ohne Rücksicht auf Gottschedische Sprachmeisterei, ganz „idiotistisch“. Die Lyrik der 70er Jahre mußte davon Zeugniß geben.

Auch von metrischen Regeln erlöste ihn Herder. Er warf das ganze künstliche Gebäude, das Opitz einst aufgeführt hatte, an dem die Theoristen seitdem weiter gebaut, mit einem Stoß über den Haufen. In die Zeit vor Opitz, auf Weckherlin, ja auf Hans Sachs wurde zurückgegriffen. Wer wird regelmäßig scandiren? Man zähle die Silben und declamire nach dem Sinn! So erhält der Vers wieder „Physiognomie und Leben!“ Dies ist die Weise der phantasievollsten Nationen, der Spanier und Italiener. Nur bei dieser freieren, die Form dem Inhalt unterordnenden Versbildung rettet und bewahrt sich die deutsche Poesie den Reichthum ihrer schönen vielsilbigen und zusammengesetzten Worte, die zersetzt und zerschnitten oder zusammengedrängt und aufgeopfert werden müssen, wenn „das Mühlengeklapper des jambischen Rhythmus“ Hauptgesetz bleibt.

Herder's allgemeine Ansichten über Natur und Wesen der Poesie sind bekanntlich an Lessing's Laokoon angeknüpft.

Lessing hatte die Poesie von der Malerei geschieden. Herder sucht sie der Musik zu nähern. Zwar wirkt die Poesie eigentlich zunächst nicht durch die Töne selbst, sondern durch die Vorstellungen, die wir in der uns bekannten Sprache auf Veranlassung gewisser artikulirter Laute in unserem Geiste erzeugen; aber diese Vorstellungen bilden eine ähnliche Reihe, wie in der Musik die Tonfolge ist, die wir Melodie nennen. Auch in der Abwechselung, Folge und Melodie der von der Poesie geweckten Phantasiebilder und Vorstellungen liegt eine Art Musik. Lessing hatte das Wesen aller Poesie im Gegen-

satz zur Malerei in der fortschreitenden Bewegung, in der Handlung gefunden; für Herder liegt die Hauptabsicht der Poesie wegen der Verwandtschaft mit der Musik in der Stimmung, in der Empfindung, die das Gedicht „wie eine Weltseele" durchströmt. Lessing richtete seine Hauptaufmerksamkeit auf die großen Gattungen, die ein Volk erst auf der Höhe seiner poetischen Entwicklung pflegt und ausbildet, die gar nicht denkbar sind, ohne einen nach Plan und Absicht, mit Bewußtsein wirkenden Kunstverstand, der die Motive sicher führt und ausgestaltet, der die Massen fest und klar beherrscht, die Handlung natürlich und folgerichtig steigert, und den Knoten nach Wahrscheinlichkeit schürzt und löst, auf Epos und Drama. Den musikalischen Herder interessirt vorzüglich das einfache Volkslied; und anstatt des Epos das improvisirte stimmungsvolle epische Lied, das er, Nationen und Zeiten keck durcheinander mengend, ganz allgemein „Romanze" nannte. Die altenglischen Balladen, welche Perry jüngst gesammelt, und die die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften 1766 besprochen hatte, werden gleichfalls mit diesem castilianischen Namen belegt.

Ein Zweites ist dies: Lessing hing noch an der Vorstellung, als ließe sich durch kritisches Studium, durch Lectüre von Mustern, durch Befolgung von Regeln Poesie erlernen. Er selbst hatte sich vielfach „an fremdem Feuer erwärmt". Alle Poesie, die auf solche Weise wird, ist Herder ein Dorn im Auge. Naturpoesie! Volkspoesie! fordert er in leidenschaftlich erregter Rede wieder und immer wieder, auch hier völlige Emancipation von Mustern und Normen.

Homer war von Pope, der Dacier und Gottsched und auch vielfach von Lessing wie ein grübelnder, seines Thuns sich auf Schritt und Tritt bewußter, nach Regeln und Vorbildern dichtender, schreibender Stubenpoet behandelt. Herder: Er darf auf keine Weise mit Virgil und Tasso verwechselt werden. Er dichtete keine künstlich componirten Epopoeen nach vorgeschriebenem Versschema. Er setzte sich nicht auf Sammet nieder, um Heldengedichte in zweimal vierundzwanzig Gesängen nach Aristotelischer Regel zu schreiben. Er sang, was er gehöret, stellte dar, was er gesehen und lebendig erfaßt hatte; sein Hexameter war nichts als hergebrachte, in seinem Ohr lebendig gegenwärtige Sangesweise der griechischen „Romanze"; seine Gesänge blieben nicht in Buchläden und auf Lumpenpapier, sondern in Ohr und Herzen fühlender Sänger und Hörer, bis sie zusammengestellt und niedergeschrieben wurden und zuletzt mit Glossen und Vorurtheilen zu uns kamen.

Aehnlich sind die Gesänge aller naturwüchsigen, noch nicht von der Civilsation, von gesellschaftlichem Ceremoniell und gelehrtem Bücherstudium verwirrten und entnervten Nationen entstanden. Alles wird in freiem Wurf sinnlich und lebendig für's Ohr gedichtet, mit lebhafter Action des ganzen

Körpers, mit Tanz im Feuer des furchtbaren Augenblicks ergreifend und entzückend herausgesungen. Alle solche Lieder sind kräftig, fest und wirksam, voll Ursprünglichkeit, Wahrheit und sinnlicher Gegenwart. Alles webt um wirkliche, daseiende, das Gemüth lebhaft rührende Gegenstände. Nicht durch moralische Rücksichten, nicht durch Vers- und Sprachregel gehemmt, in seliger Unwissenheit über all die Schwächungen des Geistes, unter denen ein „gebildetes", „gelehrtes" Zeitalter erlahmt, folgt der Sänger den unaufhaltsamen Bewegungen seiner naturfrischen Phantasie.

Alle solche Gedichte sind voll von Inversionen, Sprüngen, Ellipsen und all den Unregelmäßigkeiten, die unsere Regelnschmiede verurtheilen, und die doch in Wahrheit die echten Zeichen einer ungeschwächten Seele sind.

Das Wesen und die Hauptkraft solcher naiven, volksmäßigen Lieder liegt im Musikalischen, in der „Weise", in Klang und Ton, Melodie und Rhythmus, in der ganz eigenen Harmonie der Laute, der Färbung und dem gegenseitigen Verhältniß der Vocale und Consonanten, in der Stellung der Worte und des Reims und in all dem Dunkeln und Unnennbaren, das mit dem Gesang stromweise in unsere Seele zieht. Alle künstliche Zusammensetzung und Niedlichkeit der malerischen Farben kann das Fehlen der „Weise" nicht ersetzen. Ja, der Inhalt kann überhaupt mangelhaft sein; er verliert sich, die schlechten Strophen werden nicht mehr mitgesungen, durch bessere ersetzt, wenn nur die Weise zum Herzen spricht, wenn nur diese Seele, dieser Geist des Gedichtes gesund ist.

In solchen kindlich frischen Gesängen pulsirt rein und echt das eigenthümliche Herzblut der Nation. Sie sind der Fremde nicht entlehnt. Sie sind die treusten und redendsten Abdrücke des nationalen Geistes; sie sind Blumen der Eigenart des Volkes, seiner Sprache, seines Landes, seiner Geschäfte und Leidenschaften, seiner Musik und Seele. Hier liegt der Schatz seiner Religion und Geschichte; hier ist das Bild seines Lebens, seiner Freude und seines Leids.

Ganz das Gegentheil von dieser natürlichen, aus dem Leben des Volks gesetzmäßig und von innen herausgewachsenen, naiven Poesie ist unsere heutige „Letternpoesie."

Die Buchdruckerei hat vieles Gute gestiftet; der Dichtung hat sie geschadet. Einst tönten die Gedichte im lebendigen Kreise, zur Harfe; von Stimme, Muth und Herz des Sängers belebt; jetzt stehen sie da, schwarz auf weiß, schön gedruckt auf Blätter von Lumpen. Gleich viel zu welcher Zeit einem lieben geneigten Leser nun der Wisch kommt, er wird gelesen, überflogen, überträumelt. Voraus tönte der Dichter lebendige Accente ins Herz; jetzt muß er suchen, schön und verständlich für unbekannte Leser zu schreiben; Kommata und Punkte, Reim und Periode müssen sein ersetzen, bestimmen und

ausfüllen, was voraus die lebendige Stimme tausendmal vielfacher, besser und stärker selbst sagte. Er schreibt für die papierene Ewigkeit, da der vorige Sänger nur für den jetzigen Augenblick sang, aber eine Wirkung machte, daß Herz und Gedächtniß die Stelle der Bücherkammer auf Jahrhunderte hin vertraten.

Auf die Naturdichter folgten Kunstpoeten; und wissenschaftliche Reimer beschließen die Zahl. Nirgends natürliches, individuelles Gefühl; überall kalter Zwang, fremde Affecte. Man dichtet über Gegenstände, über die sich nichts sinnen und imaginiren läßt; man cirkelt und stoppelt nach Regeln zusammen; man erkünstelt Leidenschaften, die man nicht hat; nirgends Wahrheit und andringende Kraft. Alles falsch und schwach, lahm und wankend. Die Erzeugnisse der Dichtkunst, der stürmendsten Tochter der menschlichen Seele, sind wie corrigirte Knaben- und Schulexercitia.

Wir mögen nicht lassen von der unglückseligen „Classicität". Man hat sich in die wiedergefundenen Alten so verliebt, daß man sie, wie man nur kann, nachahmt und sich nun überredet, classisch zu schreiben. Freilich kann man sich weder selbst flugs in einen Griechen und Römer verwandeln, noch die ganze Welt um sich griechisch und römisch machen; aber das schadet nichts: es ist doch eine so schöne Sprache, es sind so schöne Muster; man versifizirt römisch, wenn auch das Volk nichts davon versteht. Gelehrte schreiben für Gelehrte; ein Schreiber klatscht dem andern zu: Du bist classisch, ich bin's auch! jene, das Volk, sind Barbaren, Pöbel der lieben Frau Muttersprache, sie sind verflucht.

Was ist es denn für ein Ruhm, wenn es heißt: dieser Dichter singt wie Horaz, dieser philosophische Dichter ist ein anderer Lucrez? Alle echte Poesie ist nicht nachgeahmte, sondern ursprüngliche, nationale Poesie. Die Bestrebungen für Sprache und Dichtkunst sind aber bei uns heuer gerade so, als hätte man sich zum Zweck gesetzt, „die letzten Züge vom Nationalgeist auszurotten"; bald werden wir alle „classisch" gebildet dastehn, französische Lieder singen, wie wir französische Menuets tanzen; — oder gar allesammt Hexameter und Horazische Oden schreiben. — Wehe dem, der sich auf der Höhe unserer „classisch" vollendeten Literatur noch um's Volk kümmern wollte! um ihre Märchen und Lieder! um ihre rauhe Sprache! Er käme wie eine Nachteule unter Paradiesvögel; sie sind so artig, so schön, so buntgefiedert, ganz Flug, ganz Höhe! — aber ohne Fuß auf deutscher Erde. —"

Besonders ist sein Haß gegen die Horazische Ode und die travestirende, ironische Bänkelsängerromanze gerichtet.

Warum dem Horaz nachahmen? Man kann sich nicht genug wehren gegen die Zumuthung, fremdartige Nationalformen oder gar gelehrte Uebereinkommnisse über Producte eines Erdenwinkels für Gesetze Gottes und der

Natur zu nehmen. Klopstock hatte im nordischen Aufseher (St. 105) gesagt, das Wesen der Ode, ihr Hauptton sei nun einmal durch Horaz bestimmt; er sei so sehr Muster, daß der Werth neuerer Oden sich schlechterdings nur nach der Frage entscheide, ob Horaz die vorliegende Materie so ausgeführt haben würde.

Herder: Ich verehre den Horaz; aber aus Liebe zu meiner Persönlichkeit wünschte ich oft ihn nicht zu kennen. An die Stelle der gekünstelten, steifen, nur zu prunkender Declamation geeigneten Ode will er das einfache, schlichte, von echt nationaler Empfindung getragene, gesungene Lied gesetzt wissen, dessen Eigenschaften oben nach seiner Darstellung beschrieben wurden.

Was die Gleimsche Romanze anbetrifft, so beklagt er tief, daß diese einst so edle und feierliche Dichtungsart zu nichts als zum Niedrigkomischen und Abenteuerlichen gemißbraucht werde. In ihrer ursprünglichen Form könnte sie, wie alle echten und reinen Natur- und Volksgesänge, so sehr dazu beitragen, unsere Lyrik zu „vereinfältigen" und uns von manchem drückenden Schmuck befreien, der uns jetzt fast Gesetz geworden ist. In ihrer alten Gestalt war sie den von Perry gesammelten Balladen ähnlich; an ihnen mag man ihre Weise sich vorstellig machen, oder besser, diese Weise möge man in's Ohr klingen und in echt deutschen Liedern neu ertönen lassen.

Ueberhaupt forderte er, man solle die frischen, Waldesgeruch anstatt Stubenduft athmenden Gesänge aus allen Zonen und Zeiten sammeln; namentlich im eigenen Lande auf ihr Tönen und Klingen, auf die Weisen der Lieder achten, die das natürlich empfindende Volk singt. Was seine eigene Sammlung unter allerlei Volk und Zeit ihm eingetragen, veröffentlichte er 1778 und 1779; erst 1806 ließen Clemens Brentano und sein Schwager Arnim im „Wunderhorn", das sie Herder's Schüler, Goethe widmeten, die „frische Luft altdeutschen Wandels" wehen.

Mit dergleichen Liedern und Romanzen wollte Herder freilich nicht neue Muster zur Nachahmung hinstellen; er nannte sie „Materialien zur Dichtkunst", nicht als sollte ihnen, wie Opitz sich einst ausgedrückt hatte, „der richtige Griff" abgelernt, ihnen Form und Einkleidung nachgemacht werden, als sollten sie nun wieder Gegenstände eines glossirenden Studiums, Vorlagen zu neuen Exercitien sein; sondern das sinnige Dichtergemüth sollte auf Ton und Weise, auf den melodischen Gang der Leidenschaft und Empfindung lauschen, und ihn rein und voll in sich wiederklingen lassen.

Man belebe und erfrische an diesen würzigen, seelenvollen, rührenden Gesängen die durch nüchternes Studium, durch die Convenienzen des Alltagslebens matt, lahm und stumpf gewordene Seele, bade sie in diesem kühlen Jungbrunnen wieder frisch und gesund: dann wird man endlich noch einmal abkommen von dem Reflectiren, Cirkeln und Rechnen, endlich zu reiner und ursprünglicher Poesie den Rückweg gewinnen, endlich wieder singen wie die

Nachtigall und Lerche und wie die großen Naturſänger aller Nationen, etwa wie Homer und — Oſſian.

Von den damals vorhandenen und gepflegten lyriſchen und lyriſch-epiſchen Formen findet Herder außer den elf Kriegsliedern von Gleim-Tyrtäus, die er um ihres „nationalen“ Gehalts, ihres Bezuges auf die Gegenwart und ihres preußiſchen Patriotismus willen ſchätzte, und bei denen auch er, wie Leſſing, das Gezwungene, Gemachte und Froſtige überſah, nur die frei ſich ergießenden Klopſtock'ſchen Hymnen nach Art der „Frühlingsfeier“ weiterer Pflege werth. Leſſing hatte den Ausdruck „künſtliche Proſa“ für ſie erfunden. Herder, Fragmente I., 4: Ich wußte nicht, ob dieſe neue glückliche Versart nicht eher die natürlichſte und urſprünglichſte Poeſie genannt werden könnte. — Dies Silbenmaß könnte uns vielleicht von vielem Uebel erlöſen und viel Bequemlichkeit bringen. Hätten wir einen dithyrambiſchen Dichter, der wirklich von dem Blitzſtrahle des Bacchus getroffen, trunken und begeiſtert tönen würde — natürlich wäre kein gefeſſeltes Silbenmaß für ihn; er zerreißt es wie Simſon die Baſtſeile, als Zwirnfäden. Allein dieſe Verſe ſind pindariſche Pfeile in der Hand des Starken. Dies Silbenmaß kann ſich wie ein Adler aufſchwingen, es kann die Sprache durchgraben und ſich wieder ohne zu ſinken ſchwimmend erhalten. Dies Silbenmaß, in dem ſo viel Schatz von Sprache, Leidenſchaft, Einbildungskraft und Muſik liegt, iſt auch ein Muſter der Declamation. Lies eine hinkende deutſche alcäiſche Ode, declamire ſie gut, verbirg ihre Fehler, laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklangs hören — es iſt nicht mehr alcäiſche Ode, es iſt eine Sprache, in dieſe Verſe zerſtückt. Höre einen Redner in ſeinem Feuer brauſen oder zerſchmelzen, du wirſt einige Fußtapfen dieſer Abſchnitte in ſeiner Declamation hören: Höre einen Garrick in einem Selbſtgeſpräche mit ſich kämpfen, faſt unterliegen und dennoch ſiegen — ſein Affect wird die Sprache in alle kleinen Theile ihrer Periode auflöſen, — „deren jeden man als einen einzelnen Vers eines beſonderen Silbenmaßes betrachten könnte,“ — wie die Literaturbriefe von dieſer Klopſtock'ſchen freien Odenform geſagt hatten. Wie wäre es nun, wenn dies Silbenmaß in den Oden die griechiſchen Verſe und in der Affectenſprache die poetiſche Proſa etwas einſchränkte? Wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar unter uns in dieſem Feierkleide ſich ſehen ließe? Wenn ein deutſcher Shakeſpeare — der Kunſtrichter ſchreibt vor: Genies, ihr müßt die Regeln durch euer Exempel gültig machen! — —

(Fortſetzung folgt.)

Die neueſten Vorgänge in Oeſtreich.

Die öſtreichiſche Monarchie oder zunächſt deren cisleithaniſche Hälfte befindet ſich wieder in einer jener Verfaſſungskriſen, welche das chroniſche Erbtheil des dortigen Staatsweſens geworden ſind, ſeitdem der Verſuch, eine Verfaſſung auf dieſem Boden Wurzel ſchlagen zu laſſen, ins Leben getreten. Wir hören viel, daß gegenwärtig die Unterdrückung des deutſchen Elementes auf dem Plane ſtehe und daß dieſelbe der eigentliche Inhalt des gegen die Decemberverfaſſung von 1867 unternommenen Feldzuges ſei. Wir Deutſche im Reich, die wir als Nachbarn ſchon, dann aber als die Verbündeten während einer Reihe von Jahrhunderten ein tiefgehendes Intereſſe an Oeſtreich nehmen müſſen, ganz abgeſehen davon, daß ein Theil der dortigen Bevölkerung unſeres Blutes iſt und an den beſten Eigenſchaften unſeres Weſens Theil nimmt, wir Deutſche im Reich haben dennoch alle Urſache, den Dingen, die ſich dort begeben, auf den Grund zu ſehen und uns von keinem Schein irre führen zu laſſen, wäre es auch ein ſolcher, der warm zu unſerem Herzen und ſeinen Sympathien ſpräche.

Alſo die deutſche Bevölkerung in Oeſtreich ſoll unterdrückt, ſoll womöglich entnationaliſirt werden! Und wer ſind die Unterdrücker? Sind es etwa die ſämmtlichen nichtdeutſchen Nationalitäten Oeſtreichs, die ſich verſchworen haben, die deutſche Bevölkerung als Heloten unter ſich zu theilen? Oder iſt es eine einzelne dieſer Nationalitäten, die ſich Geſammtöſtreichs bemächtigen und ihm ihren Stempel aufdrücken will? Dies ſind doch alles Dinge, deren Undenkbarkeit auf der Hand liegt.

Alſo wer iſt der Feind der Decemberverfaſſung und der Deutſchen? Der Feind ſind die Träger des altöſtreichiſchen Staatsweſens: Adel und Klerus, Jeſuiten und Cavaliere. Ein kosmopolitiſcher Feind, wie man ſieht, und nicht ein nationaler. Und ein Feind, ſollte man denken, nicht einer einzelnen Nationalität, alſo auch nicht der deutſchen, ſondern des liberalen Elementes in allen Nationalitäten, der Feind des Liberalismus und des Bürgerthums, deſſen politiſche Wirkſamkeit der Liberalismus bedeutet. Wie kommt es, daß dieſer Feind in der heutigen Zeit, wo der Kampf gegen Verfaſſungen und den politiſchen Einfluß des Bürgerthums im Staat faſt zu den Verſchollenheiten gehört, in Oeſtreich einen neuen Anlauf nimmt? Wie kommt es, daß Oeſtreichs Klerus und Magnaten das ungeberdige Racegefühl der ſlawiſchen Bevölkerungen Oeſtreichs ſich zum Werkzeug wählen? Denn ſo iſt es, es braucht nur geſagt zu werden, um unwiderſprechlich zu ſein: Die nationalen Narrheiten der ſlawiſchen Bevölkerungen vermöchten in Oeſtreich nichts, wenn dieſe Bevölkerungen nicht als Handlanger von einer geſchicktern und

wohlbefestigten Kraft in Bewegung gesetzt würden. Werfen wir einen Blick auf die Geschichte Oestreichs.

Seit der gewaltsamen Niederwerfung des Protestantismus im 17. Jahrhundert ist dieses Reich ein Cavalier- und Jesuitenstaat geworden und geblieben. Die von den Jesuiten beherrschte Kirche und der in den Händen eines ahnenreichen Adels befindliche Großgrundbesitz waren die ausschlaggebenden Mächte im Staat, wie die vornehmsten Kräfte der Gesellschaft. Daneben gab es einen abhängigen Bauernstand und ein Bürgerthum, das nur zerstreut an sehr wenigen Punkten, namentlich in der Reichshauptstadt, einigermaßen Reichthum, Bildung und Bedeutung erlangte. In einem solchen Staat mußte die Masse der nichtdeutschen Bevölkerung in naturwüchsiger Rohheit bleiben. Die verhältnißmäßig kleine Zahl des deutschen Volkes erlangte keine hohe Bildung, aber die köstlichen Schätze des deutschen Gemüthes blieben unzerstört bei einer Existenz, die wenig Schwung und großes Pflichtgefühl, aber auch im Ganzen keinen harten Kampf ums Dasein forderte. Die Cavaliere der sämmtlichen im Kaiserstaat vereinigten Nationalitäten wurden das, was unter ähnlichen Bedingungen jede privilegirte Kaste wird. Sie liebten so zu sagen den Staat, den sie beherrschten. Aber das war keine Liebe voll Pflicht und Aufopferung. Man kann einen großen Besitz gebrauchen und unentbehrlich finden, man respectirt ihn darum noch nicht. Der herrschende Stand der östreichischen Monarchie waren vornehme Herren in Europa, sie repräsentirten ein Haus, das in der neueren Geschichte die große Politik zuerst betrieben und seitdem ununterbrochen geübt hatte. Als Rival des spanisch-habsburgischen Hauses war Frankreich und noch später England langsam genug emporgekommen. Wenn die östreichischen Cavaliere vornehm waren in Europa, so waren sie zu Hause die Einzigen. Neben ihnen gab es nichts, unter ihnen galt nichts. Die ungarischen Edelleute bildeten ein Corps für sich. Sie beanspruchten die ersten im Reich zu sein und neben den Privilegien der Klasse noch individuelle Privilegien zu besitzen. Das gab zuweilen Hader, im ganzen vertrug man sich.

Ein solches Staatswesen kann seine Grundlage nur im Ackerbau haben und nur auf einem gesegneten Boden werden die Mängel einer solchen socialen Cultur ein gewisses Behagen auch der unteren Klassen aufkommen lassen. Das traf nun hier zu. Dazu aber reichen die Kräfte eines so gearteten Staatswesens nicht aus — bei einem lange fortgesetzten Kampfe um die Oberherrschaft des Welttheils, wenn man nach zahlreichen Unglücksschlägen sich schließlich behauptet — auch noch die Kosten solcher Kämpfe aufzubringen, die man sich von keinem besiegten Feinde zurückerstatten lassen kann. Das war nun grade der Fall. Oestreich hatte in den napoleonischen Kämpfen eine unglaubliche Widerstandskraft entwickelt, es hatte die zerschmetterndsten

Niederlagen überlebt und nicht nur überlebt, sondern die Kräfte zu immer wieder erneuten Rüstungen behalten. Der Eindruck dieser Lebenskraft brachte ihm nicht nur einen lange nachwirkenden Einfluß in Europa, sondern auch eine vortreffliche Abrundung seines Gebietes und eine nach Deutschland, Italien und der Türkei gleich einschneidende geographisch-politische Stellung. Man hatte nur zu viel Schulden. Nun hätten Handel und Industrie aufblühen müssen, um das Deficit nachzuholen. Aber ein Cavallerregiment versteht sich nicht auf die Erziehung von Handel und Industrie, auf Volksbildung, auf rationelle Steuersysteme, auf gute wirthschaftliche Gesetze, auf sparsame Finanzverwaltung und was dergleichen mehr ist. Wenn Cavaliere dergleichen zu thun vermöchten, so müßte doch noch ein ungewöhnlicher Grad von erleuchtetem Patriotismus hinzukommen, um das Bedenken zu entwaffnen, daß sie sich einen Nebenbuhler in der Beherrschung des Staates erziehen. Solcher Patriotismus kommt am Wenigsten auf, wenn die Cavaliere von Jesuiten berathen und erzogen sind. Oestreichs Handelspolitik verfiel nach 1815 dem Schutzzollsystem, weniger aus Zärtlichkeit für die einheimische Industrie, als weil Fürst Metternich gerathen fand, daß Oestreich eine Welt für sich bleibe. Für Volksbildung, Grundentlastung, Gewerbefreiheit und dergleichen geschah nichts. Dabei konnte man leben, wie man längst gelebt hatte, aber man konnte keine Schulden bezahlen und die Productionskraft der Gesammtbevölkerung nicht heben. Die Metallwährung verschwand, man gewöhnte sich an die Papiergeldwirthschaft. Das vollendete die wirthschaftliche Isolirung und vernichtete die zum wirthschaftlichen Fortschritt nöthigen Tugenden.

Die Vorenthaltung aller wahren geistigen Güter, verbunden mit einer wirthschaftlichen Existenz, deren Gefahren und Uebelstände immermehr zu Tage traten, ließen das Jahr 1848 in Oestreich einen Widerhall finden, dessen Stärke das vielbeschäftigte Europa in Erstaunen setzte. Aber die Bewegung mußte in sich zusammensinken, weil der alte Staat alle Kräfte desorganisirt hatte, die ein neues Staatswesen hätten aufrichten können. Der inhaltlose Nationalitätenhader, der mit Ausnahme der italienischen Provinzen kein Ziel hatte, theilte und verdarb die Bewegung. Ein Centralparlament sollte errichtet werden, aber die Slawen wollten es slawisch, obwohl sie genöthigt waren auf ihrem Congreß deutsch zu sprechen. Die Ungarn und Polen wollten Staaten im Staat bilden.

Die unerwarteten Siege Radetzky's zeigten, daß die Einheit — und das hieß hier die Existenz Oestreichs, in Radetzky's Lager, d. h. in der von den Cavalieren befehligten Armee war. Durch die siegreiche Armee und freilich auch durch Rußlands Hilfe warfen die Cavaliere die verschiedenen Elemente der revolutionären Gährung blutig zu Boden. Sie richteten sich die Armee, das

Werkzeug ihrer Herrschaft technisch besser und zahlreicher als bisher ein und planten, als die ersten Besieger der Revolution zu neuem Ansehn gelangt, große Dinge in Europa. Im Inneren sah man in der während der Revolution erwachten Feindseligkeit des Racegegensatzes eine Gefahr. Man beschloß, kurzer Hand von oben herab zu germanisiren. Von dem Geist sämmtlicher Nationalitäten schien der deutsche am gefügigsten. Das war die Zeit der sogenannten Bachhusaren.

Diese Zeit ist im heutigen Oestreich schwer in Verruf gethan. Aber eben so schwer ist es für den Nichtöstreicher, den Grund und Ungrund der Anklagen zu unterscheiden. Das System Bach wurde verlassen, als die Cavaliere mit ihrer auswärtigen Politik gescheitert waren. Man hatte sich Rußland verfeindet, aber Frankreich, den Bundesgenossen eines Winters, nicht zugleich in unschädliche Bahnen gelenkt. Man mußte gegen diesen Bundesgenossen kämpfen und wurde besiegt. Da entließen die Cavaliere den bürgerlichen Minister, den sie mit der Niederhaltung der Nationalitäten betraut hatten.

Es war sehr schlimm gewesen, daß mit dem Deutschthum der Jesuitismus und die Vielregiererei einer nichts weniger als durchweg erleuchteten und gerechten Bureaukratie hatten ausgebreitet werden sollen. Aber wenn die Deutschen, unter den größeren Nationalitäten Oestreichs die begabteste aber auch die mindest zahlreiche, in Gesammtöstreich herrschen sollen, so kann es nur auf dem Wege der Dictatur geschehen. In dieser Beziehung ist jede Illusion eine Thorheit. Die Dictatur Bach's hätte einen reinern Inhalt und bessere Methoden haben sollen, aber daß sie eine Dictatur war, können ihr die deutschen Oestreicher nicht zum Vorwurf machen, ohne eine bedenkliche Kurzsichtigkeit zu verrathen.

Weshalb wurde das System Bach aufgegeben? Weil das herrschende Cavalierregiment einsah, daß man ein großes Reich nicht allen seinen Völkerschaften zum Trotz verwalten könne, nachdem man den Nimbus der Stärke und des Erfolgs verloren. Denn keine Völkerschaft war mit der absolutistischen Centralisation zufrieden gewesen, auch die deutsche nicht, zu deren Gunsten die Centralisation unternommen zu werden schien. Das deutsche Element in Oestreich konnte sich nicht wohl fühlen in der Rolle des verhaßten Werkzeuges eines jesuitischen Absolutismus.

Die Cavaliere gaben also den Minister Bach auf. Die Diplome vom October 1860 erschienen. Es war der Versuch, die Völkerschaften des Reiches vom Druck einer uniformirenden Büreaukratie zu erlösen und dadurch zu gewinnen. Den Völkerschaften sollte behaglicher werden unter dem patriarchalischen Regiment einheimischer nationaler Aristokratien. Eine Anzahl Landtage sollten geschaffen werden, ausreichend, um den Provinzialbedürfnissen Luft zu

ſchaffen, aber keine mächtig genug, um die Krone, das Centrum des Cavallierregimentes, in der großen Politik, in den gemeinſamen Angelegenheiten des Reiches nach innen und außen zu beſchränken.

Der Verſuch wurde von den Völkerſchaften, die er gewinnen ſollte, nicht angenommen. Die Ungarn namentlich verlangten die Anerkennung ihrer Verfaſſung vom Jahre 1848 und die ſtaatsrechtliche Einheit des unter ihrer alten Stephanskrone vereinigten Ländercomplexes. Das Verlangen ſchien gefährlich für die ſo mühſam durch den Sieg über die Revolution von 1848 errungene Staatseinheit. Der Liberalismus erſchien einen Augenblick an maßgebender Stelle weniger gefährlich, als der eine parlamentariſche Vollgewalt für die einzelnen Reichsglieder beanſpruchende Föderalismus. Es erſchienen die Februarpatente von 1861. Man wollte durch den Liberalismus die Centraliſation retten. Es iſt bekannt, wie die Ungarn ihren paſſiven Widerſtand fortſetzten, wie das Schmerling'ſche Centralparlament, das nie vollſtändig beſchickt worden war, noch vor dem Krieg von 1866 außer Wirkſamkeit geſetzt wurde, wie man nach dieſem Krieg die Ungarn befriedigte und die parlamentariſche Centraliſation für die ſogenannte cisleithaniſche Reichshälfte durch die Decembergeſetze von 1867 retten zu können glaubte.

Es iſt nicht nöthig, auf die in friſcheſter Erinnerung lebenden Vorgänge einzugehen, wie die Polen und Czechen ſich dieſer Centraliſation nicht fügen wollten, wie das erſte Miniſterium der parlamentariſchen Centraliſation zurücktrat, um einem ſolchen Platz zu machen, welches die widerſtrebenden Nationalitäten durch verfaſſungsmäßig zu erlangende Conceſſionen zur Beſchickung des Reichsrathes zu vermögen vergeblich unternahm. Heute hat ſich ein Miniſterium gefunden, welches weit genug in ſeinen Gewährungen geht, um die Nationalitäten, welche der deutſchen Centraliſation abgeneigt ſind, zu Bundesgenoſſen zu haben.

Unſer Rückblick iſt beendet. Wir wiederholen die Frage: Was beabſichtigen die Cavaliere, die eigentlichen Träger des öſtreichiſchen Staates, mit dieſer neueſten Wendung? Beabſichtigen ſie eine antideutſche, eine ſlawiſche Centraliſation? Unter den Hohenwarth, Leo Thun, Clam Martinitz und wie ſie heißen mögen, mag dem einen oder dem anderen ein ſlawiſcher Dialekt geläufig ſein. Aber ſicherlich ſind die öſtreichiſchen Cavaliere nichts weniger als Fanatiker des ſlawiſchen Racegefühls, wie es etwa die Nationaldemokraten in Rußland ſind. Nein, dieſe Ariſtokraten bedienen ſich der ſlawiſchen Völkerzweige Oeſtreichs als eines halbbarbariſchen Elementes, auf deſſen Grundlage am beſten, am naturgemäßeſten ein ariſtokratiſches Regiment aufrecht zu halten iſt. Dieſe Cavaliere denken nicht daran, die deutſche Nationalität in Oeſtreich ihrer Sprache und Sitte zu berauben, wenn ſie ſich nur in den Schranken partriarchaliſcher Unterthanenſchaft wie vordem halten will.

Der neue Föderalismus ist nichts, als die Rückkehr zu dem Gedanken der Octoberdiplome, zu dem Föderalismus mit localen Parlamenten, deren Competenz nicht an die Reichsangelegenheiten heranreicht. Denn der gemeinsame Reichsrath wird bald verschwinden oder eine bloße Scheinfigur darstellen, wenn die Pläne des jetzigen Ministeriums zur Erweiterung der Provinzialautonomie ins Leben treten.

Wir müssen aber fragen, wie das Cavalierregiment dazu kommt, die vor 11 Jahren eingeschlagenen und sogleich wieder verlassenen Pfade des divide et impera abermals aufzusuchen. Die Antwort kann keine andere sein als die: Weil sich die Unmöglichkeit herausgestellt hat, zuerst für den östreichischen Gesammtstaat, jetzt auch für die cisleithanische Hälfte, das Staatswesen auf parlamentarischem Wege zu centralisiren. Die Unmöglichkeit liegt einfach darin, weil die Deutschen, die einzigen denkbaren Träger einer parlamentarischen Centralisation, gegen die übrigen Völkerschaften in der Minorität sind. Die übrigen Völkerschaften, Polen, Czechen u. s. w., wollen eine an Separatismus reichende Autonomie mit einem Minimum von Reichsgemeinsamkeit. Dabei will jede dieser Völkerschaften natürlich in weiteren Grenzen herrschen, als ihr zukommt. Insofern handelt es sich allerdings um eine theilweise Unterdrückung des über den ganzen Staat zerstreuten deutschen Elementes. Aber, wie gesagt, es handelt sich nicht um eine Centralisation Cisleithaniens zu Gunsten irgend einer barbarischen Völkerschaft.

Wir Deutsche im Reich dürfen die Lage unserer Brüder in Oestreich von ganzem Herzen bedauern. Aber wir kommen ganz und gar in Verlegenheit, wenn wir ihnen helfen oder auch nur rathen sollen. Der jetzige Versuch des Cavalierregimentes, mit Hülfe der halbbarbarischen Völkerschaften die alte höfisch aristokratische Centralisation festzuhalten, trägt den Charakter einer natürlichen Nothwendigkeit. Es ist das Unglück der Deutschen in Oestreich, daß sie als Minorität auf parlamentarischem Wege keine Aussicht haben, die Herrschaft zu behaupten. Als Werkzeug einer reactionären Dictatur, wie unter dem System Bach, wollen sie nicht herrschen. Eine erleuchtete Dictatur kann ein Volk nicht schaffen, wenn sie nicht vom Himmel fällt. Deßhalb streben die Deutschen nach dem Parlamentarismus. Dieser aber entreißt ihnen das Heft des Reiches und führt sie in die Grenzen einer localen Autonomie, die nur so weit reicht, als die Deutschen compact zusammen wohnen. Darum handelt es sich gegenwärtig.

Hätte das deutsche parlamentarische Ministerium, das sogenannte Bürgerministerium der Giskra, Herbst u. s. w. die Folgerichtigkeit und die Kraft gehabt, wie Rechbauer wollte, Galizien aus dem cisleithanischen Verband zu entlassen und für die übrigen Länder einen Reichsrath aus directen Wahlen zu schaffen, so hätte man der Czechen und Slovenen wohl Herr werden kön-

nen, wenn auch zeitweise mit Hilfe des Belagerungszustandes. Aber dieser Schritt hätte auch sonst noch große Inconvenienzen gehabt. Die Theilung der Staatsschuld, die Schwierigkeit, bei einem dreigetheilten Reich die Einheit und den Nachdruck der auswärtigen Politik aufrecht zu erhalten u. s. w. Daher darf man sich nicht wundern, daß der einzige Weg, den Deutschen die parlamentarische Herrschaft zu sichern, nicht eingeschlagen worden. Daraus ergibt sich aber das jetzige Experiment.

Die December-Verfassung zu retten, glauben die Deutschen in Oestreich wohl selbst nicht mehr. Unseres Bedünkens kann es sich nur darum handeln, die Autonomie in den deutschen Landschaften möglichst ausgedehnt zu retten und die Gleichberechtigung in Böhmen besser zu sichern, als in dem jetzt vorgelegten Nationalitätengesetz geschieht.

Für dieses Kampfziel sind unsere Sympathien in voller Stärke bei unsern östreichischen Brüdern. Denn wir sehen wohl, wer ihre Gegner sind. Für den berechtigten Gedanken, die Reichseinheit zu retten, welche auf dem Wege parlamentarischer Centralisation allerdings nicht zu erhalten ist, bedient sich das gegenwärtige Ministerium nicht nur des maßlosen Egoismus halb barbarischer Völkerstämme, man bedient sich nicht nur, wie immer, der Jesuiten, man bedient sich sogar der Internationalen. Denn durch den Minister Dr. Schäffle, der als volkswirthschaftlicher Schriftsteller den Theorien von Carl Marx über das Capital nicht gerade zustimmt, aber doch sich von denselben die Hand reichen läßt, durch die literarischen Werkzeuge desselben Ministers, durch die Freese und Consorten reicht die Internationale in das gegenwärtige Ministerium, oder wenn man lieber will, das Ministerium in die Internationale. Der Bund ist nicht schön, dessen sich unsere Stammesgenossen zu erwehren haben. Sie werden siegen, das glauben wir fest, wenn sie ihr Ziel richtig zu wählen verstehen. Dieses Ziel aber kann kein anderes sein, als dieses: Daß die Deutschen, die treuesten Söhne des alten Kaiserstaates, nicht, die Einzigen im Haus, als Stiefkinder behandelt werden.

Oeffentliche Gesundheitspflege.

In einer großen Zahl deutscher Städte haben seit dem vorigen Winter die Blattern gehaust, und gegenwärtig nähert sich vom Nordosten her die Cholera. Es dürfte daher im Augenblick eher als sonst Aussicht auf Interesse und Beachtung haben, wenn wir ein paar Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege

zur Sprache bringen, die nicht rein mediciniſcher, ſondern eben ſo ſehr politiſcher und ſocialer Natur ſind.

Indem die Heilkunde ſich zur öffentlichen Geſundheitspflege fortentwickelt hat, hörte ſie freilich im Grunde überhaupt ſchon auf, ein abgeſchloſſenes Fachwiſſen zu ſein. Die Aufgaben, welche ſie ſich von da ab zu ſtellen hatte, vermag ein einzelner Berufsſtand allein nicht mehr zu löſen; ſie ſind auch ſo zuſammengeſetzter Natur, daß die ſpecielle Fachkunde der Aerzte nicht länger die einzige iſt, auf welche es ankommt. Architekten und andere Techniker müſſen hinzutreten. Zugleich aber greifen die nun im Vordergrunde ſtehenden Fragen ſo tief in alle Lebensverhältniſſe ein, daß man ſich einerſeits nicht wundern darf, wenn immer mehr Laien ſich intenſiv mit den hygieniſchen Problemen des Tages beſchäftigen, und daß man andrerſeits gar oft, um überhaupt durchzudringen, des verſtändnißvollen Beiſtandes thätiger und einflußreicher Männer aus allen Schichten der Bevölkerung bedarf.

Dieſem Umſchwunge ſollten die Mediciner als Stand das ohnehin zeitgemäße Zugeſtändniß machen, ihr lateiniſches Standes-Kauderwelſch ſo bald und umfaſſend wie möglich in ein gemeinfaßliches geſundes Deutſch zu übertragen. Wozu eine beſondere Sprache, gleich Studenten oder Gaunern, wenn man doch aufhören will, ſich in den geheimnißvollen Nimbus des Charlatans zu hüllen? und wozu lateiniſche Recepte, wenn nachgerade der Aberglaube als überwunden gelten darf oder doch mindeſtens nicht mehr geſchont werden ſoll, als könnten Medicamente Krankheiten austreiben? Die herkömmliche Terminologie iſt ein ſchwereres Hinderniß, als die an ſie gewöhnten Aerzte und Profeſſoren meiſtens glauben, daß die neuen Lehren der Hygiene ſich ſo raſch ausbreiten, wie zu wünſchen wäre. Sie ſchreckt die ganze nicht philologiſch gebildete Welt ſchon von der Schwelle des Heiligthums zurück. Warum muß man Phthiſis ſagen ſtatt Schwindſucht, Desinfection ſtatt Entgiftung, Inhalation ſtatt Einathmung u. ſ. f.? Nichts komiſcher als ein Vortrag über Geſundheitspflege, der ſich an das Verſtändniß Jedermanns aus dem Volke wenden will, und gar nicht merkt, daß er mit ſeinen entbehrlichen, leicht überſetzbaren techniſchen Ausdrücken alle paar Schritte einen nicht zu überſteigenden Block zwiſchen ſich und ſeine Hörer wälzt!

Wie aber die ärztliche Sprache, ſo muß auch das ſanitätspolizeiliche Verfahren aus der alten überlebten Heimlichkeit heraus. Nur zu vielerwärts beſteht bei den Behörden noch die Praxis, Fälle epidemiſcher Erkrankungen ſo lange wie möglich geheim zu halten, und die Aerzte glauben gewöhnlich, was ſie von ihrem Standpunkt mißbilligen müſſen, der vermeintlichen oder wirklichen höhern Einſicht von Polizeidirectoren, Magiſtratsbeamten oder Regierungsräthen in die ſocialpolitiſche Seite der Sache zugeſtehen zu ſollen. Es iſt aber ſchwerlich nachzuweiſen, daß volle Oeffentlichkeit jemals thatſächlichen

Schaden verübt hätte; das Gegentheil leuchtet weit eher ein. Denn wenn man die Angſt zu erwecken ſcheut, welche in Epidemien zu graſſiren pflegt und auf den Geſundheitszuſtand nachtheilig einwirkt, ſo iſt noch ſehr die Frage, ob ſie nicht gerade ein Kind der Fürſorge iſt, welche man ihr beweiſt. Werden gleich die erſten Fälle einer Cholera- und Blattern-Epidemie officiell dem Publicum angezeigt, und damit von Tag zu Tag oder von Woche zu Woche, je nachdem, in einfacher, nüchterner, gelaſſener Weiſe fortgefahren, ſo hat das Publicum Zeit, ſich an das Bewußtſein von der örtlichen Nähe der Seuche zu gewöhnen, dieweil ſie noch Niemandem dadurch beſonders nahe rückt oder bedrohlich erſcheint. Es läßt folglich auch ſofort denjenigen Grad von Vorſicht eintreten, der ſeiner hygieniſchen Bildungsſtufe entſpricht. Verſchweigt man ihm dagegen von Amts wegen den erſten Ausbruch, ſo bleibt derſelbe darum nicht geheim, aber weil die Behörde ihn doch geheim zu halten ſtrebt, verbreitet ſich die Vorſtellung von etwas abſonderlich Schrecklichem als in nächſter Nähe befindlich, und bereit über Jedweden mörderiſch herzufallen. Da keine ſicheren Zahlen veröffentlicht werden, hat die geängſtigte Phantaſie der Leute volle Freiheit, ſich das Schlimmſte vorzuſtellen und macht davon ausſchweifenden Gebrauch. Die ſchwächende Angſt vor der Seuche wird alſo befördert, nicht verhütet durch officielles Geheimthun. Der Niederrheiniſche Verein für öffentliche Geſundheitspflege, unter ſeines Gleichen leicht der erſte, hatte in dieſem Sinne bei der erſten Kunde von Cholera in Deutſchland eine öffentliche Aufforderung an Gemeindevorſtände und Aerzte ergehen laſſen, und es war ungemein charakteriſtiſch, wie alsbald der Zopf gewiſſer im Herkommen befangener Würdenträger, ärztlicher und anderer, bedenklich zu wackeln anfing ob ſo unerhörter grauſamlicher Neuerung. Der tolldreiſte Verein ſollte ſogar in die Amtsbefugniſſe königlich preußiſcher Landrathsämter eingegriffen haben, und wir würden uns kaum wundern, wenn ein geſinnungsverwandter Staatsanwalt ihn demnächſt in Vollzahl vor irgend ein Düſſeldorfer Gericht ſchleppte.

Die Blattern-Epidemie hat dies Mal allem Anſchein nach poſitiv wie negativ gezeigt, daß durch verſtändiges amtliches Zuthun außerordentlich viel geſchehen kann, um dem Wüthen derartiger Seuchen Einhalt zu thun. Hoffentlich erhalten wir aus recht vielen Städten authentiſche Berichte über ihren Verlauf durch die vortreffliche Vierteljahrsſchrift für öffentliche Geſundheitspflege, welche jetzt Dr. G. Varrentrapp in Frankfurt a. M. leitet. Bis jetzt ſind unſeres Wiſſens ſtatiſtiſche Zahlen nur über den Gang der Epidemie in Bremen bekannt geworden, wo ein einſichtiger Polizeidirector mit Hilfe des Geſundheitsraths von Anfang an zweckmäßig und energiſch eingegriffen zu haben ſcheint, und wo trotz wiederholter Einſchleppung von außen während dreier Vierteljahre unter 80,000 Menſchen nur 284 Erkrankungen mit 35 Todesfällen, darunter 11 von nicht geimpften Kindern, vorgekommen ſind.

Natürlich werden die günstigen allgemeinen Lebens- und Wohnungsverhältnisse Bremens dabei mitgewirkt haben; es bleibt aber doch aller Wahrscheinlichkeit nach ein Rest, welchen nur das erfolgte praktische Eingreifen erklärt. Aus der englischen Medicinalstatistik wissen wir ja soviel mit hinlänglicher Sicherheit, daß durchgreifende hygienische Maßregeln wohl im Stande sind, den Erkrankungs- und Sterblichkeitssatz einer bestimmten Bevölkerungsmenge merklich einzuschränken.

Berlin, Köln, Leipzig, Bremen und andere Städte werden Angesichts der heranrückenden Cholera systematisch auf vorhandene Brutstätten epidemischen Giftes untersucht. Keine Stadt aber, deucht uns, sollte diese erste, einfachste und gebotenste aller Vorsichtsmaßregeln unterlassen. Kommt die Cholera nicht, so ist die Mühe darum doch keineswegs vergeudet; die gemachten Entdeckungen werden dahin führen, daß man das Leben im Orte auch für gewöhnliche Zeiten gesunder, reinlicher und angenehmer gestaltet, und über der Untersuchung wird sich gesundheitspflegerisches Wissen ganz von selbst in Fülle durch weitere örtliche Kreise verbreiten. Zu diesem letzteren Zwecke ist besonders dienlich, wenn man eine größere Zahl freiwillig einspringender Bürger an der Stadtuntersuchung theilnehmen läßt, sei es daß sie eigens dafür berufen werden, sei es daß ein auch sonst wirksamer Verein für öffentliche Gesundheitspflege sie der Behörde stellt oder etwa auch auf eigene Hand die Arbeit vornimmt.

Seit einem halben Jahrzehnt sind hier und da in Deutschland Vereine für öffentliche Gesundheitspflege entstanden, theils städtisch begrenzt, theils provinziell ausgebreitet. Aber es fehlt noch ein ganz passendes Gefäß für diese Bestrebungen im Mittelpunkt. Wir haben allerdings die Section für Gesundheitspflege bei dem Congreß deutscher Naturforscher und Aerzte, die eben in Rostock getagt hat, und in ihr finden sich alljährlich die meisten der praktischen Hygieniker und Medicinalreformer Deutschlands zusammen. Allein als bloße Section eines wesentlich andern Interessen gewidmeten Congresses wird dieses Gefäß niemals auch nur der Hauptmasse nach alle die in sich aufnehmen könne, die es doch einschließen muß, wenn der Zweck einigermaßen erreicht werden soll. Gemeindebeamte, Stadtverordnete, Lehrer, Publicisten u. s. w. werden in größerer Zahl nicht zu einer Wanderversammlung kommen, welche sie bloß in einem Nebenzimmer duldet, nicht ausdrücklich in ihren Hauptraum einladet. Die Aerzte und Gelehrten aber, welche ihr zuströmen, haben selten ein entscheidendes Wort auf praktischem hygienischem Gebiet. Eine Ablösung der Gesundheitspflege-Section von dem Naturforscher-Congreß hätte auch noch den weiteren Vortheil, die seit der Dresdener Versammlung bestehenden unerquicklichen Zwistigkeiten über die Fassung von Resolutionen, welche von den Hygienikern ebenso entschieden und rechtmäßig begehrt, wie

von den reinen Forschern zurückgewiesen wird, aus der Welt zu schaffen. Die Hauptsache aber ist, daß erst, wenn aus der Section ein selbstständiger Congreß für öffentliche Gesundheitspflege herausgewachsen ist, diejenigen Leute sich zahlreicher einstellen werden, auf welche es eigentlich ankommt, wenn Deutschland bald recht gesunde Städte erhalten und von mörderischen Seuchen möglichst wenig heimgesucht werden soll. Man mag dann immerhin örtlich und zeitlich diese neue Jahresversammlung dem Congreß deutscher Naturforscher und Aerzte so nahe wie wünschenswerth legen.

Berliner Briefe.

Berlin, den 23. September. Vielleicht hat es doch etwas Gutes, daß die Reichstagssession später eröffnet wird, als man bisher erwartet hatte und als wenigstens alle Diejenigen gehofft hatten, welche die nicht leichte Last des parlamentarischen Lebens auf ihren Schultern tragen müssen. Zwar mit dem preußischen Budget wird es übel genug aussehen und auch sonst kann man sicher sein, daß sich im Laufe der Zeit so viel Stoff für die parlamentarische Arbeit anhäufen wird, um eine Verlängerung der Session bis in den Sommer hinein nothwendig zu machen, aber ein paar Wochen Aufschub der Eröffnung des Landtags berechtigen zu der Erwartung, daß sich unterdessen die Lage nach mehr als einer Richtung hin geklärt hat. Die großen Erfolge des letzten Krieges wirken natürlich noch immer in weiteren Kreisen, als von ihnen unmittelbar berührt worden sind, nach.

In Baiern erheben die Patrioten, welche in den Julitagen des vorigen Jahres eine so empfindliche Niederlage erlitten, noch einmal ihr Banner: sie wollen nicht mehr den Staat retten, der doch unwiederbringlich verloren ist (obgleich er nach norddeutscher Ansicht noch sehr wenig Neigung zeigt, im Reiche aufzugehen), sondern nur die Religion, die von Berlin aus bedroht wird, obgleich das, was sie unter Religion verstehen, gerade jetzt in München einen recht empfindlichen Stoß erhalten zu sollen scheint.

Die Versammlung der Altkatholiken nimmt in der That einen Anlauf, welcher Bedeutendes verspricht. Ihr Programm beschränkt sich nicht auf einen unfruchtbaren Protest gegen das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit, sondern es entwickelt einen Reformplan, der an Kühnheit der Gedanken die Reformation selbst überragt und als letztes Ziel eine internationale Kirche im Auge hat, welche der römisch-katholischen nicht Deutschland allein, sondern eine Welt entgegen stellen würde. Allerdings wird man die Hoffnung auf die Verwirklichung eines so umfassenden Planes nicht zu hoch spannen dürfen. Die religiöse Gleichgültigkeit ist weit verbreitet und bis jetzt ist jeder Versuch, eine zugleich freisinnige und gläubige Gemeinde zu gründen, gescheitert. Aber die Verhältnisse sind selten so günstig gewesen, wie in diesem Augenblicke, wo die Regierungen anfangen, die Gefahren des Ultramontanismus, gegen welche sie so lange die Augen geschlossen hatten, zu erkennen und wo unter den gebildeten Katholiken Deutschlands eine tiefe Verstimmung herrscht. In Preußen ist seit der Aufhebung der beiden besondern Abtheilungen für die confessionellen Angelegenheiten im Cultusministerium auf diesem Gebiete nichts mehr geschehen und der Kampf scheint völlig zu ruhen. Aber es ist kein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand. Die Dinge liegen noch eben so, als sie in dem Augenblick lagen, wo die Fraction des Centrums im Reichstage ihren Feldzug gegen die Bismarck'sche Politik begann. Offenbar will der Kanzler nur prüfen, welche Kraft die freisinnige Partei unter den Katholiken zeigt.

Er ist ein Mann, der sich nicht nach Worten richtet, sondern nach Thatsachen urtheilt. Er ist außer Stande, der antipäpstlichen Bewegung unter den Katholiken eine andere Unterstützung zu gewähren, als den Schutz gegen Uebergriffe, sobald diese versucht werden, wie es in dem Falle des Dr. Wollmann und des Priesters Kaminski geschehen ist.

Und der dritte Punkt, wo auch eine Klärung erwartet werden kann, ist die Lage der Dinge in Oestreich. Zwar hat Fürst Bismarck jeden Gedanken an eine Einmischung in die östreichischen Angelegenheiten zurückgewiesen, ja sich jeder Beeinflussung derselben sorgfältig enthalten, und dieses Programm wird durch die jetzigen Vorgänge in Oestreich nicht erschüttert, schon deßhalb nicht, weil ihm eine Wahrheit zu Grunde liegt, die, daß es sich überwiegend um einen politischen Kampf in Oestreich handelt. Die Deutsch-Oestreicher sind schon lange von ihrer bevorrechteten Stellung herabgestiegen und haben so bald keine Aussicht, dieselbe wieder zu erringen, aber sie sind stark genug, sich einer nationalen Vergewaltigung zu erwehren und so blind sind die östreichischen Staatsmänner trotz alledem doch nicht, daß sie das deutsche Element als solches unter die andern Stämme des Reiches herabdrücken sollten. In neuer Form wird nur wieder einmal das alte Recept „Theile und herrsche!“ angewandt, und wenn die Verwirrung einen gewissen Grad erreicht hat, wird der Absolutismus wieder einmal eine Stunde der Herrschaft genießen.

Der gegenwärtige Proceß aber, der Conflict in den Landtagen, wird beendigt sein, noch ehe der deutsche Reichstag zusammentritt, um sich einer Reihe von Arbeiten zu widmen, welche, wenn sie auch im Einzelnen sicher zu manchem lebhaften Streit Veranlassung geben müssen, doch in der Summa zum Ausbau der inneren Ordnung des Reiches beitragen werden. Nach dem mächtigen Enthusiasmus, welcher das Heer von Sieg zu Sieg tragend, zur Gründung des Reiches führte, ist allmälig wieder eine leise Reaction eingetreten. Die einzelnen Regierungen zeigen sich so zähe als möglich, um das zu bewahren, was ihnen die Reichsverfassung und die Verträge an Selbstständigkeit gelassen haben und die neueren Militärconventionen geben das beste Bild von diesen Bestrebungen, neben der Obermacht des Kaisers die Selbstherrlichkeit an den Tag zu legen. Aber eine Gefahr für die deutsche Einheit liegt darin nicht. Der letzte Krieg hat das Einheitsgefühl so hergestellt und gekittet, daß verhängnißvolle Fehler begangen werden müßten, um dasselbe in dem Herzen des Volkes wieder zu lockern und die zweite Session des Reichstages wird dasselbe stärken, wie die erste gethan hat.

Fürst Bismarck ist nur wenige Tage hier gewesen und hat sich wieder nach Lauenburg begeben. Seine Anwesenheit hier war weniger unruhig, als diejenige bei seiner Durchreise von Varzin nach Gastein. Damals galt es, den etwas übermüthig gewordenen Franzosen eine Lection zu geben. Wenn sie jetzt nochmals den Versuch gemacht haben, ihre Sieger zu übervortheilen, so ist dies kein Grund für diese, sich zu ereifern. Sie können warten. Wenn aber die Franzosen sich wirklich Uebergriffe erlauben, so wird es an nachdrücklicher Zurechtweisung nicht fehlen. Das hat so eben Graf Arnim gegenüber der ligue antiprussienne und den Lyoner Vorgängen bewiesen. — o. W. —

Die Grenzboten beginnen am **1. October** das **4. Quartal** des **30. Jahrgangs** und nehmen **Buchhandlungen** und **Postämter** Bestellungen auf dasselbe an. Um freundliche Berücksichtigung bittet **die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 41.

Ausgegeben am 6. October 1871.

Inhalt:

Ihre Fürstliche Gnaden auf Universitäten. (Arnold Wellmer.) Seite 561
Herder's Einwirkung auf die deutsche Lyrik von 1770—1775. E. Laas. (Fortsetzung.) 577
Ein saurer Apfelbiß. (Aus Turin.) 585
Zum Katholikencongreß in München. (Aus Baiern.) 589
Neue Reformen im Postwesen 593
Deutschland und Oestreich. (Aus Preußen.) 596
Berliner Briefe 599

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. W. Grunow in Leipzig.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ihre Fürstliche Gnaden auf Universitäten.

Von Arnold Wellmer.

So lang es deutsche Universitäten gibt, ist gute deutsche Sitte, daß unsere Fürsten ihre Söhne auf die hohen Schulen senden, um zugleich mit den Söhnen der Unterthanen brüderlich aus dem Weisheitsquell der alma mater zu trinken. So zogen schon vor der Reformation die jungen Fürstensöhne nach Beendigung ihres häuslichen Unterrichts unter der Aufsicht eines Hofmeisters und in Gesellschaft ihrer früheren Gespielen, die zugleich Pagendienste versahen, nach Leipzig oder Helmstädt, Tübingen oder Heidelberg — und dann noch ein Paar Jahre in froher Jugend- und Wanderlust durch die schöne, lustige, weite Welt, von einem befreundeten Fürstenhofe zum andern —, oft bis nach Italien, Frankreich und durch die Niederlande nach England. So lernten sie die Welt und das Leben kennen und knüpften neue freundliche und nützliche Bande mit anderen Fürsten.

Auch Pommerns Fürstensöhne folgten gern dieser Sitte und dem Zuge ihrer jungen, lebenslustigen Herzen. Schon im Anfange der Reformation studirte seine Fürstliche Gnaden Barnim IX., Sohn des großen Bogislav X. von Pommern, zu Wittenberg und begleitete als jugendlicher Rector der Universität seinen theuren Lehrer Luther zur Disputation mit Eck nach Leipzig. Bogislav's Enkel, Herzog Philipp von Vorpommern-Wolgast und Rügen, verlebte seine Jugend an dem Hofe seines Oheims, des Pfalzgrafen Ludwig, und auf der ehrwürdigen Universität Heidelberg — der Ruperta, nach dem Pfalzgrafen Ruprecht I. so genannt, der diese Hochschule 1346 stiftete. Von Jugend auf in Luther's Lehre erzogen, stand der junge Philipp im Jahre 1536 vor dem Reformator in der Schloßkirche zu Wittenberg — neben ihm die bräutlich schöne Maria, Tochter des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen — und Luther segnete diesen Bund für's Leben ein.

Treu hielt Philipp stets zur Lehre seines Luther. Als regierender Herzog nahm er die Schmalkaldischen Artikel ohne Zaudern für sein Ländchen an.

Auch Melanchthon war dem pommerschen Fürstensohne bei Gelegenheit des Beilagers in Wittenberg nahe getreten. Für's ganze Leben blieben sie

in freundlichen Beziehungen. Bei der Erziehung seiner Kinder erbat sich der Herzog oft Rath vom „Lehrer Deutschlands“. Melanchthon sandte einen ausführlichen Erziehungsplan. Darin heißt es: „Sofern der Knabe Trägheit an den Tag legt, soll er durch körperliche Züchtigung zum Fleiß angehalten werden!“

Mit solcher Instruction sandte Herzog Philipp seine Söhne — die jüngeren noch im Kindesalter — auf die Universität Greifswald.

Voll Scham über die Unwissenheit, den Eigensinn und die Fehlschlüsse der Klostergeistlichen auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz, hatte der große Wratislaw 1456 die Universität Greifswald gegründet, in der Hoffnung, in seinem Lande Wissenschaft und Bildung erblühn zu sehn. Vor 20 Jahren hatten die Professoren der Universität Rostock, vor dem Bannstrahl der Kirchenversammlung zu Basel geflohen, in Greifswald eine Freistätte gefunden — sie wurden die ersten Lehrer der jungen pommerschen Hochschule. Durch die Bemühungen Johann Bugenhagen's und Knipstrow's, des eifrigen Schülers von Luther und Melanchthon, war Greifswald nach Wittenberg die erste Universität, die Luther's Lehre öffentlich annahm.

Nach Melanchthon's Erziehungsplan, unter der Leitung eines Präceptors und in Gemeinschaft mit den Edelknaben Otto v. Below, Michael v. Böhn, v. Damitz und v. Platen, lagen die jungen Fürsten ihren Studien ob. Im Winter und Sommer standen sie pünktlich um 6 Uhr auf, sprachen ein Gebet aus dem kleinen Katechismus Martin Luther's und lasen ein Kapitel aus der Bibel. Montags und Dienstags folgten Vorträge über Dialektik und Cäsars Commentarien. Von halb zehn bis zum Mittagessen um 11 Uhr körperliche Uebungen und Belustigungen. Von 12—1 Uhr sang ein gelahrter und in der Musica erfahrener Geselle mit J. F. G. und unterwies sie auf einem Instrument. Um halb 2 ging der Magister mit ihnen die Regeln der Arithmetik durch: „damit sie sich etwas zu rechnen gewöhnen, indem solche Kunst ihnen künftig in der Regierung ganz dienlich sein werde!“ Nach einer Explication von Cicero's Briefen, folgte um 4 Uhr Fecht-Unterricht. — Mittwoch Vormittag wurden sententiöse Carmina recitirt, „damit es J. F. G. nicht fehle, zu Zeiten mit Gelahrten familiariter versificiren zu können!“ Zugleich wurden praktische Uebungen in der edlen Verskunst vorgenommen. Nach Tische Syntax oder epitomen (Auszug) moralis Philosophiae Philippi (Melanchthonis), damit die jungen Fürsten die gehörten Vorschriften der Dialectik auch anzuwenden vermöchten. — Donnerstags und Freitags vor Tische: Melanchthons Rhetorik und Cicero's Rede für den Dichter Archias. Arithmetik und Terenz, Fechtstunde oder Spaziergang. — Sonn-

abends vor Tisch „componiren die genannten Herren und Knaben Argumenta und — lassen sich waschen!“ Nach Tisch: examen ordinandorum. — Am Sonntage explicirte der Magister vor der Predigt das Evangelium „Grekisch“ und repetirte dasselbe nach der Abendpredigt.

An zwei Wochentagen sagten J. F. G bei Tisch abwechselnd lateinische Reden her, „um sich darauf zu gewöhnen, öffentlich zu sprechen.“ Einer der gelahrten Räthe hatte hierauf zu antworten. Donnerstags Abend wurde während der Mahlzeit im Beisein der Räthe versificirt.

Abends 8 Uhr wurden Melanchthons historische Schriften tractirt, in's Lateinische oder Deutsche übersetzt, ein Kapitel aus Luther's Bibelübersetzung gelesen, gemeinsam gebetet und zu Bett gegangen. —

So ging in jener Zeit die Absicht alles Unterrichts allein auf die Fertigkeit einer correcten, dialektisch und rednerisch ausgebildeten Darstellung in lateinischer Sprache. Fast in jeder Stunde wurde Latein getrieben, — alle übrigen Lehrzweige gaben nur den Stoff dazu her, die Sprachdarstellung nach allen Seiten zu vollenden. Heißt es doch schon in der pommerschen Kirchenordnung von 1535: „Die praeceptores sollen mit den discipulis alle Wege lateinisch, und nicht deutsch reden, als welches an sich leichtfertig und bei den Kindern ärgerlich und schädlich!“ Dafür spricht auch die Schulordnung, welche Luther und Melanchthon 1538 für die sächsischen Schulen entworfen: bei 26 wöchentlichen Schulstunden sind 2 für Religion, 6 für Musik und — 18 für Latein bestimmt. Das Griechische tritt erst 1580 in der Schulordnung Kurfürst August's auf.

Im Januar 1560 — wenige Monate vor dem Heimgange seines Freundes Melanchthon zu Wittenberg — starb Herzog Philipp. Sein ältester Sohn, der 18jährige Johann Friedrich, blieb jetzt nach Bestimmung der Vormünder in Wolgast, um als zukünftiger Regent unter der Leitung seiner Mutter, seiner Räthe und eines „guten, sittigen und gelarten Präceptors“ seine Studien in der Heimat zu beenden. Seine drei jüngeren Brüder Bogislav, Ernst Ludwig und Barnim aber wurden nach Greifswald zurückgeschickt — „weil am Hofe die Studia junger Herren nicht sonderlich gedeihen!“

Die Universität Greifswald aber war zur Zeit in einer gar traurigen Verfassung. Im Jahre 1524 hatte hier die Pest so furchtbar gewüthet, daß fast alle Professoren und Studenten die Stadt verließen und zum großen Theil nach dem berühmten Wittenberg gingen. Wegen Mangel an Zuhörern mußte die Universität sogar längere Zeit geschlossen werden. Unter den Bemühungen Herzog Philipp's wieder geöffnet, wollte das alte Leben doch lange nicht wiederkehren. Es fehlten besonders die Mittel, um neue tüchtige Lehrer

herbeizurufen. Die jungen Herzöge fühlten sich immer unbehaglicher in der verödeten kleinen Universitätsstadt — die stille Heimat ward ihnen zu eng — sie sehnten sich hinaus in die weite, bunte, lockende Welt! Dabei ging ihnen alle Lust am Arbeiten verloren, sie verbrachten die Zeit damit, an Mutter und Schwestern, Bruder und Vormünder Briefe zu schreiben — voll immer wiederkehrender Bitten, eine andere Universität beziehen zu dürfen. Der Lectionsplan Meister Philipp's kam fast ganz in Vergessenheit.

Endlich gaben die Vormünder: der Oheim Herzog Johann Friedrich von Sachsen — „die Königliche Würde zu Polen" — und Fürst Wolfgang zu Anhalt den jugendlich ungestümen Bitten der fürstlichen Studenten nach. Ernstlich wurde die Wahl einer geeigneten Universität in's Auge gefaßt, auf der die jungen Herzöge mit Erfolg weiter studiren konnten. Herzog Johann Friedrich von Sachsen stimmte für die Hochschule Jena, an deren Gründung er so innigen Antheil hatte und wo das akademische Leben und die Wissenschaften jetzt grade in voller Frühlingsblüthe standen. Aber die Herzogin-Witwe Maria, die besorgte Mutter, wollte von Jena nichts wissen — die Rauflust der Jenenser Studenten war schon damals bei allen Völkern übel berüchtigt... und grade in Pommern flossen ja noch reichlich die Mutterthränen um den jungen pommerschen Edlen Christian von Podevils, der vor kaum einem Jahr als Jenenser Student bei einer abendlichen Studentenrauferei auf offener Gasse erstochen ward. Die fromme Tochter Johann Friedrich des Großmüthigen stimmte lebhaft für ihr heimatliches Wittenberg, das sie so oft in Begleitung ihres Vaters besucht hatte — in dessen Kirche sie ihrem seligen Gatten durch Luther's Hand verbunden war. Wie oft hatte Johann Friedrich doch seine Kinder zu Luther und Melanchthon in's Haus geführt, um sie mit einem frommen Kernworte aus dem Munde der verehrten Männer und — mit einem schäumenden Becher Einbecker Biers zu erquicken. Die treue Mutter sah ihr Wittenberg noch immer in dem reinen Glanze leuchten, den Luther und Melanchthon zu ihrer Mädchenzeit darüber ausgossen. Sie war glücklich, als sie die Vormünder überredet hatte — als es für ihre Söhne Ernst Ludwig und Barnim hieß: Auf! nach Wittenberg! —

Die helle Sonne des 3. Mai 1563 lacht fröhlich und lockend durch die kleinen bunten Scheiben des alten herzoglichen Residenzschlosses zu Wolgast. In der weiten Halle, deren Wände im Schmuck von stattlichen Hirschgeweihen, blanken Waffen und den großen Bildnissen alter todter Herzoge von Pommern und Rügen und ihrer Gemahlinnen prangen, herrscht ein reges buntes Leben. Der ganze Hof ist versammelt — alte ehrwürdige Räthe in langen ernsten Gewändern und der glänzend geschmückte hohe Adel von Vorpommern und Rügen. Auf hochlehnigen Stühlen, aus dem heimatlichen derben Eichenholze wunderlich geschnitzt, die rothen Sammetkissen von den flei-

ßigen Händen längſt verſtorbener Herzoginnen mit Gold- und Silberfäden kunſtvoll geſtickt, ſitzen die Herzogin Witwe Maria und ihre Töchter Amalia, Margaretha und Anna nebſt Fräulein Georgia, der Stiefſchweſter Herzog Philipp's — alle mit ihren beſten ſeidenen und ſammtenen, reich mit koſtbarem Pelz verbrämten Gewändern und blitzenden Goldhauben angethan. An ihren Stühlen lehnen die jungen Herzöge: der 21jährige Johann Friedrich — dem Namen nach regierender Fürſt, der in der That aber die Laſten und Sorgen des Regiments bei ſeiner Jugend noch herzlich gern ſeinem kundigen Kanzler und den Räthen überläßt; — der 19jährige Bogislaw und der kleine Kaſimir. Auch die jungen Herzöge ſind mit koſtbaren Wämſern, blitzenden Wehrgehenken und güldenen Kettlein geſchmückt. Eine feierliche Staatsaction muß vor ſich gehen, denn ſonſt geht Herzogin Maria mit ihren Töchtern beſcheiden in ſelbſt gewebten linnenen und wollenen Gewändern einher und die Herzöge in Kollets von Hirſchleder.

Es iſt auch eine für damalige Zeit gar wichtige Begebenheit: zwei junge Söhne des Herzoglichen Hauſes ſollen heut aus der Heimat ſcheiden — auf mehrere Jahre, um in dem fernen Wittenberg den Studien obzuliegen. Und in dieſer Stunde ſollen ſie feierlich entlaſſen werden.

Da ſtehn ſie, ſchmuck angethan mit den neuen derben Wämſern von jagdgrünem Tuch und den ſauberen hirſchledernen Hoſen, eine weiße geſtickte Linnenkrauſe um den entblößten Hals, am oberen Ende der Halle, beſcheiden vor dem regierenden jungen Bruder, der edlen Mutter, dem Kanzler und den Räthen — — der 18jährige hochgewachſene Ernſt Ludwig mit den edlen milden Zügen und der brave frohſinnige Barnim im ganzen Glück ſeiner ſorgloſen vierzehn Jahre. Ihre Augen leuchten von Jugendluſt und froheſten Hoffnungen . . . draußen lacht ja die wunderſchöne Frühlingswelt im Sonnenglanz — die Lerchen jubiliren und die Obſtbäume ſtehen in voller weißer Blüte und aus allen Kelchen ſtrömt ein ſüßer weicher Frühlingsduft und in dieſe wunderſchöne weite Welt dürfen ſie jetzt hinausziehn — in weite unbekannte traumhafte Fernen — ſorglos und frei.

Leiſe winkt der hochmögende Kanzler von Wolgaſt, Herr Valentin von Eickſtedt, der ſchon unter Herzog Philipp zum Segen des Landes dies wichtige Amt inne gehabt, — und aus dem Gefolge der beiden reiſeluſtigen Herzöge tritt, eine gewaltige Pergamentrolle in Händen, bedächtig und etwas zaghaft ein älterer Mann vor. Es iſt der Hofmeiſter von Küſſow. Mit 10 Edelknaben, denen auf „unterthänige Bitten ihrer Eltern dieſe Gnade erzeigt iſt", nebſt einem Magiſter, Küchenmeiſter, Koch, Barbier und mehreren Dienern ſoll er Ihre Fürſtliche Gnaden auf die Univerſität begleiten, obgleich er ſelber Weib und Kind, Haus und Hof in Pommern zurückläßt.

Der Hofmeister von Küssow entrollt das Pergament, verbeugt sich tief vor der Herzogin-Witwe und ihren Töchtern, vor dem regierenden Fürsten und schließlich vor seinen beiden fürstlichen Zöglingen und liest nach demüthig erbetener Erlaubniß vor versammeltem Hofe die Instruction vor, welche er selber für die Lebensweise und die Studien seiner Pflegebefohlenen verfaßt hat. Sie lautet:

„Erstlich sollen sich Ihre Fürstliche Gnaden vor allen Dingen zur Gottesfurcht gewöhnen, gerne beten, in heiliger Schrift sich unterweisen lassen, des Sacraments und Abendmahls unseres Herrn Christi oft gebrauchen und sich von solchem göttlichen Leben niemals abwenden lassen, denn sonst J. F. G. in allen andern Handlungen und Vornehmen kein Gedeihen und Glück haben werden. Wie die Schrift sagt: initium sapientiae timor domini — der Weisheit Anfang ist Gottesfurcht — und der Psalm: nisi dominus custodiat civitatem — wo der Herr nicht die Stadt behütet, wacht der Wächter umsonst. Es sollen sich auch J. F. G. mit Fleiß vorsehen, daß sie bei der reinen Lehre göttlichen Worts bleiben und von dem wahren Verstande der augsburgischen Confession, die J. F. G. Herr Vater, christlichen Gedächtnisses, amplectiret, bis in seine Grube erhalten und die man in der Kirchenordnung auf's Neue verfaßt, — sich durch Secten und Rotten, der nun viele sind, nicht lassen abwenden.

„Darnach sollen J. F. G. fleißig und oft bei sich bedenken, warum sie ausgeschickt sind: nämlich darum, daß sie in guten Künsten und Sitten mögen zunehmen, Herren und Fremden künftig fruchtbarlich dienen, auch ihren befohlenen und angeerbten Landen und Leuten mit fürstlichem, christlichem, löblichen Regimente vorstehen, auf daß sie Gottes Segen und männiglichen Ruhm und Lob empfangen mögen. Denn wenn J. F. G. solches nicht thäten, ladeten sie den Zorn Gottes auf sich. So wäre es auch ihnen bei denselben Herrn, Fremden und der Landschaft sehr schimpflich, zugeschweigen, was sie sich selber für Schaden zufügten, wenn sie ihre blühende Jugend also ließen verfließen, keine Frucht schafften, dessen sie künftig in bevorstehender Regierung und im Alter genießen möchten. So fügten auch J. F. G. derselben Herren Brüder und sich selbst nicht geringen Schaden zu, daß sie solche ansehnliche Summa Geldes, so darauf gehn wird, vergeblich und ohne Frucht thäten verschwenden, die man sonst zur Nothdurft und J. F. G. Regierung und zum Landes Besten anwenden könnte. Das und Anderes werden J. F. G. oft bedenken und sich von ihren Studien durch leichtfertige

*) Der Archivrath Freiherr von Medem hat das Verdienst, die für unsere Studie benutzten Original-Schriftstücke, besonders Briefe der jungen studirenden Herzöge und ihrer Hofmeister, gesammelt und veröffentlicht zu haben.

Leute, so nicht wissen, was Furcht des Regiments und wie die erhalten werden müsse, abwenden lassen.

„Zum anderen sollen und wollen sich J. F. G. aller guten Tugenden und fürstlichen Sitten befleißigen, sich nicht zur Unflätigkeit in Kleidern, Saufen und anderem unordentlichen Leben bewegen lassen und nicht bald folgen, was etwa ein Unverständiger vornimmt — sondern viel mehr Acht haben auf verständige, weise Leute, dieselben gern hören und ihren Lehren folgen, damit J. F. G. bei Fremden Ruhm und gutes Lob empfangen mögen; sich auch dermaßen fürstlich und gnädiglich gegen derselben Diener, die es mit J. F. G. unterthänig und treulich meinen, verhalten, daß zur Klage keine Ursache gegeben werde, sondern männiglich J. F. G. zu dienen Lust und Liebe habe.

„Auf der Reise sollen und wollen J. F. G. gegen die verordneten Geleitsleute Wohlwollen zeigen und ihnen, sobald sie an den Wagen kommen, die Faust geben, sich gnädiglich gegen sie geberden und allzeit zum Mahl fordern und über Tisch fein sittsamlich sein. Auch sollen J. F. G. sich des Redens gewöhnen, nicht immer stillschweigend bei fremden Leuten sitzen, doch der Reden und Worte gute Acht haben.

„Da die Universität Wittenberg nicht unterlassen wird, J. F. G. mit besonderer Reverentie und Ehrerbietung zu empfangen, so sollen J. F. G. Allen, die sie begrüßen werden, die Faust geben und sich ihnen geneigt zeigen. Auch soll Herzog Ernst Ludwig sich mit einer von ihm selbst zu entwerfenden lateinischen Antwort gefaßt halten. Das wird ihm zu Anfang guten Ruhm und Namen machen.

„J. F. G. werden sich auch des Herrn Vaters letzter Ermahnung erinnern und ohne gemeinsamen Rath der zur Regierung Verordneten in deren Abwesenheit niemals etwas versprechen, verschreiben oder vergeben.

„Zur Pflege ihrer Gesundheit sollen J. F. G. sich alles unordentlichen Essens und Trinkens enthalten.

„Der Hofmeister hat darauf zu sehn, daß Küche und Keller zur rechten Zeit geöffnet werden, nicht den ganzen Tag offen stehn, was dem Gesinde zum Fressen und Saufen Ursach geben würde.

„Auch hat der Hofmeister fleißig Acht auf J. F. G. zu geben, sie zu allem christlichen und tugendsamen Leben und Wandel anzuhalten, und oftmals dazu zu vermahnen. Solchen treuen Erinnerungen sollen J. F. G. gern folgen und dieselben nicht ungnädig vermerken. Zudem soll der Hofmeister fleißig Aufsicht haben, daß J. F. G. vor allem Schaden, so viel ihm zu thun möglich, behütet bleiben, — daß Niemandem Leichtfertiges zu ihnen gestattet werde, damit sie in Gottesfurcht und göttlicher reiner Lehre, guten fürstlichen Sitten und Leibes Gesundheit nicht einigen Schaden und Abbruch

empfangen möchten. Sorglich soll er darauf Acht geben, daß die jungen Herzoge mit Kleidern reinlich und sauber gehalten und ihre Kleider und Ketten wohl verwahret werden. Die Gemächer J. F. G. hat er zur rechten Zeit auf- und zuschließen zu lassen. Niemandem soll gestattet sein, bei nachtschlafender Zeit aus- und einzulaufen.

„Würden sich „sterbende Leuffte", Kriegsnoth und sonst der Arten Tumult erheben, was J. F. G. in Wittenberg gefährden möchte, so hat der Hofmeister dies alsobald dem Fürsten Wolfgang zu Anhalt und dem Kurfürsten von Sachsen anzuzeigen und ihren Rath und Gutbedünken zu erholen, solches auch ungesäumt an den Wolgaster Hof zu berichten.

„Im Fall J. F. G. von den Autoribus etwas dediciret und von ihnen Verehrung dafür gefordert wird, soll der Hofmeister solches zum Besten entschuldigen: die Herren seien jung und er habe dessen keinen Befehl empfangen! Geschehen aber von ansehnlichen bekannten Leuten Dedicationes, so hat er solche gen Hof gelangen zu lassen und Bescheid zu gewärtigen.

„Nicht weniger soll der Magister J. F. G. in allen christlichen und fürstlichen Tugenden ermahnen und unterweisen, auch mit besonderem Fleiß darauf sehn, daß sie die Hauptartikel unseres christlichen Glaubens, nach der prophetischen und apostolischen Lehre und augsburgischen Confession, rein ohne einige „Corruptelen" zu Grunde lernen und verstehen mögen, derhalben die Artikuln von der Rechtfertigung, von der Buße, von der Absolution und von den Sacramenten mit J. F. G. oft repetiren und bei dem Verstande, wie sie Martinus Lutherus seligen Gedächtnisses erkläret, bleiben lassen.

„Daneben soll der Magister allen Fleiß anwenden, daß J. F. G. etwas Fruchtbarliches möchten studiren und in Sonderheit reinlich Lateinisch reden und Schreiben lernen.

„Ferner hat der Magister auf die J. F. G. zugeordneten Edelknaben fleißig Acht zu geben, daß sie gottesfürchtig und in ihren Studien fleißig seien, treulich J. F. G. aufwarteten, sich reinlich hielten und zu aller christlichen Ehrbarkeit schickten, — dem Hofmeister, wie dem Magister Gehorsam leisteten, widrigenfalls man sie mit Ruthen streichen und ihres Dienstes mit Schimpf entlassen solle.

„Bei Vermeidung von Strafe und Ungnade haben die Edelknaben aufzuwarten, wenn J. F. G. zur Kirche und Universität gehn und insonderheit sollen sich die Truchsessen und Schenken, so zu Tisch dienen, vor den andern Edelknaben befleißigen, daß sie artig und reinlich lernen aufwarten, — wenn die Herren fremde Leute haben, sich nicht voll saufen, damit sie von verständigen Fremden bei ihrem Aufwarten nicht mögen verspottet und verlacht werden.

„In der Herzöge Haus haben sich die Edelknaben auch alles Gezänkes, Haderns und Schlagens, bei Vermeidung der Herren Ungnade, Strafe und Entlassung gänzlich zu enthalten. Desgleichen sollen sie sich mit den Studenten und Professoren in keine feindliche Händel oder Schlägereien einlassen, sich vielmehr gegen männiglich friedlich, freundlich und dienstlich bezeigen.

„Küche und Keller sollen sie meiden, Niemanden dorthin führen, dort auch nicht zechen und Banketto anrichten — sich vielmehr der Nüchternheit befleißigen und stets dasjenige thun, was Ehrlichen von Adel rühmlich ist und ihnen wohl ansteht.

„Der Küchenmeister hat zur rechten Zeit einzukaufen, Alles in der Küche spärlich zugehn zu lassen, das Uebrigbleibende mit Fleiß aufzuheben, alle Sonnabend dem Hofmeister Rechnung zu legen und über Alles ein ordentliches Register zu halten. Dem Koch soll er Alles zum Kochen zustellen und in der Küche warten, bis Alles über das Feuer gebracht ist. Er muß beim Anrichten zugegen sein und Niemandem gestatten, in die Küche zu laufen, darin zu essen oder zu trinken. Außer der ordentlichen Mahlzeit dürfen in der Küche keine Speisen bereitet werden.

„Der Koch soll treulich und fleißig in der Küche walten, zur rechten Zeit das Mahl fertig halten, damit J. F. G. nicht lange darauf zu warten haben, — gut Acht geben, daß ihnen kein Gift, oder was sonst Schaden bringen könnte, möchte zugeschoben werden, — auch verhüten, daß aus der Küche etwas verschleppt werde, überhaupt in Allem J. F. G. Frommen und Bestes befördern und nach seinem höchsten Vermögen Schaden wehren und abwenden.

„Endlich hat der Barbier, der auch zugleich die Dienste eines Kellerknechts verrichtet, bei Strafe und Ungnade sich der Heilung aller Schäden zu enthalten, denn da er J. F. G. wäscht, möchten diese dadurch beschädigt werden. Alle Sonnabend soll er J. F. G. mit guter reinlicher Lauge waschen. Das fürstliche Tischzeug hat er sorgsam zu verwahren und sauber zu halten, den Tisch zu decken, Brod und „Almissen“ aufzulegen, Niemanden in den Keller zu führen, dort keine Zechen und Gelage anzurichten und nur auf Anweisung des Hofmeisters Getränk daraus zu verabfolgen. . .“

Mit einer Verneigung gegen die jungen Fürsten und den ganzen Hof legt der Hofmeister Christian von Küssow das Pergament in die Hände des Kanzlers Valentin von Eickstedt. Dieser wendet sich an die Herzoge Ernst Ludwig und Barnim: „Sind Eure Fürstliche Gnaden gewillt, diese Euch vorgelesene Instruction nach bestem Wissen und Gewissen und mit allen Kräften unverbrüchlich zu halten, so bekräftiget dies hier vor Gott und J. F. G. der

Frau Herzogin und Euren fürstlichen Geschwistern und dem hohen Adel Eures Landes mit Eurem fürstlichen Handschlag, Unterschrift und Siegel!"

„So wahr uns Gott helfe, wir wollen es!" — und die jungen Fürsten schlagen kräftig in die Rechte des Kanzlers ein und unterschreiben und untersiegeln das Pergament eigenhändig.

In ähnlicher Weise werden der Hofmeister, Magister, Küchenmeister, Koch und Barbier, die Edelknaben und Diener in „Pflicht und Eid" genommen.

Bei dem herzlichen Abschiede beschenken die Mutter und Schwestern und Fräulein Georgia die glücklichen Studenten mit selbstgearbeiteten „Schleiern", um den Hals zu tragen, und feinen Nastüchlein — Herzog Johann Friedrich reicht ihnen schöne Rapiere und sagt traurig: „Ich und Herzog Bogislav möchten wohl herzlich gern mit Euer Liebden in die schöne weite Welt ziehn — aber wir müssen gar gewaltig regieren! Doch wollen wir Euch eine Weile das Geleit geben."

Draußen auf dem Schloßhof halten schon lange einige Rollwagen, mit stattlichen Fässern Butter und gepökeltem Ochsenfleisch, Talglichtern und getrockneten Fischen und Kleidertruhen beladen.

Der ganze Hof führt die Reisenden zu den Wagen — und hinein geht's in die blühende Frühlingswelt, in das freie, selige Studentenleben. —

Bis Treptow begleiten Johann Friedrich und Bogislav zu Pferde die Brüder. Beim Abschiede verspricht Johann Friedrich die Brüder Studio in Wittenberg zu besuchen. Dann kehren sie traurig nach Wolgast zurück. In Mecklenburg und in der Mark widerfährt den jungen fürstlichen Studenten und ihren 16 Begleitern „eine stattliche Kur- und fürstliche Ausrichtung". Sie erhalten Wagen und Pferde und der Hofmeister kann die eigenen Gespanne in die Heimat zurücksenden. Der Kurfürst zu Sachsen läßt sie an der Landesgrenze mit vielen ehrerbietigen Worten empfangen. Wie sie aber zu Belzick ankommen, erhalten nur die beiden Fürsten allein Herberge im Schloß und eine „Ausrichtung auf einem Tisch!" Zur großen Entrüstung des Hofmeisters muß das Gesinde mit den Junkern in der Herberge des Städtleins bleiben und um J. F. G. Geld zehren. Wie der Fourier den kurfürstlichen Schaffner um einen oder zwei Wagen für Geld anspricht, erhält er die spitze Antwort: „Wenn der Herr Kurfürst reist, ist er auch so gerüstet, daß er fort kann; das sollten Eure Herren auch thun!"

Am 14. Mai langen unsere Reisenden in Wittenberg an. Aus Pietät gegen den großen Reformator nehmen sie in Luther's früherer Behausung Quartier, im ehemaligen Augustinerkloster. Professor Georg Kracow hat die Wohnung von dem Doctor Martin, Luther's zweitem Sohne, der zwar Theologie studirt hat, aber kein Amt bekleidet, gemiethet. Diese Wohnung

beſchreibt der Hofmeiſter Chriſtian von Küſſow in einem Briefe: „Vor J. F. G. iſt erſtlich eine große Eßſtube, darnach eine getäfelte Stube, daran zwei Kammern, worin der Magiſter, Edelleute und Jungen ſchlafen; darnach haben J. F. G. an derſelben getäfelten Stube ein klein Stüblein zu zwei Tiſchen, da beide m. g. H. allein inne ſind, und dabei eine Kammer mit drei „Spanbetten", da J. F. G. und ich ſchlafen. Unten im Hauſe iſt eine gute Küche, darin ein ſchöner Brunnen. So iſt auch ſonſt vor J. F. G. ein guter Keller, daß J. F. G. mit Gemächern ziemlich verſehen!"

Auch ſonſt hatte Profeſſor Kracow für unſere Studenten noch allerlei Commiſſionen. So hatte der gute Johann Friedrich ſchon am 21. Januarii 1563 „dem achtbaren hochgelarten lieben getreuen Georg Kracow, der Rechte Doctor und Profeſſor zu Wittenberg" eigenhändig geſchrieben „um ein altes ehrliches Weib, ſo dem Koch in der Küche mit Aufwaſchen und Anderem die Hand reichen kann, dazu Leinwand und Betten in Acht und Verwahrung habe und ſonſt mit Aufſicht und Vorrichten helfe!"

Am Tag nach der Ankunft empfängt die Univerſität unſere Studenten gar ſtattlich und verehrt ihnen eine Lage Renoll — ein herrliches ſtarkes Bier. Herzog Ernſt Ludwig antwortet ſelbſt latine — und macht nach dem Urtheil des biedern Chriſtian Küſſow ſeine Sache ſehr gut. Der Kurfürſt ſendet ſeinen Neffen ein Faß Rheinwein und zwei Faß Landwein und etliche Scheffel Hafer. Der gute alte Fürſt Wulf zu Anhalt ſchickt ſeinen Mündeln ein Faß Zerbſter Bier, etwas vom Hirſchwildprett „nebſt etliken Lampreden" und meldet ſich für die andere Woche zum Beſuch an.

Ein neues buntes, luſtiges — ja glänzendes Studentenleben erwartet die jungen Fürſten. Zu Wittenberg halten ſich viele vornehme Herren, Grafen und Freiherrn auf — wenn auch nicht gerade studiorum causa! Mit Dienern und Roſſen ziehn ſie gern durch die Lande, von einer Univerſität zur andern — um ſich „die Univerſität zu beſehn" und ihr junges Leben zu genießen. Sie entfalten eine den beſcheiden erzogenen jungen pommerſchen Fürſten ſchier unbekannte Kleiderpracht, und ſonſtigen Aufwand, ſo daß ſich der ehrliche Hofmeiſter Küſſow veranlaßt ſieht, an den heimiſchen Hof zu ſchreiben: „Es wird nöthig ſein, daß meinen gnädigen Herrn die Marder-Futter nachgeſandt werden. Am Pfingſttage ſind die Oeſtreichiſchen und Mähriſchen Herrn, deren ſechs hier ſind, meinen gn. H. viel zu ſtattlich gekleidet geweſen, haben alle Marder-Röcke, mit Seidenatlas überzogen. Auch hat Fürſt Wulf zu Anhalt mn. gn. Herren angezeigt, daß J. F. G. zum wenigſten zwei gute Klöpfer (Klepper) haben müßten, da ſie mit zur Kirche ritten, denn das wäre gar gebräuchlich unter den Herrn. Er wäre zu Leipzig geweſen, hätte allewege ſeine Pferde gehabt. So hätten's auch hier zu Wittenberg Leute geringern Standes gethan: Der Graf von Gorka, der Graf von Schaſſow

und andere mehr! Meine gn. Herren aus dem Kloſter in die Kirchen ſehr weit haben, und iſt nicht geringer, als aus dem Schloß Wolgaſt bis an den Wolgaſtiſchen Gottesacker. Wenn's regnet iſt es ziemlich unfletig und kothig!"

Um die Ehre des Hauſes zu wahren, ſendet Herzog Johann Friedrich bei nächſter Gelegenheit die Marderfutter und erlaubt ſeinen Brüdern, den Seiden-Atlas dazu von Nickel Kufner, dem berühmten Handelsherrn in Leipzig, zu entnehmen. Die gewünſchten „Klöpffer" werden den fürſtlichen Studenten aber nur unter der Bedingung verſprochen: „daß die Herrn nicht weiter, als in der Stadt, zur Kirchen und ſonſt des Reitens ſie gebrauchen, damit E. Liebden kein Unfall, Schaden oder Nachtheil widerfahre" — worauf der Hofmeiſter und Magiſter fleißig Aufmerkung haben ſollen.

Die feierliche Inſcription der jungen Fürſten gibt zu ſolennen Luſtbarkeiten Anlaß. Zum „Görlitzer Hauſe" — wo ſchon Luther und ſeine Freunde gern fröhlich waren — wird ein feſtliches Gelag veranſtaltet, bei dem auch die Profeſſoren-Frauen und Töchter zugegen ſind und mit den Studenten wacker tanzen. Maskirte Umzüge, öffentliche Redeacte mit obligaten Schmauſereien, Comödien und Muſikgeſellſchaften, Landpartien und ſonſtige Kurzweil wechſeln luſtig mit einander ab. Mit der ganzen Unbefangenheit und Frohſinnigkeit unverdorbener Gemüther geben ſich die fürſtlichen jungen Studenten dem Reiz des neuen Lebens hin. Der Wittenberger Himmel hängt ihnen voll eitel goldner Geigen.

Studenten und Profeſſoren beeifern ſich, J. F. G. ihre Dienſte anzubieten und ſich ihnen angenehm zu machen — um ſie nebenbei ein wenig zu ſchröpfen. Doctor Paulus Eberus ſchenkt ihnen ſeine Confeſſion de sacramento, ſchön in Gold gebunden, D. Caspar Peucerus, der Tochtermann Philippi (Melanchthons), dem Herzog Barnim einen annulum astronomicum aus gutem Golde und dem Herzog Ernſt Ludwig einen Sonnenzeiger von Perlmutter, — Magiſter Sebaſtianus Froſchell ſeine Predigten von den Engeln und Teufeln, auch ſeinen Katechismus, ſchön in Gold gebunden, 3 Exemplare — eins für die Herzogin Maria; und D. Kracow gar ein Faß Zerbſter Bier. Später ladet D. Kracow J. F. G. zum Gaſtmahl und gibt ihnen dabei ziemlich deutlich zu verſtehn, er erwarte, daß ſie ihn für all' ſeine Aufmerkſamkeiten mit einem guten Pommerſchen Klepper bedenken möchten, deſſen er zu ſeiner Reiſe an den Kurfürſtlichen Hof gar zu benöthigt ſei. — Ein Anhaltiſcher Rentmeiſter rühmt ihnen ſeinen in Wittenberg ſtudirenden Sohn zur Aufnahme in ihr Haus: er ſchreibe eine reinliche Handſchrift und habe etwas auf der Laute gelernt!

Als Gegengeſchenk an die Profeſſoren ſchickt der regierende Herzog aus Pommern — Ochſen und getrocknete Fiſche, wie ſchon Herzog Philipp ſeinem Freunde Melanchthon für Dedicationen verehrt hatte. Für die Inſcription

bestimmt Johann Friedrich nach weidlicher Ueberlegung mit seinen Räthen — 2 Dublonen.

Ihr trefflicher Vormund, Fürst Wolfgang von Anhalt, besucht seine jungen Freunde und ladet sie zu sich nach Koswig ein. Um sie abholen zu lassen, sendet er sogar zwei Schiffe nach Wittenberg. Es vergeht wohl kaum eine Woche, wo „der gute Alte" nicht eine Keule, Buch und Blatt von einem selbsterlegten wilden Schwein oder gar einen ganzen Hirsch, lebendige Neunaugen und fette Elblachse in die Küche seiner Mündel schickt. Auch die Edelleute Hans von Thümen und Marschall Töfer sorgen fleißig für Wildprett und Geflügel. Ochsen und getrocknete Fische, holländische Käse, Butter und Lichte liefert die Heimath „zur Nothdurft!" Gar häufig sind nun Dr. Camerarius und Dr. Peucer, der auch zugleich Arzt der jungen Fürsten ist, und andere Professoren und viele Studenten bei J. F. G. zu Gast und helfen all diese guten Braten von Herzen gern verzehren und leeren gar manchen Becher edlen Weines und Zerbster Bieres auf die Gesundheit ihrer jungen Wirthe. Dafür werden diese oft von ihren Gästen zu Doctorpromotionen und zu — Gevattern gebeten. Als Pathengeschenk dürfen sie — je nach der Gelegenheit und der Würde ihrer Gevattern — einen, höchstens sechs Thaler verehren.

Trotz der Neuheit und den Lockungen des lustigen academischen Lebens vergessen unsere Studenten doch das Studiren und die Instruction nicht, welche sie aus der Heimath mitnahmen. Sie stehn morgens um 6 Uhr auf und legen sich abends um 9 Uhr mit dem Hofmeister schlafen. Gleich nach dem Aufstehn lesen sie ein Capitel in Kramers Historien und in der Bibel, worauf die Lectionen beginnen. „Suppendes und Drinkendes entschlagen sie sich morgens gänzlich." Auf der Universität selbst hören sie täglich nur eine öffentliche Lection, „da es ihrem fürstlichen Stande nicht wohl ansteht, oft und viel des Tags in's Collegium zu gehn." Zu Hause aber lesen sie fleißig mit dem Magister Cäsar und Terenz und üben das Chronicon domini Philippi Cominei, das Sleidanum und andere Historien, um neben dem Lateinischen auch Historien zu lernen, Dialectica und Moralphilosophie. Mittwochs und Sonnabends erfinden und componiren sie Argumenta, „daß J. F. G. selbst etwas dichten und machen können!" Herzog Ernst Ludwig hört beim Hofmeister und Magister täglich Civil-Recht und übt sich nach dem Essen eine Stunde auf der Laute, welches „Exercitium J. F. G. künftig allerlei Melancholie vertreiben kann."

Morgens um 10 und abends um 5 Uhr wird gegessen. Es giebt täglich „ordinäre sechs Schüsseln und darüber nicht!" Nur wenn besonders ansehnliche Leute zu Gast sind, weiß der Hofmeister „die Drinken nach Gelegenheit zu reguliren!" Die Edelknaben warten bei Tisch auf.

Außerhalb der Stadt zu spazieren — „Fahrendes oder sonst weitläufiges Gehendes", ist J. F. G. verboten. Auf den Gängen in die Kirche oder in die Universität begleiten sie stets die Diener und Edelknaben und „warten fleißig und züchtig auf."

Sehr oft schreiben unsere fürstlichen Studenten nach Hause an den „Hochgebornen Fürsten, freundlichen lieben Herrn Bruder Herzog Johann Friedrich" oder an die Mutter, — besonders auch, was sie von der Politik und Kriegsereignissen erfahren. Das neue heitere Studentenleben nimmt sie aber so in Anspruch, daß sie sich fast regelmäßig am Ende ihrer kurzen flüchtigen Briefe entschuldigen: „sie hätten gern mehr geschrieben, aber keine Weile" gehabt und wohl gar schließen: „Cito! cito! citissime! Ew. Liebden freundlich lieber Herr Bruder." — Diese Briefe werden oft mit wundersamer Gelegenheit befördert: bald einem durchreisenden Apotheker, bald einem Magister mitgegeben. —

Um so weniger aber ist Hofmeister Christian von Küssow von dem Aufenthalte in Wittenberg erbaut — schon von der ersten Stunde an. Er ist ja nur mit Widerwillen von Hause fortgegangen, von Weib und Kind und seinem Landgute. Schon zwei Tage nach seiner Ankunft in Wittenberg schreibt er einen Klagebrief an den Kanzler von Eickstedt nach Wolgast und bittet flehentlich, seiner Stellung enthoben zu werden. „Ich bitte, Ihr wollet mein Weib und arme Haushaltung, die mir gar zu Grunde gehen wird, lassen befohlen sein und helfen, daß ich bald möge erlöset werden. Denn sollte ich länger hier liegen, das Meine versäumen und verzehren, müßte ich auf meine alten Tage an den Bettelstab gerathen!" Auch über die Wohnung und den Wirth hat Küssow fortwährend zu klagen. „Wie meine gn. Herren hier ankommen, ist nichts im Hause gewesen — ohn' Spinden, Bänke, Tische, habe mehr denn 25 Thaler dem Tischler geben müssen. Fenster und Oefen sind zerbrochen; müssen m. gn. Herren alles gegen den Winter machen lassen; der Wirth, Dr. Martinus, kehret sich nirgends an. Beschwerlich ist auch, daß über J. F. G. sieben Stuben von allerlei Studenten bewohnt werden: Franzosen, Pollacken, Schwaben und Franken, welche ihren Ein- und Ausgang vor den Stuben m. gn. Herren haben, zu Zeiten allerlei Tumult erheben, Tags und Nachts ein- und auslaufen — der Eine pfeifet, der Andre singet. Wie es denn leicht zu ermessen, wie es bei solchen jungen Leuten zugeht. Nun habe ich mit dem jungen Martino Luthero, so unten im Hause wohnet, geredet, daß es m. gn. H. nicht gelegen sein würde, Solches zu dulden, J. F. G. hätten auch nicht anders gemeinet, dieweil sie ja eine stattliche Miethe geben, sie würden das Haus alleine inne haben; — ich hätte ernstlichen Befehl, das Haus zur rechten Zeit auf- und zuschließen zu lassen und wäre nicht Gebrauch in fürstlichen Wohnungen, Tag und Nacht aus- und einzulaufen. Man wüßte auch, wie junge, zu Zeiten trunkene und un-

verständige Leute mit Feuer und Licht umgingen. Wo dies nicht könne geändert werden, müßten m. gn. Herren sich nach einer gelegeneren Wohnung umsehen. — Zum andern ist es leider mit Martino, dem Sohne, dahin gerathen, daß er in großer Armuth ist, im Hause nichts hat, weder zu essen, noch zu trinken, sich auch sonst sehr leichtfertig hält mit Saufen und viel loses Gesinde an sich hängt. Er war erst der Meinung, es müßte Alles vollauf aus meiner gn. H. Küchen und Keller gehen, das ich mit nicht geringer Beschwer und Verbitterung habe abschaffen müssen, denn sonst meinen gn. H. ein Großes aufgehen würde. Es geschehen dennoch allerlei Unterschleif, das ich so genau nicht warten kann. Doctor Martinus und sein Gesinde haben zu Küchen, Keller und anderen Gemächern doppelte Schlüssel, holen des Nachts, was ihnen gefällt; habe Alles müssen lassen umändern!"

Am 7. Aug. schon zieht Küssow mit seinen gn. Herren aus dem Kloster in Dr. Krucigers Haus — „ein schön verschlossen Haus, das J. F. G. allein inne haben und von Niemand gehindert werden; habe nach vieler fleißiger gepflogener Verhandlung diese Behausung nicht wohlfeiler als um 120 Gulden jährlich bekommen können. Wenn dies auch 20 Florin mehr Miethe ist, so wird dies in der Haushaltung drei doppelt wiederum zu erholen sein. Denn den Winter über müßten m. gn. Herren mit Essen, Trinken, Holz und aller Nothdurft herhalten — Martinus Lutherus hat jetztund nichts!"

Wie bitter weh es dem ehrlichen Christian Küssow und seinen jungen Herzögen, die von Kindheit auf in Frömmigkeit und in höchster dankbarer Verehrung für den großen Reformator Doctor Martin Luther erzogen sind, durch die Seele schneidet, daß sie hier dessen Lieblingskind — sein Martinchen — so finden: ohne Amt, ohne Thätigkeit, — in Noth und Elend und sittlicher Verkommenheit — ein schmarotzender Genosse von reichen ausländischen Studenten bei ihren ausschweifenden Gelagen und nächtlichen Straßentumulten! —

Viel Sorge und Noth machen dem biederen Hofmeister auch die theuren Zeiten in Wittenberg und — seine ewige Geldnoth! Wo sind die goldnen Zeiten geblieben, wo ein solider Wittenberger Studiosus das ganze Jahr mit 8 Goldgulden trefflich auskommen und ein flotter Student mit 16 Gulden jährlich laute — prächtig leben konnte? — Wo ein Pfund Fleisch 4 Pfennige, eine Mandel Eier 3 Pf., ein Scheffel Korn 3 Groschen, ein Paar Schuhe 6 Gr., eine Kanne Wein 6 Pf. und eine Kanne Bier gar nur 2 Pf. kosteten? — Und doch blühte diese goldne Zeit noch vor kaum 20 Jahren in Wittenberg: — Kriegsnoth und Pest und Sittenverderbniß haben die Blüte des Wohlstandes gebrochen.

Luther ist todt — — sein liebeszorniges Donnerwort gegen die wachsende Sittenverderbniß und maßlose Ueppigkeit ist verstummt!

Sinnlos wuchs der Kleider-Luxus und die Verschwendung bei Gastereien. Gegen diese Maßlosigkeiten bei Studenten und Professoren mußten von den Behörden förmliche Einschränkungs-Gesetze erlassen werden. So bestimmte das neue Mandat vom Jahre 1562 für die Universität Wittenberg: „Wenn ein Rector, Doctor oder Licentiat für sich selbig Hochzeit hält, einen Sohn oder eine Tochter ausgiebet, der soll Macht zu bitten haben 10 Tische Gäste und auf einen jeden Tisch 12 Personen, daß also über 120 Personen, ohne die Diener, nicht sollen geladen werden. Magistri sollen 6 Tische oben berührter Maßen zu setzen haben!“ ... Und solch eine stattliche Hochzeitsausrüstung wird von den Betheiligten als eine ungebürliche Einschränkung betrachtet, — das Gesetz nur murrend inne gehalten oder durch allerlei List umgangen. Rectoratsschmäuse und Promotionen geben ebenfalls die erwünschteste Veranlassung zu dem maßlosesten Schlemmen, — und Promotionen sind an der Tagesordnung. So findet am 24. Februar 1564 in der Universität die Promotion von 53 Magistern statt — und eine einzige Juristen-Promotion zieht oft nicht weniger als 7 stattliche Collationen nach sich. Die Juristen sind überhaupt bei Festlichkeiten und Lustbarkeiten die Tonangeber, und die Juristen-Bälle berühmt — ja berüchtigt. Häufig laden die Studiosi der Rechtsgelahrtheit die Professoren mit ihren Frauen und Töchtern zum Abendessen und Tanz in das „Görlitzer Haus“ — aber die sittigen Tänze, die selbst ein Luther und Melanchthon mit Wohlgefallen ihre Söhne und Töchter tanzen sahn, sind in wilde unsittliche Wirbeltänze ausgeartet. — Damit hängt das unberufene Eindringen der Studenten in Hochzeitsgesellschaften eng zusammen und die frivolen Neckereien der Braut — selbst in der Kirche. Bei allen größeren Hochzeitsgesellschaften müssen zwei Professoren zugegen sein, um durch ihr Ansehn zu verhindern, daß wüste Studentenhaufen in das Hochzeitshaus dringen, die Braut und andere Jungfrauen ergreifen und wild im „Satyr“ und anderen unanständigen Tänzen herumschwingen, sich toll und voll trinken und zuletzt gar blutige Händel anfangen.

Zwar sind den Studenten Inspectores morum et studiorum von der Universität verordnet, Professoren und Magister — aber nicht all zu selten sind diese Sitten- und Studien-Meister noch zügelloser als ihre Zöglinge. Für ein Geldgeschenk sehn sie ihren Pflegebefohlenen bei kaum glaublichen Ausschweifungen nur zu willig durch die Finger und — da sie meistens selber Wein und Bier ausschenken — befördern sie die wüste Trunksucht der Studenten schon aus Eigennutz und saugen die Aermsten, die bei ihnen „Habitation, Disciplin und Tisch“ haben, nach Kräften aus. (Schluß folgt.)

Herder's Einwirkung auf die deutsche Lyrik von 1770—1775.

Von E. Laas.

(Fortsetzung.)

Es ist kein Wunder, wenn diese Ansichten Herders eine radicale Umänderung des Tons und Ganges der Lyrik zur Folge hatten. Die beengenden Regeln fielen, erlöst ward man von der schleppenden Steifheit und geschraubten Dunkelheit der Horazischen Ode. Wenn es nun Talente gab, die dichterische Urkraft besaßen, wie mußten die Blüthen keimen und aufbrechen! Und das Geforderte und Erwartete geschah, es ging wirklich wie ein neuer Frühling durch Deutschlands Gauen.

Die Frühlingssonne will Alles beleben, überall regt sich Streben und Bildung. Die linde, lebensträchtige Luft weckt Lerchen und Nachtigallen zu holdem Gesange. Die Menschen entweichen den dumpfen Gemächern; auch Faust verläßt den tristen Bücherhaufen; unter dem Hauch der allbelebenden Sonne wie neugeboren, jubelt die Seele mit den Vögeln um die Wette.

Fade Anakreontiker, wüthige Barden, verzückte Seraphiker, die verschiedensten Naturen versuchten es jetzt gleichmäßig mit seelenvollen, singbaren Liedern, die vielfach sofort mit der Melodie herausgesungen wurden oder bald ihre Componisten fanden. Da ertönten feurige, schwungvolle Hymnen, feierliche und rührend ernste Romanzen. Und Alles ward gelehrter Mühsamkeit entlastet; überall drang ein frischer, innig wahrer Naturton durch; die Sprache ward sinnlich, lebhaft, herzig und anschaulich; die Gedichte, leichter gegliedert, bewegten sich frei und keck; Alles erfreute durch einschmeichelnden, musikalischen Tonfall.

Einmal aufgeweckt durch des Frühlings holden, belebenden Blick, wer versuchte da nicht zu singen? Da ergriff es nicht bloß wirklich poetische Naturen, wie J. G. Jacobi und den Maler Müller mit zauberischer Allgewalt, daß sie die französirende Anakreontik oder Klopstock'sche Grandezza aufgaben und volksmäßig, schlicht und herzlich sangen. Auch so unpoetische und steife Menschen wie der titanisch in die Höhe gereckte Dichter gräßlicher Sturm- und Drangstücke Klinger und viele schrullenhafte und aufgedunsene Klopstockianer, wie Fr. Stolberg und Voß, brachten es in der günstigen Mailuft, die aus Herder's Schriften sie anwehte, zu innig empfundenen, liedmäßigen Gesängen.

Den Umschwung veranschaulichen am deutlichsten Bürger und Goethe; Bürger vorzüglich, wenn man ihn mit dem Göttinger Dichterbund vergleicht. Bürger hatte als Göttinger Student in freundschaftlichem Verkehr mit dem

literariſch intereſſanten Boje geſtanden; ſeit Frühjahr 1772 war er Juſtizbeamter in Alten-Gleichen bei Göttingen. Um Boje ſchaarten ſich von nun ab neue Freunde, ein ganzer Kreis ſtudirender Jünglinge, die bekanntlich ſeit Mai 1772 zu einem förmlichen Bunde zuſammentraten. Eine gewiſſe Verbindung mit Bürger blieb beſtehen; vielfach fand die Schaar, wenn ſie in poetiſchen Streifzügen, Kleiſt's Frühling in der Taſche, in die Natur pilgerte, bei Bürger gaſtliche Aufnahme.

Und doch beſteht ein tiefer Gegenſatz zwiſchen dem Göttinger Bunde und Bürger. In Bürger gewinnen eben immer mehr die neuen Anſichten Herder's über Poeſie Geſtalt und Leben; der Göttinger Dichterbund ſchwört im Ganzen noch auf Klopſtock. Die jungen Studenten ergötzten ſich bei ihren feierlichen Sonnabendsſitzungen in urteutoniſcher Begeiſterung an Klopſtock's Hermannsſchlacht, die 1769 erſchienen war. Sie tanzten beim Mondenſchein eichenlaubbekränzt um die deutſche Eiche und ſchwuren ſich ewige Freundſchaft. Sie feierten Klopſtock's Geburtstag und ließen den mit Roſen und Levkoyen beſtreuten Seſſel für ihn leer. Sie tranken auf ihn und Hermann, ſie ſprachen, den Hut auf dem Kopfe, ein Zeichen echten Klopſtock'ſchen Mannesſtolzes, von Freiheit und Tugendgeſang; ſie ſchwuren Eide auf den inzwiſchen vollendeten Meſſias wie auf das Evangelium. Man kann ſich nicht wundern, daß dieſe jungen Dichter durch Klopſtock's Oden, die 1771 erſchienen, von Neuem zu horaziſchen Oden ſich entflammen ließen, gegen die Herder kürzlich in Vertilgungseifer losgezogen war.

Selbſt der kranke, weiche Hölty warf ſeinen träumeriſchen, kindlichen, ſentimentalen Schwärmereien für ländliche Einſamkeit dies ſteife, ſchwer wallende Brokatgewand über:

Wunderſeliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuſeln des Baums, jedes Geräuſch des Bachs,
Jeder blinkende Kieſel
Predigt Tugend und Weisheit ihm. — —
Wunderſeliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel ſegneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus.

Hochtrabender, aufgeſchwemmter, affectirter iſt Fritz Stolberg, der freiheitswüthige, wilde, wortreiche Feind abſtract gedachter Tyrannen:

Freiheit! Der Höfling kennt den Gedanken nicht!
Der Sclave! Ketten raſſeln im Silberton;
Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
Reicht er dem Joch den erſchlafften Nacken!
O Namen! Namen! Feſtlich wie Siegsgeſang!
Tell! Hermann! Klopſtock! Brutus! Timoleon!

O ihr, wem freie Seele Gott gab,
Flammend in's eherne Herz gegraben.

Daß dergleichen ſchwülſtige Tiraden bloße Grimaſſe und Anſtellerei, Mummerei und Lüge waren, hat das ſpätere Leben des Mannes bewieſen; er ward „Höfling“ wie einer und konnte endlich ſeiner erſchlafften Seele nur Feſtigkeit und Ruhe ſchaffen im altverbrieften Katholicismus.

Ganz Ramler iſt der derbe, eckige Mecklenburger, der „ſaſſiſche Bauer“ Voß. Er machte ſeine Oden abſichtlich dunkel: „Warum ſollte die Poeſie, dieſe Schatzkammer der Sprache und erhabener Gedanken (!) nicht auch Studium verdienen?“ Und die Gedanken, die er in dieſes Schema hineinpreßte, waren manchmal erſtaunlich erhaben. Nein! dem Platteſten und Fadeſten verlieh der Wortſchwall der poetiſch aufgethürmten Umſchreibung den trügeriſchen Schein der Erhabenheit.

Jene Nacht, in der die jugendlichen Deutſchthümler in die breit veräſtete Krone einer deutſchen Eiche kletterten, um ſich Laub zur Bekränzung ihres Bardenhauptes zu holen, in der ſie dann alſo geſchmückt um die „Bundeseiche“ tanzten, wird in einer Ode mit alcäiſchem Maß „poetiſch“ beſchrieben; etwa ſo:

Urplötzlich trug uns feuriger Ungeſtüm
Zum weiten Obdach, und von geeichelten
Laubkränzen all' umhüllt die Scheitel,
Fügten wir Bund mit getreuem Handſchlag. —

Man begreift Herder's Abneigung gegen ſolche Poeſie; man begreift den Wunſch, dies geſchraubte und doch hohle, platte Zeug durch das einfach „geſungene Lied“ zu verdrängen.

In antiken Diſtichen, alſo „claſſiſch“, beſingt Voß die Wehmuth jener Septembernacht des Jahres 1773, welche die beiden Stolberge und Clauswitz aus Göttingen entführte. Vorſchwebt, wie es ſcheint, Klopſtock's Ode „an Ebert“, in der er dem ſchwermuthsvollen, gewaltig in ihm lebenden Gedanken nachhängt, was einſt ſein wird, wenn all die Freunde, all die Lieben: der zärtliche Giſeke, der redliche Cramer, der edelmüthige Gellert, der freie, geſellige Rothe, der erfindende Schlegel, der geliebteſte Schmidt nicht mehr ſein werden — wenn einſchlummernd ſich Vater Hagedorn entfernt, —

Ebert, was ſind wir alsdann?
Stirbt dann auch Einer von uns, und bleibt nur Einer noch übrig;
Bin der Eine dann ich; — —
Hat mich dann auch die ſchon geliebt, die künftig mich liebet,
Ruht auch ſie in der Gruft — — —
Leitet den ſterbenden Greis! Ich will mit bebendem Fuße
Gehn, auf jegliches Grab
Eine Cypreſſe pflanzen — — — —

Zitternd mein Haupt gen Himmel erheben und weinen und ſterben! — —
Furchtbar, wie das Gericht, laß ab! die verſtummende Seele
Faßt dich, Gedanke, nicht mehr!

Angeregt durch dieſe echt Klopſtock'ſchen „Nachtgedanken", „an dem fremden Feuer gewärmt", dichtet nun der biedere, hausbackene Voß; die Schablone bieten die antiken Elegiker; Ton und Bewegung ſein deutſches Vorbild. Weil ihm nun die Verſe gelingen in der Sprache, die „für ihn dichtet und denkt", glaubt er Dichter zu ſein; er iſt Dichter der alten, vorherder'ſchen Zeit, nach Herder nichts weiter als „ein wiſſenſchaftlicher Reimer". Alſo Voß:

Drei auf einmal raubte dein Wink dem ſeligſten Bunde,
Meine Stolberg' euch, zärtlicher Clauswitz und dich. —
Und ſo entfliegen ſie alle, vom ſchickſalſchwangeren Wetter
Hierhin und dorthin wie Spreu unter die Himmel geſtürmt. —
Hölty, du zögerſt hier, des Liebenden ängſtliches Zögern.
Ach! du lauſcheſt nicht mehr Nachtigalltönen mit uns,
Angeblinkt vom grünlichen Schimmer der purpurnen Sonne
Hinter den Saaten! Der Lenz (1774) raubt dich und Cramer und Hahn. —
Bürger, ich komme nicht mehr von lachenden Freunden begleitet,
Einſam komm ich und ſtill unter dein ländliches Dach. —

Aber wenn er nun kam, ſo fand er ſicher keinen, der gleich fühlte wie er. Bürger hat nie in antiken Formen gedichtet. Ihm wollte ſogar eine Ueberſetzung der Ilias in Hexametern als „das fatalſte Geſchleppe" und die „unangenehmſte Ohrenfolter" erſcheinen. Sein Streben war nie die Voſſiſche, des Studiums bedürftige Dunkelheit und Geſuchtheit. Seit Herder's erſtem Fragment ſtrebte er in allen ſeinen Schöpfungen nach der Unmittelbarkeit und Gemeinverſtändlichkeit der Volksſprache.

Von den Naturgaben, die Herder in den Briefen über Oſſian von dem echten Volksſänger erwartete, beſaß er mächtig drängend die Sinnlichkeit. Auch ſie ſtand in ſchroffem Gegenſatz zu den Göttingern, zu ihrem verſtiegenen, rigoriſtiſchen Tugendheldenthum. Man weiß, wie Bürger zu ſeinem Unheil von dieſer Sinnlichkeit feſſellos, maßlos, faſt dämoniſch beherrſcht ward. Er war jedenfalls den „Schwächungen" der modernen Civiliſation nicht erlegen.

Naturgang wendet kein Aber und Wenn;
O kalte Vernünftler, wie zwinget ihr denn,
Daß Liebe zu lieben verlernet?

Machte ihn nicht Alles zum naiven Volksdichter geſchickt? Konnte er nicht Herder's Ideal am beſten verwirklichen?

Zu Anfang hatte er Romanzen gedichtet im Gleim'ſchen Stil, roh, burlesk, voll von Obſcönitäten, 1771 auf 1772: Die abenteuerliche, doch wahr-

haftige Historia von der wunderschönen, durchlauchtigen kaiserlichen Prinzessin Europa, eine Travestie auf die ovidische Erzählung. Aber seitdem er Mai 1773 Herders „herrliche Blätter" (die Briefe über Ossian in den Blättern deutscher Art und Kunst) gelesen, kann er sich in den alten bänkelsängerischen Ton nicht mehr finden.

In jeder Beziehung gab er Herder Recht. Das beste Zeugniß für seine völlige Beistimmung, zugleich für seine Abhängigkeit von Herder ist der „Herzensausguß über Volkspoesie" in Bürgers deutschem Museum (1776); in derselben Zeitschrift stand im folgenden Jahre Herders Abhandlung über die Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst.

Jeder Satz Bürgers ist Herderisch gedacht; überall blickt der Gegensatz gegen Gottsched wie Klopstock durch. Der Dichter sollte nicht bloß für die obersten Klassen da sein; sein Beruf ist, gleich verständlich und unterhaltend für Alle zu dichten, dem widerstrebt die „Quisquiliengelahrtheit" unserer Nation. „Möchte dies gelehrte Treiben seinen alten Gang anderswohin immer gehen, nur nicht in der Poeterei. Die deutsche Muse sollte nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Naturkatechismus zu Hause auswendig lernen. Wo steht in diesem geschrieben, daß sie fremde Phantasieen und Empfindungen einholen und ihre eigenen in fremde Mummerei hüllen soll? Daß sie keine deutsche Menschensprache, sondern gleichsam eine Göttersprache stammeln soll?*) Man will nicht wie seines Gleichen, sondern wie Völker anderer Zeiten und Zonen, oft gar wie der liebe Gott und die heiligen Engel empfinden. Man erkundige die Phantasie und Fühlbarkeit des Volkes im Ganzen, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen und für diese das rechte Kaliber zu treffen. Ein Dichter, der dies vermag, wird durch seinen Gesang ebenso sehr den verfeinerten Weisen als den Bewohner des Waldes, die Dame am Putztisch, wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche entzücken. Die Natur weist der Poesie das Gebiet der Phantasie und Empfindung, dagegen die „Belustigungen des Verstandes und Witzes"**) der Versmacherkunst an. Wahre volksmäßige Poesie ist in unsern alten Volksliedern zu finden. Oefter lauschte darum der Verfasser in der Abenddämmerung dem Zauberschall der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfs (Alten-Gleichen), auf der Bleiche und in der Spinnstube." Hier kann man den Ton der volksmäßigen Ballade und Romanze lernen; die höhere Lyrik (man darf es doch

*) Unwillkürlich erinnert man sich an die Klopstock'sche Ode: Der Seraph stammelt's u. s. w.

**) Man erinnert sich der so betitelten Zeitschrift des Gottschedianers Joh. Joach. Schwabe, die mancherlei kleine zur „Weltweisheit, Beredtsamkeit und Dichtkunst" gehörige Sachen sammelte.

auf die Klopstock'sche beziehen) mag hinlaufen, wohin sie will. Durch Popularität kann die Poesie das werden, wozu sie Gott geschaffen und in die Seele seiner Auserwählten gelegt hat. Die Muse der Ballade und Romanze hat auch Ilias und Odyssee gesungen. Unsere Dichter müssen von den Gipfeln ihrer wolkigen Hochgelahrtheit herabsteigen. Möchte doch ein deutscher Perry aufstehen, die Ueberbleibsel unserer Volkslieder sammeln und dabei die Geheimnisse der magischen Kunst der Volkspoesie mehr aufdecken als bisher. Zur Nachahmung im Ganzen wären sie freilich nicht; aber für den einsichtsvollen Dichter würden sie eine reiche Fundgrube sein."

Er selbst studirte 1772 mit dem Göttinger Bündler, dem mädchenhaft weich fühlenden Schwaben Miller, dem späteren Dichter des Thränenromans Siegwart, die Minnesänger; er glaubte auch in ihnen Natur- und Volkspoesie vor sich zu haben.

Seine Vorliebe für die Volksklänge unter den Linden des Dorfs und auf der Bleiche führte ihm eines Sommerabends 1773 beim Mondschein einige Verse aus einem verschollenen deutschen Volksliede zu, das ein Bauermädchen sang: es war die Anregung zur ersten deutschen „Romanze", die nach Herder'scher Vorschrift gedichtet ward, zur Lenore. Die von Herder vermißte Würde und Poesie kehrte in die bänkelsängerisch verstümmelte Dichtungsart zurück. Bürger an Boje: „Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einigermaßen entsprechen."

1774 erschien das Gedicht im Göttinger Musenalmanach; Goethe sagt, daß es „mit Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommen sei." Es entzückte den Bauer in der Schenke; und in den vornehmen schöngeputzten Gesellschaften im Hause Lilis trug es Goethe selbst vielfach vor. Auch hier mochte man das Gedicht immer wieder hören. Es tönte neu und wunderbar, wie aus einer andern Welt in die an Künstelei und gelehrte Anspielungen und Einkleidungen gewöhnte Zeit hinein; so frische, ungekünstelte Bewegung, so rührende ergreifende Klänge hatten die Klopstock'schen Oden nirgends. Hier war wirklich mit dem Geist der Opitz und Gottsched radical gebrochen.

Es folgten „der wilde Jäger", das „Lied vom braven Mann", und Anderes, was wir noch von Bürger in allen unsern Gedichtsammlungen haben. Auch im Liede traf er den freien von Reflexionen nicht beschwerten Volkston: „Mit Hörnerschall und Lustgesang, als ging es froh zur Jagd." „O was in tausend Liebespracht, das Mädel, das ich meine, lacht."

Herder hatte der sinnlich und lebhaft empfindenden Brust den drückenden Alp der Theorien abgenommen, und der Ton, der dieser Brust nun entquoll, traf sofort allüberall in gleichgestimmte Seelen und regte sie zu ähnlichen naturfrischen Gesängen an.

Von den Göttingern dichtete Balladen vorzüglich Fritz Stolberg:

In der Väter Halle ruhte
Ritter Rudolf's Heldenarm;
Rudolf, den die Schlacht erfreute,
Rudolf, welchen Frankreich scheute
Und der Sarazenen Schwarm.

Aber er ist ohne Söhne; seine Erbin ist „Agnes mit den goldnen Locken"; es liebt sie „Albrecht mit der offnen Stirne"; und er wird wieder geliebt:

Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt im eignen Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen
Prangte mit erfochtnen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.

Ein Zweikampf kann den Streit allein entscheiden; die Jungfrau folgt demselben mit ängstlichem Blicke,

— Sah den edlen Albrecht sinken,
Sank wie Albrecht und erblich. —

Auch Lieder finden sich bei den Göttingern nach Herders Anregung und Bürgers Vorgang ein. Hölty: „Der Schnee zerrinnt"; „Die Luft ist blau, das Thal ist grün"; „Mir träumt', ich wär' ein Vögelein"; „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit". Miller: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut." Fr. Stolberg: „Sohn, da hast du meinen Speer". Voß: „Seht den Himmel wie heiter"; „Willkommen im Grünen, der Himmel ist blau." Der von Voß seit 1776 weiter geführte Musenalmanach brachte denn auch die allbekannten, unendlich oft gesungenen „Lieder" von Claudius: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher"; „Der Mond ist aufgegangen"; letzteres nahm auch Herder in seine „Volkslieder" auf. Und wie viel Andere — man denke z. B. an den Maler Müller und Schubart — verlassen den Klopstock'schen Kothurn, die Klopstock'sche Seraphik! —

Bürger fiel später hier und da wieder in den alten burlesken Ton zurück; man kennt die Weiber von Weinsberg, Frau Schnips, Gedichte voll obscöner und roher Ausdrücke.

Auch in der echten, reinen Ballade konnte er sich nicht immer frei halten von Unflath; der Zug seines Gemüths, der ihn überhaupt befähigte, sicher und fest den von Herder geforderten populären Ton zu treffen (und nicht, wie Gleim, bloß zu affectiren), artete bei ihm gern, es war die Folge einer gewissen Unbändigkeit und Wüstheit der Natur, in's Plebejische aus.

Es ist bekannt, wie an dieser Stelle ihn später tief einschneidend und verwundend Schillers Kritik in der Jenaer Literatur-Zeitung 1791 traf. Der Kritiker, welcher seinerseits durch rastlose Arbeit an sich selbst von rohen und ungebärdigen Anfängen zu reiner Kunstidealität sich geläutert hatte, machte

für die Cruditäten des Dichters den Menschen Bürger verantwortlich. „Der Geist dieser Gedichte ist kein gereifter, kein vollendeter Geist, dessen Producten nur deßwegen die letzte Hand fehlt, weil sie — ihm selbst fehlt".

Diese Seite an Bürger stellt den gefährlichen Abweg dar, zu dem Herders Theorien verleiten konnten, den Abweg zur rohen Natur, zur plebejischen Volksthümlichkeit. Es wäre ein Unglück gewesen, wenn Deutschlands Entwickelung auf dieser Bahn weiter gegangen; ein gütiges Geschick hat uns davor bewahrt.

Zu Anfang freilich riß Bürgers Romanzendichtung auch die Gebildeten der Nation, denen in der Cultur des Geistes ursprüngliches Gefühl noch nicht erstickt war, mit in ihren Triumphzug. Man jubelte der Befreiung der lange unterdrückten Natur- und Gotteskraft in unserem Busen mit lautem Beifall zu. Aber das konnte allmählich nicht unempfunden bleiben, daß das Ideal mit dieser Art von Poesie nicht erreicht sei; man harrte noch des Dichters, in dem Freiheit und Gesetz, Leben und Form zu schöner Harmonie sich einigen sollten. Natur und Individualität mußten in ihm unverkümmert und ungebrochen sein; aber dieser Natur mußte als eine ursprüngliche Gabe zugleich inne wohnen festes Gefühl für Maß, Rundung und Grenze. Dann hatte Herder erreicht, was er als das Höchste dunkel ahnte.

Bürger selbst wendete sich mit den Jahren von dem alles mit sich fortreißenden, stürmischen, idiotistischen Ton seiner Gedichte wieder ab und bildete immer mehr einen Hang zu Ramler'scher Correctheit aus. Dies war nun erst recht verfehlt. Und sein begeisterter Schüler K. W. v. Schlegel war befugt, sich fast überall „der alten Lesarten" gegen die pedantischen Correcturen anzunehmen.

Und noch ein Mangel haftete an Bürger. Seine Sachen kosteten ihm noch viel zu viel Schweiß, Arbeit und Mühe. Es ging ihm ähnlich wie Lessing. Er gesteht es selbst, fast mit Lessings bekannten Worten aus dem Schlußaufsatz der Hamburger Dramaturgie, daß er die lebendige Quelle nicht in sich fühle, die unaufhaltsam von selbst strömt; er „muß jeden armseligen Tropfen erst mit großer Anstrengung heraufpumpen."

Alle Gerechtigkeit erfüllte erst Goethe. Er war wirklich Herders Volkssänger im gebildeten Jahrhundert.

Ihn hatte die Natur wundersam mit der ganzen Fülle von naturfrischer, originaler Empfindung ausgestattet, die jener mit so lauter Stimme erheischt hatte. Hier die Forderung, hier — man möchte fast an prästabilirte Wechselbeziehung glauben — die Erfüllung, ganz und groß ohne die Verirrungen Bürgers: hier sehr früh innige Verschmelzung von Freiheit und Gesetz, von Bildung und Natur. (Schluß folgt.)

Ein saurer Apfelbiß.

Aus Turin, Ende September.

Am 17. September fand die Eröffnung der Alpenbahn statt, welche den Mont Cenis durchschneidet. Ein großes Werk menschlicher Kunst ward hiermit vollendet. Wer erinnert sich nicht der Schwierigkeiten der Durchbohrung, wer nicht der Befürchtungen, die man hinsichtlich der Luftbeschaffenheit an einen Tunnel knüpfte, den ein Eisenbahnzug in frühestens zwanzig Minuten zurücklegt; ein Tunnel, dessen Wände und Wölbungen von einer Stärke wie die keines ähnlichen Bauwerkes durch einen der mächtigsten Berge Europa's gebildet werden!

Die Bahn verbindet das eben vollendete Königreich Italien mit der jungen Republik Frankreich, deren Jugend sich freilich nur auf die Form, nicht auf die Substanz bezieht. Auch diese Form ist bekanntlich keine neue, etwa aus dem Verjüngungsbrunnen geschöpfte Gestalt, sondern ein Costüm, das zum dritten Male aus der Garderobe der Vergangenheit herbeigeholt wird. Die Italiener, zum ersten Male wieder seit dem Untergang des weströmischen Reiches ein politisch einiges Volk, hoffen von dieser Einheit das Wunder der Verjüngung. Unter den Franzosen sind viele, welche das Costüm der Republik gern wieder in den Schrank der historischen Reliquien hängen möchten, noch ehe der Staub der Antiquitätenkammer herausgeschüttelt ist. Wüßte man nur, in welchem Costüme sich Frankreich behaglich fühlen, sich sicher und stattlich ausnehmen wird! Wie dem sei, es war Frankreich, die Republik, welcher die Aufgabe zufiel, das junge Italien bei Gelegenheit des gelungenen Alpendurchstichs als doppelt eng verbundenen Nachbar zu begrüßen. Das war kein leichter Fall. Diese Republik des heutigen Frankreich wird nicht von Republikanern regiert, und alle geistreichen Franzosen sind darüber einig, daß ihre Republik gerade nur so lange möglich sei, als die Republikaner davon bleiben oder als den Nichtrepublikanern gelingt, sie davon zu halten. Die Regierer dieser nichtrepublikanischen Republik also hegen ein starkes Mitgefühl für das Papstthum, und haben außerdem eine starke Neigung für schwache, in sich zersplitterte Nachbarvölker. Das Königreich Italien hat die Zersplitterung des italienischen Volkes vernichtet und dem Papstthum seinen weltlichen Besitz abgenommen. Das letztere konnte nur geschehen, weil deutsche Waffen den französischen Arm zu Boden geschlagen, der über das Papstthum zur Verewigung von Italiens Schwäche gebreitet war. Niemand, wie der jetzige Präsident der französischen Republik, der kleine vielberedte Herr Thiers, hat so lebhaft bedauert, daß Italien seine für Frankreich so vortheilhafte Zersplitterung abgethan, und daß das Papstthum, dieses alte, nicht immer, aber oft beherrschte Werkzeug der französischen Politik, das noch jedem französischen Staatsmann begehrenswerth erschienen, durch die Bildung des

italienischen Königreichs so viel von seiner Macht verloren. Und doch konnte man sich der Anstandspflicht nicht entziehen, mit diesem Nachbar Glückwünsche und feierliche Händedrücke zu tauschen. Es war ein Biß in einen sauren Apfel, der dem Beißenden sehr sauer ankam.

Am 17. September, als der Eröffnungszug von dem italienischen Bardonnecchia in dem französischen Madane eingetroffen, war von der Regierung der Republik nur der Handelsminister Herr Victor Lefranc anwesend. Der Telegraph hat nicht verfehlt, zu berichten, das Zusammentreffen mit den italienischen Ministern und Autoritäten sei ein freudiges gewesen. Herr Lefranc begleitete den zurückkehrenden Zug nach Bardonnecchia, wo von Seiten Italiens ein Festmahl veranstaltet war. Herr Visconti Venosta, der italienische Minister des Aeußeren, wünschte sich in einer längeren Rede dazu Glück, diesem Feste der friedlichen Annäherung zwischen zwei großen Nationen beiwohnen zu können. Da mußte Herr Lefranc doch antworten. Er that es mit Glück, so daß die italienischen Hörer ihn mit Beifall überschütteten. Sein italienischer College hatte ihm den Weg gebahnt. Derselbe hatte den friedlichen und industriellen Charakter des vollendeten Werkes und nur diesen hervorgehoben. Es lag wie ein Alp auf der Brust des Herrn Lefranc, was alles Frankreich gegen Italien auf dem Herzen habe, und was umgekehrt die Italiener gegen Frankreich im Herzen bergen möchten. Nun machte er für alles Uebel die Politik verantwortlich und pries dafür die Industrie. Aber die Politik ist doch unentbehrlich, man kann ihr doch nicht bloß ein Pereat bringen. Der Redner fühlte etwas davon; das Gefühl wurde mächtig und drang auf die Lippen, daß die französische Politik mangelhaft gewesen sei. Allein, fügte er hinzu. „Frankreich hat seine Fehler schwer gebüßt." Das war sprudelndes Wasser auf die Mühle der Italiener. Sie brachen in stürmischen Beifall aus. Es fehlte nicht viel, sie hätten gesungen: „O glückliche Buße, o heilsame Buße, sie hat uns nach Rom, unserer Hauptstadt geführt! Es lebe die Hand, die die Geißel geschwungen, es lebe der Deutschen Schwert und Haupt!" Herr Lefranc mochte bei sich denken, Frankreichs Fehler sei vielmehr gewesen, daß es Italiens wie Deutschlands Geschäfte so weit habe gedeihen lassen, um durch einen letzten gewaltigen Krieg gekrönt zu werden. Aber das durfte er nur in den Bart murmeln.

Des Abends fuhren die Festgenossen nach Turin, wo die Stadt ihrerseits ein großes Fest bereitete. Am 18. hatte Herr Lefranc Audienz beim König von Italien. Victor Emanuel, höchst achtungswerth als König und Soldat, soll nicht stark sein in der Conversation. Er warf etwas hin, daß Italien und Frankreich Schwestern seien vom alten Latium her. Wer will den Königen verübeln, wenn sie nicht genau Bescheid wissen in der Archäologie!

Abends 10 Uhr erschien in Turin auch der französische Minister des

Aeußern, Herr de Rémuſat. So lange hatte Herr Thiers gebraucht zu dem Entſchluß, ob er Frankreich bei dem Feſt in Turin durch einen Vertreter der allgemeinen Staatsangelegenheiten oder bloß durch den techniſchen Miniſter, den beſagten Herrn Lefranc vertreten laſſen ſolle. Er hatte in der elften Stunde das Erſtere gewählt. Die Scene von Bardonnecchia wiederholte ſich zu Turin in Geſtalt einer brillanten Variation. Die erſte Rede hielt der Bürgermeiſter von Turin als Gaſtgeber. Jetzt war die Reihe an Herrn de Rémuſat. Der Miniſter, dem man ſeine literariſche Bildung nachrühmt, fand doch als Mittelpunkt ſeines Redeſchmucks nichts Beſſeres, als das hingeworfene Wort Victor Emanuels, wie Herr Lefranc es vernommen. Die Schweſtern von Latium mußten wieder auf die Bühne treten. Aber man tritt doch nicht ſo bloß herein, es bedarf eines Motivs, einer Antitheſe. Bei der Antitheſe, die Herr de Rémuſat ſeinen Schweſtern von Latium vorausſchickte, entwickelte er eine wunderbare Beſcheidenheit. Er bedauerte, nicht in der harmoniſchen Sprache zu den Gäſten reden zu können, deren Laute ſo eben erklungen: „Wenn ich aber eine minder ſüße und minder wohlklingende Sprache rede, ſo bedenken Sie, daß dieſelbe wie die Ihrige aus dem mannhaften Idiom Ihrer Ahnen hervorgegangen iſt, was beweiſt, daß wir, Italiener und Franzoſen, zwei lateiniſche Racen ſind und berufen, einander zu verſtehen.“ (Allgemeiner Beifall.) Herr de Rémuſat, als Mann von gelehrter Bildung, wird ſich erinnern, wie weit es mit dem lateiniſchen Charakter der franzöſiſchen Nation her iſt. Es gab eine Zeit, wo man in Frankreich vor Allem fränkiſch ſein wollte und ſich brüſtete mit Klodwig und Carl dem Großen. Dann wurde Mode, für den Erben der römiſchen Civiliſation zu gelten. Doch heißt es hier: ſetz' dir Perücken auf von Millionen Locken, du bleibſt doch immer was du biſt, die alte keltiſche Race, die einſt der römiſche Cäſar zu ſeinen Füßen geſehen, die in eigenthümlicher Selbſtbefangenheit jederzeit am Schwächſten darin geweſen iſt, fremdes Weſen zu verſtehen und fremdes Verdienſt zu erkennen. Eine Lehre wie die von 1870 freilich macht auch franzöſiſche Redner gelegentlich beſcheiden, wie wir ſehen. Doch iſt ſolche Beſcheidenheit nie von langer Dauer geweſen. Herr de Rémuſat hätte, wie er in ſeinem Toaſt erzählte, gern und immer zu den gehörten Reden „si, si“ geſagt. Wie ſchön wäre es, wenn er dieſes „si, si“ ſeinem Volke beibrächte, wo es ſich um die Rechte der Nachbaren handelt!

Auch Herr Rémuſat huldigte, nachdem er ſich an der lateiniſchen Schweſternſchaft gelabt, der Induſtrie. Er meinte, „das Verdienſt der neuen Straße läge darin, daß ſie dem Kriege nicht dienen könne, der ſie augenblicklich ſchließen würde.“ Wie ſchwer mag dem franzöſiſchen Miniſter geworden ſein, bei dieſen Worten einen Stoßſeufzer zu unterdrücken! Denn wäre Italien noch ſo ſchwach, wie ehedem, ſo wäre mindeſtens Sardinien Frankreichs Vaſall

und die Mont-Cenis-Bahn eine vortreffliche Militärstraße für Frankreich. Heute ist Italien selbstständig und stark genug, um kein fremdes Heer die Alpenbahn passiren zu lassen, wenn es dasselbe nicht für eigene Zwecke gerufen. So war die Rede des Vertreters von Frankreich ein Gemisch aus bitterer Resignation und schwach motivirten Liebeslockungen.

Die Erwiederung des Vertreters von Italien, als welcher Herr Visconti Venosta das Wort nahm, legte ein Zeugniß echt politischen Tactes ab. Der Minister gab seine Befriedigung kund, „durch das Werk des Alpendurchstichs, welches der ganzen Menschheit von Nutzen sein wird, Italiens Beziehungen zu Frankreich wachsen zu sehen.“ Also, erst der allgemeine menschheitliche Nutzen, hinterher das Wachsthum der Beziehungen zu Frankreich. Herr Venosta betonte diese Stellung in seiner kurzen Rede zweimal. Indem er auf die Gesundheit des Präsidenten der französischen Republik und auf die Freundschaft der beiden Länder trank, fügte er hinzu: und auf das gute Einvernehmen der Nationen, deren Einklang eine Bürgschaft des Fortschritts und des allgemeinen Gedeihens ist. Es könnten die italienische und die französische Nation, es können aber auch alle Nationen gemeint sein, von deren Einklang das allgemeine Gedeihen abhängt.

Von besonderen Zärtlichkeiten für ihren beweglichen Nachbar haben die italienischen Staatsmänner bei diesen Festen sich auffallend fern gehalten. Es scheint, sie wissen nur zu gut, was jener Nachbar ihrem Lande gönnt. Wenn alle Welt von der Politik an die Industrie als die eigentliche Königin dieser Feste sich zu wenden eilte, so war darin mehr Verlegenheit als Aufrichtigkeit. Die gegenwärtige Regierung Frankreichs beschäftigt sich mit Beseitigung der freisinnigen Handelsverträge und nicht zuletzt des Vertrages mit Italien. Was hilft es, wie Herr de Rémusat zu declamiren: „Die Schranke der Alpen ist gefallen“; wenn hinter den Alpen sich die Schranke der Zölle um so dichter aufrichtet! Auch dies entging dem italienischen Staatsmann nicht und war zum Theil der Grund, weßhalb er den Nutzen des Alpendurchstichs für die Menschheit voranstellte. Denn der Triumph bleibt der Menschheit, auch wenn die Nächstbetheiligten sich den Segen eines großen Werkes durch verworrene Leidenschaft beeinträchtigen.

So standen sich Frankreich und Italien gegenüber: Dort sauersüße Schmeichelei, hier tactvolle Bezeichnung der Sachen, wie sie stehen. R.

Zum Katholiken-Congreß in München.

Aus Baiern, 1. October.

Kaum eine andere Stadt in Deutschland wird sich rühmen können, daß ihre Entwicklung so singulär und ihr geistiges Leben so eigengestaltig ist, wie München. Wir weisen den Leser nur flüchtig auf jene Kämpfe hin, die hier seit den Zeiten Abels das politische Leben erfüllen, wir erinnern ihn an jene Conflicte, die auf wissenschaftlichem Gebiete stattfanden, als die Autochthonen zürnend den „Berufenen" entgegentraten. Wie epochemachend waren die Leistungen und Stürme der Künstlerwelt, wieviel hat der literarische Kreis, den König Max zu seiner Tafelrunde berief, geleistet für die innere Entwicklung der Stadt.

Und als nun im vergangenen Jahre die süddeutsche Residenz auch ihrer nationalen Pflicht so glänzend genügt hatte, da schien es, als ob nun ein Stillstand, ein innerer Abschluß erreicht sei, die singuläre Bedeutung der Stadt schien absorbirt zu werden von einer gleichmäßigen deutschen Entwickelung.

So schien es — allein das Schicksal ging andere Wege und in die reiche Geschichte der Stadt wird wieder ein neues Blatt gefügt, eigenartig und fesselnd, wie nur irgend ein anderes. Wieder steht München im Vordergrunde eines geistigen Kampfes, der tief in alles deutsche Leben eingreift — es ist zum centralen Schauplatz der religiösen Frage und Freiheit geworden.

In diesem Zusammenhange muß man den Altkatholischen Congreß betrachten, der dort zusammentrat. Nicht als Lösung des brennenden Streites, sondern als erster merkwürdiger Versuch zur Lösung ist er interessant; nicht der Abschluß, sondern die Initiative hiezu ist das Verdienst von München. Und in diesem Sinne verdient die Versammlung ohne Zweifel das allgemeinste Interesse, auf welchem Standpunkt auch der Einzelne stehen mag.

Allein, obwohl die Agitation in diesem untrennbaren inneren Zusammenhange mit München steht, so vermied sie doch immerhin jeden localen Charakter.

Schon bei Zeiten hatte sich das dortige Comité mit allen katholischen Städten Deutschlands, besonders am Rhein, in Verbindung gesetzt, und gewann dadurch eine breitere Basis und jene hohen persönlichen Kräfte, die für den Erfolg unentbehrlich sind. Auch das nähere Progamm und die ganze Organisirung ward bereits in der Vorbesprechung zu Heidelberg festgestellt, und so war ein festes systematisches Gefüge hergestellt, als die Delegirten aller Länder in München zusammentrafen.

Natürlich war der eigentliche Kern der Versammlung deutsch, denn eine nationale Frage ist es ja, um die es sich für uns in letzter Reihe handelt, allein dem universalen Charakter, der ihr eigen ist, entsprach, daß auch die

Deputirten außerdeutscher Staaten geladen wurden. Wie richtig diese Erwägung war, zeigte der Erfolg.

Aus Rußland und Spanien, aus Holland und England waren Abgesandte erschienen, die Kirche von Utrecht und die Griechen hatten ihre Vertreter. Nicht wenige derselben bekleideten einen hohen Rang in der diplomatischen oder gelehrten Welt, und auf manchen werden wir im Laufe der Darstellung näher zurückkommen.

Wir geleiten den Leser nun in den gefüllten Saal, wo die vorberathende Versammlung am 22. September begann. Manche fesselnde Gestalt begegnet unsern Blicken, und doch waren diese nicht das wichtigste Element für den Erfolg. Die Mehrzahl der Deputirten, die man fast auf 500 schätzt, kam vielmehr aus dem Bürgerstande; es waren Menschen, die ohne kritischen Scharfsinn, aber mit dem Vollgewicht einer ehrlichen Ueberzeugung Hand an die Sache legten. Sie vertraten das Volk; ihre Betheiligung ist von unendlichem Einfluß auf die Zukunft der ganzen Bewegung.

Unter den Klerikalen, die erschienen waren, bemerkte man fast sämmtliche Namen, die während der jüngsten Monate berühmt geworden sind. Wir erinnern an Dr. Wollmann, den Religionslehrer aus Braunsberg, an Kaminsky aus Kattowitz, an Dr. Tangermann aus Uncel, auch Pfarrer Renftle, der dem bayrischen Kirchenrecht so manche Schwierigkeit bereitet, sie alle waren anwesend. Indessen dominirte dieses Element keineswegs, wie etwa zu befürchten stand, sondern die ganze active Leitung der Debatte lag in der Hand von Männern, welche zu den ersten Namen in Deutschland zählen. — Wie Sie aus den Tagesblättern wissen, war das Präsidium an Professor Dr. von Schulte (den berühmten Kanonisten) übertragen; zu seinen Stellvertretern wurde Windscheid aus Heidelberg und Nationalrath Keller aus der Schweiz ernannt. Tiefer Ernst lag auf Aller Zügen, als der Vorstand die Versammlung eröffnete, denn in allen Herzen lebte das Gefühl, daß man an eine Sache griff, die seit Jahrhunderten keine Hand zu berühren wagte. Niemand wußte, wie weit die Gewalt des Augenblicks den Einzelnen treiben würde, und dennoch wußte jeder, daß der Maßstab dieser Stunde von ungeheurer Tragweite für alle Zukunft war. Die Grundlage der Verhandlungen bildete ein Programm, welches wenige Tage vorher von den bedeutendsten Mitgliedern der Versammlung vereinbart worden war. Nach dem Abschluß der Redaction wurde dasselbe dem greisen Lehrer Herrn Stiftsprobst Döllinger vorgelegt und dieser Augenblick wird allen denen unvergeßlich bleiben, welche Zeugen desselben waren. Döllinger lebte nämlich in der ständigen Sorge, es möchte der Eifer der Reform zu weit reichen, er empfand einen entschiedenen Zweifel gegen die Selbstbeherrschung der Versammlung. Und obwohl Niemand schroffer von der Kirche verstoßen worden ist, so hängt doch von allen

Altkatholiken keiner treuer, ja man darf fast sagen unerbittlicher an eben dieser Kirche. Das Programm, welches von den Professoren Reinkens und Huber verfaßt worden war, schien dem großen Kirchenlehrer zu weit zu gehen, oder wenigstens sah er darin die Möglichkeit einer Lostrennung von der alten römischen Kirchenverfassung. Döllinger erblaßte, es bedurfte aller Mittel der Ueberredung, um ihn zu beruhigen, und der Augenblick war in der That ergreifend, als er langsam zur Feder griff und zögernd unterschrieb. Alea jacta!

Das war am Tage vor der Versammlung, und wir erwähnen den Vorfall, weil wir die Genesis des ganzen Programms sowie die enorme Gewissenhaftigkeit, mit welcher man zu Werke ging, damit in ein richtiges Licht setzen.

Kehren wir nun in den Saal zurück, wo dies Programm soeben den Delegirten zur Berathung vorgelegt wird. Es trägt in seiner letzten Fassung sieben Unterschriften (Döllinger, Reinkens, Maßen, Langen, Schulte, Huber Friedrich), und betont die politische Seite, welche die Frage nun einmal darstellt, ebenso entschieden, als die rein religiöse.

Der Gegensatz dieser Standpunkte trat natürlich auch in der Debatte zu Tage und zwar an einem doppelten Punkte. Denn innerhalb der altkatholischen Glaubensgenossen waren zwei Richtungen vertreten, von welchen eine entschieden in der politischen Energie des heutigen Systems herangewachsen war — und dieser lag weit mehr die Macht des Staates, als die Größe der Kirche am Herzen. Darum betonte sie denn auch vor allem die Gefährlichkeit der neuen Lehre; sie wollte die Kirchenhoheit des Staates in möglichst weiten Grenzen und den helfenden Eingriff desselben in möglichst intensiver Form erzielen.

Die andern aber waren Puritaner. Ihnen verschwand die politische Seite der Infallibilität vor der Erwägung, daß ein Glaubenssatz dadurch geschädigt und entweiht werde, sie zeigten selbst bei den gegenwärtigen Wirren die Tendenz, nur ja die kirchlichen Befugnisse nicht zu Gunsten der Staatsgewalt zu schmälern. Diese Richtung war vertreten durch die Professoren Cornelius Stumpf und Massen.

Die Stelle des Programms, an welcher sie zum erstenmal entschieden hervortrat, besprach die Erziehung des Klerus in den geistlichen Seminarien und forderte hiebei die Ueberwachung und Mitwirkung des Staates. So allbekannt nun auch die Mängel dieser Erziehung sind, so sehr auf der Hand liegt, daß keine private Einwirkung denselben gewachsen ist, so ward doch von Seite der genannten Herrn der lebendigste Widerstand erhoben, man dürfe der Kirche eine so wichtige Mission wie die Erziehung des Klerus nicht verkürzen, man müsse das Selfgovernment auch in dieser Beziehung anstreben.

Der Mann, der dieser Ausführung am kräftigsten entgegentrat, war der Regierungsrath Keller in Aarau. Er vertritt, wir wollen nicht sagen das weltliche, aber doch das praktische Princip auch in kirchlichen Dingen und der enorme Erfolg seiner derben treffenden Worte bewies, daß er den Sinn der Menge richtig erkannt hatte.

Ein zweiter Anlaß, bei dem der obenerwähnte tiefgehende Unterschied zu Tage trat, ergab sich, als die Organisation von altkatholischen Gemeinden berathen wurde. Wie diese Frage sachlich die Wichtigste des ganzen Congresses war, so bot sie auch in der formellen Behandlung das meiste Interesse.

Es liegt natürlich auf der Hand, daß die Lebensfähigkeit der ganzen Bewegung wesentlich von der Organisirung derselben bedingt ist, und daß der Congreß sich dieser Aufgabe nie und nimmer entziehen durfte, wenn er überhaupt beabsichtigte, eine That zu thun. Für die Organisirung selbst aber gibt es keine andere Form, als die des politischen Vereins oder die der kirchlichen Gemeinde, und das ist der Grund, warum die Errichtung dieser beiden fast nothwendig in das Programm der Altkatholiken aufgenommen werden mußte.

Da auch vom Comité in Köln ein ähnlicher Antrag vorlag, so nahm man diesen zum Ausgangspunkt der Verhandlung. Die Debatte hatte rasch einen Höhepunkt erreicht, wie er im ganzen Congreß nicht wiederkehrte; man fühlte wohl, daß hier der Kernpunkt aller Agitation, aber auch der Kernpunkt aller Schwierigkeiten lag.

Nachdem mehrere Redner gesprochen hatten (darunter vorzüglich Staatsanwalt Streng aus München), faßte der Präsident von Schulte die Streitfrage in eine Resolution zusammen, welche höchst mäßig in ihren Forderungen war, und die er nun der Berathung unterbreitete. Es war darin betont, daß der permanente Nothstand, in dem sich die altkatholischen Familien befinden, die Errichtung einer regelmäßigen Seelsorge fordert, und daß sich im Anschluß an diese Seelsorge altkatholische Gemeinden bilden sollten, wo die Personen hiezu vorhanden sind und das Bedürfniß gegeben scheint.

Gegen diese Form des religiösen Lebens trat Döllinger entschieden auf, weil sie den Keim zur Sektenbildung enthalte, und weil die Staatsregierung in der Alternative, ob sie die große katholische Kirche oder die Altkatholiken preisgeben solle, sicher die letzteren im Stiche lassen werde. Es läßt sich nicht leugnen, daß den Worten des großen Meisters eine scharfe Logik und eine reiche Erfahrung zu Grunde lag, aber das letzte Motiv seines Auftretens waren doch nicht Verstandesgründe; es war eine unausgesprochene Bangigkeit, daß sich die altkatholische Action vergreifen möchte an dem heiligen unantastbaren Leib der Kirche. Döllinger selbst hatte kurz vorher in der Versammlung ausgeführt, daß die Kirche von Utrecht nicht eine Sekte, sondern voll-

kommen echt und unverfälscht katholisch sei, warum warnte er nun die Altkatholiken vor der Sektenbildung? Warum sollen dieselben, wenn sie dem ständigen Nothstand auch eine regelmäßige und organisirte Aushilfe (Seelsorge) entgegenstellen, von der Gemeinschaft der alten Kirche abtrünnig werden? Die Gefahr, daß die Staatsregierung die Altkatholiken auf ihre Hilfe warten läßt, besteht ohne Zweifel, aber mußte man nicht eben hieraus einen Grund entnehmen, sich selber zu helfen; und wie soll diese Hilfe wirksam sein, wenn nicht die Betroffenen sich in engem Verbande aneinanderschließen?

Der Vortrag des Professor Schulte, worin er seine Resolutionen motivirte, war ein oratorisches Meisterstück, und obwohl sich Döllinger zum zweitenmale erhob und das ganze Gewicht seines Namens in die Wagschale warf, so vermochte er doch den Sinn der Hörer nicht mehr zu gewinnen. Innerlich war die Entscheidung gefallen, als das letzte Wort von Schulte fiel, das vom stürmischen Beifall fast erstickt ward. Das Gefühl, daß man nicht auseinander gehen dürfe ohne That, hatte in allen Gemüthern die Oberhand, und eine Reihe von Rednern gaben ihm ungestümes Zeugniß. Von Klerikern sprachen Friedrich und Michelis in diesem Sinn, von Professoren Huber und Reinkens, von Kammermitgliedern, die im Saale anwesend waren, Frhr. v. Stauffenberg und Dr. Völk.

So wurden denn die Resolutionen, die auf Gemeindebildung abzielen, fast einhellig angenommen, und wenn Döllinger diesen Beschluß auch für gefahrvoll erklärt hatte, so schloß er sich doch, nachdem er gefaßt war, nicht von demselben aus. Die Gerüchte eines Zwiespalts, die von den ultramontanen Blättern triumphirend gemeldet wurden, sind deshalb keineswegs begründet; und wie wir aus mündlicher Unterredung wissen, hat sich Döllinger mit der vollzogenen Thatsache sogar vollkommen ausgesöhnt. Nur das hatte er nie und nimmer geglaubt, daß sie zur Thatsache werden würde. E.

Neue Reformen im Postwesen.

Die Bestrebungen der Deutschen Reichs-Postverwaltung haben auf dem Gebiete der internationalen Verkehrsbeziehungen neuerdings einen wichtigen Erfolg erzielt: die Herabsetzung des Portos für Briefe zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika. Bekanntlich nimmt diese Correspondenz, nach dem Verlangen der Absender, ihren

Weg entweder über Belgien und England, von wo sie mit den Dampfern der Cunard- und der Inman-Linie nach New-York befördert wird; oder sie gelangt mit den Steamern des Norddeutschen Lloyd (von Bremen) und der Hamburg Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft (von Hamburg), neuerdings auch mit den Dampfern des Stettiner Lloyd (von Stettin), zur Versendung. Lange Zeit haben die Portosätze für Briefe zwischen Deutschland und Amerika ihre Höhe unbeweglich behauptet; sie betrugen auf der Englischen Linie ursprünglich 13 Sgr., auf den Deutsch-Amerikanischen Linien $6\frac{1}{2}$ Sgr., entsprachen also ebensowenig dem mächtigen Aufschwunge, welchen der Verkehr der beiden Hemisphären genommen hatte, wie dem Gedanken der Einführung eines Weltportos, welches den Culminationspunkt der modernen Entwickelung des Postwesens bildet. Den ersten Anlaß zu einer Reform der Portosätze für die Deutsch-Amerikanische Correspondenz nahm die Reichs-Postverwaltung aus der Einrichtung directer Fahrten des Stettiner Lloyd, einer jungen unternehmenden Linie, zwischen Stettin und New-York. Diese Gesellschaft erbot sich, das Seeporto (die Gebühr für den Seetransport der Briefpackete) zwischen Stettin und New-York so niedrig zu stellen, daß die Post im Stande war, das Porto für die mit diesen Dampfern zu befördernde Correspondenz auf $2\frac{1}{2}$ Sgr. (6 Cents) für den einfachen Brief zu ermäßigen. Der norddeutsche Lloyd und die Hamburger Actien-Gesellschaft entschlossen sich nach mehrfachen Verhandlungen, den Anforderungen des Reichs-General-Postamts entsprechend, denselben Seeportosatz für ihre Routen anzunehmen. In Folge dessen ist vom 1. October 1871 ab das Porto auf allen drei Deutsch-Amerikanischen Linien gleichmäßig normirt worden; es beträgt $2\frac{1}{2}$ Sgr. (6 Cents) für den frankirten Brief und 5 Sgr. (12 Cents) für den unfrankirten Brief, bei einem Gewichte von 15 Grammen bei der Einlieferung in Amerika und von je 1 Loth für Briefe aus Deutschland. Zugleich gelang durch Verhandlungen mit der Belgischen, Großbritannischen und der Washingtoner Postverwaltung sowie mit den Britischen und Amerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaften das Porto zwischen Deutschland und Amerika auf der Route über Belgien und England bis auf 3 Sgr. für den einfachen Brief zu ermäßigen. Deutschland kann sich zu diesen, durch den Einfluß seines einheitlichen Staatspostwesens erreichten Ergebnissen mit Recht beglückwünschen. Hier wie in anderen Beziehungen documentirt die Einheit des Reichs sich dem Auslande gegenüber in lebensvoller, wirksamer Weise. Möchte nur auch bald mit Frankreich ein ähnliches Resultat erzielt werden! Leider sind die äußerst starren fiscalischen Anschauungen in Versailles einer Erleichterung des internationalen Verkehrs durchaus entgegen. Die Postverwaltung der Vereinigten Staaten hat deshalb schon seit längerer Zeit den unmittelbaren Verkehr, d. h. die Auswechselung directer Briefpackete mit Frankreich, abgebrochen. Aehnliche

Verhältniſſe traten bei den Unterhandlungen wegen Regelung des directen Poſtverkehrs zwiſchen Italien und Frankreich im Jahre 1869 ein. Italien, von dem franzöſiſchen Einfluſſe eingeſchnürt, hat damals zum Theil nachgeben müſſen. Es fragt ſich aber, ob unter ſolchen Umſtänden dennoch durch Vereinbarung mit allen übrigen Staaten, unter Ausſchluß Frankreichs, das Project eines allgemeinen Poſtvereins ſich verwirklichen läßt. Unſeres Erachtens kann Frankreich nur durch eine ſolche Iſolirung auf poſtaliſchem, wie auf commerciellem Gebiete unter gemeinſamen Vorgehen aller anderen Staaten zu Anſchauungen gebracht werden, welche dem Culturfortſchritt der Neuzeit und den berechtigten Anforderungen der civiliſirten Welt entſprechen.

Wie in internationaler Beziehung, ſo ſind auch auf dem Gebiete des internen Deutſchen Poſtverkehrs von der Reichs-Poſtverwaltung nicht unerhebliche Erleichterungen ins Werk geſetzt. Vom 15. October d. J. ab wird man zur Einziehung von Geldern bis zum Betrage von 50 Thalern oder 87½ Gulden S. W ſich der Poſtmandate bedienen können. Der Abſender eines ſolchen Mandats hat das Schuldobject, in Geſtalt einer quittirten Rechnung, eines quittirten Wechſels u. ſ. w. der Poſtanſtalt am Wohnorte des Schuldners recommandirt zu überſenden. Die Poſt beſorgt die Einziehung des Geldes von dem ihr im Mandate bezeichneten Schuldner und übermittelt den Betrag dem Abſender durch Poſtanweiſung. Letzterer hat dafür 5 Sgr. im Voraus, und daneben die Gebühr für die Poſtanweiſung zu entrichten. Die Einrichtung hat große Vorzüge vor dem bisherigen Verfahren der Entnahme von Poſtvorſchuß; ſie iſt ſicherer und zum Theil billiger. Einen weiteren Fortſchritt bilden die bisher nur für den Verkehr der Behörden gebräuchlich geweſenen, vom 15. October ab auch für die private Correſpondenz geſtatteten Briefe mit Behändigungsſcheinen. Es hat gewiß ſchon Jeder das Bedürfniß gefühlt, über die Behändigung eines werthvollen Documents, über die Zuſtellung einer wichtigen Mittheilung u. ſ. w. ein Anerkenntniß des Adreſſaten zu erlangen. Das Recepiſſe des recommandirten Briefes erfüllt dieſe Anforderung nicht; denn es bringt uns nur die Unterſchrift des Empfängers. Künftig wird dieſer Mangel durch den Behändigungsſchein beſeitigt, da dieſer zugleich auf den Inhalt, den Gegenſtand des Briefes Bezug nimmt. Der Werth eines ſolchen Scheines, namentlich in rechtlicher Hinſicht, leuchtet ein.

Endlich beabſichtigt das Reichs-General-Poſtamt, dem Vernehmen nach, eine für den buchhändleriſchen Verkehr überaus wichtige Maßregel: die Verſendung extraordinärer Zeitungsbeilagen durch die Poſt. Bisher durfte man nämlich den durch die Poſt debitirten Zeitungen, Zeitſchriften u. ſ. w. Beilagen, welche nach Format, Papier und Druck nicht als wirkliche Beſtandtheile der betreffenden Zeitung anzuſehen waren, nicht beifügen. Man

konnte z. B. mit der Neuen Preußischen Zeitung, welche bekanntlich von der Post vielfach für Landbewohner debitirt wird, Zeichnungen von landwirthschaftlichen Maschinen nicht versenden. Künftig, von einem noch zu bestimmenden Termine ab, wird dies gestattet sein. Die Versendung solcher Zeitungsbeilagen soll auf Antrag des Verlegers stattfinden. Letzterer würde sie der Aufgabe-Postanstalt vorzulegen haben, welche die Beilagen für eine sehr mäßige Gebühr (etwa 1 Pfennig) zu stempeln und sie alsdann dem Verleger zurückzugeben hat. Dieser erlangt dadurch das Recht, solche gestempelte Beilagen innerhalb eines bestimmten Zeitraums mit einer beliebigen, für seine Zwecke geeigneten Zeitung durch die Post debitiren zu lassen. Unzweifelhaft wird eine derartige Einrichtung der weiten Verbreitung von Preßerzeugnissen in hohem Grade förderlich sein. T.

Deutschland und Oestreich.

Aus Preußen, 1. October. — Die auswärtige Politik eines Reiches hat sich nach Interessen und nicht nach Sympathien und Gefühlen zu richten — diesen Satz bekennen heute wohl alle deutschen Politiker als richtig. Und dennoch, die alte in unserem politischen Leben so gut wie eingewurzelte Gewohnheit des Denkens und Redens erhält in jedem einzelnen Falle auch heute noch die Oberhand über jene Maxime, die wir alle mit dem Munde bekennen. Der geniale Leiter der deutschen Politik ist allerdings frei von Gefühlsimpulsen in seiner diplomatischen Action — die öffentliche Meinung aber, so weit sie sich in unserer Presse spiegelt, steht heute noch auf dem Boden, den sie in dem 4. und 5. und 6. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts erreicht; sie hat von dem großen Zuge, der unser auswärtiges Amt beseelt, bisher noch wenig gelernt.

Wie beschämend und wie betrübend dieser Sachverhalt auch sein mag, deutlich liegt er vor in den Erörterungen unserer Zeitungen über Oestreich. Alles fließt über von Betheuerungen und Versicherungen unserer Sympathien für unsere „deutschen Brüder" in Oestreich. Dem Ministerium Hohenwart wird freigebig unsere Verachtung und Abneigung votirt. Von einem Gegensatz der deutschfreundlichen Haltung, zu der Graf Beust sich entschlossen, und der deutschfeindlichen Politik, welche Graf Hohenwart verfolge, wird geredet und unheilvolle Prophezeiungen an diese Mahnung geknüpft. Wir verstehen sehr wohl, wie ein Gefühlsmensch solche Anschauungen loslassen kann. Wir verstehen aber nicht, wie man solche Ergüsse mit irgend welcher Interessenpolitik zu vereinen unternehmen will.

Es ist noch immer das alte Lied, das wir 1853 und 1863 gesungen. Die öffentliche Meinung, die liberale Presse forderte 1853, daß Preußen auf die Seite der Westmächte gegen den absoluten, allen Liberalen verhaßten Czaren trete. Und doch hätten die Interessen Preußens vielmehr seinen Anschluß an Rußland nahe gelegt. Und 1863! — wer erinnert sich nicht der ohnmächtigen Declamationen unseres Abgeordnetenhauses, der kurzsichtigen Politiker, welche über die russische Allianz Bismarck's ihren Weheruf ertönen ließen? Wieder war das Gefühl der Feindschaft gegen das reactionäre Rußland stark genug, alle kaltblütigeren Erwägungen unserer Interessen zu verdrängen. Zum Glücke hielt damals, 1863, ein Staatsmann die Dinge in fester Hand, der 1853 im entscheidenden Momente uns abging.

Heute scheint die politische Lage Deutschlands ein gutes Verhältniß zu Oestreich wünschenswerth zu machen. Viele Motive dafür liegen auf der Hand: andere, die wir in öffentlicher Discussion noch nicht berührt sehen, wollen auch wir heute noch nicht besprechen. Auf der anderen Seite ist verständlich, daß selbst Graf Beust durch die Ereignisse gezwungen ist, seinen Groll im Busen zu verhüllen und seine Intriguen gegen Deutschland für jetzt zur Ruhe zu setzen: auch Oestreichs Interessen scheinen für den Augenblick freundliche Beziehungen zu Deutschland zu fordern. Gastein und Salzburg sind die Symptome und die Früchte dieser beiderseitigen Entschlüsse. Die Garantie des allgemeinen Friedens für die nächsten Jahre, vielleicht auf längere Zeit, ist in ihnen enthalten. Und wenn nun an der Richtigkeit dieser letzten Sätze kein Mensch zweifelt, was sollen denn die Tiraden bedeuten, die man täglich über Oestreich liest? Wir fragen, wo ist ein irgendwie zuverlässiger Anhalt gegeben für die Annahme, daß Graf Hohenwart, soweit an ihm, die auswärtige Politik Beust's nicht unterstützen würde? Ist denn die Wiener Presse in Deutschland nicht ausreichend gekannt? oder bürgt der Charakter der Wiener Journalisten dafür, daß ihre Insinuationen auf mehr als bloßer Feindschaft gegen Hohenwart beruhen?

Die inneren Zustände im Kaiserstaate an der Donau sind so verwirrt und so verfahren, daß schwer hält, ein objectives Urtheil darüber sich zu bilden. Jedenfalls aber ist das sicher: an dem heutigen Wirrwarr tragen die größte Schuld die liberalen Ministerien, die deutsch-östreichische Reichstagsmajorität und die Wiener Presse, die mit ihrer Freisinnigkeit sich brüstet. Kein Deutscher wird für die Czechen wohlwollende Gefühle heute empfinden und aussprechen; kein deutscher Politiker wird heute dem Auftreten der deutschen Parteien in Oestreich im letzten Jahrzehnt irgend welchen Beifall oder ihrer heutigen Lage irgend Sympathien zollen dürfen. Fremd sind uns alle Parteien im östreichischen Ländercomplexe: neutral stehen wir dem inneren Kampfe gegenüber: unser ganzes Interesse ist darin enthalten, daß der östreichisch-ungarische Kaiserstaat als Ganzes in der Haltung verbleibe, die er neuerdings Deutschland gegenüber eingenommen hat.

Wenn heute das Ministerium Hohenwart, nachdem seine auf die Deutsch-östreicher sich stützenden Vorgänger nicht verstanden, die Verfassung in Cisleithanien in's Leben zu rufen, das Experiment macht, gewisse Modificationen an der cisleithanischen Verfassung vorzunehmen, um sie lebensfähiger zu gestalten, muß uns dann der Protest der deutschen Partei gegen diese Modificationen sofort den Gedanken aufzwingen, eine deutschfreundliche Haltung des Gesammtstaates sei mit diesen Aenderungen in Oestreich unverträglich? Nein, wenn sogar Graf Beust, der noch vor Jahresfrist alles, was ihm erdenklich und möglich schien, gegen unser deutsches Reich gethan hat, heute der Einsicht in

die politische Nothwendigkeit seiner Lage sich gefügt und eine an Deutschland sich anschließende Friedenspolitik sich erwählt, — weßhalb sollte Graf Hohenwart zur Befriedigung czechischer und polnischer Frondeurs mit uns Händel suchen müssen? Die Wiener Parteipresse mag dies behaupten; — für uns ist dies kein Grund es zu glauben. — Ja, aber die ultramontanen Tendenzen Hohenwart's? Gewiß, daran zweifeln wir keine Secunde, das steht auch für uns fest: heute sind die Feinde Deutschlands, nachdem die Schwarz-Gelben zur Zeit nichts wider uns unternehmen können, vornehmlich in den Schwarzen und in den Rothen zu sehen. In ganz Europa werden die Republikaner und die Ultramontanen bei jeder Schwierigkeit, die uns in den Weg tritt, aufjubeln und ihre Gesinnungsgenossen im Inneren Deutschlands so viel als möglich unterstützen. Wir geben auch das Weitere zu: Die Ultramontanen sind uns weit gefährlicher als die Republikaner. Aber aus allen diesen Voraussetzungen ziehen wir doch nicht den Schluß, daß das Ministerium Hohenwart mit seinen ultramontanen Verbündeten einen Feldzug gegen uns in nächster Zeit zu unternehmen beabsichtige oder in diesem Sinne die auswärtige Politik des Gesammtreiches zu beeinflussen Lust hätte. Auch in dieser Beziehung halten wir an dem Satze fest — den wir aus der Betrachtung der Geschichte als Erfahrungssatz gewonnen haben — daß nicht die Sympathien, sondern die Interessen über die auswärtige Politik eines Staates entscheiden. Die Lage, welche so mächtig war, selbst den Grafen Beust uns gegenüber zum Friedensapostel zu bekehren, dieselbe Lage wird auch den Grafen Hohenwart trotz aller ultramontanen Allianzen seiner inneren Politik zur Ruhe nach außen zwingen.

Man sollte in Deutschland sich den inneren Wirren Oestreichs gegenüber eine Lehre ziehen aus dem Verhalten der Ungarn. Freilich nicht einzig aus den erlogenen und gefärbten Berichten der Wiener Presse darf man hier die Aufklärung über den Thatbestand schöpfen wollen. Vor uns liegt ein Bericht, welcher der Kölnischen Zeitung darüber zugegangen ist (Nr. 270 vom 29. September, 2tes Blatt). Wir haben allen Grund, ihn als unbefangen und richtig anzusehen. Darnach behalten die Ungarn vor der Hand sich eine zuwartende Stellung vor; sie glauben sich nicht berechtigt, die Action des Grafen Hohenwart zu hindern, so lange er sich in dem Rahmen des dualistischen Ausgleiches von 1866 bewege. Für die Ungarn sind nicht ihre Sympathien, constitutionelle oder absolutistische, sondern ihre ungarischen Interessen allein maßgebend. Und werden diese nicht berührt (wir sahen bis jetzt keinen Beweis für die Wiener Insinuationen, daß daran gerüttelt werden sollte; wir können uns sehr wohl vorstellen, daß dieselben aufrecht bleiben), so liegt für die Ungarn kein Grund zu irgend welcher Parteinahme bei den cisleithanischen Kämpfen vor. Das ist praktische Politik. Wir verstehen, wie den Ungarn möglich geworden, ihre Wünsche in solchem Umfange 1867 durchzusetzen. Unsere deutsche Presse könnte viel, sehr viel von dieser kühlen realistischen Behandlung schwebender Fragen lernen.

Wir wiederholen, die Parteiungen in Oestreich gehen uns Deutsche gar nichts an. Unser Interesse ist völlig zufriedengestellt, wenn Oestreich als Ganzes in den Bahnen ausharrt, die in Gastein und Salzburg eingeschlagen sind. Wie im Innern die Oestreicher sich einrichten, ist ihre Sache: mögen sie sehen, wie sie mit einander fertig werden. Und wenn unsere Tagespresse die Politik des deutschen Reiches fördern und die öffentliche Meinung aufklären und leiten will, so möge sie dem hier ausgesprochenen Gedanken auch bisweilen Ausdruck verleihen.

Aehnliche Erörterungen ließen sich anknüpfen an die Aeußerungen der meisten Zeitungen über Frankreich und Rußland. Auch diesen Staaten gegenüber gelangen Sympathien und Antipathien viel mehr zur Haltung als die kalte Erwägung unserer deutschen Interessen. Wir gedenken ein andermal darauf zurückzukommen. — ? —

Berliner Briefe.

Berlin, den 30. September. Zwischen zwei wöchentlichen Briefen ist Zeit genug einen Ausflug zu machen, bei dem man wenig oder nichts versäumt, wenn die Politik immer noch, wie heut, obgleich unterdessen der Herbst eingezogen ist, Ferien macht. Vor acht Tagen stand das Laub an den Bäumen noch fest, heut heult der Sturmwind, mit Regen vermischt, durch die Straßen und bedeckt die Trottoirs auf beiden Seiten der Linden mit einem Teppich von abgestreiften Blättern, auf welchen der Fuß gleitet, während unendlicher Staub in den Wolken des Sprühregens beweist, daß trotz alles Wechsels der Dinge und trotz aller Culturfortschritte die Mark auch des neuen Reiches Streusandbüchse bleibt.

Vielleicht ist dieser Ruhm ein Entgelt für das, was sonst der Provinz versagt ist, welche unter allen Provinzen des preußischen Staates am meisten das Uebergewicht der Hauptstadt empfindet. Nicht so, als ob dadurch der eigenthümliche Charakter der Provinz verloren ginge, aber es fehlt an einem Mittelpunkt, indem sich der natürliche Mittelpunkt zu einem Mittelpunkt des ganzen Staates und jetzt des neuen Reiches gestaltet hat. Wie ganz anders sieht es in einer wirklichen Provinzialhauptstadt, wie Breslau, aus. Für das ganze Land von Oderberg bis Grüneberg ist Breslau noch immer der Mittel- und Vereinigungspunkt, gewissermaßen eine erste Instanz, während Berlin die zweite ist. In das Abgeordnetenhaus schickt die Provinz 66, in den Reichstag 35 Abgeordnete. Das ist allerdings eine schmale Delegation für mehr als vierthalb Millionen Schlesier und nicht zu verwundern, wenn diese ein starkes Gelüste nach mehr Autonomie haben, als sie jetzt besitzen. Sie sind stolz auf ihre Initiative im Jahre 1866, wo sie in der That einen Beweis von wahrer Vaterlandsliebe gaben, als sie bei der schwankenden Stimmung, welche damals in Preußen herrschte, als die am meisten Gefährdeten, zuerst ihre Opferwilligkeit bekundeten, und sie haben eine tiefe Idiosynkrasie gegen Alles, was der Centralisation ähnlich sieht. Vor allen Dingen besitzen sie der Hauptstadt gegenüber nicht eine Spur von jenem Respect, welchen selbst der gebildetste und selbständigste Mann in einer französischen Provinz Paris entgegenträgt, und sie finden sogar Breslau überlegen, soweit nicht die Einwohnerzahl oder jenes unbestreitbare Uebergewicht in Betracht kommt, welches die Anwesenheit einer Centralregierung ausübt. Auch ist nicht abzuleugnen, daß eine solche Provinzialhauptstadt gewisse Vorzüge besitzt. Der Standpunkt der großen Masse der Residenzbewohner ist ein sehr beschränkter. Die Stadt genügt ihnen vollkommen, über ihre letzten Häuser — an die anstoßenden Vergnügungsorte — geht ihr Gesichtskreis nicht hinweg, während in einer Provinzialhauptstadt der Verkehr zwischen

Stadt und Land ein unendlich regerer und anregenderer ist. Die Doppellebigkeit in Stadt und Land ist das Geheimniß der politischen Bildung überhaupt, wie sich namentlich in England zeigt. Jede Existenz, die auf den einen oder den anderen Aufenthalt beschränkt ist, wird einseitig. Der Landmann (im weitesten Sinne des Worts) verrennt sich in enge, kleinherzige Ideen, der Städter, soweit er nicht bloß dem Gewinn nachjagt, verliert sich in Speculationen, ohne jede Rücksicht auf die thatsächlichen Verhältnisse, an welchen sich bekanntermaßen die kühnsten Gedanken sehr unangenehm stoßen. Weil eine landbesitzende Aristokratie die Vortheile beider Lebensweisen vereint, weil sie aus dem väterlichen Boden Kraft und Bestimmtheit saugt, und wiederum in der Stadt sich im regsten Verkehr mit den politischen und geistigen Interessen halten kann, hat sie ein unbestreitbares Uebergewicht über die andern Stände, welches sie nur durch grobe Fehler verlieren kann. Es dauert vielleicht eine Zeit, wo sich bei uns das Streben nach provinzieller Autonomie stärker geltend macht, als bisher der Fall gewesen ist.

Die Einheit der Race, das starke monarchische Gefühl, die ruhmbedeckte Armee sind Gegengewichte, welche jede Gefahr der Centrifugalität verhüten, und wie die Verhältnisse in Preußen liegen, ist nur zu wünschen, daß die Provinzen sich zu immer größerer Selbstständigkeit entwickeln. Der Proceß wird zugleich den anderen der Verschmelzung der deutschen Staaten erleichtern, für dessen glücklichen Vollzug durchaus nothwendig ist, daß die nöthige Einheit das eigene Leben, welches in den Einzelstaaten, fast bis auf die kleinsten herab, pulsirt, nicht zerstört.

Von Breslau fährt man jetzt in zehn oder zwölf Stunden (je nach der Schnelligkeit der verschiedenen Züge) bis Prag. Die Route ist schön, besonders in dem schlesischen Bergwerksreviere und dann weiter von Liebau aus auf böhmischem Boden, wo die Eisenbahn an den Schlachtfeldern des Jahres 1866 vorbei, durch das von Skalitz sogar hindurch führt. In Prag feierten die Czechen grade das Fest ihres Landespatrons, des heiligen Wenzel. Unter zehn Läden war vielleicht einer geöffnet und die Stadt wimmelte von Landleuten, welche nach dem Hradschin wallfahrteten, wo die Wenzelskapelle im Dome Sanct Veit dicht gefüllt war (es gehört nicht viel dazu) und nach dem Roßmarkt, wo vor der mit einer Kapelle überbauten Statue des Heiligen geistliche Lieder gesungen wurden. Wenn die Deutschen nicht etwa Alle in Teplitz waren, wo an demselben Tage (28.) eine große Demonstrationsversammlung stattfand, so müssen sie sehr kleinlaut sein. Uebrigens kann man es den Czechen nicht verdenken, wenn sie die Herren in Prag sein wollen, denn die Stadt ist verführerisch schön. Nur etwas zu politisch. Ich glaube, in London und Paris werden nicht so viel Zeitungen gelesen, wie dort. Dafür ist man auch auf dem Laufenden der höhern und höchsten Politik und die czechischen Politiker sind mittheilsam. Aus dem Munde eines solchen habe ich erfahren, daß demnächst dem armseligen deutschen Reich mit seinen 40 Millionen Seelen ein Slavenreich von 140 Millionen entgegengestellt werden wird, vor welchem jenes in ein bodenloses Nichts versinken muß.

Hoffentlich kommt diese Enthüllung noch nicht zu spät, um einige Gegenmaßregeln zu treffen. Doch würden sie — nach czechischer Ansicht, den überwältigenden Thatsachen gegenüber durchaus vergeblich sein und wir haben also nur so lange Frist bis — das Slavenreich zu Stande gekommen ist, was doch vielleicht noch eine Zeit dauert. — o. W. —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 42.

Ausgegeben am 13. October 1871.

Inhalt:

	Seite
Die deutschen Universitäten und die neue Universität in Straßburg	601
Herder's Einwirkung auf die deutsche Lyrik von 1770—1775. E. Laas. (Fortsetzung.)	609
Ihre Fürstliche Gnaden auf Universitäten. Arnold Wellmer. (Schluß.)	618
Zum Katholiken-Congreß in München. II. (Aus Baiern.)	630
Herr August Reichensperger	636
Berliner Briefe	638

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von E. W. Fritzsch in Leipzig.
Literarische Beilage von G. Schönfeld's Verlagsbh. (C. A. Werner) in Dresden.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die deutschen Universitäten und die neue Universität in Straßburg.

Alle Welt in Deutschland betrachtet als Nothwendigkeit und zugleich als gemeinsame deutsche Ehrensache, daß so bald als möglich eine neue deutsche Hochschule in großem Style die Reste der alten Straßburger Universität wieder aufnehme, sie erweitere und ausbaue: so soll dem wiedergewonnenen deutschen Grenzlande in der neuen Universität eine neue ächt deutsche Zierde verliehen werden. Die Neugründung der Universität Straßburg ist in der That ganz zweifellos eine der wichtigsten und nothwendigsten Maßregeln, die im neuen Reichslande vorgenommen werden müssen. Das Beispiel von Bonn schwebt allen diesen Wünschen vor; den unendlichen Segen, den Bonn für die preußischen Rheinlande gewirkt, ruft man mit Recht als Bürgschaft dafür an, daß man ähnliches am Oberrhein erwarten dürfe.

Es erhebt sich die Frage, wie soll die Neugründung eingerichtet werden. Die Antwort darauf lautet: auf dem Fuß unserer deutschen Hochschulen hat die neue Schwesteranstalt sich einzurichten; nach den sonst erprobten Grundsätzen und Principien unseres deutschen Universitätswesens verfahre man bei dieser Gründung. Man soll sich an das schon bewährte halten und vor Experimenten mit neuen Dingen hüten. Selbstverständlich schließt dieser Grundsatz nicht aus, daß man Einzelnes bessere, daß man in Einzelheiten auf die ausnahmsweise anders gearteten Verhältnisse im Elsaß Rücksicht nehme. Im Großen und Ganzen aber sollen unsere deutschen Hochschulen Vorbild für die neue sein. Sind unsere Hochschulen wirklich so beschaffen, daß man sie als nachahmungswerthe, als Muster bezeichnen darf? Im letzten Menschenalter ist viel über diese Frage verhandelt worden, Reformprojecte sind aufgetaucht, discutirt, ad acta gelegt. Praktisches und Unpraktisches in bunteſter Mischung ist zu Tage gefördert. Es wäre nicht uninteressant, diese ganze Literatur einmal zusammenzustellen und zu besprechen. Doch das ist heute nicht unsere Absicht. Wir wollen nur auf diese Dinge flüchtig hindeuten und unsererseits theoretische Speculationen zu vermeiden suchen. Es

ist bekannt, daran darf wohl erinnert werden, daß im September und October 1849 in Berlin unter Vorsitz des um unsere Universitäten so hochverdienten Geheimrathes Johannes Schulze Conferenzen von Deputirten der preußischen Universitäten Statt fanden, welche eine ganze Reihe von Fragen über die Organisation der Universitäten besprochen und begutachtet haben. In diesen Arbeiten findet sich mancher brauchbare Reformvorschlag: daß im Wesentlichen Alles bleibe, wie es ist, diese Voraussetzung liegt zu Grunde. Und in der That, dies scheint uns auch die wohlbegründete Ueberzeugung zu sein, auf welche die Erörterungen unserer hervorragendsten Gelehrten hinauskommen. In jüngster Zeit haben Döllinger und von Sybel in ihren Rectoratsreden dieser Ueberzeugung einen sehr beredten Ausdruck verliehen: auf die bewundernde Hochachtung, die das Ausland unserem Universitätswesen zollt, auf die ausgesprochene Absicht, nach unseren deutschen Ideen auch im Auslande sich richten zu wollen, dürfte mit Fug und Recht hingewiesen werden. Auch die vielgelesene, geistreiche und anmuthige Skizze, die ein anonymer „Deutscher Professor" vor zwei Jahren veröffentlicht *), prägt diesen selben Grundgedanken aus und regt durch allerlei Details zur Weiterbesprechung einzelner Reformvorschläge an. Einen „frommen Wunsch für die preußischen Universitäten" hat zwar Ubbelohde in den Preußischen Jahrbüchern (Mai 1870) niedergelegt, der aber wohl wenig Aussicht auf Erfüllung hat: von den Provinzialständen der verschiedenen Provinzen sollten die Universitäten abhängig sein, gewissermaßen Provinzialinstitute werden. Auch wir sehen allerdings gewisse Gefahren der Centralisation auf wissenschaftlichem Gebiete; jedoch können wir uns nicht vorstellen, daß auf dem von Ubbelohde empfohlenen Wege eine wirkliche Abhülfe geschaffen werde. Wir glauben, die Universitäten sind Staatsanstalten und als solche werden und müssen sie erhalten werden. Wenn die jüngste Gestaltung der Verhältnisse die Gefahr heraufbeschworen hat, einer einseitigen und parteiischen Centralisation die Universitäten auszusetzen, so würde die Provinzialisirung derselben ganz unfehlbar den Verfall in Localinteressen und engherzige Beschränktheit nach sich ziehen. Vor den beiden Klippen wird die Universität nur dann bewahrt, wenn die wissenschaftliche Gesammtmeinung aller zu wissenschaftlichem Urtheile Berufenen die Controle über das Universitätswesen ausübt und in jedem einzelnen Falle auszuüben in den Stand gesetzt wird. Wir kommen auf diesen Gedanken zurück. Der Entwurf des preußischen Unterrichtsgesetzes, den der Minister von Mühler 1869 eingebracht, begnügt sich in dem die Universitäten betreffenden Abschnitte mit einer Darstellung des gegenwärtigen Zustandes.

*) Von deutschen Hochschulen Allerlei was da ist und was da sein sollte. Berlin, G. Reimer 1869.

Reformen enthält er nur in dem Punkte der akademiſchen Gerichtsbarkeit. Gutachten der Landesuniverſitäten ſind eingefordert über den Entwurf; ſie ſind aber nicht veröffentlicht worden und nur über die Frage der Zulaſſung von Realſchulabiturienten zu den Facultätsſtudien ſind die eingeholten Vota dem größeren Publicum zugänglich gemacht. Soviel wir wiſſen, hat keine der Univerſitäten einſchneidende Aenderungen gefordert. Da es ſich nun jetzt um die Neugründung und Organiſation einer deutſchen Hochſchule handelt, der wir alle das beſte Gedeihen aus patriotiſch bewegtem Herzen wünſchen, ſo möchten wir ein paar einzelne Punkte hier beſprechen, deren Berückſichtigung bei der Neuſchöpfung wir für wünſchenswerth anſehen.

1) Man war früher auf den Univerſitäten der Anſicht, daß die Curatoren nicht zum Gedeihen der Univerſitäten dienten; ja nicht allein für überflüſſig oder unnütz, ſondern meiſtens für ſchädlich wurden ſie gehalten. Auch jene Reformconferenz von 1849 ſprach ſich für die Abſchaffung derſelben aus. Gerade weil einſt in der Zeit der Demagogenhetze und der unwürdigen Mißhandlung der Univerſitäten ſie eingeführt waren, richtete ſich nach 1848 die liberale Strömung gegen dieſelben. Und auch in der Conflictszeit in Preußen wurden ähnliche Stimmen laut. Irren wir nicht, ſo hat ſich dies geändert; und mehr und mehr bricht ſich in Univerſitätskreiſen die Anſchauung Bahn, daß ſobald gelingt, nur eine einigermaßen qualificirte Perſönlichkeit als Curator zu beſtellen, dann die betreffende Univerſität heilſame Pflege und kräftige Förderung ihrer Intereſſen gerade durch ihren Curator erwarten darf. Ob räthlich, dies Amt mit einer Verwaltungsſtelle zu combiniren, ob beſſer, einen beſonderen nur dies Amt bekleidenden Mann anzuſtellen — eine ganz allgemeine Regel wird es dafür wohl nicht geben. Die Wahl eines, wenn wir den Ausdruck hier brauchen dürfen, Berufscurators, iſt eine äußerſt ſchwierige: die Männer ſind ſelten, die dafür zu brauchen ſind. Nur das möchten wir ſagen, iſt die Univerſität in einer Provinzialhauptſtadt, ſo wird als Regel ſich empfehlen, den Oberpräſidenten, der ja doch ſchon den Vorſitz des Provinzialſchulcollegium zu führen hat, auch mit dem Curatorium zu betrauen. Auf Straßburg trifft dies letztere zu. Und wir ſind auch der Anſicht: ſpäter wird gewiß dem altpreußiſchen Beiſpiel hierin zu folgen auch dort rathſam ſein. Einſtweilen, für die Zeit der Organiſation, für die erſte Zeit der akademiſchen Anfänge iſt aber ſicherlich in der Anſtellung eines beſonderen Curators der richtige Weg eingeſchlagen. Und wenn ſich die Zeitungsnachrichten wirklich beſtätigen ſollten, daß Herr von Roggenbach für dieſen Poſten auserſehen ſei, ſo wäre das einer der beſten Griffe, den unſer Reichskanzler in Perſonalfragen jemals gethan hat. Die ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft erhielten dadurch eine gewiſſe Berechtigung ſich zu äußern.

2) Die übliche Dreitheilung des Lehrerperſonales in ordentliche und außer-

ordentliche Professoren und Privatdocenten ist in ihren heutigen Wechselbeziehungen, in ihren heutigen Verhältnissen durchaus beizubehalten, resp. auf Straßburg zu übertragen. Gerade in dieser Gruppirung des Personals sehen wir einen Grundpfeiler der Universitäten, eine Wurzel ihrer Blüthe: daran darf gar nicht gerührt werden.

4) Die Vertretung der Universität als Ganzes ist jetzt verschieden geordnet. Auf einzelnen Universitäten gibt es ein General-Concil aller ordentlichen Professoren, auf anderen nur einen akademischen Senat, der aus der Wahl der Professoren hervorgeht. Wir treten hier nicht für ein radicales Nivelliren dieses Unterschiedes ein: man kann den einzelnen Universitäten selbst überlassen zu sagen, was sie vorziehen. Wo es sich aber um eine Neugründung handelt, da empfehlen wir nach eigener Erfahrung ganz unbedingt die Einrichtung eines Generalconciles neben dem Senate, der dann für Disciplinarsachen u. s. w. einen Ausschuß des Conciles bildet. Eine Vertretung der Gesammtinteressen einer Universität, der gemeinschaftlichen Angelegenheiten aller Wissenszweige kann auch nur von der Gesammtheit der Professoren mit Erfolg geführt werden. Und gerade für die Straßburger Hochschule, welche erst sich zusammenzuleben hat, wird ein solches Concil sich nützlich erweisen.

4) Was die Bildung der Facultäten angeht, so möchten wir eine Abweichung von dem bestehenden Rechte der preußischen Universitäten empfehlen. Die Reform, die wir wünschen, ist auch oft schon besprochen und discutirt, in Preußen aber noch nicht in's Leben getreten. Ueber die theologische (oder die theologischen — denn wir vertrauen, daß Straßburg mit zwei theologischen Facultäten sofort ausgestattet werden soll), die juristische, die medicinische Facultät ist nichts zu sagen: die philosophische ist der Gegenstand des Streites — seit langer Zeit. Ja, darauf verzichten wir hier, mit Argumenten diejenigen zu überzeugen, die schon in anderer Ansicht sich festgesetzt haben; wir sehen von den theoretischen Fragen ab; und da wir selbst einer philosophischen Facultät anzugehören die Ehre haben, wollen wir uns lieber auf die praktischen Folgen der heutigen Zusammensetzung dieser Facultäten berufen. „Weg mit diesem Zopf!" — das ist unsere Losung. Eine Facultät soll in sich zusammenhängende Wissenschaften darstellen. Wir wissen sehr wohl, wie es gekommen ist, daß die heutigen philosophischen Facultäten gerade in dieser Gestaltung fertig geworden sind. Nach der Regel, „was man nicht decliniren kann, das sieht man für ein neutrum an", wird eine Wissenschaft, die sonst nicht untergebracht werden kann, in die philosophische Facultät gesteckt oder doch darin gehalten. Die Praxis des Lebens in den philosophischen Facultäten schwebt zwischen Scylla und Charybdis: entweder machen die Vertreter der verschiedenartigsten Wissenschaften in jeder Einzelfrage den Anspruch, ein eigenes Urtheil zu haben, gleichviel wie weit von

ihrem Fache die Frage abliegt, und dann wird das Resultat meistens aus persönlichen Rücksichten gebildet, oder aber der vielleicht einzige Vertreter einer Wissenschaft herrscht in seinem Gebiete souverän und die Facultät ist nur das Sprachrohr dieses Einzelnen. Gerade dies letztere pflegt bei Facultäten, die wenig Veränderungen in ihrem Bestande erleiden, allmälig usus zu werden. Uns ergibt sich, daß rationell und empfehlenswerth nur diejenige Verbindung von Wissenschaften ist, bei welcher alle einzelnen Disciplinen in einem solchen Ganzen irgend welche Verwandtschaft oder Beziehung zu einander haben. Die einzelnen Glieder einer Facultät müssen für die Fragen, in denen sie oft wichtige Entscheidungen zu treffen haben, irgend ein Verständniß besitzen und dürfen nicht täglich in die Lage gebracht werden, in Dingen zu urtheilen, von denen sie nichts oder so gut wie nichts verstehen. Gegen diese an dem wissenschaftlichen Gewissen einzelner Universitätslehrer fortwährend ausgeübte Nothzucht kann die Tradition der Universitäten kaum ein Gewicht ausüben. Tief würden wir beklagen, wenn eine philosophische Facultät in der Zusammensetzung der preußischen Universitäten in Straßburg neu geschaffen werden sollte. Was wir positiv empfehlen würden, ist dies: die sogenannten cameralistischen Fächer reihe man in die juristische Facultät ein. Die cameralistischen Studenten sind doch größtentheils, fast ausschließlich Juristen: den Lehrern der Staatswissenschaften wird es nichts schaden, wenn sie genöthigt sind, die Beziehungen zur Jurisprudenz zu pflegen und ebenso wenig den Juristen das Einströmen staatswissenschaftlicher Dinge in ihre mit besonderem Behagen festgehaltene civilrechtliche Anschauungsweise Schaden bringen. Man bilde sodann eine naturwissenschaftliche und eine philosophische Facultät im engeren Sinne, in welcher die verschiedenen Zweige der Sprachwissenschaften und der Philologie, Geschichte und Philosophie zu verbleiben haben. Erfahrungen liegen für eine solche Scheidung heute schon vor von Tübingen, Dorpat und in eingeschränkterem Sinne auch von Zürich. Die Bildung besonderer staatswissenschaftlicher Facultäten erscheint uns überflüssig. Wir hoffen, daß es nicht allzu lange dauern wird, bis auf sämmtlichen deutschen Hochschulen nach der angedeuteten Richtung die philosophische Facultät aus einander gesprengt ist. Wir reden nicht einer gewaltsamen Maßregel das Wort, wir wünschen auch diese Gestaltung unseren Universitäten selbst zu überlassen, — nur das möchten wir erbitten, daß offenbar unzweckmäßige Einrichtungen in Straßburg nicht erst neu eingeführt werden.

5) Auf ihrem Lehrerkörper beruht die ganze Universität. Gedeihen oder Stillstand oder Verfall hängt davon ab, daß fortwährend und ohne Unterbrechung ungeschwächt die Tüchtigkeit des Lehrerpersonales aufrecht erhalten werde. Die Persönlichkeiten der Professoren entscheiden über die Universität. Und gerade die Frage, auf welchem Wege verschafft man einer Universität

die tüchtigſten Lehrer, durch welche Mittel kann eine Garantie für gute Berufungen gegeben werden, dieſe Frage iſt Mittelpunkt aller Erwägungen, die über die Zukunft unſerer Hochſchulen angeſtellt werden können. Schon darüber hat man recht oft und recht theoretiſch geſtritten, welche denn eigentlich die beſten Univerſitätslehrer ſeien. Unſere Meinung iſt die: der größere Gelehrte, wenn nicht eben Abweſenheit jeglichen Lehrtalentes conſtatirt iſt, wird auch der geeignetere Lehrer für eine Univerſität ſein: ein völliger Mangel an der Qualification zum Lehrer iſt bei ſelbſtſtändigen Forſchern äußerſt ſelten; man müßte denn das Lehren, das Einführen in die Arbeit des Forſchens gleich ſetzen wollen mit hervorragender Redebegabung. Das iſt aber durchaus nicht daſſelbe. Und die letztere ſehr ſchätzbare Eigenſchaft, die in jedem Fache den Profeſſor ziert und ihm beſondere Vorzüge verleiht, wird abſolut *gefordert* werden müſſen doch bei verhältnißmäßig wenigen Profeſſuren. Die üblichen Vorgänge bei Berufungen werden der Mehrzahl unſerer Lehrer im Allgemeinen, ſoweit nöthig, bekannt ſein. Die Facultäten pflegen dem Miniſter eine oder mehrere Perſönlichkeiten für eine vacante Stelle mit mehr oder weniger ausführlicher Motivirung vorzuſchlagen. Dieſe Vorſchläge haben nur die Bedeutung eines Gutachtens. Der Miniſter ernennt, wen er will; er kann, wenn es ihm gutdünkt, ohne Angabe der Motive irgend wen ernennen. Wir ſetzen aber dieſer Schilderung hinzu, daß *in der Regel* die Vorſchläge der Facultäten beachtet oder daß doch die Motive der Ablehnung eines Vorſchlages angedeutet werden: oft auch fragt der Miniſter an, ob eine beſtimmte Perſönlichkeit der Facultät paſſe. Fälle anderer Art kommen allerdings heute noch vor: meiſtens aber liegt dann in dem Falle ſelbſt irgend ein Moment, das dieſe ſcheinbare Nichtachtung der Facultät rechtfertigen könnte. Wir wollen freilich nicht verſchweigen, daß bei theologiſchen Vacanzen unter dem Miniſterium Mühler die Praxis bisweilen auch noch einen ganz anders gearteten Charakter gezeigt hat: nicht leicht wird irgend Jemand dieſe tendenziöſen Berufungen billigen wollen. So iſt, im Ganzen angeſehen, heute der Stand der Berufungsfrage. Bietet er die wünſchenswerthen Garantien? Wir ſagen unumwunden: Nein. Oft hört man von Profeſſoren ſelbſt das Verlangen ausſprechen, daß das miniſterielle Ernennungsrecht in weſentlichen Punkten beſchränkt werden möge; den Facultäten mit Zuſtimmung des Senates (oder des Generalconcils) denkt man die Neuberufungen ganz aufzutragen. Wir würden ein ſolches Cooptationsrecht für den allerſchlechteſten Weg halten, gegen deſſen Wiedereinführung wir mit äußerſten Anſtrengungen uns ſchützen würden. Die Erfahrung, die man auf der einzigen Univerſität, die dies Privileg heute noch hat und heute noch ausübt, alljährlich machen kann, muß jeden Schwärmer für volle Selbſtſtändigkeit der Univerſitäten gründlichſt curiren. Nein, wir halten nicht

für zweckmäßig und auch nicht für heilsam, die Berechtigung des Ministers in diesen Dingen zu beschränken, ganz abgesehen davon, daß jede Aenderung in diesem Punkte auf praktische Schwierigkeiten stoßen würde. Wir vindiciren den Facultäten das Recht des Vorschlages, des Gutachtens — eine Mitwirkung des Generalconciles oder Senates, an die vielfach gedacht wird, bietet nach unserer Anschauung nicht die geringsten Vortheile, befördert dagegen Intriguen und Coterienwesen — die endgiltige Entscheidung kann nur die Staatsregierung, d. h. der Unterrichtsminister haben.

Man gefällt sich oft in der Schilderung und Ausmalung aller der „Menschlichkeiten" die bei einer solchen Machtfülle des Ministers passiren können und oft passiren. Wir stellen sie nicht in Abrede. Jeder Professor wird im Stande sein, mehr oder weniger drastische Anekdoten darüber zu erzählen: auch wir könnten damit aufwarten. Und dennoch befürchten wir nicht, bei einigermaßen unbefangenen Beobachtern der preußischen Praxis ernstlichen Widerspruch zu erfahren, wenn wir sagen: in der Regel, im Großen und Ganzen hat auch das so angefeindete Ministerium Mühler bei akademischen Anstellungen sachlich und gut gewählt, immer die theologischen Facultäten ausgenommen. Und wenn nicht alle Wünsche der Facultäten erfüllt werden, kommt nicht vor, daß auch die Facultäten „Menschlichkeiten" walten lassen? Nun, wie unlieb es manchem unserer Collegen klingen mag, auch die Facultäten erscheinen uns nicht unfehlbar, und manche Angelegenheit sieht von dem Mittelpunkte des Unterrichtswesens anders aus, als in der Localbeleuchtung einer Universitätsstadt. Persönliche Rücksichten entscheiden mehr wie einmal auch bei Facultätsvorschlägen: bisweilen werden Localgrößen dem Minister genannt, deren Namen die speciellsten Fachgenossen außerhalb des Dunstkreises der vorschlagenden Facultät niemals gehört haben. Wir schließen: an dem heute in Preußen bestehenden Rechte wird nichts zu ändern sein; ein neues Verfahren ist nicht zu finden. Aber allerdings einen Zusatz möchten wir empfehlen, und wir glauben, daß grade er die möglichen Uebelstände der heutigen Praxis mildert oder ganz beseitigt. Man gestatte den zum Urtheile competenten Gelehrtenkreisen die Möglichkeit einer Kritik jeder akademischen Anstellung, freilich einer Kritik nach beiden Seiten hin, sowohl gegenüber der Facultätsmeinung als der ministeriellen Entscheidung. Der Reichsanzeiger oder das Centralblatt der Unterrichtsverwaltung bringe nach abgeschlossener Thatsache einen amtlichen Bericht über jede akademische Berufung, d. h. man veröffentliche zunächst die Facultätsvorschläge mit kurz excerpirter Motivirung derselben, sodann ganz kurz die Zustimmung oder Ablehnung des Ministers und im letzteren Falle einer selbständigen Ernennung des Ministers ebenfalls in Kürze die Motive zu derselben, resp. die Namen desjenigen oder derjenigen, welche zu dieser Ernennung ihren Rath ertheilt ha-

ben. Hierdurch wird vor allem erreicht, daß vor dem ſämmtlichen Gelehrtenpublicum Deutſchlands jeder Theil die moraliſche Verantwortlichkeit für ſeine Thaten auf ſich zu nehmen gezwungen iſt. Jede Facultät und jeder Miniſter und jeder Rathgeber, deſſen Wort den Miniſter leitet, alle Betheiligten werden behutſamer ſein, wenn ſie wiſſen, die ganze wiſſenſchaftliche Welt wird über ihre Thaten zu Gericht ſitzen. Der gefährlichſte Feind unſerer Univerſitäten, der Perſonalismus, pflegt das Licht öffentlicher Kritik zu ſcheuen. Laſſen wir in unſer akademiſches Leben dies Licht voll hineinſtrömen, und wir haben ihn gebannt, oder doch in die engſten Schranken zurückgewieſen! Und wie in unſerem Staatsleben nicht ſowohl formelle Schranken und Geſetze über juriſtiſche Verantwortlichkeit die Garantie einer guten Verwaltung bilden, ſondern vielmehr die öffentliche Meinung, die parlamentariſche Kritik, ſo auch hoffen wir von der ſtetig geübten Controle der wiſſenſchaftlichen, ja der gebildeten Kreiſe überhaupt, einen wohlthätigen und wirkſamen Einfluß auf die Zukunft unſerer Hochſchulen. Möchte man etwaige bureaukratiſche Bedenken an entſcheidender Stelle ſchnell und kräftig überwinden und ſofort mit dieſen Mittheilungen den Anfang machen. Das ſind die beiden Reformwünſche, die wir heute hier ausſprechen wollten, — die rationellere Vertheilung der Wiſſenszweige unter die Facultäten, die öffentliche Controle über die akademiſchen Ernennungen. Was zunächſt in dieſem Augenblicke Straßburg angeht, ſo liegt es auf der Hand, daß hier Facultäten gar nicht zu fragen ſind, — hier kann alſo nur von Ernennungen die Rede ſein. Wir ſind von den beſten Abſichten des Reichskanzleramtes und des intendirten Curatoriums vollſtändig überzeugt. Hoffen wir, daß nachdrücklicher und durchſchlagender Erfolg dieſe erſten Ernennungen kröne. Für die Hauptfächer erſte Größen, Namen erprobter Tüchtigkeit und anerkannten Ranges, und wo es nicht möglich iſt, dieſe zur Ueberſiedelung nach Straßburg zu bewegen, wenigſtens ſolche akademiſchen Lehrer, bei denen Grund zur Vermuthung gegeben iſt, daß ſie dereinſt erſte Größen ihres Faches werden könnten! Die Zeitungen berichteten kürzlich, viele Bewerbungen ſeien ſchon erfolgt von namhaften Gelehrten. Wir wiſſen nicht ob dem ſo iſt. Das aber glauben wir erwarten zu dürfen, daß der weſtliche Vorpoſten unſerer deutſchen Wiſſenſchaft nur den allertüchtigſten Streitern anvertraut werden ſoll! —

Ende September. Ein preußiſcher Profeſſor.

Herder's Einwirkung auf die deutsche Lyrik von 1770—1775.

Von E. Laas.

(Fortsetzung.)

Die Naturfrische war zunächst das Haupterforderniß; und wie war sie ungetrübt und unermattet in diesem Menschen.*) Wie besaß er mitten in einem gelehrten und ceremoniellen Jahrhundert jene ganz einzige Gabe, sich harmlos und naiv, unmittelbar und rein zu geben, wie es der Moment gerade brachte. Frei und ohne alles Bedenken spricht und singt er das Empfundene und Angeschaute so hin, ohne daß es etwas Besonderes sein und vorstellen soll; es löst sich gleichsam mit Naturnothwendigkeit von dem bewegten Innern los. Die deutsche Quisquiliengelehrtheit belastet diesen naiven Geist nicht; fröhlich und heiter ist er, ein Kind des Glückes, mehr als unter seinen Büchern in Natur und Leben, in harmlosem, freiem Verkehr mit Welt und Menschen herangewachsen. Und die großen Augen haben die Dinge da draußen mit reinem Blick betrachtet, fest und sicher gefaßt und der Seele zu treuem Besitz eingesogen. Fast nirgends hat sich der Dichter bei bloßem Wortkram zu begnügen gebraucht, womit man uns Alle oft genug in der Jugend abspeist; fast überall ward ihm zu Theil, sofort der Sache, der sinnlichen Anschauung sich zu bemächtigen.

Und nun dazu dieses Göttergeschenk, allem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Fähigkeit, über Alles den Duft seines tiefen, herzigen Gemüths zu hauchen, in immer neuen Wendungen und Formen, wie sie sich jedesmal als die einfachsten, sprechendsten und erschöpfendsten aufdrängten, das reiche, innere Vorstellungs-, Gefühls- und Gedankenleben sichtbar, hörbar zu machen, zum Mitgenuß für Andere aus sich heraus zu stellen.

Was konnte Herder diesem höchst begnadigten Naturkinde leisten?

Hier fand er Alles, was sein kritischer Takt ihm als das Einzige, was noth thäte, im Geist gezeigt hatte. Er brauchte nur ganz zu befreien, die letzten Schranken niederzureißen, jede störende Rücksicht, jedes fremdartige Element rein auszuscheiden, die bequemsten Formen der Aeußerung dem treibenden und quellenden Genius zuzuweisen, ihm würdige Anregungen zu geben, so war Deutschlands größter Dichter geboren. — Alles das hat er ihm wirklich geleistet.

In Leipzig ging Goethe noch am Gängelbande der französirenden Alexandrinerpoesie. Auch er spielte mit poetischen Masken, mit Damon, Thyrsis

*) Goethe. D. Red.

und Dorilis. Herder verlangte völlige Wahrheit. Goethe hatte bis jetzt bewußtlos neben einander gedichtet Natürliches und Gemachtes: hier hatte er lebendig Empfundenes hingesungen, daneben vielfach noch prosaische Gedanken in poetisch-rhetorische Formen kunstmäßig eingekleidet. Herder belehrte ihn, daß er in denjenigen Gedichten, bei welchen ihm übrigens selbst auch am wohlsten gewesen, gerade auf der richtigen Fährte gegangen sei: wo er nichts erklügelt und zurecht gemacht habe, sondern wo Alles wie von selbst geworden sei, wo die gehobene Stimmung Form und Ablauf der Rede gleichsam im natürlichen Wachsthum von innen hinaus gestaltet habe.

Und jede metrische und jede grammatische Fessel verschwand. Nicht Meißener Dialekt! Idiotismen! Nicht Alexandriner! nicht die Opitzische Accentregel! sondern die freien Rhythmen der Klopstock'schen Hymnen, oder die einfachen sangesmäßigen Formen des Volksliedes und der Romanzen oder der Hans Sachsischen Knittelverse.

Das kam dem Dichter Alles so wundervoll bequem. Und Bequemlichkeit sagte seiner ruhig gelassenen Natur außerordentlich zu. Zu Göttingen beschäftigten sich die von Herder angeregten Bürger und Miller mit den deutschen Minneliedern; Goethe, dem Straßburger Kreise überhaupt, „lagen sie zu weit ab"; die Sprache hätte man erst studiren müssen, und „das war nicht unsere Sache; wir wollten leben und nicht lernen." „Hans Sachs, der meisterliche Dichter, lag uns am nächsten; wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages und deren bedurften wir jede Stunde."

So hat denn Goethe den alten Meistersänger in seinen eigenen Versen auf's herrlichste besungen: Hans Sachsens poetische Sendung.

Auch dieses Gedicht nämlich fällt der Conception nach in unsern Zeitabschnitt, wenn es auch erst in den ersten Monaten des Weimarer Lebens vollendet ward. Wie stellt der gleichgestimmte Dichter den lange verkannten und mißachteten Meister anschaulich und warm gezeichnet vor uns hin! Wie bringt er seinen treuherzig-einfachen Ton zu Ehren! Ist es nicht, als ob wir den Alten selbst hörten:

Sollst halten über Ehr' und Recht,
In allem Ding seyn schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugendlieder preisen,
Das Böß mit seinem Namen heißen.
Nichts verlindert und nichts verwitzelt;
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt,
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn. —

Wer hatte dem Dichter gelehrt, fremdem Ton zu lauſchen, fremden Ton zu treffen? — Dies dankt der geniale Jüngling ſeinem Freunde Herder. Und doch! ganz der alte Nürnberger Ton des ſechszehnten Jahrhunderts iſt es nicht mehr; hinter den Knittelverſen und alterthümlichen Worten liegt ein Geiſt verborgen, den kein Hans Sachs und kein Herder geben konnte! Der Dichter des 18. Jahrhunderts, mit ſeiner tieferen, reicheren und edler gebildeten Seele hebt, ſobald er dieſe verklungenen Formen wieder zum Leben weckt, ſie weit über ihre urſprüngliche Schlichtheit und Hölzernheit hinaus. Es iſt ähnlich, was wir hier hören, ähnlich naiv, volksthümlich und wahr, und doch geiſtiger, inniger, von höherer Geburt. Könnte man's bei Hans Sachs wohl leſen, was da ſteht von dem holden Mägdlein am Bach, wie ſie ſitzt

Mit abgeſenktem Haupt und Aug' —
Hat Roſen in ihren Schooß gepflückt —
Und bindet ein Kränzlein ſehr geſchickt
Mit hellen Knospen und Blättern drein —
Für wen mag wohl das Kränzlein ſein?
So ſitzt ſie auf ſich ſelbſt geneigt
In Hoffnungsfülle ihr Buſen ſteigt,
Ihr Weſen iſt ſo ahndevoll,
Weiß nicht, was ſie ſich wünſchen ſoll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Konnte dieſes ſinnige, träumeriſche, liebliche Weſen ein Kind des Hans Sachſiſchen Geiſtes ſein? Iſt's nicht Gretchen? Iſt's nicht Clärchen?

Unter ſolchen Händen durfte auch der von den Kunſtpoeten ſo verachtete Vers mit ſeinen Hebungen der tiefſinnigen Fauſttragödie zum Kleide dienen.

Und ſo ſteht nun der Dichter überall zu den Formen, die er ſich nach Herder'ſcher Unterweiſung aneignet. Bürger zieht das Vorgefundene eher herab als hinauf; bei Goethe kommt das, was der aufgenommenen Form und Weiſe gewiſſermaßen als Idee vorſchwebt, ohne völlig realiſirt zu ſein, zu Abſchluß und Vollendung. Mit leiſer, zarter Aenderung, ſich ſelber unbewußt verklärt und vertieft er das Alte; es ſcheint noch daſſelbe: aber „ausgeſtoßen hat es jeden Zeugen menſchlicher Bedürftigkeit".

Auch die andern Weiſen, die durch Herder bekannt wurden, und die mehr für lyriſche Sachen ſich eigneten, waren dem leichtlebigen, des Genius vollen, jugendlichen Dichter ſo recht „bequem".

Bequem aber mußte allerdings die Form durchaus ſein; denn das dichteriſche Leben quoll in dieſer reichen Seele ſo mächtig, daß es vielfach vom Singen gar nicht bis zum Aufſchreiben kam — der Dichter ſang und ſummte eine Weiſe vor ſich hin; er ſtaunte, wenn's zu Ende war, und konnte nun

das Verklungene nicht wieder zusammenfinden, — oder daß, wenn geschrieben wurde, das Papier vor der fluthenden Macht des dichterischen Stromes nicht erst zurecht gerückt werden konnte, daß man die Verse in der Diagonale quer herunterschrieb, daß man die kritzelnde und schnarrende Feder wegwarf, die hie und da den Dichter in seinem nachtwandlerischen Thun störte, sondern nur den Bleistift brauchen konnte, der die Züge so willig hergab wie das Gemüth die Verse.

Durch Feld und Wald zu streifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So ging's von Ort zu Ort.

Konnte für diesen jugendlich trunkenen Schöpfungsdrang ein angenehmerer, förderderer Lehrer gedacht werden als der radical emancipirende Herder, der nichts weiter forderte als empfindungsvolle Improvisationen und für deren ungehindertste Entfaltung die allerbequemsten Weisen bot. Würde Goethe aus sich selbst den Muth gehabt haben, so keck Bücher und Regeln zu verachten und nur den Genius walten zu lassen, würde er selbst die Formen so sicher gefunden haben, in die er nun seine Gedanken so frei und leicht einströmen ließ?

Klopstocks Hymnen nahmen nun freilich vielfach ein wildes, heidnisches Feuer an. Man fühlte sich keiner irdischen Kraft und Hülfe benöthigt, etwa dem Sophokleischen Ajas gleich:

Mit Götterhülfe mag der Richtige
Sich Sieg erringen; ich vertraue fest:
Erstreiten werd' ich Ruhm auch ohne sie!

Mehr! wie der Prometheus der griechischen Sage.

„Das productive Talent verließ mich keinen Augenblick. — Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehörte und durch nichts Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Dasein gründen." Und dann ertönte in den heiligen Rhythmen Klopstock's von den stolzen und trotzigen Lippen des „Prometheus" ein wildes Lied:

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und Diener?

Wie hatte ſich der Ton Klopſtock'ſcher Demuth und anbetender Verzückung geändert!

Shakeſpeares Dichterkraft hatte Goethe ſchon in Straßburg in einer ſprudelnden Rede mit Prometheus „Menſchenſchöpfung" verglichen: „er bildete ihm Zug für Zug ſeine Menſchen nach, nur in koloſſaler Größe; er belebte ſie mit dem Hauche ſeines Geiſtes; er redet aus allen und man erkennt ihre Verwandtſchaft." Jetzt hatte der Redner ſelbſt ſchon eine ganze Welt von Rieſen ſeiner Art und ſeines Gepräges aus ſich geboren, Andere beſchloß die Seele ſchon; ſie harrten des Lichtes: Goetz und Weislingen, Marie und Adelheid, Georg und Franz, Clavigo und Carlos, Fauſt und Gretchen, Egmont und Klärchen. Er war ſelbſt der Menſchenbildner Prometheus:

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich! —

Und auch andere Wellen der aufgeregten Jünglingsſeele ergoſſen ſich in dieſes dithyrambiſche Bett.

In der erſten Zeit nach dem Weggang von Straßburg quälte die Erinnerung an die verlaſſene Friederike. Da irrte er wirr und wüſt, ein unſtäter „Wanderer", durch Wald und Flur. Selbſt Wind und Wetter, Hagel und Regenſchauer hielten ihn nicht daheim. Aber auch hier hebt ihn das ſtolze Vertrauen auf ſeinen Genius „über'n Schlammpfad mit den Feuerflügeln", da hallen wilde Klänge hinaus in die ſturmdurchſauſte Luft; im wirbelnden „Halbunſinn" bacchantiſcher Rede hält er unheimliche Zwieſprache mit ſich und den Göttern, die er kaum über ſich fühlt:

Wen Du nicht verläſſeſt, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßenſturm
Entgegenſingen
Wie die Lerche,
Du da droben!
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalions Fluthſchlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo. —

Anakreon, Theokrit, Pindar sind es jetzt, an denen Gluth und Muth seines stolzen Genius sich entzündet. Aber er feiert sie nicht in griechischen Versen, sondern in den freien Silbenmaßen des Klopstock'schen Hymnus, in der musikalischen, idiotischen, kecke Inversionen nicht scheuenden Sprache, die Herder verlangt und geübt hatte.

Sein „Feierkleid" ist aus dem Zeuge geschnitten, welches den andächtigen Gefühlen der „Frühlingsfeier" das Gewand gab. Er kennt dieses Gedicht genau; es summt ihm in jeder ähnlich gestimmten Stunde in den Ohren. Wer gedenkt nicht der schönen Stelle in Werther's Leiden. Werther berichtet unterm 16. Juni: — „Das Gewitter war vorüber und ich folgte Lotten in den Saal. Wir traten an's Fenster; es donnerte abseitwärts und der herrlichste Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand, auf ihren Ellnbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich; ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige, und sagte: Klopstock! Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß."

War's auf unmittelbare Anregung dieser Ode, daß der sprühende Genius, den nun jede Gelegenheit „bereit" fand, sofort die ähnlichen Klänge ertönen ließ in dem Gedichte „Ganymed?" Auch hier bei aller Aehnlichkeit des Rhythmus, der Laute und Vorstellungen, wie anders Goethe als Klopstock! Dort David, hier Faust am Ostertage; dort alttestamentliche Unterwerfung unter den Ewigen, hier pantheistische Versenkung in das Alleben der unendlichen Natur.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Und noch Eins ist zu bemerken, ähnlich wie vorhin bei den Studien nach Hans Sachs. Ist es nicht, als hörten wir hier zwar Klopstock: aber von aller ungesunden Affectation und forcirten Erhabenheit erlöst und geheilt, frei von allen Erdenmalen, ganz Gesundheit, Natur und Maß, und doch Hoheit, Gemüthstiefe, und auch hier Religion?

Hinauf! Hinauf strebt's —
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater.

Ist diese Verklärung, Weiterbildung der entlehnten Form auch Herder'sches Verdienst? Der behutsame Analyst wird sie als Ergebniß und Ausfluß der originalen Anlage des Dichters selbst bezeichnen müssen. Aber von dem Inhalt kommt Einiges wohl wieder auf Rechnung Herder'scher Anregungen; zunächst was verwandt ist mit dem, was Klopstock in der Frühlingsfeier äußert, und dann auch wohl die eigenthümliche spinozistische Modification der Klopstock'schen Religiosität.

Zunächst muß man sich gegenwärtig halten, daß man es mit Gefühlen zu thun hat, die in dieser Zeit Grundstimmung der Dichterseele zu sein scheinen; Werther und Faust sehnen sich ähnlich wie der Dithyrambiker, auf Flügeln des Adlers oder Kranichs den Schranken des Irdischen entrückt zu werden.

Wenn Werther in dem Wimmeln der Frühlingswürmchen die Gegenwart des Allmächtigen fühlt, fühlt das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält, so drängt er sich wie vergöttert heran an das innere, glühende, heilige Leben der Natur und sehnt sich mit den Fittigen des Kranichs zu dem Ufer des ungemessenen Meeres, um aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der uneingeschränkten Kraft seines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt.

Und nach Faust's Meinung ist jedem eingeboren,

Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhn
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt.

Also dreimal derselbe eigenthümliche Drang, sich in's All zu versenken; ist es eine originale Regung der Seele? Liest man die Frühlingsfeier vorher, so spürt man im Ganymed und in der Wertherstelle schon an der Wahl der Worte deutlichste Nachwirkung; und kennt man Giordano Bruno und Spinoza, so findet man kaum noch etwas, was der Dichter sich selbst verdankt, als jene schöne Vermischung pantheistischer und christlicher Andacht zu so herzig dichterischen einschmeichelnden Sehnsuchtslauten.

Wer führte aber Goethe zu jenem Gedichte Klopstock's, wer zu Spinoza, als Herder? In Beziehung auf Spinoza setzen Manche umgekehrt eine Einwirkung Goethe's auf Herder voraus, und nehmen dieselbe erst in den 80er Jahren an, z. B. Hettner in der Geschichte der deutschen Literatur im 18ten Jahrhundert (III, 2. S. 73) und Twesten in seinem Buche über Schiller's Verhältniß zur Wissenschaft (S. 92). Daß Goethe und Herder zur Zeit der

Italieniſchen Reiſe in den Hauptpunkten völlig Eins ſind, ſagt Goethe ſelbſt, ſo daß er dem Herder'ſchen Geſpräche über Gott völlig beiſtimmen kann; daß beide vorher, im Jahre 1784, auf Veranlaſſung des Jacobi-Mendelſohnſchen Streits über Leſſing's Spinozismus, den Spinoza noch einmal durchſtudirt haben, iſt auch zweifellos.

Aber Goethe ſtudirt auch da den Spinoza erſt auf Herder's Anregung, wie aus einem Briefe an Fr. H. Jacobi hervorgeht; ja es ſcheint, als ob er ihn damals überhaupt zum erſten Mal wirklich läſe. Herder hatte ſich aber ſchon zu Ende des Rigaer Aufenthalts Auszüge aus Spinoza gemacht, die daſſelbe Verſtändniß für den Philoſophen zeigen, wie 18 Jahre ſpäter. Wenn alſo von beiden zu Straßburg in dem inhaltreichen Winter von 1770—71 auch über Spinoza gegrübelt ward, wie es ſowohl nach Goethe'ſchem wie Herder'ſchem Bericht feſtſteht, ſo kann kaum ein Zweifel ſein, von wem der Impuls ausging.

Was Goethe von Klopſtock unterſchied, war vorzüglich die Freiheit von allem ungeſunden Ueberſchwang, von convulſiviſcher Exaltation; er hatte ſchon in ſeinen Jugendjahren einen reinen, natürlichen Zug zu edlem Maß und ruhiger Einfalt. Dieſe eigenthümliche Anlage ſeines Weſens ward weiter ausgebildet in dem Studium der Griechen; auch zu den Griechen ward er durch Herder geleitet. Was er an ihnen hatte, fühlte Goethe ſchon in Straßburg; um den Freunden, welchen er die (auch von Herder inſpirirte) Shakeſpeare-Rede hielt, die Eigenthümlichkeit dieſes griechiſchen Weſens, das er fühlte, aber noch nicht erklären konnte, wenigſtens anzudeuten, berief er ſich „der Kürze halber" auf Homer, Sophokles und Theokrit, „die haben's ihn fühlen gelehrt". Und die Griechen ließen ihn nun nicht los; in Wanderers Sturmlied treten ſie uns wieder entgegen: Anakreon, Theokrit, Pindar. Werther ſtudirt die Griechen, wie ſein reales Gegenbild: man weiß es aus Keſtner's Bericht. Merkte er bald, worin ſich griechiſche Auffaſſungsweiſe von dem prometheiſch-fauſtiſchen Drang ſeiner Seele unterſchied? Die Griechen begleiten ihn nach Weimar, immer tiefer fühlte er ihres Geiſtes Hauch; bald ſtand Herder wieder an ſeiner Seite; er konnte ihn begriffsmäßig lehren, was griechiſche Art ſei.

Er hat es in der ſchönen Abhandlung „Nemeſis" (Zerſtreute Blätter 1786) ſo entwickelt: „Den Griechen hat die Muſe jenen reinen Anblick aller Geſtalten in Kunſt und Dichtkunſt, jenes unübertriebene und nichts übertreibende Gefühl für das Wahre und Schöne aller Art gegeben, das Allen einen ſo klaren Umriß, eine ſo bedeutungsvolle Grazie anſchuf, als wir bei andern Völkern vergebens ſuchen dürften." Und ſpäter heißt's: „Es ſcheint, daß wir dieſen ſanften Umriß des menſchlichen Daſeins ziemlich aus den Augen verloren haben, indem wir glauben, daß die Vorſehung immer nur dazu mit

uns beschäftigt sein müsse, um uns aus unsern Grenzen zu rücken, unsere Schranken unendlich zu erweitern und uns die Ewigkeit in der Zeit, d. i. den Ocean in der Nußschale zu genießen zu geben."

Goethe nahm diesen Geist des Maßes griechischer Sophrosyne immer mehr in sich auf; er stärkte in seiner Seele die von der Natur eingeborene verwandte Kraft, bis endlich alle Wüstheit früherer Jahre abgethan war und sicher und fest dem Gemüth als unverbrüchliche Lebensmaxime sich eingeprägt hatte, was er selbst in den Versen ausspricht:

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung!
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler, der Herrscher.

Wenn er nun der alten Klopstock'schen Hymnenform sich noch bediente, wie mußte Ton und Form sich von Klopstock'schem Schwulst, wie aber der Inhalt und Grundcharakter der Gedanken von dem überwallenden Promotheusstolz seiner eigenen Jugend entfernt haben! Wenn jetzt ein Gewitter ihn zur Andacht ladet, wie einst Klopstock, wenn er jetzt in Klopstock'schen Rhythmen seinem Gefühl Ausdruck gibt, wie wird es aussehen?

Grenzen der Menschheit (Tiefurter Journal 1782).

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Wie einfach und doch wie majestätisch! Der von Herder empfohlene Klopstock'sche Ton ist noch beibehalten, aber zu reiner Idealität verklärt. Was in ihm lag von Schönheit und Erhabenheit der Potenz nach, ist Wirklichkeit, Energie, Vollendung geworden. Alles so hingegossen, so ohne Zwang, Riß und Sprung, so ohne forcirtes und aufgeblasenes Echauffement; rein, edel und groß, und darum schließlich doch wirkungsvoller als bei Klopstock.

Klopstock stürzte sich auch wohl in den Ocean der Weltenalle, schwebte unter ewigen Geistern und Engeln; auch Goethe sehnte sich einst, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen zu trinken, in prometheischem Stolze fühlte er sich den Göttern gleich; jetzt haben die Griechen ihn gelehrt zu respectiren „jene strahlenfeine Linie, über welche Nemesis nicht hinausläßt":

Was unterſcheidet Götter von Menſchen?
Ein kleiner Ring
Bekränzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter
Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeins
Unendliche Kette.

Aehnliche Klopſtock'ſcher Hymnenpoeſie verwandte Gedichte aus der Zeit vor Goethe's Ueberſiedelung nach Weimar ſind: Der Wanderer, An Schwager Kronos, Adler und Taube, Herbſtgefühl, Geſang der Geiſter über den Waſſern. In dem letzten iſt der eigenthümliche Glieder-Parallelismus der Pſalmenpoeſie bemerkbar, wie ihn Klopſtock nachgeahmt und Herder oft charakteriſirt hat:

Seele des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind!

Und eingedenk der Herder'ſchen Andeutung, daß dieſer Ton auch wohl für einen deutſchen Shakeſpeare ſich eigne, verwerthete ihn Goethe auch für das dramatiſche Fragment Prometheus; auch der erſte Entwurf der Iphigenia iſt dieſer Art, der Dichtung von dem Tantalidengeſchlecht, das darum ein ſo furchtbares Schickſal hatte, weil ihnen um die Stirne geſchmiedet war ein ehernes Band: „Mäßigung, Rath und Weisheit war ihnen verborgen. Zur Wuth ward jede Begier und ihre Wuth war unendlich."

Alle dieſe Gedichte ſind der beſte Beweis dafür, daß Herder ein Recht hatte, dieſe Seite der Klopſtock'ſchen Poeſie nicht anzutaſten, ſondern auch der neuen Zeit, die ſonſt mit der Vergangenheit ſchroff abbrechen ſollte, zu weiterer Pflege und Ausbildung zu empfehlen. (Schluß folgt.)

Ihre Fürſtliche Gnaden auf Univerſitäten.

Von Arnold Wellmer.

(Schluß.)

Schon im Jahre 1557, als Melanchthon zur Reorganiſation der Univerſität Heidelberg gegangen war, verließ der dritte Theil der Studenten

Wittenberg — und jetzt ruhte der Lehrer Deutschlands schon seit drei Jahren neben Doctor Martino in der Schloßkirche zu Wittenberg. Die Blüte Wittenbergs ist dahin — für immer. Das Heil der Wissenschaft wird nur noch in den weitschweifigsten Disputationen erblickt. Davon berichtet ein Zeitgenosse: „Man disputirt vor Tische, während des Tisches, nach Tische — man disputirt öffentlich und privatim — überall und zu jeder Stunde. Es ist die Ansicht der Zeit: Die Disputationen können nicht allein frisch und frech zu reden machen und die Zunge — sondern auch der Jugend Verstand in guten Künsten schärfen — eine Disputation bringt mehr Nutzen, denn 20 lectiones!" — Nach jeder Disputation wird dann weidlich gezecht und — mit Ohrfeigen und allerlei anderen wenig feinen Handgreiflichkeiten weiter disputirt: „Hör' Du Sau, Du Hund, Du Narr, oder wer Du bist, Du grober Esel... hast Du etwas gegen meine Thesis einzuwenden?" — Natürlich hat der Gegner in ebenso feiner Weise sehr viel einzuwenden — und schließlich schleudern sich beide Disputanten zur größeren Bekräftigung ihrer Einwendungen die dicksten Bücher an den Kopf — zur großen Erbauung ihrer Zuhörer. — Die Professoren halten sich oft viele Monate fern von der Universität bei irgend einem Hofe auf, für den sie allerlei Geschäfte besorgen und Gesandschaften an andere Höfe ausrichten. Natürlich fallen inzwischen ihre Lectionen aus. Auch die Magister müssen vielfach zum Fleiß in den Vorlesungen ermahnt werden — selbst bei Androhung von Körper- und Geldstrafe. Auch die Streitsucht unter den Universitätslehrern dieser Zeit ist so groß, daß der Rector Sabinus an der Albertina zu Königsberg selbst Professoren und Doctoren mit Carcer- und körperlicher Strafe bedroht, wenn sie nicht einträchtiger mit einander leben.

So macht sich Ueppigkeit und Prunksucht neben der größten Bettelhaftigkeit — pedantische Trägheit und Aufgeblasenheit neben der lächerlichsten Unwissenheit breit.

Natürlich gibt es auch unter diesen Lehrern und diesen Studenten in Wittenberg freundliche, leuchtende Ausnahmen. Solch' ein wohlthuendes Lichtbild aus dem Wittenberger Studentenleben jener Tage bieten die jungen pommerschen Fürstensöhne. Fromm und sittlich rein, fleißig und fröhlich leben sie unter dem wüsten Treiben dahin — sie haben sich ihre glückliche Unbefangenheit noch ganz bewahrt. Die fast klösterlich strenge Erziehung ihrer Kindheit hält trefflich vor.

Doch sorgenvoll schaut Hofmeister Christian Küssow darein. Von Tag zu Tage fühlt er sich unbehaglicher in dem Wittenberger Leben. Besonders beunruhigt unaufhörlich seine treue Hofmeisterseele, daß in der Wirthschaft „so viel drauf geht!" Schon um Pfingsten, wenige Tage nach Ankunft der jungen Fürsten in Wittenberg, schreibt er an den regierenden Herzog Johann

Friedrich nach Wolgast einen viele Seiten langen wirthschaftlichen Klagebrief: „Für die Edelleute und Knaben haben Betten gemangelt, daß ich drei Stand Betten habe miethen müssen; muß auf ein halb Jahr 7 Thaler geben, würde auf ein Jahr 14 Thaler laufen. Wenn nun Euer Fürstliche Gnaden drei Stand Betten mit allem Zubehör von den Aemtern gegen Michaelis könnten schicken lassen, so wären E. F. G. der Unkosten enthoben. Sonst wird so viel drauf gehn, wie vermeldet. Lichte sind hier sehr theuer, und würde den Winter über ein Großes aufgehn, wenn sie alle sollten hier erkauft werden; möchte nicht unrathsam sein, E. F. G. ließen so viel Lichte herschicken, daß meine gnädigen Herrn und Diener den Winter könnten auskommen. Alles ist sehr theuer hier. Hielte dafür, wenn E. F. G. nach vollzogener Ernte etliche Ochsen und Schafe anherschickten, würden meine gnädigen Herren des Ausgebens etwas verschonet. Der Koch zeigt an, daß nur eine Tonne Butter mit anher geschickt, welche fast auf sein soll. Nun ist die Butter hier außen sehr theuer und nicht wohl zu bekommen; aus der greifswaldischen Rechnung findet sich, daß alle Jahr acht Tonnen Butter drauf gegangen. Darum werden E. F. G. gnädige Vorsehung thun lassen, daß etliche Tonnen Butter förderlich werden anhergeschickt; denn Alles hier zu kaufen läuft sehr in's Geld. Es werden E. F. G. auch gnädige Vorsehung thun lassen, daß gegen Michaelis allerlei trockene Waare möge anher geschickt werden, also: trockne Lachse, Pekel, Störe, Brandt-Wildprett, Polcke, Wildprett, etwa 20 gute Seiten Speck, item Stockfisch, Schollen und Rochen und daß die Butter möge mit dem Ersten heraußer kommen!"

Mit solchen Speisekammer-Nöthen wechseln die Klagen des armen Hofmeisters über beständigen Geldmangel nicht sparsam ab. Bald klagt er in seinen Briefen an den Kanzler von Eickstedt, an den einflußreichen Groß-Hofmeister Ulrich von Schwerin oder an S. F. G. Herzog Johann Friedrich jammervoll über das viele Trinkgeld und sonstige Kosten auf der Herreise, bald, daß viel drauf gehe, „denn J. F. G. von fremden Herrn, Grafen und vom Adel viel Ueberlaufens haben. Nun es aber angefangen und J. F. G. hier sind, muß es ausgeführt werden, sonst würde es J. F. G. und dem ganzen Lande schimpflich sein." Oder: „das Gesinde, Koch und Kellerknechte halten dringend um ihre gewöhnliche Besoldung, Winterkleidung und andere Gebürnisse an!" — und es ist kein Geld in der Kasse J. F. G.

Ueberdies peinigt den armen Küssow fortwährend die Sehnsucht nach Weib und Kind in der Heimat und die Sorge um seine Wirthschaft. Er schreibt keinen Brief an den Herzog Johann Friedrich oder an den Kanzler und Großhofmeister, ohne gar kläglich um Enthebung von seinem Hofmeisterposten zu bitten. Ja, als er hört, daß Herzog Erich von Braunschweig auf seinem abenteuerlichen Kriegszuge schon in Mecklenburg hause und nächstens

wohl in sein liebes Pommern einfallen könne, schreibt er tiefbekümmert — fast in Verzweiflung an den Kanzler von Eickstedt: „Es hat ein gar seltsam Ansehn, als ob man mich armen Teufel verderben wolle und ist Alles so eingerichtet. Kommt Hennig von Welde — (der ihm versprochene Nachfolger als Hofmeister der fürstlichen Studenten) — nicht, werde ich vorrücken und sehn, wie es in diesen gefahrvollen Zeiten den Meinen geht, denn ich gräme mich jetzt, daß mir schier Hörner aus dem Kopfe wachsen."

Erst die wiederholte Drohung Küssow's, daß er auf keinen Fall länger als bis Ende September in Wittenberg bleiben werde, bewirkt, daß Otto von Ramin Anfang October in Wittenberg anlangt, um Küssow abzulösen und den Hofmeisterposten bei J. F. G. zu versehn, bis der schon längst bestimmte Hofmeister Hennig von Welde im December seine Stelle einnimmt. —

Nach der Sitte der Zeit wird unsern Studenten auch noch die Ehre zu Theil: nach einander zu Rectoren der löblichen Universität Wittenberg erwählt zu werden. Natürlich ist dies nur ein Ehrenamt. So lehnt auch der junge Rector Herzog Ernst Ludwig „die Reception und Inscription der Scholaren als ungelegen, gefährlich und bedenklich" von vornherein ab. Dies wird von seinem regierenden Bruder und dessen Räthen höchlich belobt. — Die Professoren erwählen zu diesen Ehrenrectoren gern vornehme und reiche Studenten, die sich stattlich zu präsentiren wissen und etwas drauf gehn lassen können, um ihrer Universität dadurch neuen Glanz zu verleihen — — und sich die schöne Gelegenheit zu einer solennen Rector-Köstung und anderen Gastereien nicht entgehen zu lassen.

Die Wahl Ernst Ludwig's zum Rector berichtet Otto von Ramin am 26. October 1563 an die Herzöge Johann Friedrich und Bogislav nach Wolgast: „Mein gnädiger Fürst und Herr, Herzog Ernst Ludwig wurde am Tage Lucae Evangelistae durch sechs der vornehmsten Professoren, unter welchen Doctor Peucer Orator war, mit vorhergehender Protestation, daß solche Aufforderung ihrem alten wohlhergebrachten Gebrauch gemäß, in die Schloßkirche von der Universität gefordert; darauf sich S. F. G. in zierlicher lateinischer Oration gnädiglich erboten und alsbald mit Herzog Barnim zu Roß nach der Kirche vor obgemeldeten Professoren gezogen. Dabei warteten unter Andern fünf östreichische Freiherrn J. F. G. auf den Dienst. Als man nun zur Kirche kam, führte man S. F. G. in die Sacristei, wo die ganze Universität versammelt war. Daselbst wurde von dem gewesenen Rector Paulo Grellio, Theologiae doctore, nach geschehener unterthäniger Danksagung, daß sich S. F. G. so weit gedemüthigt, mit einer langen lateinischen Rede der Magistratus universitatis oder das Rectorat S. F. G. im Beisein Herzog Barnims und obgenannter Freiherrn mit besonderem Fleiß unterthänigst befohlen, deferirt und aufgetragen. Demselben antwortet S. F. G.

mit Fürſtlicher zierlicher Beſcheidenheit frei heraus lateiniſch — dermaßen, daß ſich die Umſtehenden und männiglich darob verwundern, und gibt nach langer Aufführung der Beſchwerniß dieſes Amts bei dieſer fatalen Zerrüttung aller Zucht, Ehrbarkeit und Disciplin zuletzt ſeine gnädige Zuſtimmung, welches mit höchſter Dankſagung von der Univerſität aufgenommen wird. Alſofort wird S. F. G. wieder in die Kirche geführt und daſelbſt von obgeſagtem geweſenem Rector, nach Verreichung der Insignien universitatis in Gegenwart der ganzen Schule mit großer pompa und langer wohlgefaßter oration Rector scholae publice renuncirt und proclamirt und als ein Spiegel den Studenten, darnach in Zucht und Ehrbarkeit zu richten, vorgeſtellt; wurde auch Sr. F. G. zum Vice-Rector Vitus Ortell, Winſchenius junior, Doctor juris, ſtracks adjungirt ... Es wird wohl mehr darauf gehn, hoffe aber, daſſelbe werde S. F. G. künftig zu vielem Nutzen ſein!" ... Folgt natürlich Bitte um Geld und Küchennothdurft. Fürſt Wulf von Anhalt, der gute Alte, ſchreibt bei dieſer feſtlichen Gelegenheit an ſeinen Mündel: „Wir wünſchen E. Lbdn. zu ſolchem, als einem chriſtlichen löblichen Amt von Gott dem Allmächtigen göttliche Gnad und viel Glück und Heil und verehren E. Lbdn. ein wildes Schwein, freundlicher Wohlmeinung, auch in Erachtung daß E. Lbdn. der Zeit vielleicht etliche Doctores und Herrn von der Univerſität zu ſich laden werden!" — Das Lüſtchen auf ſtattliche Rectoratsſchmäuſe und ſonſtige Feſtlichkeiten des neuen Rectors hätten die Herren Profeſſoren und Studenten ſich jedoch faſt vergehen laſſen müſſen. Rector Ernſt Ludwig hat wohl den redlichſten Willen zu Feſten, aber — kein Geld. Wiederholt erbittet er von Hauſe die nöthige klingende Münze, um den gewünſchten rectorlichen Glanz entfalten zu können, erhält aber nach langem Harren die ziemlich kühle Antwort: es werde von den Fürſtlichen Brüdern und Räthen unnöthig erachtet, derenwegen solemna festa zu machen — im Uebrigen ſei das officium ſchier halb zu Ende gelaufen! — Zum Glück weiß der junge Rector andern Rath: in höchſter Noth borgt er von dem vortrefflichen Hoflieferanten Nickel Kuffner in Leipzig 200 Thaler und endlich wird auch die wiederholte dringende Bitte unſerer jungen Studenten um etwas Privat-Geld von dem regierenden Herrn Bruder erfüllt. Am 13. April 1564 erhält der junge Rector magnificus 60 und Herzog Barnim 30 Thaler — zugleich aber auch ihr Hofmeiſter die eindringliche Weiſung: Acht zu geben, daß dies Geld „nicht unnütz, ſondern wohl angeleget werde, ſonſt würden J. F. G. Mühe haben, ein ander Mal etwas zu erhalten". Es habe ſo ſchon große Mühe gemacht, dies Geld zu erlangen, da — — „die Aepfel, Birnen und Nüſſe noch nicht zeitig!"

Von jetzt an ſollen unſere jungen fürſtlichen Studenten aus der Geldnoth aber gar nicht wieder herauskommen. Jeder ihrer vielen Briefe in die

Heimat ſpricht vom beſten Wohlbefinden und — ſchlechteſten Kaſſenbeſtande. Bald lautet ihr Geldnothſchrei: „Ich bitte Ew. Liebden zum neuen Jahre recht ſehr um 100 Thaler, denn allhier iſt das Geld ſehr lieb, inſonderheit dem, der nit viel hat!“ — oder: „Ich bitte Ew. Liebden um die verſprochenen 40 Thaler, da ich in Wahrheit des Geldes ſehr benöthigt bin!“ Bald klagt der junge Barnim, daß er Bücherſchulden habe, die der Hofmeiſter nicht für ihn bezahlen wolle und bittet um 30 Thaler: „ich bin allhier alſo gar vergeſſen, daß man mich nicht durch einen löchrigen Zaun anſieht“ dann wieder um 50 Thaler, „da ich ſchon 40 Thaler ſchuldig bin.“ „Die vorigen 30 Thaler, die ich bekam, war ich bereits ſchuldig! Das will ich wiederum um E. Lbd. mit Leib, Haut und Haar verdienen!“ Ernſt Ludwig ſchreibt: „Ich kann Ew. Liebden nicht bergen, daß mir Geld von Nöthen iſt, damit ich meine Schulden, ſo ich gemacht, möge ablegen. Bitte, Ew. Liebden wollen mir bei dem Hofmeiſter gewißlich 60 Thaler übermachen!“ Dann bittet Barnim wieder um die Mittel, ein ihm dedicirtes Gedicht würdig belohnen zu können, denn: „dedecus est, semper sumere nihilque dare — es iſt ſchimpflich, immer anzunehmen und nichts geben! Nur ſehr ſelten erhalten die beiden Studenten eine klingende Antwort auf ihre echten — Studenten-Briefe. — Neben der Geldnoth zieht ſich durch faſt alle Briefe die Bitte um ein Paar neue und beſſere „Klöpfer“, denn die beiden kleinen Pferdchen, die ſie von Hauſe erhalten haben, reichen für den großen ſchweren pommerſchen Wagen — die einzige Equipage J. F. G. — auf den entſetzlichen Wittenberger Wegen in keiner Weiſe aus. Da die beſſern Klöpfer immer noch nicht anlangen, bittet Barnim S. Liebden ſchließlich demüthig, ihm wenigſtens für eine Reiſe zu Fürſt Wulf einen guten Klepper mit Zubehör zu leihen — — vielleicht denkt der kecke Student bei ſich: „Ew. Liebden, wenn ich den biedern Klöpfer nur erſt hier habe — mit dem Zurückſchicken ſoll's ſolche große Eile nit haben!“ Zugleich bittet er Bruder Johann Friedrich, ihm einen guten Pferdejungen mitzuſchicken, mit dem er ſich über den Lohn ſchon einigen werde: „denn hier in Wittenberg ſind ſolche Jungen ſchlimme Böſewichter und wollen nichts Gutes thun!“ .... Ich bitte auch ganz freundlich, E. Lbd. wolle mich doch ein Paar guter Büchſen mit der erſten Botſchaft überſchicken. Ich will mich auch das wiederum verpflichten, daß ich, dieweil hier ein Meſſerſchmidt iſt, ſo neulich von Dresden gekommen, der gar gute Dolche macht, und fein reinlich ausarbeitet, wie das Rapier iſt, ſo E. Lbd. mich in meinem Abzuge ſchenkte, E. Lbd. will einen hübſchen Dolch beſtellen, der gar reinlich gemacht iſt, und hiermit Gott dem Allmächtigen in ſeinen reichen Schutz und Schirm befohlen haben; der bewahre E. Lbd. lange geſund! — Im nächſten Briefe bedankt Barnim ſich für die erhaltene — Zuſage des Kleppers und der Büchſen, doch unterläßt er nicht, klüglich hinzuzufügen: „E. Lbd. wollen

an den Versch denken, der so lautet: Bis dat, qui cito dat — und mich mit der Erst damit verehren und nicht lange damit verziehn, denn: vir cunctator semper habet incommodum!" Auch der viel geduldigere, milde Ernst Ludwig kommt aus der Kleppernoth nicht heraus, er bittet S. Lbd. um einen fein gerittenen Braunen und will dann den kleinen Hans zurückschicken, „denn der Klöpfer schon einmal oder zweien mit mir gefallen ist!"

Bei all diesen Bitten um Geld, Klepper, Büchsen, gedörrte Fische oder um „eine gute Strick Winde" — eine gute Koppel Windhunde, die Ernst Ludwig dem kursächsischen Marschall Hans Löser „beim Trunk" versprochen hat, fehlt jedoch selten die brüderliche Zusicherung: „das will ich um E. Lbd. wiederum mit Leib, Haut und Haar freundlich verdienen!" —

Diese ewige Noth um Geld und Klepper verleidet den fürstlichen Studenten den Aufenthalt in Wittenberg gar bald. Der Reiz der Neuheit ist auch vorüber. Sie sehn das Wittenberger Leben nicht mehr mit den Augen der unbefangenen Jugendlust an — — die Schleier sinken: das zügellose Treiben der meisten übrigen Studenten und so vieler Professoren steht plötzlich in seiner ganzen Wüstheit vor den reinen Augen der jungen pommerschen Herzöge. Die Stadt Wittenberg selbst*) vermag ihnen durch Sehenswürdigkeiten wenig Ersatz zu bieten. Nach kaum einem Jahre fühlen sich J. F. G. auf der Universität unbehaglich und immer unbehaglicher — sie wollen um jeden Preis fort von Wittenberg. Dazu kommt die Sehnsucht, sich in der Welt weiter umzusehn. „Was allhier zu sehn ist, das habe ich Alles wohl behalten, wollte gern weiter. Will mich aber noch erboten haben, daß ich bis auf Michaelis will bleiben, aber darnach nicht länger; ist meine Gelegenheit gar nicht, will und kann's nicht thun, aus Ursachen, die ich der Feder nicht will vertrauen!" schreibt Ernst Ludwig am 5 April 1564 an seine Brüder Johann Friedrich und Bogislav nach Wolgast. Seine Feder sträubt sich, eine Schilderung des wüsten zügellosen Studentenlebens in Wittenberg zu entwerfen. Viel mehr hiervon verräth schon ein späterer Brief des jungen Barnim an seinen Bruder, der sie zum längeren Bleiben bewegen will: „Wenn E. Lbd. nur ein Viertel Jahres hier sein sollten, würden E. Lbd. schon viel anders darüber richten, als jetzt, da es E. Lbd. vielleicht so schön und zierlich fürgetragen wird, daß E. Lbd. meinen, daß allhier das Paradies, obgleich er hier mit Saufen und andern Dingen mehr, so allhier zu erwähnen unnöthig, so unordentlich zugeht, als es vielleicht an andern Orten nicht geschehen mag. E. Lbd. kann ich auch freundlicher Meinung nicht verhalten,

*) „Eine große Anzahl von Lehmhütten mit Strohdächern und einige Kirchen in öder Umgebung" — wie Luther schon schreibt und dann fortfährt: Wittenberg liegt an der äußersten Grenze der Civilisation, wären sie (bei der Gründung der Universität) — noch ein wenig weiter gegangen, so waren sie mitten in der Barbarei!"

wie daß man uns allhier belügt und daß wir in aller verlogenen Leute Munde müssen umgetragen werden, daß wir es schon allerwegen, wo wir schier hinkommen, hören müssen, welches uns sehr beschwerlich ist und wohl eine große Ursache wär, daß wir von hinnen ziehn möchten. Dessen wollen E. Lbd. auch zu gelegener Zeit bei den Räthen eingedenk sein!"

Selbst die Festlichkeiten, mit denen Herzog Ernst Ludwig sein Rectorat beschließt und der junge Barnim die akademischen Fasces übernimmt, vermögen die Unlust der beiden Studenten an ihrem Aufenthalt in Wittenberg nur vorübergehend zu dämpfen. Bei diesen akademischen Festlichkeiten halten beide Brüder wieder stattliche Reden. Der Hofmeister Hennig von Welde schreibt darüber an den heimischen Hof: „Das ist noch das Beste bei der ganzen Dignität, daß sich J. F. G. bisweilen exerciren müssen." Ernst Ludwig ladet zu seiner stattlichen Rectorats-Köstung den Fürsten Wulf zu Anhalt und den Herzog Alexander, Sohn des Kurfürsten August, durch eigenhändige lateinische Briefe — sämmtliche Professoren der Universität, viele Geistliche, die beiden Bürgermeister, den Buchdrucker Johann Luft, Maler Lucas Kranach den Jüngeren, den Apotheker und viele der vornehmsten Studenten aber durch ein solennes Thema ein. An fünf Tischen wird gar köstlich gegessen und getrunken. Die pommerschen Edelknaben warten dabei auf. Fürst Wulf kann aber nicht erscheinen: der „König von Czippern" plagt ihn zur Stunde wieder dermaßen, daß er die Luft meiden muß. Der gute Alte läßt sich beim Ehrenfeste seines Mündels durch einige Edelleute vertreten. Die jungen Fürsten aber besuchen darauf den am Zipperlein darniederliegenden Vormund in Coswig. Selbst der böse gestrenge König von Czippern vermag da ein frohes Poculiren des guten Alten und seiner jungen Gäste nicht zu verhindern. Denn unsere Studenten finden nach ihrer Rückkehr zu den Wittenberger Studien nicht nur Veranlassung, sich schriftlich bei Fürst Wulf für viele bezeigte Ehre, Liebe, Freundschaft und Wohlthat zu bedanken, sondern auch zu bitten: was sie oder ihre Diener Ungebührliches und Ungeschicktes begangen, nicht bösem Vorsatze, sondern der Jugend und seinem guten Bier und Wein zuzumessen.

Der junge leichtherzige Barnim, bei allen Studenten besonders beliebt, weil er die Relegation zweier vornehmen Studenten zu verhindern gewußt hatte, legt die akademischen Fasces mit einer gut memorirten lateinischen Rede in die Hände des Studiosus Graf Johann Georg von Solms nieder. Aber erst nach einigen Monaten erlaubt ihm der Bestand seiner Kasse, die übliche Rectorats-Köstung auszurichten — um so mehr ist jetzt sein jugendlicher Ehrgeiz, dieselbe möglichst glänzend zu feiern. Er schreibt deswegen an seinen alten Großoheim Barnim XI., der jetzt von der Regierungslast in dem anmuthigen Kolbatz ausruht, und bittet ihn: einige von seinen berühm-

ten Maränen aus dem nahen Maduesee, „weil ich, Herzog Barnim wegen des Rectorats etliche vornehme und gute Leute einladen muß, uns auf unsere Kosten und Zahlung gegen den anstehenden Leipziger Neujahrsmarkt zukommen zu lassen.“ Der alte Barnim, wohl eingedenk der frohen Zeit, wo er selber in Wittenberg jugendfröhlich studirte und als Rector mit Luther und Melanchthon zur Leipziger Disputation in Begleitung von 200 bewaffneten Studenten zog, sendet sogleich „XX Dröge Murenen“ — „mit ganz freundlicher Bitte, E. Lbd. wollen dieselben, so gut sie sein, von uns, als dem einigen Vettern fürlieb freundlich auf- und annehmen!“ Diese Maränen machen nicht geringes Aufsehn unter den zahlreichen Gästen bei der Rectorats-Köstung — nicht nur wegen ihrer Seltenheit und des schmackhaften Fleisches — noch mehr durch die Geschichte, die der junge Barnim von ihnen zu erzählen weiß, und die unter seinen Gästen — selbst unter den Professoren und Geistlichen viel gläubige Ohren findet. Soll nämlich ein Abt des Klosters Kolbatz, ein großer Lebemann und Feinschmecker, dem Teufel seine arme Seele verschrieben haben, wenn dieser ihm bis zum nächsten Mittag 12 Uhr ein schönes Gericht Maränen liefere, die bis dahin nur in einem See Italiens vorkamen. Mit Lüsternheit und doch mit Bangen sah der Abt der nächsten Mittagszeit entgegen — nur noch eine halbe Stunde fehlte an 12 Uhr... aber schon saust der Teufel mit einem ganzen Sack voll Maränen über den Madue-See daher... Dem armen Abt sinkt das feinschmeckerige Herz in die Knie — — doch plötzlich stößt der gute dumme Teufel einen garstigen Schrei und noch garstigeren Schwefelduft aus und läßt vor Schreck den Sack mit den Maränen in den Madue-See fallen: er hat soeben einen Blick auf die Klosteruhr geworfen und diese hat der listige Bruder Thürmer aus Sorge für die Seele seines Abtes um eine Stunde vorausgestellt! —

Aber nicht einmal diese Festlichkeiten vermögen die Unlust der jungen Fürsten an dem Wittenberger Leben zu verdrängen — ihr Unmuth und die Sehnsucht in die Weite zieht sich immer rückhaltloser durch alle ihre Briefe in die Heimat. Ernst Ludwig schreibt an seinen regierenden Bruder: „Ich muß die Wahrheit bekennen, daß einem jungen Menschen nichts Lieberes kann widerfahren, denn daß er sich ein wenig unter fremden Leuten umsehe und viel Leute, Sitten und Mores lerne; weil ich noch jung und zu reisen Lust!“ Zunächst möchten sie gern an die sächsischen Höfe ziehn. Kurfürst August hat J. Lbd. eingeladen und versprochen, ihnen die Merkwürdigkeiten der sächsischen Bergstädte zu zeigen. — Immer ungestümer — ja fast trotzig wird die Forderung, Wittenberg zu verlassen. So schreibt Ernst Ludwig an Johann Friedrich: „Weil auch fast füglich die Zeit, so wir allhier zu bleiben gewilligt, verflossen ist, so werden E. Lbd. unterdeß auf Mittel und Wege

bedacht sein, damit wir auf Ostern (1565) vermittelst göttlicher Verleihung an andre Oerter mehr gesandt werden, da wir mehr können sehn und lernen. Denn ich will nicht länger hier bleiben, will auch gleichfalls an die Räthe schreiben und mich nochmals, wie zuvor geschehn, erklären. Darnach sich E. Liebden haben zu richten!" Noch kecker tritt der junge Barnim auf: „Ew. Liebden mögen machen und rathschlagen, wie Sie wollen, unsere Gelegenheit ist es nicht, daß wir länger hier bleiben!"

Auf diese Weise ist zwischen den reiselustigen Studenten und den fürstlichen Brüdern in der Heimat, die sie zum längeren Bleiben in Wittenberg bewegen wollen, nach und nach eine kleine unfreundliche Spannung eingetreten. Zum Glück fehlt ihnen das nöthige Reisegeld, sonst würden sie auch ohne Erlaubniß der Vormünder und des regierenden Bruders in die weite Welt gehn. Nur die Vorstellungen der zu diesem Zweck nach Wittenberg entsandten pommerschen Räthe: des Großhofmeisters Ulrich von Schwerin und des Kanzlers von Eickstedt — und das freundliche Zureden des alten Fürsten Wulf haben sie überhaupt bewegen können, zu versprechen: noch bis Pfingsten 1565 in Wittenberg zu bleiben und fleißig zu studiren. Beides halten die jungen Fürsten mit großer Gewissenhaftigkeit.

Als aber wieder der Frühling über Wittenberg kommt und die jungen Herzen in neuer Wanderlust und Freiheitshoffnung schwellt und dennoch von der Heimat wieder neue hochbepackte Proviantwagen eintreffen, deren Inhalt die Küche reichlich wieder bis Michaelis versorgt hätte — — da bricht der Unmuth unserer Studenten auf's Heftigste aus. Sie fürchten, bis zum Herbst in Wittenberg zurückgehalten zu werden und erklären sehr bestimmt: daß sie zu Johannis auf jeden Fall abreisen würden „das ist mein Ernst und zuverlässige Meinung!"

Das wirkt. Von Pommern langen denn auch wirklich gegen Johannis Reiter, Wagen und Pferde und vor allen Dingen das nöthige Reisegeld an — und auch noch etliche pommersche Thaler darüber, um verschiedene brummende Bären zu beschwichtigen. Mit Jubel geht's an das Abschiednehmen bei dem Kurfürsten von Sachsen und dem Fürsten Wulf, den der böse König von Czippern gezwungen hat, die Regierung und sich selber im Herbst niederzulegen. Die Krankheit erlaubt dem guten Alten nicht einmal, an dem solennen Abschiedsschmause Theil zu nehmen, den seine Mündel der ganzen Universität geben. Dagegen läßt er diese Gelegenheit nicht vorübergehen, seine jungen Freunde vor der garstigen Majestät von Czippern zu warnen. Er schreibt ihnen kurz vor dem Festschmause bei Uebersendung von Fischen: „Fürstliche liebe Vettern, ich bitt, Euer Liebden wollen sich des Trunks bei ihrem Gelag, auch auf der Reise so viel als möglich enthalten!" — mag er auch kurz vorher an den Hofmeister Hennig von Welde geschrieben haben:

„Mit uns hat es die Gelegenheit, daß wir am Zipperlein darnieder liegen, sonsten aber, Gottlob! ziemlich bei Gesundheit sind — halten aber, daß es mehr des Tanzes, denn des Trunkes Schuld!“ —

Fröhlich wenden J. F. G. nun Wittenberg den Rücken und sich zunächst der Heimath zu. Es ist ein stattlicher Reisezug von 60 Pferden, mit dem die Jünglinge an dem fürstlichen Hoflager des alten Barnim zu Alten-Stettin zum Besuch anlangen. Den Rest des Sommers verleben sie in alter wiederhergestellter Liebe und Eintracht am Hofe zu Wolgast im Kreise der Geschwister und der Mutter. Im Herbst wird ihre Sehnsucht in's Weite endlich gestillt. In Begleitung ihres Hofmeisters Dietrich von Schwerin und einiger anderer Edelleute geht's im schnellen fröhlichen Zuge durch das schöne deutsche Land — über Belgien nach Frankreich. Zu Angers wird Quartier genommen, um hier in aller Muße Frankreichs Sprache und Sitte zu lernen. Wie ein Donnerschlag überrascht indeß in diesem fröhlichen Leben der Wunsch — ja, der Befehl der Brüder, schleunigst zur Lehnempfängniß und Landeshuldigung in die Heimath zurückzukehren. Dazu haben unsere Reisenden nun nicht die geringste Lust. Sie senden den Brüdern schriftliche Vollmacht, in ihrem Namen die Landesbelehnung und Huldigung entgegenzunehmen: „denn es unsere große Nothdurft erheischet, allhier zu bleiben“ — sie könnten doch nicht mehr zur festgesetzten Zeit in der Heimath anlangen wegen der Kriegsunruhen in den Niederlanden — sie hätten jetzt erst ordentlich angefangen, die französische Sprache zu verstehn — und es sei ihnen sehr bedenklich, „heimlich von hinnen zu ziehn, wir hätten denn dem Könige die Reverenz gethan und unsere Dienste angeboten — auch anderer obwaltenden Ursachen halben!“ Um die Brüder durch ihr Nichterscheinen nicht allzu sehr zu erzürnen, sendet der leichtherzige Barnim ihnen durch ihren Abgesandten Doctor juris Bernhard Vacht zwei Rapiere, die der Doctor auf der Durchreise in Paris kaufen soll, „die besten, so er bekommen kann, welche ich E. Lbd. frl. will schenken, frl. bittend, E. Lbd. wolle sie vorlieb und gut annehmen!“ Der Hofmeister schreibt zugleich, er habe die Abreise „bei J. F. G. mit keinen Bitten erhalten können, habe es derowegen zu J. F. G. gn. Willen und Wohlgefallen müssen beruhen lassen!“

Solche Gründe finden aber daheim bei den Brüdern, Vormündern und Räthen wenig geneigtes Ohr. Sogleich wird der Amtshauptmann von Neuenkamp, Joachim von Jasmund, nach Frankreich abgesandt, die Reisenden zur schleunigen Rückkehr zu bewegen und ihre Abreise am französischen Hofe zu entschuldigen. Als Reisegeld muß Nicolaus Kuffner 2000 Kronen anschaffen: „dies sei aber das letzte Geld, welches J. Lbd. von Hause erhalten würden, denn die zur Regierung verordneten Räthe beschwerten sich schon, daß die fürstliche Kammer mit ungewöhnlichen großen Ausgaben belastet werde und

schon so von Geld entblößt sei, daß sich fürder nichts mehr nachschicken lasse, was J. Lbd. in Schimpf und Spott bringen könne. Zu borgen sei mißlich, da der Wucher dermaßen eingerissen, daß man das Hundert nicht unter 8—12 Gulden bekommen könne, auch Niemand ihnen bei ihrer Minderjährigkeit leihen werde." — Aber noch ehe diese 2000 Kronen nebst den brüderlichen Ermahnungen und Warnungen den Jünglingen zu Gesicht kommen, finden sie in Frankreich einige gefällige Geldseelen, die sie gegen allerlei kleine Erkenntlichkeiten nie darben lassen. So schreibt Ernst Ludwig ganz unbefangen an seinen frl. l. H. Bruder nach Hause: „Wir geben Ew. Liebden hiermit zu wissen, daß wir von Charles de Borne, Factor zu Paris, durch Ueberschreibung Kort Besenbosell 1250 Kronen allhier empfangen, bitten demnach frl., Ew. Lbd. wolle die Vorsehung thun, daß die Summe Peter Baumann zum Sunde (Stralsund) wiederum möge erlegt werden: das sein wir freundlich zu verdienen geneigt!" — Der freundliche liebe Herr Bruder scheint aber wenig geneigt zu solchen Vorsehungen — in ziemlich kategorischen Briefen wenden J. F. G. sich daher in Geldcalamitäten wiederholt direct an die Wolgastischen Räthe: „Wir haben bei uns beschlossen, daß wir auf den zukünftigen Frühling vermittelst göttlicher Verleihung uns allhier an der Königl. Majest. Hof ein Jahr lang wollen begeben, also begehren wir nochmals an Euch sämmtlich, Ihr wollet dahin bedacht sein, damit wir unsern fürstlichen Unterhalt an diesen Orten haben mögen und uns innerhalb 3 Monaten 2000 Kronen zu unserm jetzigen Unterhalt auf Lion oder Antorf übermachen; auch mit dem ersten durch einen Einspänner, was wir zu unserm fürstlichen Unterhalte auf ein Jahr haben mögen, überantworten und die Dinge nicht lange aufhalten. Sind Euch sämmtlich und sonderlich Gnade und gnädige Beförderung zu erzeigen geneigt. Datum Angiers, den 20. Nov. anno 1566." ... Und nach kaum acht Wochen gehn J. F. G. den „ehrbaren lieben Getreuen" schon wieder scharf zu Leibe, fordern die Zahlung von 1000 Gulden an einen Pariser Kaufmann, der ihnen diese Summe, da sie des Geldes hart entblößt, freundlich geborgt — „doch wollet Ihr die Dinge nicht so aufziehn, wie es uns oft nunmalen wiederfahren! Nicht wenig mißfällt und beschwerlich ist uns auch, daß Ihr den Konrad Besenbosell noch nicht befriediget habt, welcher sich derohalben bei uns beschweret. Gesinnen demnach nochmalen an Euch sämmtlich, Ihr wollet die Kaufleute bei Zeiten bezahlen und die Sachen nicht also hintenan setzen, sonsten würde erfolgen, daß die Kaufleute sehr verdrossen und unwillig sein würden!"

Mit dem geborgten Gelde geht's nun lustig an den Hof des jungen sechzehnjährigen Karl IX. und seiner herrschsüchtigen Mutter Katharina von Medicis, von denen die Reverenz der pommerschen Fürstensöhne sehr gnädig aufgenommen wird. In dies flotte Hofleben zu Paris und Fontainebleau

platzt Joachim von Jasmund mit seinen allerstrengsten Abrufebriefen wie ein Donnerschlag hinein. Mit schwerem Herzen entschließen sie sich nach einigen Wochen zur Heimreise und verabschieden sich bei der Königlichen Würde zu Frankreich, bei welcher Gelegenheit der Hofmeister Dietrich von Schwerin eine zierliche „Abdankung" in lateinischer und französischer Sprache hält.

Um Pfingsten 1567 langen J. F. G. wieder wohlbehalten in der pommerschen Heimat an... Ernst Ludwig, um schon nach zwei Jahren bei der Landestheilung die Last der Regierung als Herzog von Pommern-Wolgast kennen zu lernen — und Barnim, um 30 Jahre lang als Herr der Aemter Rügenwalde und Bütow ein freundliches Privatleben zu führen, bis ihn kurz vor seinem eigenen Ende der Tod seines Bruders Johann Friedrich noch auf drei Jahre zum regierenden Herzog von Pommern-Stettin macht.

Zum Katholiken-Congreß in München.

II.

Aus Baiern, 1. October.

Das Gepräge der öffentlichen Versammlung war wesentlich verschieden von der Zusammenkunft der Delegirten, es verhielt sich zu dieser, wie eine Plenarsitzung zum Ausschuß. Nun waren Tausende und Abertausende aus allen Ständen zugegen, nun sollten die Bestrebungen der Altkatholiken die Feuerprobe der Publicität bestehen und versuchen, welchen Eindruck sie auf die Gemüther der Menge machen. Die letztere war zahlreicher erschienen, als man zu Anfang erwarten durfte: es waren am ersten Tage fünf, am zweiten fast siebentausend Seelen. Die prächtigen Räume des Glaspalastes, der zur Versammlung bestimmt war, hoben die äußere Erscheinung derselben ganz unermeßlich, sie fügten zu der breiten Basis die rechte Höhe und bestimmten damit das Ebenmaß der großartigen Contouren. Wie gewaltig erdröhnte jede Stimme in dieser domartigen Halle, wie voll ergoß sich das Licht von oben herab — die Weihe, die auf der ganzen Versammlung lag, hatte Raum zur Entfaltung.

Wer das Publicum näher betrachtete, dem mußte die reiche ständische Gliederung auffallen, die vom berühmten Gelehrten hinabreichte bis zum ein-

sachen Arbeiter. Diese Thatsache ist zu wichtig für die Verbreitung und deßhalb für den Erfolg der Altkatholischen Idee, als daß wir ohne weiteres an derselben vorübergehen dürften. Unter den gebildeten Classen waren vor allen die Professoren der Universität sehr stark vertreten, die ja bekanntlich zuerst gegen das neue Dogma Protest erhoben. Aber auch zahlreiche Lehrer der Gymnasien und selbst der Volksschulen waren erschienen, obwohl sie sich bewußt waren, daß diese Anwesenheit ihren geistlichen Vorgesetzten schwerlich entgehen würde. In ganz hervorragender Weise betheiligte sich auch der Beamtenstand, der in München fast nur aus vorgeschrittenen Männern besteht, und in politischen Fragen entscheidend ins Gewicht fällt; das größte Contingent von allen aber lieferten die bürgerlichen Elemente, der gebildete Mittelstand und jene Klassen, die bei ihrer gewerblichen und commerciellen Thätigkeit den Sinn für öffentliche Interessen keineswegs verloren haben. Auch Arbeiter waren mannigfach zugegen, aber nicht von jenem unheimlichen radicalen Gepräge, wie es die Socialdemokraten gegenwärtig geschaffen haben, sondern ehrliche treuherzige Gesichter, denen es Ernst mit der Sache war, denen der bestehende Conflict wirklich zu Herzen ging.

Es war eine schwierige Aufgabe, für dieses Auditorium von so verschiedenen Bildungsgraden einen Ton zu finden, der auf der Höhe des Gegenstandes stand und dennoch allen gleich verständlich wurde. Allein fast sämmtlichen Rednern muß man das Zeugniß geben, daß sie dieser Schwierigkeit vollkommen gewachsen waren. Jeder hatte seine subjective Art, der er selber treu blieb und die ebendadurch die Menge am Sichersten fesselte. Auch äußerlich war dieser schlagende Wechsel der Persönlichkeiten von Bedeutung, wenn man bedenkt, daß das Publicum genöthigt war, mehr als 3 Stunden und meistens stehend den Vorträgen anzuwohnen. Die Gefahr der Ermüdung war dadurch wesentlich verringert und das Publicum bewies in der That durch seine ununterbrochene Aufmerksamkeit, wie sehr es die Sache ernst nahm.

Es kann uns hier nicht mehr obliegen, den objectiven Inhalt der gesammten Verhandlungen darzustellen; wir setzen voraus, daß derselbe durch die Tagespresse dem Leser zur Genüge bekannt geworden. Was wir uns hier zur Aufgabe machen, das ist die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten und die Darlegung jener Ideen, die aus dem positiven Material der Verhandlungen hervorgehen.

Unter den activen Theilnehmern des Congresses d. h. unter denen, die selbständig in die Darstellung eingriffen, nimmt Schulte unbestritten den ersten Rang ein. In seiner Persönlichkeit vereinigen sich fast alle Vorzüge, die für das öffentliche Auftreten von Belang sind, denn mit einer hervorragend aristokratischen Erscheinung und den feinsten weltmännischen Formen verbindet sich jene innerliche moralische Kraft, die über den Hörer unwillkürlich Gewalt

gewinnt. Die Autorität, die Schulte besitzt, beruht auf dem Gleichgewicht seiner geistigen Anlagen, denn der Wärme des Gemüthes steht eine Schärfe der Kritik zur Seite, die in dieser Vereinigung nur selten gefunden wird. Höher aber als beide ist ohne Zweifel sein Charakter anzuschlagen und die glänzendsten Siege erfocht er da, wo er seiner Überzeugungstreue vollen Ausdruck gab. Schon in den geschlossenen Berathungen war die Rede Schulte's die bedeutendste, die überhaupt gehalten wurde, und noch entschiedener darf man dieß für die öffentliche Versammlung behaupten. Ohne der Würde des Gegenstandes und seiner eigenen Person das Mindeste zu vergeben, fand er doch jenen populären Ton, der gerade die bürgerlichen Zuhörer vollkommen begeisterte und zugleich den Gebildeten als vollendetes Meisterwerk erschien. Die Lügenhaftigkeit und die Gewaltthat, mit welcher das infallible Dogma erzwungen wurde, ist niemals schlagender beleuchtet worden.

Daß man Schulte zum Präsidenten wählte, war ein glücklicher Takt, denn keiner von allen hätte in gleicher Weise vermocht, die Einheit der Versammlung aufrecht zu erhalten und an den kritischen Punkten, wo eine Meinungsverschiedenheit zu Tage trat, den gemeinsamen Grundgedanken zu beleben.

Derjenige Redner, welcher Schulte am nächsten stand, wo es den öffentlichen Eindruck galt, war Professor Reinkens aus Breslau. Er war dort während 7 Jahren Domprediger gewesen und hatte sich der Gunst des großen Diepenbrock in besonderem Grad erfreut; auch Bischof Förster, der Nachfolger des Genannten, hielt große Stücke auf den jungen Gelehrten. Er hatte ihn ausersehen, um in das Domcapitel einzutreten und dort auf der hierarchischen Stufenleiter schnell emporzusteigen, aber Reinkens besaß Selbstgefühl und Selbstverleugnung genug, um diesen verführerischen Plan von sich zu weisen, und seine Kraft ausschließlich der Wissenschaft zu wahren. Schon damals nämlich fing Dr. Förster an, mehr und mehr in die römisch-glatte Bahn zu gerathen, die ihn zuletzt in einen Abgrund von Widersprüchen führte und die ihn gegenwärtig zu einem der gefügigsten Werkzeuge der Jesuiten gemacht hat. In ihrem Geiste stieß er denn den begabtesten Mann der ganzen Diöcese und der Universität von sich.

Zwei Winter, die dem Concil unmittelbar vorhergingen, hatte Reinkens in Rom verbracht; man war bestrebt, ihn dort für eine der vorberathenden Commissionen zu gewinnen und seine bedeutende Kraft für die Interessen der Curie zu verwerthen. Aber eben dieser Aufenthalt trug dazu bei, Reinkens völlig denselben zu entfremden, er gab ihm auch das ungeheuere Material an die Hand, über das er gegenwärtig verfügt. Wenige Menschen werden eine ähnliche Einsicht in die Hofintriguen des Vatikans und in die geheimen Um-

triebe der Jesuiten haben als eben Reinkens und es ist wahrlich ein hohes Glück, daß solche Kenntnisse in solchem Sinne verwerthet werden.

Der Eindruck, den er in München gemacht hat, ist bei Priestern und Laien, bei Männern und Frauen, bei den Gebildeten wie bei den niederen Klassen derselbe — er ist der Liebling des hiesigen Publicums geworden. Seine öffentlichen Vorträge wie seine Predigt in der Nicolaikirche waren mustergiltig in jeder Weise und es ist begreiflich, wenn das Münchner Comité sich bemüht, ihn für den Winter hier festzuhalten. Denn gerade diese taktvolle und distinguirte Art wird der Bewegung ein großes Publicum verschaffen, und die altkatholische Sache in der öffentlichen Meinung, wie bei der Staatsregierung gleichmäßig empfehlen.

Die Erfolge, welche Schulte und Reinkens davongetragen, wurden eigentlich nur noch von einem Redner erreicht — und das war Pater Hyacinthe. Die Art, wie er von der Versammlung empfangen wurde, ist ein ehrenvolles Zeugniß für die geistige Freiheit und Toleranz der Deutschen, und alle bedeutenden französischen Journale nahmen auch hiervon Notiz. Hyacinthe selbst schien am meisten hierüber verblüfft zu sein, aber er zeigte schon nach wenigen Worten, daß er der Sympathien werth war, welche man ihm entgegentrug. So echt französisch auch sein äußeres Auftreten war, so nahe stand doch seine geistige Auffassung und sein ganzes religiöses Leben der deutschen Art. Erstaunlich war, wie sehr er seine Rede verständlich zu machen und wie genau die große Menge ihr zu folgen wußte; der Beifall, der selbst bei den versteckteſten Feinheiten zu Tage trat, lieferte den Beweis. Die besten Parthien des gesammten Vortrags waren offenbar jene, wo der elegante Conversationston die Oberhand gewann oder wo das höchste Pathos durchbrach: hier wurde Hyacinthe dramatisch und riß alle Hörer in ungestümer Empfindung fort. Aber mit wenigen Sätzen gab er ihnen die Ruhe des Denkens wieder, die er bedurfte, wenn er sich nun an ihre geistigen Kräfte, an ihr Erkenntnißvermögen wandte. Der kurze Weg, als Hyacinthe von der Rednerbühne herabstieg, war für ihn ein ununterbrochener Triumphzug. Ueberall verneigte sich das Publicum und reichte ihm die Hände, aber der stürmische Applaus erstickte die Worte des Einzelnen. Wem vergönnt war, das sorgfältige Manuscript des Redners einzusehen, der fand erst hier die volle Formenschönheit des Stils und der Ideen, denn im Lauf der Rede hatte der momentane Eindruck jede kritische Betrachtung absorbirt. Hyacinthe überließ sein Manuscript an Hrn. Professor Monod aus Paris, der die Berichterstattung für den Temps übernommen hatte, und dieser war es natürlich auch, der zuerst den vollen Wortlaut der Rede brachte.

Eine eigene Gruppe bei den öffentlichen Vorträgen bildeten jene Redner, welche als Deputirte ihrer Länder Grüße zu überbringen hatten. Am besten

von ihnen sprach Professor Munzinger aus der Schweiz, und ein Curiosum war jedenfalls die in holländischer Aussprache gehaltene deutsche Rede, welche ein junger Geistlicher aus Utrecht vortrug. Sie ist bei weitem unverständlicher geblieben, als die Worte des Pater Hyacinthe, allein die Persönlichkeit des jungen Mannes besaß soviel Ernst und Würde, daß er selbst in dieser fragmentarischen Form die höchste Aufmerksamkeit und lauten Dank gewann. Die Sympathien, welche Professor Schwicker aus Ungarn mitbrachte, hatten insoferne ganz besonderen Werth, weil Ungarn kraft seiner Kirchenverfassung am meisten Ursache hat, gegen die römischen Uebergriffe zu protestiren, weil es mit einem Wort dabei am meisten zu verlieren hat. Hierzu kommt, daß man in Ungarn allein noch Aussicht hat, einen der dortigen Bischöfe für die Altkatholiken zu gewinnen, und daß überhaupt die Magyaren in Sachen der Opposition sehr schätzbare Bundesgenossen sind. Auch hinter der Persönlichkeit des Pfarrer Anton, der Wien zu vertreten hatte, steht eine Zahl von nahezu 3000 Familien, die zum Theil durch ihre Stellung und ihre materiellen Mittel doppelt ins Gewicht fallen.

Eine andere Gruppe, die sich aus der Menge durch gemeinsame Eigenthümlichkeiten und ein spezielles Gepräge hervorthat, war das kleine Häuflein der pflichttreuen und deshalb gemaßregelten Priester, deren Persönlichkeit die vollen Sympathien des Publicums fand. Wir haben auf die einzelnen bereits im ersten Theile*) hingewiesen und fügen hier nur die Bemerkung bei, daß dieselben in der öffentlichen Versammlung durch Dr. Tangermann vertreten wurden, der im Namen seiner Leidensgefährten sprach.

Sehr werthvoll erscheint die Thatsache, daß auch den öffentlichen Sitzungen (sowie den geheimen) zahlreiche Abgeordnete der Fortschrittspartei anwohnten, unter ihnen Stauffenberg, Völk und Marquardsen. Denn da die Lage der Altkatholiken im Landtag unvermeidlich zur Sprache kommt, so war von Belang, daß gerade die Wortführer der liberalen Partei ein so vollständiges und günstiges Bild von den Zielen der Bewegung erlangten.

Welche weitgehende Bedeutung man der letzteren im Auslande beilegt, dafür haben wir einen greifbaren Beweis (um nur einen anzuführen) in dem massenhaften Zudrange fremder, meistentheils eigens angekommener Berichterstatter. Zwei lange Tafeln waren von denselben in Beschlag genommen und mehrere derselben vertraten sogar englische und amerikanische Journale.

Noch eine Reihe von interessanten Einzelnheiten wäre aus der öffentlichen Versammlung zu berichten, wenn wir nicht fürchten müßten, den Leser allzulange in Anspruch zu nehmen. Diejenige, die bisher in der Oeffentlichkeit am meisten Sensation gemacht hat, ist ohne Zweifel die Abwesenheit Döllingers. Natürlich haben die Ultramontanen und auch viele liberale Journale den

*) Heft 41. D. Red.

Dissensus, welcher in den Vorberathungen zu Tage trat, bedeutend erweitert und daß Döllinger nun gar im Glaspalaste fehlte, sowie daß das angenommene Programm nicht mehr mit seinem Namen unterzeichnet war, das Alles kam dieser tendenziösen Nachricht außerordentlich zu statten. Man übersah dabei nur, daß der Antrag an eine Versammlung eben von den Antragstellern und der Beschluß derselben von den Beschließenden (das ist von dem sie vertretenden Präsidium) unterzeichnet wird, man übersieht einfach die Mittheilung derjenigen, die mit Döllinger bereits an der Pforte des Glaspalastes gesprochen und sich durch den Augenschein überzeugt haben, daß nur die wahrhaft demonstrativen Beifallsrufe den berühmten Meister zurückgeschreckt haben, plötzlich mitten in das unvermeidliche Hoch von 7000 Kehlen hineinzutreten. Vor Allem aber darf man nicht übersehen, daß Döllinger zur Verwirklichung der gefaßten Beschlüsse nun selber die Hand bietet. In seiner Wohnung kamen die Männer zusammen, die gegen ihn gestimmt haben, ja sogar in der Redaction der stenographischen Berichte strich Döllinger manches mit eigener Hand was ihn gereute, weil es zu stark gegen die jetzigen Beschlüsse des Congresses hervortrat. Es ist wahr, daß er nach seiner Persönlichkeit nicht sehr zu einem acuten und energischen Vorgehen geneigt ist, aber er weiß auch das Gewicht von 400 gewiegten Stimmen zu schätzen und hat auch jener Politik, die sie ihm vorschlugen, seine volle thätige Unterstützung verbürgt. So und nicht anders liegt der vielbesprochene Conflict mit Döllinger.

Sehr interessante Details traten bisweilen über die intolerante und sittenlose Haltung der Geistlichkeit zu Tage, ohne daß man darauf erpicht gewesen wäre, solche Fälle gerade hervorzukehren. Man konnte sie nur nicht absolut verbergen: im Ganzen aber muß unbestreitbar die außergewöhnliche Decenz und Mäßigung gerühmt werden, mit welcher man so viel scandalöses und effectvolles Material bei Seite schob. Man überließ getrost der Presse, dem Volk zu zeigen, welch traurige Beispiele moralischer Verkommenheit fast täglich unter dem Priesterstande vorkommen, die Versammlung aber berührte dieselben nur vorübergehend, wo sie auf den für die Altkatholiken bestehenden Nothstand hinwies.

Dem großen Congreß im Glaspalaste folgten noch einige Vorträge, die ausschließlich für Damen gehalten wurden. Auch hier fanden sich zahlreiche Frauen aus dem Bürgerstande ein, auch hier war von den vier Rednern, welche auftraten, Prof. Reinkens schnell der Liebling geworden. Sie alle schilderten den tiefen Einfluß, den die Corruption der Kirche auf die Familie üben müsse, aber die wenigsten trafen hier den völlig rechten Ton, und vor allem die rechte Mitte dessen, was man den Frauen geistig zutrauen und was man ihnen vorenthalten dürfe. Reinkens setzte am meisten voraus,

er sagte niemals, „das kann ich hier nicht näher erörtern“ und deßhalb gefiel er unbestritten am besten.

Unterdessen macht der Landesreformverein sehr rege Fortschritte, die Gelder, die er bedarf, laufen vor Allem aus England reichlich ein und die Agitation findet auch auf dem platten Lande fruchtbaren Boden. Mit welchen Gesinnungen die Staatsregierung ihr entgegenkommt, wird wohl unverblümt an den Tag treten, wenn die eingereichte Interpellation in der Kammer verhandelt wird. In dieser Entscheidung gipfelt zunächst die Zukunft der ganzen Bewegung allein; daß diese Entscheidung günstig ausfällt, dafür thun unsere Feinde das Beste. E.

Herr August Reichensperger.

Die deutschen Zeitungen haben sich seit einer Woche mehrfach mit einer Reihe von Artikeln beschäftigt, welche der in der Ueberschrift genannte Herr in einem belgischen Blatt, der zu Brüssel herauskommenden „Revue générale“ hat erscheinen lassen. Das Interesse, welches das Factum bietet, dürfte indeß noch nicht ganz erschöpft sein. Nicht als ob der Urheber eine so gar wichtige Person wäre. Man könnte den Aufgang des Gestirnes August Reichensperger am Himmel der französisch redenden Welt vielleicht unbeachtet lassen, wenn der Augenblick, wo dieser Sternwandel merkbar wird, nicht so bedeutsam wäre, und wenn nicht die Vermuthung eine gewisse Berechtigung hätte, daß Herr Reichensperger weniger dem eigenen Trieb, als einem höheren Gebot, vielleicht sogar einem infalliblen, gehorcht hat.

Das Auftreten der ultramontanen Fraction im ersten deutschen Reichstag hatte nach vielfacher Auffassung den Zweck, die Reichsregierung zu sondiren, ob sie die Bundesgenossenschaft des Ultramontanismus anzunehmen geneigt sei, natürlich um sich zu solchen Gegendiensten zu verpflichten, wie sie die päpstliche Partei gewohnt ist zu fordern und sehr oft zu empfangen. Die Reichsregierung ihrerseits scheint diesen Sondirungsversuch sehr übel vermerkt zu haben. Die Organe der Reichsregierung erklärten auf verschiedenen Wegen immer denselben Standpunkt, nämlich, daß die Reichsregierung überall nur nationale Politik treibe, niemals aber sich dienstbar machen wolle noch dürfe confessionellen Tendenzen, die über das nationale Interesse, wie über

die nationalen Grenzen hinausführen. Die national gesinnten Deutschen aller Confessionen stimmten diesen Erklärungen bei. Dabei konnte nicht fehlen, daß die Stellung der sogenannten Centrumsfraction, ja die bloße Existenz derselben vielfach einer verwerfenden Kritik verfiel, denn man sagte sich: was soll eine Partei im Reichstag und welches Recht hat eine Partei zu bestehen, die nicht einen Weg der nationalen Wohlfahrt, Bildung, Sittlichkeit und Eintracht verfolgt, sondern die aus der Nation mit ihrer jetzigen Größe und Kraft ein Mittel für einen ausländischen Zweck macht.

Daß nun Herr A. Reichensperger oder irgend ein anderes Mitglied der angegriffenen Fraction den Versuch einer Vertheidigung unternimmt, das kann nur willkommen geheißen werden, weil es auf jeden Fall Belehrung verspricht. Daß aber Herr A. Reichensperger sich mit seiner Vertheidigung an die französisch denkende Welt richtet, das muß nothwendig in Deutschland sehr befremden. Gesetzt, seine französischen Leser sprächen alle Herrn Reichensperger und dessen Partei von den Anklagen seiner deutschen Landsleute frei, was hat derselbe damit gewonnen? Er hat vielleicht dem Ausland Mittel geliefert, die dortigen Leidenschaften zu erhitzen, indem das Ausland sich um so besser einreden kann, daß die in Deutschland zum Sieg gelangte nationale Richtung durch und durch von einem Geist der Ungerechtigkeit erfüllt sei. Aber wie merkwürdig! Wessen sieht sich Herr Reichensperger angeklagt? Man zeiht ihn, daß er und die Seinen nicht national, sondern ultramontan, ausländisch gesinnt seien. Was thut Herr Reichensperger? Er hält eine Rede an das Ausland, an das vorzugsweise deutschfeindliche Ausland, darüber, wie ungerecht er mit den Seinen des Mangels an deutscher Gesinnung bezichtigt werde!

Freilich die Wendung ist nicht nicht neu, daß die Todfeinde Deutschlands sich für seine wahren, ja für seine einzig verständigen Freunde erklärten. Wie oft hat das Napoleon I. gethan, nnd Napoleon III. wollte dasselbe thun, als die für Deutschland bestimmten Proclamationen ihm in den Koffern blieben. Das deutschfeindliche Ausland wird gern Herrn Reichensperger das Zeugniß des besten deutschen Patrioten geben, aber denkt derselbe, daß er damit in unseren Augen, in den Augen irgend eines unbefangenen Deutschen gereinigt ist? Beweist seine Vertheidigung nicht schon durch das Tribunal, vor dem er sie führt, daß die Anklage begründet ist? Selbst wenn Herr Reichensperger in Deutschland nur die Aussicht hätte, ungehört verdammt zu werden, was wir entschieden verneinen, selbst dann dürfte er nicht von dem Ausland seine Freisprechung erwirken wollen. Denn wie kann das Ausland entscheiden, und noch dazu der gegen Deutschland am meisten erbitterte Theil des Auslandes, wer ein guter Deutscher ist, wer nicht? Man hat die deutschen Ultramontanen beschuldigt, sie hätten einen Sieg der fran-

zösischen Waffen vielleicht nicht ungern gesehen. Nun beweist Herr Reichensperger vor einem französischen Publicum, daß er ein guter Deutscher sei. Warum erzählt er nicht, wie inbrünstig er den Sieg der deutschen Waffen gewünscht hat?

Bei diesem Punkt hält er sich wohlweislich nicht auf. Er dreht vielmehr den Spieß herum, wie man zu sagen pflegt, indem er behauptet, die nationale Richtung in Deutschland wolle mittels des Reichstages dem Katholizismus zu Leibe, wolle eine nationale Kirche und endlich einen kosmopolitischen Humanismus, das Ideal der Freimaurerei aufrichten. Seit wann ist denn aber die Nationalkirche der Weg zum kosmopolitischen Humanismus? Ist nicht die Nationalkirche vielmehr die Nationalisirung, wenn man so will, eines an sich kosmopolitischen Gebietes, des religiösen nämlich? Diese sonderbare Behauptung, welche Herr Reichensperger aufstellt, sieht sie nicht ganz danach aus, als wolle ihr Urheber dem katholischen Ausland Angst einflößen vor der deutschen Nationalkirche? So nämlich, daß er dem katholischen Ausland den Gedanken beibringt, die deutsche Nationalkirche, die übrigens einstweilen nur in der Vorstellung des Herrn Reichensperger existirt, werde, auf ihrem heimischen Boden zum Sieg gelangt, alsbald zu einer allgemeinen Propaganda fortschreiten.

Sollte in der Einprägung und Verbreitung dieses Gedankens vielleicht der Zweck des Pamphletes zu suchen sein, welches Herr Reichensperger artikelweise von Brüssel hat ausgehen lassen? Wäre das der ultramontane Patriotismus: das deutsche Volk, nachdem die Denunciationen politischer Universalherrschaftsgelüste nicht mehr verfangen, religiöser Universalherrschaftsgelüste zu verdächtigen? Schlecht wäre das Mittel nicht, denn die religiösen Leidenschaften sind selbst heute noch mächtiger in der Welt, als die politischen, wenn es darauf ankommt, die innerste Lebensfiber der Massen zu berühren. Wir werden sehen, ob das von Herrn Reichensperger angeschlagene Thema in der Presse des katholischen Auslandes etwa eine lange Reihe von Variationen erfährt.

C—r.

Berliner Briefe.

Die Specialconvention zwischen Deutschland und Frankreich, welche die Versailler Versammlung am Vorabend ihrer Ferien beschäftigte und von derselben so unglücklich verbessert wurde, hat seitdem ein gespenstisch-ruheloses Dasein geführt und es kann Niemanden Wunder nehmen, wenn ihr bei dem

vielen Hin- und Herwandern zwischen Versailles und Berlin — der Artikel 3 verloren gegangen ist, mit welchem die französische Nationalversammlung sie verschönert hatte. Das wird, so versichert man, die Lösung der verwickelten Fragen sein, wenn auch heute noch nicht gestattet ist, Genaueres darüber mitzutheilen, denn die Verhandlungen schweben noch und Herr Thiers hat das Actenstück, welches ihm vorliegt und welches die definitiven Entscheidungen der Reichsregierung enthält — in diesem Augenblicke wenigstens — noch nicht unterzeichnet. Daß er sich bald dazu entschließen wird, ist hier für zweifellos anzusehen, denn die Vortheile der Convention sind ja für Frankreich so augenscheinlich, daß dieselbe deßhalb hier, als sie zuerst in die Oeffentlichkeit drang, nicht günstig aufgenommen wurde. Ob in einzelnen Punkten Frankreich kleine Zugeständnisse gemacht sein mögen, so hat die Reichsregierung doch ihren Zweck erreicht und die beschleunigte Räumung ist lediglich das Aequivalent für die Elsaß und Lothringen gewährten Zollerleichterungen, während die finanziellen Ansprüche des Reiches so weit gewahrt sind, als sie ohne das bisherige Specialpfand überhaupt gewahrt werden können.

Sobald der Reichstag zusammentritt, wird er sicherlich mit Freuden begrüßen, daß die Occupation des französischen Gebietes noch weiter hat beschränkt und endlich ein Theil der dort noch stehenden deutschen Truppen zurückgezogen werden können. Unterdessen ist auch der Schleier von dem Programm der nächsten Session hinweggezogen worden und in der Absicht der Regierung liegt, daß die Verhandlungen möglichst kurz und bündig ausfallen sollen. Deßhalb hat sie den schwierigsten Punkt von der Tagesordnung abgesetzt und will sich in Beziehung auf den Militäretat noch einmal mit einem Provisorium behelfen. Aus verschiedenen Gründen wird sich im Reichstage kein ernster Widerstand gegen diesen Vorschlag erheben. Die rechte Seite wird jeden Vorschlag der Regierung unterstützen, durch welchen diese möglichst freie Hand erhält und die nationalliberale Partei fürchtet im Grunde des Herzens nichts so sehr, als die Möglichkeit eines neuen Conflicts, der aus den militärischen Fragen nur zu leicht entspringen kann, denn es gibt nicht wenige, welche zum Beispiel die Herbeiführung der zweijährigen Dienstzeit zur Sprache zu bringen allezeit für opportun halten und welche nach dem letzten glücklichen Kriege die Zeit mehr als je für gekommen erachten, um mit ihren Wünschen hervorzutreten. Bei der heutigen Zusammensetzung des Reichstages ist allerdings nicht zu besorgen, daß sich die Mehrheit der Versammlung zu einer Unbesonnenheit verleiten läßt, aber das Verhältniß der Regierung zur Volksvertretung wird vergiftet, wenn jene sieht, daß die Erfahrungen des letzten Jahrzehnts, so beredt dieselben auch sprechen, doch selbst an Solchen, die sich für gute Patrioten halten, ohne Eindruck vorübergegangen sind.

Der erste October ist vorübergegangen ohne irgend eine Ruhestörung

und die Behörden haben also Recht gehabt, daß eine Wohnungsnoth in dem Maße, wie von der socialistischen Partei behauptet wurde, nicht existirt. Die Uebertreibungen werden nur den Erfolg gehabt haben, die schon sehr hohen Ansprüche der Hauswirthe noch zu steigern. Dennoch sind die Zustände der Art, daß sie die ernsteste Aufmerksamkeit verdienen. Die finanziellen Factoren, welche den Unternehmungsgeist im Häuserbaue beherbergen, sind schon hinreichend erörtert. Man übersieht aber zwei andere Punkte von mindestens gleich großem Gewicht. Zuerst wird die Wohnungsnoth dadurch gesteigert, daß nach einem uralten deutschen Charakterzuge die Städtebewohner gern möglichst gedrängt zusammenwohnen und eine schwer zu überwindende Scheu haben, sich weiter als unbedingt nöthig von dem Mittelpunkte des Lebens zu entfernen. Es gilt dies gleichmäßig von den Wohlhabenden, wie von den Armen und vor wenigen Jahren machte der erste Versuch einer Villen-Colonie (das sogenannte Westend hinter Charlottenburg) wenigstens finanziell vollkommen Fiasco. Die Gesellschaft, welche das Unternehmen begründet hatte, löste sich auf und erst jetzt, nachdem dasselbe lange in andere Hände übergegangen ist, fängt es an zu prosperiren. Hierzu kommt, daß die Eisenbahnen unglaublich wenig Rücksicht auf die localen Bedürfnisse nehmen. In Hamburg gibt es längs der Stadt drei oder vier Eisenbahnstationen, wo man ein- und aussteigen kann, hier geschieht nichts Aehnliches. Als vor einigen Jahren die Artilleriewerkstätten von hier nach Spandau verlegt wurden, schaffte man die Arbeiter, da sie in dem engen Spandau keine Wohnung finden konnten, früh mit einem Extrazuge dorthin und Abends wieder zurück. Ich weiß nicht, ob dies heute noch der Fall ist, aber sicherlich könnte man umgekehrt hiesige Arbeiter in rasche Verbindung mit ihren auswärts gelegenen Wohnungen setzen und wenn die gegenwärtigen Eisenbahnverwaltungen außer Stande sind, solche Einrichtungen zu treffen, so muß dieß den Wunsch hervorrufen, daß der Staat sich in's Mittel legt. Aber auch abgesehen hiervon, könnte in der Stadt selbst, wenn auch nahe ihrer Peripherie, mehr für Arbeiterwohnungen gesorgt werden, die für Hauseigenthümer eben so gewinnbringend sind, als große Wohnungen, und es ist nicht Mangel an Capital oder Credit, welcher solche Bauthätigkeit hindert, sondern die Unlust, mit den „kleinen Leuten" zu thun zu haben, die unbeschreibliche Gleichgültigkeit und der gränzenlose Egoismus, welcher die besitzenden Klassen und besonders das eigentliche Bürgerthum beherrscht. Um Alles in der Welt wollen diese Klassen nicht aus der süßen Gewohnheit des Daseins gestört werden: sie bezahlen ihre Steuern, sie stellen ihre Söhne unter die Fahne, sie sind auch fleißig, sparsam und moralisch, aber an der wirthschaftlichen Freiheit wollen sie nicht rühren. Die Conservativen sehen das Uebel in dem Mangel der christlichen Liebe. Will man sich nicht religiös, sondern politisch ausdrücken, so wird man besser sagen: es ist der Mangel an Einsicht. Alle gesellschaftlichen Verhältnisse sind in einem ungeheuern Umschwung begriffen, es haben sich schwere Uebelstände eingestellt und um sie zu lindern, bedürfte es einer großartigen Initiative der Besitzenden. Die Regierung ist außer Stande Abhülfe zu schaffen, obgleich sie viel weiter sieht und viel unbefangener urtheilt, als die Mittelklasse. Diese letztere freut sich gedankenlos des gegenwärtigen Augenblicks, und wenn Jemand aus ihr in die Zukunft zu sehen versucht, so hat er schwerlich einen andern Gedanken, als den elenden Trost: Après nous le déluge.

— o. W. —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Preis vierteljährlich 4 Thlr.

Zu beziehen durch alle Königlichen und Kaiserlichen Postämter.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

Jahrgang 1848. Vierter Band.

Inhalt.

Die Wiener Revolution und ihre Vorgeschichte. Seite 1

Die Wiener Revolution und ihre Vorgeschichte. Seite 49

Die Wiener Revolution und ihre Vorgeschichte. Seite 97

Die Wiener Revolution und ihre Vorgeschichte. Seite 145

Leipzig,
Verlag von Wigand.

Digitized by Google

Das höhere Schulwesen in Sachsen.

Statistisches. Obere Leitung. Begriff der höheren Schule.

Der sächsische Cultusminister, Herr von Falkenstein, hat sich nach 18jähriger Verwaltung seines Ministeriums in den verdienten Ruhestand zurückgezogen. Auch sein erster Rath, Herr Dr. Hübel, welcher seit fast 40 Jahren dem Cultusministerium angehört hat, wird nach officiösen Andeutungen diesem Beispiele folgen. Es würde voreilig sein, schon jetzt ein vollständiges Bild von dem entwerfen zu wollen, was das Ministerium Falkenstein auf dem Gebiete des sächsischen Kirchen- und Schulwesens geleistet hat. Bekanntlich hat bereits die Universität Leipzig Herrn von Falkenstein durch eine Deputation ihr Bedauern über seinen Rücktritt ausdrücken lassen und dabei rühmend alles dessen gedacht, was derselbe für die Landesuniversität gethan hat. Und in der That hat letztere auch alle Ursache zum Danke, da sie nicht mit Unrecht das Schooßkind des Cultusministeriums genannt zu werden pflegte. Gewiß wird sich Jedermann auch schon darüber freuen, wenn für die Pflege der Wissenschaft von Seiten der Regierung mit vollen Händen gesorgt wird. Nur muß dabei die Bedingung gestellt werden, daß die anderen Zweige des öffentlichen Unterrichts in gleichem Verhältniß wie die Universität gefördert, daß nicht ein solches „Schooßkind" mit einseitiger Vorliebe gehegt und gepflegt werde, während andere Gebiete über eine gewisse Vernachlässigung zu klagen haben. Dies letztere gilt zunächst von dem höheren Schulwesen (Gymnasien und Realschulen) in Sachsen, und es soll Aufgabe der nachfolgenden Blätter sein, den gegenwärtigen Stand desselben kurz zu kennzeichnen, und nachzuweisen, daß dasselbe fortan einer ganz besonderen Fürsorge von Seiten des Cultusministeriums bedarf, wenn es mit dem Aufschwung der Landesuniversität und mit der Entwickelung des Schulwesens in den übrigen deutschen Staaten gleichen Schritt halten soll.

I. Statistisches. Sehen wir auf die Summen, welche einerseits für die Universität Leipzig, andrerseits für die Gymnasien und Realschulen des ganzen Landes verwendet werden, so scheinen diese nicht in dem richtigen Verhältniß

zu stehen. Nach dem ordentlichen Staatsbudget für 1870/71 beträgt der jährliche Zuschuß des Staates:

für die Universität Leipzig	145,603 Thlr.
für sämmtliche Gymnasien und Realschulen . . .	78,950 „
also für die Universität mehr	66,653 Thlr.

Dazu kommen auf die zweijährige Finanzperiode im außerordentlichen Staatsbudget:

für Neubauten und Meliorationen bei der Universität Leipzig	136,000 Thlr.
für Neubauten und Erweiterungen bei Gymnasien u. Realschulen	61,000 „
also für die Universität mehr	75,000 Thlr.

Im Ganzen schießt demnach der Staat auf die Finanzperiode 1870/71 für die Universität Leipzig zweimal 66,653 Thlr., plus 75,000 Thlr., oder

208,306 Thlr.

mehr zu als für sämmtliche Gymnasien und Realschulen des Landes. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der Zuschuß für die Universität herabgesetzt werden müsse, vielmehr soll nur darauf hingedeutet werden, um wieviel der Zuschuß für die Gymnasien und Realschulen erhöht werden müßte, wenn für dieselben insgesammt ebensoviel verwendet würde als für die einzige Universität. Und daß hier wirklich eine Ungleichheit obwaltet, unter welcher das höhere Schulwesen (Gymnasien und Realschulen) in Sachsen bisher entschieden gelitten hat, das beweist die vergleichende Statistik auf's Unwiderleglichste.

Das Cultusministerium selbst hat in einem dem vorletzten Landtag mitgetheilten Exposé (Landt. Mittheil. I. K. 1868, S. 1462 ff.) zugegeben, daß unser Land hinsichtlich seines höheren Schulwesens hinter Preußen bedeutend zurückstehe. Zur Vervollständigung des dort gegebenen Materials nach den neuesten Quellen für das Jahr 1870 diene Folgendes:

Sachsen hat bei 2,423,400 Einwohnern 12 Gymnasien*)
Preußen „ „ 24,043,296 „ 208 Gymnasien.

Sachsen müßte also nach dem preußischen Maßstab statt 12, mindestens 21 Gymnasien haben. Das Verhältniß wird aber noch ungünstiger, wenn man die übrigen für das höhere Unterrichtswesen bestimmten Anstalten in's Auge faßt. Außer seinen 208 Gymnasien besitzt nämlich Preußen:

1) 40 Progymnasien, von der Regierung anerkannt und zur Ausstellung des Zeugnisses für einjährige Freiwillige berechtigt, in der Regel alle Gymnasialklassen, mit Ausnahme der Prima, also VI bis II, umfassend.

*) Kreuzschule und Vitzthum'sches Gymnasium in Dresden, Thomas- und Nicolaischule in Leipzig, die zwei Landesschulen in Meißen und Grimma, Bautzen, Chemnitz, Freiberg, Plauen, Zittau, Zwickau. —

Nicht gerechnet sind hierbei die zahlreichen noch nicht anerkannten Progymnasien, welche nur die unteren Klassen haben, wie solche auch Sachsen einige in Verbindung mit Realschulen besitzt.

2) 76 Realschulen I. Ordnung, welche hinsichtlich der Klassenzahl und Cursusdauer ganz nach dem Muster der Gymnasien organisirt sind.

3) 13 Realschulen II. Ordnung, bei welchen das Lateinische wegfallen und der 9jährige Cursus der Realschulen I. Ordnung um 1 oder 2 Jahre verkürzt werden kann. Schon ihre geringe Zahl gegenüber den Realschulen I. Ordnung (13 gegen 76) beweist, wie wenig Anklang die Realschulen II. Ordnung in Preußen finden, und es herrscht daher dort das Bestreben, eine Anstalt, die zunächst als Realschule II. Ordnung auftritt, möglichst bald zu einer solchen der I. Ordnung fortzubilden.

4) 70 höhere Bürgerschulen, welche von dem Cultusministerium anerkannt und zur Ausstellung des Freiwilligenzeugnisses berechtigt sind. Man hat also darunter etwas ganz Anderes zu verstehen, als was man bei uns zu Lande „höhere oder erste Bürgerschule" nennt, denn die preußischen höhern Bürgerschulen sind vollständig nach den Vorschriften für die Realschulen I. Ordnung eingerichtet und unterscheiden sich von diesen nur dadurch, daß ihnen die Real-Prima fehlt, daß sie nur die Realklassen VI bis II umfassen, gerade so, wie die Progymnasien nur die Gymnasialklassen VI bis II haben.

Diesem reichgegliederten Organismus steht Sachsen mit seinen 9 Realschulen I. Ordnung (2 Dresden, Leipzig, Annaberg, Chemnitz, Döbeln, Plauen, Zittau, Zwickau), die übrigens gar nicht, wie die preußischen, eine 9jährige, sondern nur eine 7jährige Cursusdauer haben, und 1 Realschule II. Ordnung (Reichenbach) ziemlich dürftig gegenüber.

Ziehen wir die preußische Provinz Sachsen mit 2,067,066 Einwohnern (also mit ca. 356,000 Einw. weniger als das Königreich Sachsen) zur Vergleichung heran, so hat dieselbe: 25 Gymnasien (gegen 12 des Königreichs Sachsen), 1 Progymnasium, 6 Realschulen I. Ordnung, eine der II. Ordnung, 4 höhere Bürgerschulen. Noch schlagender wird der Gegensatz, wenn man einzelne preußische Städte in's Auge faßt. So hat die Stadt Berlin allein 10 Gymnasien (davon 3 seit 1861 neugegründet) mit 1845 Schülern, ein anerkanntes Progymnasium, 7 Realschulen und 2 anerkannte höhere Bürgerschulen mit 3868 Schülern. — Dagegen zählen die 12 sächsischen Gymnasien zusammen nur 2748 Schüler und die 10 Realschulen 3098 Schüler. — Ja, die Gesammtzahl der sächsischen Gymnasiasten wird fast von der einzigen Stadt Breslau erreicht, deren 4 Gymnasien (ein 5. wird gegenwärtig begründet) von 2408 Schülern besucht werden.

Stellen wir also die obigen Ergebnisse noch einmal übersichtlich zusammen, so finden wir in

	Preußen:	Sachsen:
Gymnasien	208	12
Realschulen I. O.	76	9
Realschulen II. O.	13	1
Progymnasien	40	vacat
Höhere Bürgerschulen	70	vacat
Demnach höhere Schulen überhaupt	407	22

Nimmt man nach der letzten Volkszählung von 1867 die Einwohnerzahl Preußens zu 24,043,296 und die Sachsens zu 2,423,401 an, so kommt

1 Gymnasium { in Sachsen auf 201,800 Einw.
in Preußen schon auf 115,600 „

1 höhere Schule { in Sachsen auf 110,000 Einw.
in Preußen schon auf 59,000 „

Die Anzahl der Schüler, welche höhere Schulen besuchen, beläuft sich

in Sachsen auf c. 5900
in Preußen „ c. 104,000.

Wäre in Sachsen der Zudrang zu den höheren Schulen verhältnißmäßig so groß wie in Preußen, so müßten nicht 5900, sondern 10,400 Schüler vorhanden sein.

Wenn übrigens das sächsische Cultusministerium in jenem oben erwähnten Exposé das Uebergewicht Preußens auf dem Gebiete des höheren Schulwesens fast ausschließlich auf Rechnung der Militärgesetzgebung setzen will, so ist dies doch nicht ganz zutreffend. Allerdings ist die Erlangung der Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst ein bedeutender Factor für den stärkeren Besuch der höheren Schule, und wir können diese Thatsache nur mit Freuden begrüßen, insofern eine große Anzahl junger Leute, die sonst nach erfolgter Confirmation schon aus den unteren Klassen abgehen würden, veranlaßt werden, wenigstens bis zur Untersecunda vorzuschreiten und sich dadurch etwas mehr als eine elementare Bildung anzueignen. Aber die Freiwilligenberechtigung gibt nicht allein den Ausschlag für Preußen. *)

*) Da das preußische Berechtigungswesen nicht allgemein bekannt ist, so geben wir im Folgenden eine übersichtliche Zusammenstellung der einzelnen Berechtigungen. Dieselben gelten für die gleichnamigen Klassen der Gymnasien und der Realschulen I. O.

1) Absolvirte III: Aufnahme in die obere Abtheilung der k. Gärtnerlehranstalt zu Potsdam.

2) Reife für II: a) Aufnahme als Posterpeditionsgehülfe; b) technische Lehrerstellen (Zeichenlehrer, Musiklehrer).

3) Sechsmonatlicher Besuch der II: a) Apothekerlehrling; b) Einjähriger Militärdienst.

An den Besuch der höheren Schulen knüpfen sich dort vielmehr noch andere wichtige Berechtigungen, entweder für gewisse Zweige der Verwaltung und des öffentlichen Dienstes überhaupt, oder für den Eintritt in öffentliche Lehranstalten. Gerade das Berechtigungswesen läßt erkennen, welche hohen Ansprüche der preußische Staat an seine Beamten stellt. Wie viel geringer sind bei uns in Sachsen diese Ansprüche! Wie oft aber kommt hier auch vor, daß der Mangel an allgemeiner Bildung in den schärfsten Contrast tritt zu der Stellung, welche der Beamte in der Gesellschaft einnimmt.

Die vergleichende Statistik ergibt, daß auch die oft gehörte Behauptung (Vergl. die Aeußerung des Cultusministeriums in den Landt. Mitth. 1868, II. Kammer, S. 2031), in Sachsen absolvirten verhältnißmäßig mehr junge Leute als in Preußen den vollständigen Gymnasialcursus, auf Irrthum beruht. Für das Jahr 1870 betrug die Zahl der Gymnasialabiturienten

in Preußen 2832
in Sachsen 234.

Die Einwohnerzahl Preußens etwa 10mal so groß angenommen als die Sachsens, mußte letzteres 283 statt 234 Abiturienten liefern.

Noch ungünstiger für Sachsen aber erweist sich das Verhältniß, wenn man die 390 Abiturienten der preußischen Realschulen I. O. mit in Anschlag bringt; denn man darf dieser Zahl nicht die 91 Abiturienten der sächsischen regulativmäßigen Realschulen gegenüberstellen, da letzteren bis zu diesem Jahre die zwei oberen Klassen der preußischen Realschulen I. O. fehlten. — Ueberdies zeigt auch die Schulstatistik der erst 1866 zu Preußen hinzugekommenen Provinzen (Hannover u. s. w.), sowie die der übrigen nord- und

---

4) Einjähriger Besuch der II: Postexpedienten, Civilanwärter.

5) Reife für Ober II: a) Eintritt in den Marinedienst; b) Studium der Thierarzneikunde als Civileleve.

6) Reife für I: a) Civilaspirant bei den Proviantämtern; b) Feldmesser; c) Markscheider; d) Civilsupernumerar bei den Provinzial-Verwaltungsbehörden; e) Justizsubalterndienst.

7) Besuch der I: Studium der Oekonomie auf den königl. landwirthschaftlichen Akademien.

8) Einjähriger Besuch der I: a) Civilapplicant für den Militärintendanturdienst; b) für den Marineintendanturdienst; c) Civilsupernumerar bei der Verwaltung der indirecten Steuern; d) Zulassung zur Entlassungsprüfung bei den königl. Provinzial-Gewerbeschulen.

9) Maturitätszeugniß: a) Facultätsstudien; b) Dispensation von Ablegung des Portepeefähnrichsexamens; c) Aufnahme in die königl. Bauakademie zu Berlin; d) in die königl. Bergakademie zu Berlin; e) in die königl. höhere Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde (bei unbedingt genügender Censur in der Mathematik); f) Posteleve; g) Aufnahme in das königl. Gewerbeinstitut zu Berlin; h) Aufnahme in das reitende Feldjägercorps.

Entsprechende Rechte sind an die Progymnasien, die Realschulen II. O. und die höheren Bürgerschulen geknüpft.

süddeutschen Staaten, daß leider Sachsen hinter dem gesammten Deutschland in der Entwickelung seines höheren Schulwesens erheblich zurückgeblieben ist. Im Jahre 1870 zählte nämlich:

Hannover, bei 1,937,637 Einwohnern (also ca. ½ Million weniger als Sachsen): 17 Gymnasien (5 mehr als Sachsen), 2 Progymnasien, 9 Realschulen und 14 höhere Bürgerschulen.

Schleswig-Holstein, bei 981,718 Einwohnern: 10 Gymnasien, 1 Realschule, 3 höhere Bürgerschulen.

Hessen-Nassau, bei 1,379,745 Einwohnern: 11 Gymnasien, 2 Progymnasien, 8 Realschulen, 15 höhere Bürgerschulen.

Thüringische Staaten und Anhalt, bei 1,345,141 Einwohnern: 17 Gymnasien (5 mehr als Sachsen), 1 Progymnasium, 10 Realschulen und 4 höhere Bürgerschulen.

Mecklenburg, bei 659,388 Einwohnern: 9 Gymnasien, 2 Progymnasien, 9 Real- und höhere Bürgerschulen. Nach diesem mecklenburgischen Maßstabe müßte Sachsen 33 Gymnasien und 33 Realschulen haben.

Hessen-Darmstadt, bei 823,138 Einwohnern: 6 Gymnasien, 1 Progymnasium, 10 Realschulen.

Baiern, bei 4,823,421 Einwohnern: 28 Gymnasien, 78 Lateinschulen, 9 Knabenseminare, 6 Realgymnasien zur Vorbereitung auf das Polytechnicum (außerdem 33 staatliche Gewerb-, Handels- und Landwirthschafts-Schulen.)

Württemberg, bei 1,778,479 Einwohnern: 15 Gymnasien, Lyceen und protestantische Klosterschulen, 9 Oberrealschulen (außerdem 106 Latein- und Realschulen).

Baden, bei 1,434,970 Einwohnern: 15 Lyceen und Gymnasien, 3 Pädagogien (Progymnasien), 30 höhere Bürgerschulen.

Diese Angaben genügen, um die unerfreuliche Thatsache festzustellen, daß Sachsen, welches sich in anderen Zweigen menschlicher Cultur mit jedem deutschen Staate getrost messen kann, auf dem Gebiet des höheren Schulwesens nicht nur von Preußen, sondern auch von den übrigen deutschen Staaten sich vollständig hat überflügeln lassen. Dafür spricht auch die betrübende Erscheinung, daß, während allerwärts die höheren Schulen bedeutend vermehrt worden sind, in Sachsen seiner Zeit 5 Gymnasien (Kamenz und Löbau vor 1835, Chemnitz, Annaberg und Schneeberg nach 1835) unverantwortlicher Weise aufgehoben worden sind, von denen erst eins, nämlich das zu Chemnitz, im Herbst 1868 wieder ins Leben gerufen worden ist.

Bereits auf dem vorletzten Landtage hatte die II. Kammer die Gründung von mindestens vier neuen Gymnasien resp. Realschulen beantragt (Landt. Mittheil. II. Kammer, 1868, S. 3048). Nach den Beschlüssen der I. Kam-

mer, denen dann auch die II. beitrat, sollte zunächst ein Gymnasium in Chemnitz und eine Realschule mit landwirthschaftlicher Abtheilung (Döbeln) gegründet werden, zugleich sollte aber „das Ministerium die Frage einer weiteren Vermehrung der Gymnasien des Landes in Erwägung ziehen und hierüber der nächsten Stände-Versammlung Mittheilung machen."

Allein, abgesehen von den 50,000 Thlr. für das bereits beschlossene Gymnasium zu Chemnitz, fand sich in dem Budget 1870/71 kein weiteres Postulat für Gründung neuer Gymnasien, und auch von der gewünschten Mittheilung über eine weitere Vermehrung der Gymnasien des Landes zeigte sich keine Spur. Und doch hatte das Cultusministerium selbst schon im Jahre 1866 ein Postulat von 50,000 Thlrn. zur Gründung eines ganz unentbehrlichen Gymnasiums für Neustadt-Dresden eingestellt. Dasselbe wurde aber später aus unbekannten Gründen wieder zurückgezogen und ist bis jetzt, trotz aller Petitionen der Dresdener Stadtverordneten, noch nicht wieder zum Vorschein gekommen. Nachdem aber lange genug Chemnitz als das einzige Beispiel in Deutschland hat dastehen müssen, daß eine Stadt mit mehr als 50,000 Einwohnern nicht einmal ein Gymnasium besaß, wird es wahrlich auch Zeit, daß ein Stadttheil der Residenz, der jetzt mindestens 60,000 Einwohner zählt, nicht länger eines Gymnasiums entbehrt. Oben in der statistischen Uebersicht ist erwähnt worden, daß Berlin allein 10 Gymnasien und Breslau deren 4 resp. 5 besitzt. Wie unzulänglich erscheinen daneben die zwei Altstädter Gymnasien Dresdens, von denen obendrein das Vitzthumsche Geschlechtsgymnasium eine Familienstiftung und wegen seiner hohen Schulgeldsätze (72 resp. 100 Thlr.) nur den wohlhabenden Ständen zugänglich ist! Gerade an dem Beispiele der Haupt- und Residenzstadt zeigt sich am schlagendsten, wie wenig seit langer Zeit in Sachsen für eine Vermehrung der Gymnasien geschehen ist.

II. Obere Leitung des höheren Schulwesens in Sachsen. Wie ist es überhaupt möglich gewesen, wird mancher fragen, daß Sachsen in dieser Weise hinter allen deutschen Staaten hat zurückbleiben können? Es lassen sich dafür mancherlei Erklärungsgründe anführen; doch wird man nicht fehlgreifen, wenn man den Hauptgrund in dem Mangel einer fachmännischen Oberleitung sucht. Bis jetzt haben in dem sächsischen Cultusministerium ausschließlich Juristen und Theologen die oberste Leitung des gesammten Unterrichtswesens in Händen gehabt. Es sei ferne, die Verdienste, welche sich einzelne unter diesen hohen Beamten um das Schulwesen erworben haben, verkleinern zu wollen. Aber das wird kaum bestritten werden können, daß zu Zeiten, namentlich damals, wo man jene 5 Gymnasien aufhob, auch in der oberen Leitung ein volles Verständniß dafür, was die humanistische, mehr ideale Bildung der Gymnasien auch in einem vorwiegend

industriellen Lande, wie Sachsen, zu bedeuten hat, nicht vorhanden gewesen ist.

Wie anders in Preußen, wo die Leitung des Erziehungs- und Unterrichtswesens seit langen Zeiten den Händen ausgezeichneter Schulmänner anvertraut ist, welche nach festen und wohlgeprüften Grundsätzen verfahren. Wir erinnern beispielsweise an die tiefgreifende und umfassende Wirksamkeit des Dr. Johann Schulze, einer anregenden, überall die Wissenschaftlichkeit fördernden, Geist und Leben weckenden Kraft, welcher von dem geistvollen und kenntnißreichen Staatsminister Freiherrn von Altenstein (1817—1840) als technischer Rath für das höhere Unterrichtswesen in das Ministerium berufen wurde und demselben von 1818 bis 1858 angehörte. In Preußen nimmt man die Provinzialschulräthe, welche die höheren Schulen in den einzelnen Provinzen zu beaufsichtigen haben, aus der Reihe der Gymnasialdirectoren und der gegenwärtige Leiter des höheren Schulwesens, Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Wiese ist ein vormaliger Lehrer des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin, ein Mann, der sich durch seine philologische und pädagogische Tüchtigkeit in der Lehrerwelt einen ehrenvollen Namen erworben hat. Was dieser Mann für die Hebung und Mehrung der preußischen Gymnasien und Realschulen, für verbesserte Stellung der Lehrer gethan hat, davon sind seine höchst lehrreichen Werke über die Geschichte und Statistik, sowie über die gesetzlichen Grundlagen des preußischen höheren Schulwesens*) ein redendes Zeugniß, und ihm gehört wohl ein guter Theil der warmen Anerkennung, welche im vorigen Jahre Kaiser Wilhelm dem Cultusminister von Mühler für den großen Aufschwung der höheren Unterrichtsanstalten Preußens aussprach.

Warum haben wir nicht auch in Sachsen einen solchen Fachmann im Cultusministerium, welcher die Bedürfnisse der Schule und der Lehrer aus eigener Erfahrung kennt; der ihre Leistungen selbständig beurtheilen kann, der für die möglichste Förderung seines Verwaltungsgebietes das lebhafte Interesse eines ehemaligen Mitarbeiters mitbringt? Warum haben wir nicht auch in Sachsen solche officielle Werke über das höhere Schulwesen, welche auch dem Laien einen gründlichen Einblick in die Verhältnisse gestatten würden? Der Minister v. Bethmann-Hollweg ließ von 1860 ab das „Centralblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen" heraus-

---

*) Das höhere Schulwesen in Preußen. Historisch-statistische Darstellung, im Auftrage des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten herausgegeben von Dr. L. Wiese, Berlin 1864. — Desselben Werkes Fortsetzung, die Zeit von 1864 bis 1868 (1869) umfassend. Berlin 1869. — Verordnungen und Gesetze für die höheren Schulen in Preußen, herausgegeben von Dr. L. Wiese. Erste Abtheilung: Die Schule. Berlin 1867. Zweite Abtheilung: Das Lehramt und die Lehrer. Berlin 1868. —

geben, damit ein urkundenmäßiger Nachweis seiner Verwaltung geführt werden könnte; warum haben wir in Sachsen nichts Aehnliches?

III. Begriff der höheren Schule. Ueber den Begriff der höheren Schule herrscht in Sachsen im Allgemeinen noch viel Unklarheit. Bald wird schon die erste Bürgerschule größerer Städte zur höheren Schule gerechnet, bald wird letztere mit den Fachschulen zusammengeworfen. Diese Unklarheit verwirrt die wichtige Angelegenheit der Lehrerbildung und erschwert die Frage, ob die höheren Schulen Staatsanstalten oder städtische Anstalten sein sollen.

Auch in der officiellen Sprache ist der Begriff der höheren Schule nicht festgestellt. — Einige Ministerialverordnungen führen als höhere Schulen auf: Gymnasien, Progymnasien, Lehrerseminare, höhere Bürger- und Realschulen; aber welcher Umfang einem Progymnasium oder einer höheren Bürgerschule zukommt, wer will das in Sachsen sagen? Das Ministerium selbst ist geneigt, den Unterschied zwischen Volksschule und höherer Schule einerseits, und zwischen Fachschule und höherer Schule andrerseits zu verwischen. Eine Verordnung vom 15. April 1850 stellt geradezu die Lehrerseminare, die höheren Bürgerschulen und Realschulen mit der Volksschule auf gleiche Stufe, indem das Ministerium darin die Erklärung abgibt, daß es ihm „unthunlich" und „bedenklich" erscheine, für die genannten Schulen einen Unterschied zwischen Volksschullehrern und akademisch gebildeten Lehrern zu machen. Ferner kann man in den Nachträgen zu dem Realschulregulativ vom 2. December 1870 lesen, daß für die Realschulen II. Ordnung einiger Fachunterricht, wie z. B. im kaufmännischen Rechnen und in der Buchführung nachgelassen ist, und bekannt ist die Absicht der Regierung, mit der Realschule I. O. in Döbeln einige Fachklassen für Landwirthe zu verbinden. Bei solchen Maßnahmen kann doch wohl von einer tieferen Auffassung der Bedeutung der höheren Schule nicht die Rede sein.

Anders begreift man in Preußen die allgemeine Aufgabe der Realschulen und höheren Bürgerschulen und die Bedeutung, welche dieselben für das öffentliche Leben und die nationale Bildung erlangt haben. „Die Realschulen und die höheren Bürgerschulen," heißt es unter anderen in der Unterrichts- und Prüfungsordnung v. 6. Oct. 1859, „haben die Aufgabe, eine wissenschaftliche Vorbildung für die höheren Berufsarten zu geben, zu denen akademische Facultätsstudien nicht erforderlich sind. Für ihre Einrichtung ist daher nicht das nächste Bedürfniß des praktischen Lebens maßgebend, sondern der Zweck, bei der diesen Schulen anvertrauten Jugend das geistige Vermögen zu derjenigen Entwickelung zu bringen, welche die nothwendige Voraussetzung einer freien und selbstständigen Erfassung des späteren Lebensberufs bildet. Sie sind keine Fachschulen, sondern haben es, wie das

Gymnasium, mit allgemeinen Bildungsmitteln und grundlegenden Kenntnissen zu thun. Zwischen Gymnasium und Realschule findet daher kein principieller Gegensatz, sondern ein Verhältniß gegenseitiger Ergänzung statt. Sie theilen sich in die gemeinsame Aufgabe, die Grundlage der gesammten höheren Bildung für die Hauptrichtungen der verschiedenen Berufsarten zu gewähren. Die Theilung ist durch die Entwickelung der Wissenschaften und der öffentlichen Lebensverhältnisse nothwendig geworden, und die Realschulen haben dabei allmählich eine coordinirte Stellung zu den Gymnasien eingenommen." — „Nur in dem Maße," lautet eine andere Stelle der angeführten Unterrichtsordnung, „in welchem die Aufgabe der allgemeinen und ethischen Bildung von der Real- und höheren Bürgerschule erkannt und gelöst wird, kann sie die irrige Vorstellung, sie vermöge und wolle rascher und leichter als das Gymnasium für den praktischen Lebensberuf vorbereiten und Kenntnisse mittheilen, die sich unmittelbar verwerthen lassen, berichtigen und der Ueberzeugung Eingang verschaffen, daß gerade dann nicht für die Schule, sondern für das Leben gelernt und ein höherer Grad von Brauchbarkeit erreicht wird, wenn die für die Zwecke des Lebens nöthigen Kräfte ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach, an und für sich selbst ausgebildet werden. Die Schule dient dem Leben und achtet auf seine Anforderungen, das beweist die Existenz gerade der Realschulen und die Einrichtung ihres Lehrplans: aber sie hat es mit der Jugend zu thun und kann bei ihr zu der Bildung, welche die einzelnen Berufsarten erfordern, nur den allgemeinen und dauernden Grund legen wollen. Alle Berufsbildung muß sich auf freie menschliche Bildung des Geistes und des Gemüthes gründen." — „Wird diese wahrhafte Realität des Lebens von den Realschulen übersehen, so wäre von ihnen kein Gewinn für das Leben in der Nation zu hoffen: sie würden alsdann eine wissenschaftliche und sittliche Geistesbildung nicht gewähren, sondern den materiellen Zeitrichtungen dienstbar sein, was gegen ihre Bestimmung ist." — Was sagt dagegen das Regulativ für die Realschulen im Königreich Sachsen vom 2. Juli 1860 über die Aufgabe der Realschulen? Die Realschulen sollen den „näheren Dienst des Lebens" und „praktische Zwecke" im Auge haben!

Die preußische Regierung hält also daran fest, daß die unwissenschaftliche Praxis des Nützlichkeitsprincips den Charakter einer allgemeinen höheren Bildungsanstalt aufhebe, und nicht geeignet sei, dem wirklichen Bedürfniß des Lebens zu genügen. Die sächsische Regierung dagegen hat zum Theil die Realschule der materiellen Zeitrichtung dienstbar gemacht und sie dadurch ihrer Bestimmung entfremdet.

Was ist aber überhaupt eine höhere Schule*)? Von der Elementarschule, Volks- oder Bürgerschule, unterscheidet sich die höhere Schule durch einen über das nächste Bedürfniß hinausgehenden Unterricht, von den Fachschulen durch die Ziele allgemeiner geistiger Bildung, von der Universität durch den vorbereitenden Charakter ihres Unterrichts.

Die höheren Schulen haben außer der ihnen mit der allgemeinen Volksschule gemeinsamen Bestimmung, bei der religiösen, sittlichen und nationalen Erziehung der Jugend Hülfe zu leisten, den besonderen Zweck, die Grundlagen der wissenschaftlichen Bildung zu gewähren, welche zur Theilnahme an den höheren Aufgaben des Lebens im Staat, in der Kirche und in der bürgerlichen Gesellschaft befähigt.

Die höheren Schulen sondern sich nach der historischen Entwickelung des höheren Schulwesens in Preußen gegenwärtig in zwei Richtungen, eine gymnasiale und eine reale.

1. Gymnasialanstalten { Gymnasien, Progymnasien.
2. Realschulanstalten { Realschulen erster Ordnung, Realschulen zweiter Ordnung, höhere Bürgerschulen.

Die Gymnasien sind vorzugsweise und nach ihrer ursprünglichen Bestimmung die eigentlichen Vorbereitungsanstalten für die Universitätsstudien. Vermöge der universellen Bedeutung ihrer Mittel zu diesem Zweck sind sie zugleich am meisten geeignet, die Grundlage höherer Geistesbildung überhaupt zu gewähren.

Die Realschulen haben, im Gegensatz zu den Nützlichkeitsschulen früherer Zeit, überwiegend die Bestimmung, die für praktische Berufsarten, sowie für den Eintritt in höhere technische Fachschulen erforderliche allgemeine wissenschaftliche Vorbereitung zu geben.

1) Die vollständigen Gymnasien haben 6 aufsteigende Klassen, Sexta bis Prima, von denen die drei oberen Klassen in eine untere und obere Klassenstufe getheilt sind.

2) Progymnasien, welche als solche anerkannt und mit Berechtigungen versehen sind, haben die 5 Gymnasialklassen von VI bis II. Der Lehrplan der Progymnasien richtet sich in allen Beziehungen nach dem der Gymnasien.

3) Die vollständigen Realschulen, oder Realschulen I. Ordnung, bestehen wie die Gymnasien aus 6 aufsteigenden Klassen. In III dehnt sich der Cursus, um das Pensum der Klasse mit Gründlichkeit zu absolviren, in

*) Vergl. Wiese, Verordnungen und Gesetze. 1. Abth., S. 3.

der Regel auf zwei Jahre aus. II und I haben regelmäßig einen je zweijährigen Cursus.

4) Die Realschulen II. Ordnung unterscheiden sich von denen I. Ordnung darin, daß jene sich unabhängiger von den Rücksichten auf die Forderungen der Behörden nach besonderen localen Bedürfnissen einrichten. Das Lateinische kann in ihnen zu den facultativen Lehrgegenständen gerechnet werden oder ganz wegfallen; sie sind unbehindert, den Cursus der III und II auf je ein Jahr zu beschränken. — Diese Realschulen II. O. finden, wie schon oben bemerkt, wenig Anklang in Preußen.

5) Die anerkannten und zu Entlassungsprüfungen berechtigten höheren Bürgerschulen umfassen die Klassen VI bis II und befolgen in denselben im Wesentlichen den Lehrplan der Realschulen I. Ordnung, sind auch im Uebrigen nach denselben Grundsätzen eingerichtet. Der Cursus der ersten Klasse solcher Anstalten hat daher die Dauer von 2 Jahren, und das Lateinische gehört auch bei ihnen zu den obligatorischen Unterrichtsgegenständen.

Mit den meisten höheren Lehranstalten sind Elementar-Vorschulen von 1, 2 und mehr Klassen verbunden, um zur Erlangung der für den Eintritt in die Sexta erforderlichen Elementarkenntnisse Gelegenheit zu geben. In die Vorschule können Kinder ohne alle Vorkenntnisse aufgenommen werden. Es geschieht in der Regel nicht vor dem vollendeten 6. Lebensjahre. — Die Aufnahme in die Sexta der höheren Schule geschieht vorschriftsmäßig in der Regel nicht vor dem vollendeten 9. Lebensjahre.

Vergleicht man die höheren Schulen Sachsens mit denen in unserem „Nachbarstaate" Preußen, so wird man finden, daß nur das sächsische Gymnasium dem Namen und der Sache nach mit dem preußischen Gymnasium zusammenfällt, daß hingegen die sächsischen Progymnasien, Realschulen I. O. und höheren Bürgerschulen von den preußischen Schulen gleichen Namens ganz bedeutende Verschiedenheiten zeigen. Progymnasien und höhere Bürgerschulen nach preußischer Terminologie gibt es bei uns nicht einmal annäherungsweise. Auch die sächsische Realschule I. Ordnung fällt mit der preußischen Realschule I. Ordnung durchaus nicht zusammen, denn letztere hat einen 9jährigen Cursus mit Schülern vom 9. bis zum 18. Jahre, erstere dagegen nur einen 7jährigen, mit Schülern vom 10. bis zum 17. Jahre. Die elementaren Vorkenntnisse, welche bei der Aufnahme in die unterste Klasse, die Sexta, nachgewiesen werden müssen, sind in Preußen und Sachsen genau dieselben, obgleich die Aufnahme in Sachsen um ein Jahr später erfolgt! Auch die Vorschulen, eine gewiß sehr zweckmäßige Einrichtung, finden sich bei uns in Sachsen nicht vor.

Um jede Verwirrung der Begriffe zu verhüten, was ja so leicht geschehen

kann, dürfte sich wohl empfehlen, in so engverbundenen Staaten wie die deutschen jetzt sind, mit dem gleichen Namen auch nur die gleiche Sache bezeichnen. Das Indigenat, die Gemeinsamkeit des Militär- und Postwesens, und die Berechtigungen der höheren Schulen machen das Zusammenfallen des Namens mit der Sache sogar unbedingt nothwendig. Nach dem Reglement der Postverwaltung des norddeutschen Bundes vom 15. Febr. 1868 § 1 ist für die Annahme als Posteleve das Reifezeugniß eines Gymnasiums oder einer Realschule I. Ordnung erforderlich. Werden nun etwa die Reifezeugnisse einer sächsischen Realschule I. Ordnung den Reifezeugnissen der Gymnasien und der Realschulen I. Ordnung in Preußen gleichgestellt, da doch bei jener der Cursus um 2 Jahre kürzer ist, d. h. um 1 Jahr später beginnt und um 1 Jahr früher endet, als bei diesen, der Abgang bei jener schon im 17., bei diesen erst im 18. Jahre erfolgen kann? Diese offenbare Ungerechtigkeit findet auch statt bei der Annahme als Portepeefähnrich. Nach der Verfügung des sächsischen Kriegsministers vom 1. März 1867 sub 9 sind von der Portepeejunkerprüfung dispensirt: diejenigen Aspiranten, welche im Besitze eines vollständigen Abiturientenzeugnisses eines sächsischen Gymnasiums oder einer nach dem Regulative vom 2. Juli 1860 organisirten sächsischen Realschule sind. Demnach werden auch hier die 17jährigen Abiturienten unserer Realschulen mit den 18jährigen Abiturienten der Gymnasien völlig auf eine Linie gestellt. Diesen Widersprüchen kann nur dadurch gründlich abgeholfen werden, daß sich das Cultusministerium endlich entschließt, die sächsischen Realschulen völlig nach dem Muster der preußischen Realschulen I. Ordnung zu reorganisiren.

Die Leiter des höheren Unterrichtswesens in Sachsen scheinen zu glauben, daß durch Steigerung der Zahl der wöchentlichen Lehrstunden das Schulziel schneller zu erreichen oder für den praktischen Lebensberuf schneller vorzubereiten sei, als dies in „unserem Nachbarstaate" für möglich gehalten wird. Abgesehen von den unteren Klassen und mit Ausschluß der Gesang- und Turnstunden ist in Preußen die wöchentliche Stundenzahl

an den Gymnasien 30
an den Realschulen 30 bis 32,

in Sachsen dagegen

an den Gymnasien 34
an den Realschulen 35 bis 36.

Zu diesem Uebermaß von Unterrichtsstunden gesellt sich noch, namentlich an manchen Realschulen, eine Ueberbürdung der Schüler mit häuslichen Arbeiten. Was sind die Folgen solchen Vorgehens? Die begabtesten Köpfe allein vermögen dieses Uebermaß von Unterricht zu ertragen, die mittleren Köpfe erliegen demselben aber vollständig. Durch diese Ueberfüllung des Gei-

ſtes tritt bei einzelnen Schülern mit zunehmenden Jahren ein Grad geiſtiger Stumpfheit ein, der denn doch die Frage nahe legt, ob hier nicht ein energiſches „Halt“ geboten erſcheint. — Solche Zuſtände ſind aber nur möglich, wo das Schulweſen, wie in Sachſen, der fachmänniſchen Leitung entbehrt, welche aus eigener Erfahrung überall das rechte Maß zu finden weiß. (Schluß folgt.)

Herder's Einwirkung auf die deutſche Lyrik von 1770—1775.

Von E. Laas.

(Schluß.)

Urſprüngliche Klopſtock'ſche Odenform nach dem Vorbild des Horaz findet ſich bei Goethe nur einmal verwerthet in dem choriambiſchen Hymnus am Anfang des Mahomet:

Theilen kann ich auch nicht dieſer Seele Gefühl,
Fühlen kann ich auch nicht allen ganzes Gefühl,
Wer, wer wendet dem Fleh'n ſein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?
Hebe, liebendes Herz, dem Erſchaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du alliebender, du!
Der die Sonne, den Mond und die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und Dich.

Dieſe Horazianiſche Poeſie hatte durch Herder den Todesſtoß erhalten; man fühlt ſelbſt bei Goethe den Zwang und die Unnatur; ſie mußte allmählig verbluten wie die Anakreontiſche Tändelei.

An die Stelle der letzteren trat auch bei Goethe ſeit Straßburg das volksthümliche Lied. Seit dem Umgang mit Herder lauſchte er wie Bürger auf die Weiſen des Volkslieds, und lernte ihm den empfindungsvollen, einfachen echt deutſchen Ton ab.

Aber auch dieſe lyriſche Form hat das tiefe, von ſelbſteigenem Leben quellende edle Dichtergemüth über das, was er vorfand und was ihn zuerſt

anregte, und zwar in der Richtung der dem Liede gleichsam immanenten Intentionen weit hinausgehoben.

„Aus der mündlichen Sage" veröffentlichte Herder in seinen Volksliedern das „Röschen auf der Haide"; es war ihm schon in Straßburg bekannt.

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn —
Der Knabe sprach: ich breche Dich —
Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden,
Röslein wehrte sich und stach;
Aber er vergaß danach
Beim Genuß der Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Herder hat: „Es sah", „Der Knabe", „Das Röslein" Goethe führt leise, fast unbemerkt und zart den von Herder in dem 10. Briefe über Ossian hervorgehobenen „Vorschlag" ein, der dem Hauptwort weit mehr „poetische Substantialität und Persönlichkeit" verleiht: 'Sah (Sah), 'Knabe (Knabe) sprach, 's Röslein oder 'Röslein (Röslein) sprach. Die Schlußstrophe heißt danach bekanntlich bei Goethe:

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein u. s. w.

Und wenn Herder von dem Volkslied „Kinderton" verlangte, was ist mehr Kinderton, das schroffe logische „Doch" oder das treuherzig fabulirende „Und"?

Und wichtiger als alles dies: die Umänderung am Ende, wie hält sie Alles einfach und einheitlich bei der traurigen Geschichte vom armen Röslein, das nun eben zu schwach ist, Gewaltthat zu wehren: und war doch „so jung und morgenschön" (Herder: so frisch und schön); stimmt's nicht zu kindlicher Wehmuth? Das Volkslied stört mit seinem Ausgang das Interesse, das durch den Refrain fest und bestimmt dem Röslein zugewandt ist. Der Goethe'sche Schluß stellt die Einheit der Empfindung, die lyrische Grundstimmung wieder her. Und hingehaucht, sanft verschwebend und verklingend dieser neue Schluß! wie täppisch und fast sinnlich roh das „Volkslied" selbst. Durch wenige Striche ist es von dem sinnig nachfühlenden Dichter erst auf die Höhe gehoben, die der Idee noch vorschwebte, die Herder richtig bezeichnet hatte; Goethe hat es erst vollendet und zu sich selbst gebracht.

Was verdankt der hochbegnadigte Mensch dem Lehrer? Er stellte ihn so, daß er seinen Genius rein und frei gewähren lassen konnte; er gab ihm

Anregung und Gelegenheit; um es mit einem Schiller'schen Gegensatz zu sagen: er gab den „Zufall", den der Dichter zum „Zweck" gestaltete. Er zeigte ihm wirklich gefühlte Poesie; wie der Ton auch sein mochte, ob Knittelreim, ob reimloser Hymnus, ob Lied, ob Ballade, sofort klang es, wenn er echt poetisch war, in dieser Seele von Neuem wieder. Der Haidenrösleinton gleich noch einmal im „Veilchen;" in den „Werken" freilich weit davon getrennt; jenes unter den „Liedern", dieses unter den „Balladen;" und ist doch das zweite unmittelbar dem ersten nachgesungen: wieder drei Strophen zu 7 Versen; dort die Geschichte vom Röslein, das auf der Haide stand, hier das wehmüthige Duldergeschick des „Veilchens", das auf der Wiese stand und das ein Mädchen nicht brach, sondern trat; hier fehlen die Dornen, hier fehlt jedes Widerstreben ganz; keine Drohung: ich steche dich! nein der Wunsch: Ach! wär' ich nur

Die schönste Blume der Natur, (wie's Röschen?)
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! Das Mädchen — zertrat das arme Veilchen. Nicht stach es: — es starb und freut' sich noch: Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch durch sie! durch sie! zu ihren Füßen doch!

Es ist kein Zweifel, das „Volkslied" regte zunächst zu einer kleinen zarten Besserung an: allmälig blühte daraus eine ganz neue, noch weichere, dornenlosere Auffassung hervor. Und das neue Lied nun von einer klangvollen, schmelzenden Mädchenstimme vorgetragen — es ist mehr wie „Volkslied": ganz Gefühl und Natur, wie dort: aber gehoben durch eine reiche, tiefe, gebildete Seele.

Sofort mußte dieser lebensfrische, dem Volkslied abgelauschte Ton sich auch in den „Liebesgedichten" zeigen; einfach und natürlich entquollen sie bei jeder wirklichen „Gelegenheit": nie auf eine „künftige Geliebte". Goethe sagt selbst: „Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte": — konnte Herder hier irgend Etwas anders wünschen?

Das ganze Verhältniß zu Friederiken stellt sich uns Nachgeborenen in sinnlicher Lebensfülle ziemlich klar vor die Seele, wenn wir die erhaltenen Gedichte etwa so hinter einander lesen: Nach Sesenheim („Ich komme bald, ihr gold'nen Kinder"), Ueber Tisch („Nun sitzt der Ritter an dem Ort"); zu beiden ist das Ende des 10. Buches von Wahrheit und Dichtung zu vergleichen; Auf einen Baum im Wäldchen bei Sesenheim („Dem Himmel wachs' entgegen"), Friederike („Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle"), Willkommen

und Abschied („Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!"), Morgenständchen („Erwache Friederike"), Mit einem gemalten Band („Kleine Blumen, kleine Blätter"), Mit einem goldnen Halskettchen („Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen"), Als ich in Saarbrücken war („Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?"), Neue Liebe, neues Leben („Herz, mein Herz, was soll das geben!"), Mailied („Wie herrlich leuchtet mir die Natur?"), An die Erwählte („Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe"), Entfernung von der Geliebten („Ach bist du fort?"), „Ein grauer, trüber Morgen."

Goethe stellt in Wahrheit und Dichtung im 17ten Buch: „Herz, mein Herz, was soll das geben?" (auf Friederike), und: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich" (auf Lili) zusammen und bemerkt: „Hat man sich diese Lieder aufmerksam vorgelesen, lieber noch mit Gefühl vorgesungen, so wird ein Hauch jener glücklichen Stunden gewiß vorüberwehen!" „Ja allerdings! jene „glücklichen Stunden" haben diese süßen, herzinnigen Lieder geboren; sie strömten, wie es Herder wollte, aus dem Nothdrang der Leidenschaft; sie führen, gesungen, die sympathisch gestimmte Seele „mit unendlicher Gewalt" dorthin zurück:

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränd'rung, ach! wie groß!
Liebe! Liebe, laß mich los. —

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur! — —

1774 gab Bürger die erste Probe zu der von Herder geforderten neuen, echten deutschen Romanzenweise. Goethe trug die Lenore vielfach vor. Sollte es nicht auch hier, wie beim Haidenröslein geschehen sein, daß es der Wecker ward für einen schlafenden Trieb seiner eigenen Seele? War nicht auch dieser Ton natürlich, frisch, poetisch? schlug er nicht in dem unendlich reich besaiteten Herzen gleichgestimmtes Singen und Klingen wach?

„Der untreue Knabe" dürfte sich zu Bürgers Lenore verhalten wie das „Veilchen" zum ursprünglichen „Röschen auf der Haide." Es zeigt sich in diesem Beispiel, wie viel denn doch selbst dieser volle, große, geniale Mensch der Außenwelt verdankt.

Es war ein Knabe frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,

Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſt und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſcherzt
Und endlich ſie verlaſſen.

Es bricht dem „Mädchen" das Herz, wie Clavigo's Untreue Marien tödtete. Die Erinnerung an Friederike klingt hier und dort quälend nach.

Die Stund', da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſt ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.
Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf allen Seiten;
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit't ſieben Tag' und ſieben Nacht,
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Er duckt ſich unter „Gemäuerwerk, bindet's Pferd hauß' an"; die Erde „erwühlt" ſich unter ihm; „er ſtürzt wohl hundert Klafter." Er ſieht drei Lichtlein ſchleichen; er „krabbelt nach"; ſie „irrführen" ihn

Die Quer und Läng',
Trepp' auf, Trepp' ab, durch enge Gäng'
Verfall'ne wüſte Keller.
Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohläugig, grinſen allzumal —

unten an ſein „Schätzel", mit weißen Tüchern angethan, die wend't ſich. —

Der Bürger'ſche Ton mit ſeinen populären Worten und Wendungen läßt ſich nicht verkennen; ohne die Lenore wäre auch dieſe Ballade nicht. Und doch wieder, wie weit geht die Nachahmung über Vorbild und Anregung hinaus! Der wüſte Abſchluß der Lenore, wohl gar verbrämt mit einer „Moral" widerſtrebte dem Sinn, widerſtrebte der Hand des Dichters; er ſchließt ähnlich fein, bloß andeutend wie in ſeinem Haideröslein.

Und noch Eins: Wer ſollte die Lenore ſingen? „Der untreue Knabe" wird in Claudine von Villa Bella von Crugantino zur Cither vorgetragen; zum Singen iſt auch der „König von Thule" beſtimmt, der Februar 1775 in der älteſten Fauſtbearbeitung dem ſingenden Gretchen ſo in den Mund gelegt ward:

Es war ein König in Thule
Einen gold'nen Becher er hätt'
Empfangen von ſeiner Buhle
Auf ihrem Todesbett.

Auch dieſe Ballade iſt ſchon in der älteſten Faſſung leichter, einfacher, überſichtlicher und abgerundeter als Bürger's Lenore.

Die ſchönſten Balladen aber gehören erſt der Weimarer Zeit an. Der „Erlkönig", eine Arie des Singſpiels „Die Fiſcherin", geht wieder direct auf Herder'ſche Anregung zurück. Selbſt der Name wäre nicht ohne Herder; denn einen Erlkönig gibt es in keiner Sage" (Grünne); aber Herder's „Stimmen der Völker" hatten aus dem däniſchen „Ellerkonge" (Elbenkönig, Beherrſcher der Elbe) den Erlkönig gemacht.

Herder: Erlkönigs Tochter.

Herr Oluf reitet ſpät und weit
Zu bieten auf ſeine Hochzeitleut'.

Die Elfen locken ihn zum Tanzen; ſie bieten ihm nach einander güldne Sporen, ein feines, weißes Hemd von Seide, einen Haufen Goldes, und als er ſich weigert, denn frühmorgen iſt ſein Hochzeittag, ſchlägt ihn die Elfe auf's Herz, tödtliche Krankheit wird folgen ihm.

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf, und er war todt.

Bei Goethe nicht ein Bräutigam, ſondern ein Kind, getödtet nicht wunderbar von tückiſcher Elfenhand, ſondern von jenen unheimlichen natürlichen Schauern, die die leicht beſchwingte ängſtliche Kinderphantaſie in nebliger Nacht im düſtern Erlenwalde aus ſich ſelbſt erzeugt: der Menſch erdrückt von den dunkeln Gefühlen, welche die Natur gegen Berechnung und Willen aus den Tiefen ſeiner Seele plötzlich hervorbrechen läßt. Einmal perſonificiren ſich die dämoniſchen Kräfte zu lockenden Waſſerweibern, dann zu Erlkönigs Töchtern.

Wie eignete ſich dieſer verſchleierte, düſtere, ahnungsreiche Inhalt zu dem von Herder ſo ſchön beſchriebenen Balladenton:

In ancient times in Britain Isle
Lord Henry was well knowne!

Und wie hat Goethe dieſen Ton mit ſeinem eigenthümlichen, nur der Empfindung zugänglichen clair-obscur getroffen! wie hineingelegt all das „Unnennbare", das ſonſt nur mit dem Geſange, wie Herder ſagt, „ſtromweis in unſere Seele zieht", wie der muſikaliſchen Compoſition dadurch vorgearbeitet, wie dieſelbe angereizt! Ueberall beherrſcht dieſen Menſchen ohne Grübeln und Rechnen das ſicherſte, weil völlig natürliche und ureigene poetiſche Formgefühl.

Herder hatte die Natur frei gemacht: welch' Glück für Deutſchlands Lyrik, ja für Deutſchlands Poeſie überhaupt, daß ſein erſter Schüler eine Natur beſaß, ſo edel, fein und tief organiſirt, ſo hinhängend nach idealer Schönheit und ebenmäßiger Vollendung! So ward dann „an des Jahrhunderts Neige" das höchſte Ideal erreicht: innigſte Verſchmelzung und Durchdringung von Freiheit und Geſetz, von Natur und Cultur, von originalem,

echt deutſchem Inhalt und klaſſiſcher Form: da ſtand es in „edler, ſtolzer Männlichkeit“.

Das Jünglingszeitalter dieſer neuen Poeſie fällt in die Jahre 1770—75. Kaum vergleichen läßt ſich in den meiſten Stücken der neue Geiſt mit dem alten; wie durch plötzlichen Zauber brach er heraus; den Zauberſtab ſchwang Herder, Goethe erfüllte voll und groß, was dieſer geahnt und gefordert hatte. Er gab uns ſchon in dieſen erſten Jahren eine Lyrik, die alles Vorhandengeweſene überragte; ihr folgte allmälig eine Blüthenpracht, die mit jedem Beſten jeder Zeit und Zone den Vergleich nicht zu ſcheuen braucht. Deutſche Lieder, deutſche Balladen, wer ſagt ſie nicht? wer ſingt ſie nicht? Sie ſind unſer Stolz und unſere Luſt; jeder Fremde, der ſie zu verſtehen vermag, bewundert ſie; in alle gebildeten Sprachen ſind ſie überſetzt: eine unendliche Fülle von Goethe bis Heine und Uhland herab; ein unverſiegbarer, unerſchöpflicher Strom; Herder hatte das Geſtein aufgeſchlagen, den Fluch und Bann gelöſt; ſprudelnd ergoß ſich der Quell in die von ihm gewieſene Bahn.

Herder's Verdienſt, man kann es nicht verkennen, iſt ein bedeutendes; Goethe verdankt ihm nahezu Alles, was einer genialen Naturkraft von außen gegeben werden kann: Wegräumung aller ſtörenden Hinderniſſe, Oeffnung, Ebnung und Anweiſung der richtigſten und bequemſten Wege. Er konnte es nicht glücklicher treffen, als es ihm in Straßburg zu Theil ward. Ohne mühſames Studium erhält er Aufſchlüſſe und Belehrungen der fruchtbarſten Art faſt in dem Moment, wo er danach die größte Sehnſucht tragen mußte, wo er jedenfalls derſelben am Meiſten benöthigt war.

Unwillkürlich erinnert man ſich einer Stelle in der Italieniſchen Reiſe, wo der Berichterſtatter einige ähnliche außerordentliche „Conſtellationen“ und glückliche Zufälle erwähnt: Ich werde mich wohl noch in eine Prinzeſſin verlieben, um den Taſſo, mich dem Teufel ergeben müſſen, um den Fauſt zu ſchreiben. „Denn bisher iſt's ſo gegangen. Um mir ſelbſt meinen Egmont intereſſant zu machen, fing der Römiſche Kaiſer mit den Brabantern Händel an, und um meinen Open einen Grad von Vollkommenheit zu geben, kam der Züricher Kayſer nach Rom. Das heißt doch ein vornehmer Römer, wie Herder ſagt, und ich finde es recht luſtig, eine Endurſache der Handlungen und Begebenheiten zu werden, welche gar nicht auf mich gerichtet ſind. Das darf man Glück nennen.“ Nie iſt dem Glückskind ein Zufall gelegener gekommen, als die Bekanntſchaft mit Herder in Straßburg. Kaum dürfte ſich ahnen laſſen, was der Genius in ſelbſtgenugſamer Iſolirung, was er ohne Herder's und Bürger's Vorgang und Anregung in völligſter Beſchränkung auf ſeine ureigenen Beſitzthümer, was er etwa in der Zeit Opitzens oder Gottſched's hätte leiſten mögen.

Hat der Dichter nun seinerseits das Nöthige gethan, daß die Nachwelt der großen Leistung des jungen Kritikers immer hinreichend gedenk blieb? Wenn er in Wahrheit und Dichtung mit der rechten liebevollen Wärme dem verdienstvollen Lehrer die gebührende Anerkennung zu Theil werden ließ, so war keine Gefahr, daß Herder's Name je in Vergessenheit kam, daß ihm je die zukömmliche Ehre versagt ward. Denn wo gibt es einen Bericht über die literarischen Zustände des vorigen Jahrhunderts, der auch nur annähernd so viel Leser hätte als Goethe's Confessionen; man kann, glaube ich, sagen, sie halten ganz allein allen andern Darstellungen zusammen die Wage.

Wunderlich aber ist, wie Goethe hier mit Herder verfährt. Man kann nicht behaupten, daß geradezu übergangen wäre, welche neuen Erkenntnisse ihm plötzlich durch Herder geöffnet wurden: Es verging kein Tag, „der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre. Ich ward mit der Poesie in einem ganz andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir mehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, die Volkspoesie, die ältesten Urkunden als Poesie geben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer. Ich verschlang das Alles; und je heftiger ich im Empfangen, desto freigebiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu."

Wie kühl und gedämpft! — und für den nicht sonsther Orientirten ziemlich dunkel, fast orakulös. Jedenfalls nicht anreizend, aus dem Dickicht und Gestrüpp der wundersam geordneten Werke Herder's sich die Schriften zusammenzusuchen, welche näheren Aufschluß geben würden.

Und diese kurzen, in äußerst gelassenem Ton, im Ton der „vornehmen Römer" vorgetragenen Bemerkungen sind unter einer solchen Menge ausstellender, ja herabsetzender Mittheilungen wie verschüttet, daß es leichthin streifenden Lesern passiren kann, sie über den andern ganz zu vergessen und von Herder wirklich das Bild eines „gutmüthigen Polterers" mitzunehmen, wie Goethe ihn nennt, eines Polterers, der dem jugendlichen Dichter in pedantischem Ernst seine unschuldige Siegelsammlung, seine Neigung für Ovid's Verwandlungen zu verleiden suchte, der sich nicht bloß über das unbenutzte Bücherbrett, sondern auch über seinen Familiennamen ganz unzarte Scherze erlaubte, der von seiner stolzen Höhe herab den treuherzig anschmiegsamen Studenten in stets widersprechendem, bitterm, bissigem Humor mißhandelte, der selbst, wenn jener seinen Ansichten zustimmte, in unausstehlicher Launenhaftigkeit ihn schalt, aufzog und herunterriß.

Und diesem Bilde gegenüber was war ihm Herder wirklich gewesen!

Und was hat er weit über die an dem Dichter sichtbaren Wirkungen hinaus der ganzen Nation geleistet! Aus den von ihm in sprudelnder

Rede hingeworfenen Anregungen ging zum Theil unmittelbar, zum Theil durch Vermittelung des Goethe'schen Götz und Faust, Bürger's und des Malers Miller, wie der Musäus'schen Volksmärchen die romantische Schule, aus ihnen die germanistische Philologie, aus ihnen die Schlegel'schen und Grimm'schen Brüder, Tieck, Schelling und Hegel, aus ihnen die Erweiterung unseres Schriftwesens bis an das Thor der Weltliteratur, aus ihnen aber auch die Erweckung und Befreiung des nationalen Selbstgefühls hervor: unsere großen, die Poesien aller Zeiten und Nationen nachbildenden Uebersetzer, ebenso wie die deutschen Patrioten Arndt, Jahn und Fichte sind von Herder'schen Gedanken angeregt und durchdrungen.

Und daneben nun diese vornehme Weise Goethe's, die dem unendlich verdienstvollen Manne nicht einmal klar, rein und uneingeschränkt den Dank zollt, den er ihm persönlich schuldete: es ist recht verdrießlich, verdrießlich, weil ihm dadurch die Anerkennung der Nation verkümmert ist.

Man kann sich ja denken, wie Goethe darauf kam, so über Herder zu berichten. Er deutet's in den beigefügten Reflexionen über „Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank" selbst an: „Ich bin von Natur so wenig dankbar, als irgend ein Mensch, und beim Vergessen empfangenes Gutes konnte das heftige Gefühl eines augenblicklichen Mißverhältnisses mich sehr leicht zum Undank verleiten."

Man weiß, daß sich später zwischen ihm und Herder allerdings ein „Mißverhältniß" herausbildete. Und es läßt sich nicht verkennen, wieviel Schuld daran Herder hatte. Auch uns ärgert ja, wenn der Alte aus hämischer Mißgunst gegen den neuen durch Goethe, Schiller und Kant bewirkten Aufschwung deutscher Bildung, weil man jetzt ohne ihn auszukommen wußte, sich in absichtliche Ueberschätzung der alten, abgelebten Literatur verlor, die er einst selbst so stürmisch angerannt hatte.

Aber darüber darf die Nation jedenfalls nicht der unendlichen Verdienste vergessen, die der jugendliche, alle Tiefen aufwühlende Herder in den ersten zwölf Jahren seiner literarischen Wirksamkeit um die Neugestaltung und Erfrischung des verbildeten und verkommenen Nationalgeistes sich erworben hat.

Eine Seite seiner reichen und fruchtbringenden regenerirenden Thätigkeit haben die obigen Zeilen behandelt; sie wollten ein bescheidener Beitrag zu dem Danke sein, welchen das deutsche Volk dem Namen eines Mannes schuldet, den eigene spätere Verirrungen und die übelgestimmte Darstellung seines größten Schülers mit Unrecht in Vergessenheit gedrückt haben.

Berichtigung. Statt Perry muß es in den ersten beiden Theilen dieses Aufsatzes Percy heißen.

Unſer Heerweſen.

Aus Preußen, 12. October. Als im vergangenen Sommer urplötzlich über uns das franzöſiſche Kriegswetter hereinbrach, hieß es ganz allgemein, der franzöſiſche Militärbevollmächtigte in Berlin habe durch ſeine Berichte zum Ausbruch des Krieges nicht unweſentlich beigetragen. Nachher ſind einzelne dieſer Berichte in Paris zur Veröffentlichung gelangt, ſie haben den Verfaſſer in ganz anderem Lichte gezeigt als wir in Deutſchland ihn uns gedacht hatten. Und ſeit jetzt eine vollſtändigere Publikation ſeiner militäriſchen Berichte über das preußiſche und deutſche Heerweſen uns vorliegt, (Rapports militaires écrits de Berlin 1866—1870 par le Colonel Baron Stoffel, ancien attaché militaire en Prusse. Paris, Garnier Frères 1871) erkennen wir in dem Baron Stoffel nicht allein einen verſtändigen, gewiſſenhaften Berichterſtatter, ſondern auch einen Beobachter und Beurtheiler unſerer deutſchen Einrichtungen, der mit ſcharfem Blicke das Weſentliche geſehen und verſtanden und, wie man wohl ſagen darf, den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Ein einleitender Brief an einen Freund läßt ſich über die franzöſiſche Gegenwart und über den Krieg ſelbſt aus. Wir ſehen einen Franzoſen vor uns, der von glühender Vaterlandsliebe beſeelt iſt, der aber nicht allein, wie die Größen des Tages in Frankreich, wie jene Thiers, Favre, Gambetta ſeinen Patriotismus vor der Welt paradirt, ſondern auch voll Einſicht und Muth geradezu ausſpricht, daß er überall die Zeichen des ſittlichen und geiſtigen Verfalles Frankreichs gewahr wird; wir citiren den Satz wörtlich: Aujourd'hui ce qui m'attriste presque à l'égal de nos désastres, ce sont les symptômes si frappants de la décadence morale et intellectuelle où nous sommes tombés et la crainte que la formidable leçon qui vient d'être infligée à la France ne lui ait rien appris. Ueberhaupt ein merkwürdiges Verhängniß! Ein Franzoſe, der ganz von dem Gefühle durchdrungen iſt von der Unvermeidlichkeit des franzöſiſch-deutſchen Krieges, und der gleichzeitig immer mehr von der Ueberlegenheit des deutſchen über das franzöſiſche Heer ſich überzeugt! Unzweideutig ſpricht ſich ſein Haß gegen Deutſchland aus, aber nicht blind hat ihn dieſer Haß gemacht, nein ſein Auge iſt durch ihn geſchärft worden: das unvermeidliche Geſchick, das in dem unvermeidlichen Kriege ſeinem Vaterlande von dem durch Preußen disciplinirten und geführten Deutſchland droht, — dies Bild iſt ihm bei allen ſeinen Ausführungen gegenwärtig.

Wir unterlaſſen, hier die Stellen zu ſammeln, in denen über Frankreich ſich der Autor ausſpricht. Wir wünſchten vielmehr auf die Charakteriſtik unſeres Heerweſens die Aufmerkſamkeit politiſcher Kreiſe zu lenken, auf

jene Schilderung und Entwickelung der Grundzüge unserer preußischen Heeresorganisation, die dieser Franzose mit bewundernswerther Einsicht und Offenheit und mit sachverständiger Unbefangenheit und Parteilosigkeit gegeben hat. Auf die technischen Details gehen wir natürlich nicht ein: die Grundgedanken unseres Heerwesens gilt es aufzuzeigen. Möchte die Folgerung für die praktische Politik unserer Reichsvertretung unmittelbar daraus hervorspringen!

Wiederholt kehrt in diesen Berichten der Gedanke wieder, daß es ethische Prinzipien seien, auf denen das deutsche Heerwesen sich aufgebaut habe. Immer wieder sucht der Berichterstatter die Vorzüge der allgemeinen Dienstpflicht hervorzuheben und durch Beleuchtung von den verschiedensten Seiten her die Trefflichkeit dieses Systemes recht klar zu machen: der allgemeine Schulunterricht, den jeder durchmachen muß, die allgemeine Militärpflicht und das, alles öffentliche und private Leben erfüllende allgemeine Pflichtgefühl sind die Säulen des deutschen Staates. Er erzählt, wie man nach dem Kriege von 1813 das Heeresgesetz 1814 erlassen; er erörtert dann die Unvollkommenheiten der Ausführung des Grundgedankens, die Mängel und Schwächen des preußischen Heerwesens, wie sie seit 1850 immer allgemeiner fühlbar wurden: die Reorganisation von 1860 ist ihm die gelungenere Ausführung des großen, schon früher als richtig erkannten, aber praktisch nicht durchgeführten Prinzipes. Sehr deutlich und allgemein faßbar entwickelt dieser Franzose die unterscheidenden Merkmale des Zustandes vor und nach 1860: erst seit der Armeereorganisation ist die allgemeine Wehrpflicht eine Thatsache. Folgt man diesen Rapports in die Einzelausführungen, durch welche immer das Thema vernehmbar hindurchklingt, so wird man vielfach an das erinnert, was die Erfahrungen und Beobachtungen dieses letzten Krieges uns allen an die Hand gegeben. Die höhere Intelligenz im deutschen Heere, bei den Officieren wie bei den Soldaten, hat uns zum Siege über den wälschen Nachbar geführt. Nicht oft genug kann Stoffel die allgemeine Bildung, die Sachkenntniß, den Studieneifer rühmen, mit welchem man überall die Vervollkommnung unserer Armee betrieben hat: ein glänzenderes, ein durchschlagenderes Zeugniß der ganz außerordentlichen Leistungen unserer Militärverwaltung läßt sich kaum schreiben, als ein sachverständiger Feind hier abgelegt hat.

Wollten wir Einzelheiten hervorheben, so würden wir auf die Erörterung über unseren Generalstab hinweisen, die Schilderung des Vorganges bei der Mobilmachung, die oft wiederkehrende Bewunderung der unermüdlichen Sorgfalt mit der die höchsten Spitzen sich der Ausbildung der einzelnen Truppen, der sorgsamen Pflege des Details hingeben. Ueberhaupt, das springt jedem aufmerksamen Leser in die Augen, welch einen ganz hervorragenden Antheil unser König persönlich an den Verdiensten unseres Heeres ansprechen darf.

Ist dies auch dem unterrichteten Politiker nicht neu, so erfreut doch, auch von diesem Beobachter den Sachverhalt so unbefangen dargestellt zu finden. Nach seinem Zeugniß ist die Thätigkeit in der obersten Heeresleitung eine rastlose, eine gradezu staunenswerthe. Auf den Lorbeeren des böhmischen Feldzuges ruhte man nicht aus; besser wie jeder Kritiker hatte man hier die Fehler, die schadhaften Stellen bemerkt, und mit ganzer Energie war man entschlossen zu verbessern, wo nur Verbesserungen Platz greifen konnten. 1870 hat alle Welt gesehen, daß selbst die Helden von 1866 sich nicht zu gut gehalten, noch zu lernen. Wir sind zu der ganz bestimmten Erwartung berechtigt, daß es heute nicht anders geworden sei.

Baron Stoffel läßt doch seine geheime Hoffnung durchschimmern, daß selbst seine Landsleute, für wie unverbesserlich sie sich auch erklären mögen, aus der Einsicht in die preußischen Einrichtungen Nutzen ziehen könnten — (weßhalb hätte er auch sonst seine Berichte in den Druck gegeben?) — wir wollen nach der Lectüre des Buches unseren Wunsch aussprechen, daß unsere politischen Männer, vor allen unsere Reichsboten einen mehr wie flüchtigen Blick dem französischen Werke schenken möchten. Denn die Ueberzeugung muß in jedem Leser sich bestätigt finden und sich befestigen, *daß an den Grundsätzen unseres Heerwesens nicht gerüttelt werden darf.* Freilich, der Reichstagsabgeordnete hat die patriotische Pflicht, nicht allein mit dem Munde sich zu diesem Gedanken zu bekennen — dessen würden vielleicht nur eine Handvoll Deputirter sich weigern — nein, auch den Consequenzen dieses Grundaxiomes sich nicht zu entziehen und in seinem praktischen Verhalten sein theoretisches Bekenntniß zu erhärten.

Ein solches Wort richtet sich selbstverständlich nicht an die Mitglieder der Fortschrittspartei. Ihnen bestreiten wir weder das Privilegium, nichts mehr lernen zu dürfen, noch halten wir für ersprießlich, gegen ihre unfehlbaren Doctrinen ins Feld zu ziehen. Den anderen Parteien aber insgesammt, und besonders unseren national-liberalen Freunden sprechen wir den hoffnungsreichen Wunsch aus, daß sie bei der Berathung des Militäretats, mag er detaillirt oder als Ganzes, in definitiver oder in provisorischer Gestalt ihnen vorgelegt werden, immerfort den Grundsatz sich gegenwärtig erhalten: *an den heutigen Fundamenten unseres Heerwesens darf nicht gerüttelt werden.* Die Zukunft der liberalen Parteien fordert, daß jene Kritik, mit der man 1861—1863 den *sachverständigen*, und jetzt auch durch die Erfahrung von 1866—1871 als solchen legitimirten Vertretern unserer Heeresleitung bald hier bald dort widersprochen und „eins zu versetzen" sich bemüht, jetzt nicht wieder in's Leben zurückgeführt werde. Das Vaterland erwartet von jenen, die sich die Nationalen zu nennen lieben, Enthaltsamkeit und Entsagung von laienhafter

Einrede. Man mißverstehe uns nicht. Wir werden niemals unbedingte Unterwerfung des Reichstagsabgeordneten unter die höhere Einsicht des Ministers als eine Tugend ansehen: hier nur, wo die überlegene technische Kenntniß ganz auf der andern Seite steht, hier ziemt sich demjenigen, der zu den Grundsätzen des Ganzen sich bekennt, im einzelnen sein Urtheil unterzuordnen. Der offenbaren Unfähigkeit gegenüber, wie wir sie in den Departements des Innern und des Cultus leider heute noch vor uns sehen, ist der rückhaltloseste und schärfste Tadel am Platze. — — ? —

Julius Fröbel.

II.

Fröbel, der schon in seinem ersten staatswissenschaftlichen Werke, der 1846 erschienenen neuen Politik, das lebhafteste Gefühl gehabt hatte von dem Zusammenhang der gesellschaftlichen und politischen Fragen, hat diesen Zusammenhang nie wieder aus dem Auge verloren. Die neueste größere Arbeit von ihm ist eine Darstellung der Volkswirthschaftslehre unter eigenthümlichen und fruchtbaren Gesichtspunkten. Das Werk führt den Titel „Die Wirthschaft des Menschengeschlechtes auf dem Standpunkt der Einheit idealer und realer Interessen.“ Bis jetzt ist unter dem besonderen Namen: „Die Grundverhältnisse und allgemeinen Vorgänge der Wirthschaft“ der erste Theil im Herbst 1870 erschienen.

Fröbel besitzt, auch wo er sich eines ganz neuen Gebietes bemächtigt, sogleich die Gabe einer ungemein klaren und fesselnden Darstellung. Auf nationalökonomischem Felde hatte er davon schon eine Probe abgelegt in der 1865 veröffentlichten Abhandlung „Oestreich und der Freihandel.“ Was ist nicht von englischen und französischen wie deutschen Schriftstellern über dieses Thema geschrieben? Der Reiz der Neuheit war in Bezug auf den Inhalt völlig erschöpft, als Fröbel für diese wissenschaftlich durchgekämpfte Sache das Wort nahm zu dem praktischen Zweck, die zurückgebliebene wirthschaftliche Entwickelung Oestreichs durch einen kühnen Entschluß der dortigen Staatsmänner wie der öffentlichen Meinung womöglich zu beflügeln. Die für den

wiſſenſchaftlichen Sieg verſpätete Anwaltſchaft Fröbel's hat auch den praktiſchen Erfolg nicht gehabt, den ſie beabſichtigte. Aber wer die Gründe für den Freihandel einleuchtend und erſchöpfend zuſammengeſtellt leſen will, der wendet ſich am beſten an Fröbel's Abhandlung.

Das neuere Werk iſt mehr als eine klare Zuſammenfaſſung der erreichten Einſichten. Es fügt der gewonnenen Erkenntniß einige bedeutende Geſichtspunkte theils neu hinzu, theils bringt es einzelne ſolche, die bereits aufgeſtellt waren, zum erſten Mal zur folgerichtigen Geltung.

Der Hauptgeſichtspunkt iſt die Einheit oder genauer die organiſche Verbindung der realen und der idealen Intereſſen. Die Darſtellung dieſer Einheit iſt aber die Ethik. Es entſteht die Frage, wie verhält ſich die Wirthſchaftslehre zur Ethik? Offenbar als ein Theil derſelben. Die Wirthſchaft umfaßt einen Theil der techniſchen Mittel für die menſchliche Sittlichkeit.

Da aber die organiſche Verbindung der realen und idealen Intereſſen — wir reden hier mit Fröbel's Ausdrücken, die wir unſererſeits mit anderen tauſchen würden — noch vielfach verkannt wird, ſo gibt Fröbel in ſeiner Darſtellung der Wirthſchaftslehre weſentliche Ausführungen, die an ſich in die Ethik gehören würden. Er iſt dabei einer gewiſſen Undeutlichkeit nicht entgangen. Es ſcheint nämlich hin und wieder, als ſei die Wirthſchaftskunſt gleichbedeutend mit der menſchlichen Kunſt in ihrer Totalität, welche die Sittlichkeit iſt. Was die menſchliche Thätigkeit von jeder Thätigkeit innerhalb der Natur unterſcheidet, iſt ihr Kunſtcharakter, d. i. der Charakter methodiſcher Abſichtlichkeit. Es darf als Erwerb unſerer deutſchen Philoſophie für die Anſchauung der ſittlichen Welt gelten, daß die menſchliche Kunſt einen einheitlichen Zweck und ein einheitliches Syſtem von Mitteln bildet, und daß es einer der Fortſchritte menſchlicher Entwickelung iſt, den ſtets, aber anfangs nur inſtinctiv und unvollkommen vorhandenen Zuſammenhang menſchlicher Thätigkeit immer mehr zum Bewußtſein und zur Wirkſamkeit zu bringen. Wie ſoll nun die umfaſſende menſchliche Kunſt heißen? Iſt ſie die ſittliche, iſt ſie die Wirthſchaftskunſt.

Wir ſtreiten um mehr als Worte. Die Frage heißt: welches iſt der geſtaltende Begriff der menſchlichen Thätigkeit? Die betreffende Unterſuchung kann hier nicht angeſtellt werden. Was Fröbel betrifft, ſo wäre ſeiner Darſtellung der Wirthſchaftslehre wahrſcheinlich zu Gute gekommen, wenn er auf dieſe Frage nicht bloß gelegentlich, ſondern mittelſt einer grundlegenden Unterſuchung eingegangen wäre. Es würde ſich vielleicht gefunden haben, daß die menſchliche Thätigkeit ſich in eine Mehrheit von Sphären ſpaltet und daß der Hauptbegriff jeder Sphäre ſich als Mittelpunkt des ganzen Syſtems anſehen läßt. Mit anderen Worten: Daß aus dem Begriff jeder be-

sonderen Sphäre die übrigen als Mittel folgen. Dies schließt nicht aus, daß alle diese besonderen Begriffe wiederum unter eine höchste Einheit fallen.

Es wird seinen großen Vortheil haben, wenn man aus dem Gedanken der Wirthschaft die Gesammtheit der menschlichen Thätigkeit ableitet: wenn man beispielsweise zeigt, wie die wirthschaftlichen Motive zerstört werden, wie mithin die Wirthschaft selbst zusammenfällt, wenn es nicht Werthe gibt, die wirthschaftlich nicht meßbar sind, weil sie keine unmittelbare wirthschaftliche Function ausüben, die also, um den Widerspruch in ein Wortspiel zu kleiden, nur dadurch wirthschaftliche Mittel sind, weil ohne sie die Wirthschaft keinen Zweck hat. Der neue Gedanke, den Fröbel in der vorliegenden Arbeit einleuchtend machen will, ist näher der von der wirthschaftlichen Bedeutung der unendlichen, bisher als unwirthschaftlich betrachteten Werthe. Ein gewisses Bedenken gegen die Darstellung dürfen wir aber nicht zurückhalten.

Die Darstellung kann synthetisch oder analytisch zu Werke gehen. Wird synthetisch verfahren, so darf dieß in einer Wirthschaftslehre nur so geschehen, daß die betreffenden Kapitel als Lehrsätze aus der Ethik bezeichnet und alle Voraussetzungen der Letzteren aufgenommen werden, namentlich auch die Voraussetzung, daß die sittliche Idee sich in gegensätzlichen Perioden entwickelt. Didaktisch überzeugender ist vielleicht der analytische Weg. Auf diesem muß untersucht werden, wie weit das Bedürfniß nach individuellem Genuß und die individuelle Freude an dem Erwerb, sei es am Besitz oder an der Erwerbsthätigkeit, ausreichende Triebfedern der menschheitlichen Wirthschaft sind. So wird sich zeigen, daß die idealen Güter und Ziele in den Gesichtskreis der Wirthschaft treten, indem sie die Motive der Letzteren vervollständigen und sicherstellen.

Fröbel verfährt synthetisch, indem er einen Begriff der menschlichen Gesammtanlage gibt, aus welchem sowohl die endlichen wie die unendlichen Motive folgen. Wollte man die menschliche Gesammtanlage anders zeichnen, so würde der Widerspruch gegen die Wirklichkeit Jedermann in die Augen fallen. Allein nichts desto weniger ist wahr, daß die menschlichen Motive in den verschiedenen Culturperioden in sehr verschiedenem Verhältniß wirken, daß die idealen Motive zwar niemals gänzlich unwirksam sind, aber doch mißkannt werden, und nur in Folge eines für das herrschende Bewußtsein unerklärten Widerspruchs sich geltend machen. Fröbel weist den Vorwurf des Utilitarismus als einen in sich selbst zerfallenden zurück, weil es ohne nutzbringende Werthe auch keine idealen geben könne. Hierbei ist doch zweierlei übersehen. Einmal bedeutet der Vorwurf des Utilitarismus nicht die Schätzung des Nützlichen, sondern die Ueberschätzung desselben. Die Geringschätzung des Nützlichen war der hellenischen Welt, die periodische und locale Ueberschätzung

ist der modernen Welt eigen, aber auch schon einzelnen Kreisen einer alten Cultur. In diesem Sinn bezeichnet der Utilitarismus eine Verläugnung der vollständigen Anlage der Menschheit. Vielleicht wäre sehr lehrreich, die Ursachen und Folgen der Wirksamkeit des Utilitätsprincips unter verschiedenen Culturbedingungen aufzusuchen. Die Chinesen sind ein utilistisches Volk vielleicht vermöge einer Schranke ihrer Begabung, die Anglo-Amerikaner vielleicht vermöge einer Durchgangsstufe ihrer Cultur, die heutigen Engländer vielleicht in Folge eines Versiechens der höheren Volkskräfte. Daß es einen falschen Utilitarismus gibt, bezeugt Fröbel selbst in dem Kapitel über Geschäft und Beruf, in welchem er das Wesen des Utilitarismus, ohne die betreffende Ansicht mit diesem Worte zu bezeichnen, ganz richtig darein setzt: daß der Beruf überall als Geschäft angesehen wird.

Es ist nicht wahr, daß mit der Ausbreitung der nutzbringenden Künste und Machtmittel genau in demselben Verhältniß die sittlichen Kräfte wachsen. Ein Wachsthum der sittlichen Mittel kann stattfinden, ohne daß diese Mittel ihrem wahren Zweck dienstbar bleiben. Damit pflegt der Verfall der Nationen zu beginnen. Andrerseits pflegen die idealen Motive erst dann in ihrer Reinheit zur Herrschaft zu gelangen, wenn das Gebiet des Nutzens bis zu einer gewissen Grenze durchmessen und zu einer periodischen Ruhe gelangt ist. Wir können auch sagen, daß die Menschen den richtigen Sinn für die unendlichen Werthe nur dann erlangen, wenn ihre materielle Arbeit und der daran geknüpfte Verkehr für einen längeren Zeitraum gewisse stehende und regelmäßige Bahnen erobert hat. In den Zeiten materiellen Fortschritts, die aber leicht auch diejenigen großer Verkehrs- und socialer Schwankungen sind, werden die endlichen Werthe und ihre Gewinnung das menschliche Gemüth nahe ausschließlich in Besitz nehmen. Die unendlichen Werthkräfte, Kunst, Religion, Wissenschaft werden auch in solchen Zeiten nicht verschwinden, aber sie werden in sehr elementarer Weise operiren. Aberglaube und Freigeisterei werden sich in die religiöse Wirkung theilen, plumpe Sinnlichkeit und Raffinement in die künstlerische, Stoffanhäufung und Pseudo-Originalität in die wissenschaftliche. Wenn der Glaube an die idealen Motive wieder erwacht, so ist das ein Zeichen, daß die materielle Entwickelung sich einem relativen Abschluß nähert, wenigstens ideell, sofern sie daran ist, ihr nächstes Gebiet zu übersehen und abzustecken. Möglicherweise nähern wir uns heut einem solchen Zeitpunkt, aber damit auch der stationären oder aristokratisch conservativen Anschauungsweise der Weltentwickelung, welche Fröbel so treffend zu widerlegen weiß.

Abgesehen davon, daß Fröbel die Einheit der idealen und realen Interessen an einigen Punkten zu eng gefaßt hat, erweist sich der von ihm ge-

nommene Gesichtspunkt dieser Einheit fast in jedem Kapitel seiner Wirthschaftslehre fruchtbar und überzeugend.

Fröbel hat die allgemeine Wirthschaftslehre in 16 Kapiteln dargestellt. In dem ersten Kapitel wird die Wirthschaft als Vermögensbildung erklärt. Wenn das Thier innerhalb der Schranken seiner natürlichen Vermögensausstattung beharrt, so steigert der Mensch immerfort sein Vermögen durch Neubildung. Dies ist der Begriff der Wirthschaft als eines die Menschheit unterscheidenden Grundzuges. Gleich hier bei diesem ersten grundlegenden Begriff tritt der Gedanke des unendlichen Werthes bestimmend hinzu. Denn welcher Mensch würde seiner Wirthschaft nicht bald Grenzen setzen, wenn sein Antheil an der Vermögensbildung nur ihm zu Gute käme, oder auch nur seinen nächsten Angehörigen, wenn er anders deren hat? Die Idee der solidarischen Menschheit tritt hier in das Bewußtsein, wenn auch für die Mehrzahl der wirthschaftenden Menschen noch verhüllt. Der gewöhnliche Mensch hört nicht auf zu wirthschaften, weil er glaubt, er könne das noch zu Erwerbende zur Befriedigung eines ungeahnten Wunsches brauchen; oder weil er sich überhaupt nicht von seinem Dasein und der dazu gehörenden wirthschaftlichen Thätigkeit in der Vorstellung ernstlich trennen kann; oder weil ihm schmeichelt, als reicher Mann zu sterben; oder weil er wirklich Angehörige hat, die er glücklich zu machen wünscht. Hinter dem Allen liegt aber der Trieb über das eigene Dasein hinaus, der unendliche Trieb der Menschheit.

Im zweiten Kapitel wird das Vermögen als Inbegriff der menschlichen Machtmittel erklärt. Im dritten Kapitel werden die Bedingungen des Vermögens aufgesucht und die Bestandtheile desselben entwickelt. Die Letzteren sind dreierlei: individuelle Anlagen und Fertigkeiten; natürliche oder verarbeitete Erzeugnisse der äußeren Natur; sociale Anlagen und Gebilde.

Im vierten Kapitel wird der Werthbegriff aufgestellt. Fröbel bestimmt diesen Begriff als Inhalt des Vermögens. Deutlicher wäre wohl gewesen, wenn der Werth als die Einheit des Vermögens erklärt worden wäre. Wohlgemerkt nicht als die formal zusammenfassende Einheit bloß, sondern als diejenige Einheit, in welche die verschiedenen Vermögensbestandtheile sich ideell auflösen und durch welche sie unter einander vergleichbar werden. Es ist der Werthbegriff, welcher bewirkt, daß die qualitative Verschiedenheit der Vermögensbestandtheile auf einen quantitativen Unterschied reducirbar wird. Im fünften Kapitel wird die Lehre vom Geld behandelt. Das Geld ist nichts anderes als die Darstellung des Werthes, d. i. der verwirklichten Einheit des Vermögens. Darum begründet das Geld die Solidarität der Menschheit, weil es die Einheit nicht nur des individuellen, sondern des gesellschaftlichen Vermögens verwirklicht. Das Geld ist, und auf diesen Punkt in Fröbel's Darstellung machen wir besonders aufmerksam, seiner wahren Bedeutung nach

Creditzeichen, wenn auch das Metallgeld, in den feinen Sorten wenigstens, dem Creditzeichen ein Faustpfand hinzufügt.

Im sechsten Kapitel wird der Preis behandelt. Der Preis entsteht aus dem Werth. Bei dem Werth kommt es darauf an, die in die qualitativ einheitlich gedachte Vermögenssubstanz aufgenommenen Bestandtheile quantitativ zu bestimmen. Hierbei machen sich zunächst individuelle Bedingungen geltend. Kommt es aber darauf an, die Bestandtheile des gesellschaftlichen, nicht blos des individuellen Vermögens nach ihrem quantitativen Verhältniß zu bestimmen, so treten zahlreiche Momente socialer Natur hinzu, welche den Preis als den social actuellen Werth bedingen. Das ganze Kapitel ist durch Klarheit, Vollständigkeit und die richtige Stellung der in Betracht kommenden Momente ganz besonders hervorzuheben.

Aus dem Preis folgt der Gewinn. Es gibt keinen Vermögenstausch, der nicht gewinnbringend ist, und zwar für beide Theile. Wo dieser Erfolg nicht eintritt, ist der Handel fehlerhaft gewesen. Daß im Tausch als solchem der Gewinn, und zwar der redliche Gewinn gesucht werden kann und soll, liegt darin, daß die vertauschten Vermögensbestandtheile neue Verbindungen eingehen sollen, durch welche latente Kräfte der Vermögensbildung zur Wirksamkeit gelangen.

Der Begriff des Gewinns führt auf den Begriff des Kapitals. Das Kapital ist das Vermögen in seiner Function als Vermögen bildende Macht. In diesem Kapitel, dem achten, sind die aus dem Kapitalbegriff sich ergebenden Unterbegriffe, deren Auffassung so lange an Unklarheit gelitten hat, auf das Ueberzeugendste erhellt und vereinfacht. Dasselbe gilt vom neunten Kapitel, welches den Credit behandelt. Hier ist besonders der Gedanke bemerkenswerth durchgeführt, daß der Credit selbst eine Kapitalsform und folglich eine bestimmte Art erlangten Vermögens ist. Ferner aber ist die Ausführung hervorzuheben, daß alles Kapital nur im Creditverhältniß zur Wirksamkeit gelangen kann. Das heißt, alle anderen Kapitalsformen suchen die Verbindung mit dem Credit, und die Kapitalkraft des Credites besteht darin, andere Kapitalformen anzuziehen und dem Creditbesitzer dienstbar zu machen. Im zehnten Kapitel wird der Begriff des Geschäfts auseinandergesetzt, als die Vereinigung von Geldkapital und Arbeitskraftkapital. Das erste vertritt hier alle übrigen erforderlichen Kapitalsformen. Das Geschäft muß, wenn es die ihm innewohnende Absicht erreicht, das angewendete Geldkapital sowohl als die angewendete Arbeitskraft nach dem Marktpreis verzinsen, außerdem aber einen Ueberschuß abwerfen, der als Rente bezeichnet wird, und als dessen Bedingung das Glück, d. h. ein Zusammentreffen solcher Umstände anzusehen ist, welche die Geschäftsbegründung herbeizuführen niemals in ihrer Gewalt

hat. Im elften, zwölften und dreizehnten Kapitel wird diese dreifache Wirkung des Geschäfts: Kapitalzins, Arbeitslohn und Rente, jede einzeln erörtert.

Im vierzehnten Kapitel werden aus den Gegenständen oder Gebieten der Vermögensbildung die wirthschaftlichen Geschäftszweige abgeleitet. Im fünfzehnten Kapitel wird dem Geschäft der Beruf entgegengestellt als sittlich künstlerische Thätigkeit, die um ihrer selbst willen da ist, oder, was hier dasselbe heißt, deren Gegenstände um ihrer selbst willen hervorgebracht werden, oder: was nochmals dasselbe ist, zum unmittelbaren Besitz und Genuß für den anschauenden Geist.

Das letzte, sechzehnte Kapitel umschreibt die wirthschaftlichen Wirkungskreise, nämlich Privatwirthschaft und Volkswirthschaft; innerhalb der ersteren Personen-, Familien- und Genossenwirthschaft, innerhalb der zweiten, die natürliche und die bewußte Volkswirthschaft, an welche sich die Weltwirthschaft anschließt.

Man erkennt aus dieser Skizze — so kurz sie ausfallen mußte — wie wir hoffen, den natürlichen und einleuchtenden Gang der Fröbel'schen Entwickelung.

Durch das ganze Werk zieht sich eine schlagende Widerlegung der Irrthümer des Socialismus an jedem einzelnen Punkt, wo dieselben sich mit der Wirthschaftslehre berühren. Wir müssen uns jedoch versagen, dieser Polemik hier zu folgen. Die Grundgedanken derselben hat Fröbel übrigens in einem besonderen Vortrag zusammengefaßt: „Die Irrthümer des Socialismus". Leipzig 1871.

Wenn es eine Aesthetik der wissenschaftlichen Darstellung gibt, die in nichts anderem bestehen kann, als in der müheloſen Klarheit, in der überzeugenden Natürlichkeit der begrifflichen Entwickelung, so zeichnet diese Eigenschaft das hier besprochene Werk aus. Der zweite Theil, welcher die wirthschaftlichen Wirkungskreise behandeln soll, wird damit die praktischen Fragen der Gegenwart, soweit sie auf dem wirthschaftlichen Gebiet liegen, aufnehmen. Möge dem Verfasser dieselbe glückliche Hand zu Gebote stehen, mit der er den grundlegenden Theil aufgeführt hat. Die öffentliche Aufmerksamkeit und vielseitiger Dank werden ihm alsdann nicht fehlen.

Constantin Rößler.

Berliner Briefe.

Drei Tage vor der Eröffnung der Reichstagssession sind die hierher verpflanzten und eine ganze Woche lang andauernden Verhandlungen zwischen dem deutschen Reich und Frankreich über die Nachtragsconvention zum Friedensvertrage beendigt, und zwar, wie versichert wird, in einer für beide Seiten befriedigenden Weise beendigt worden. Gegen Baarzahlung einer gewissen Summe auf die vierte Halbmilliarde wird der Rest durch Wechsel gedeckt, die vor dem Fälligkeitstermine nicht an den Markt gebracht werden. Der Versailler Artikel 3 ist verschwunden oder wenigstens jeder Bedeutung beraubt.

Die ganze Abmachung beweist vor aller Welt, daß der Reichskanzler Alles thut, was in seinen Kräften steht, um Frankreichs Lage erträglich zu machen. Nie ist ein Sieger, nach einem furchtbar ernsten Kampfe, so schonend und rücksichtsvoll gegen den Besiegten aufgetreten, als Deutschland dem unruhigen Nachbarlande gegenüber. Dank wird es freilich dafür nicht ernten, aber Fürst Bismarck rechnet ohne Zweifel mit der sicheren Divination, welche ihn schon bald nach der Schlacht bei Sedan und in stärkerem Maße nach der Uebergabe von Paris, das Friedensbedürfniß des französischen Volkes richtig erkennen ließ, daß jeder Zeitgewinn die Garantien des Friedens verstärkt. Die Behandlung mag freilich den Franzosen nicht gefallen. Eine Unbilligkeit von Seiten des Siegers würde sie in den Stand setzen, einen rührenden Schmerzensschrei auszustoßen; ein Beweis, daß der Sieger auf ihren Verfall speculirte, würde den wenigen einsichtigen Patrioten, die es in Frankreich gibt, willkommen sein, um daraus die Nothwendigkeit einer vorjährigen Vertheidigung zu deduciren; aber der leitende Staatsmann Deutschlands führt nicht nur den Friedensvertrag auf das Liberalste aus, sondern kommt den Besiegten soweit möglich entgegen — vorausgesetzt, daß sie ihre Kriegsentschädigung zahlen, was im Verein mit der Abtretung zweier Provinzen und den Verlusten des letzten Krieges gerade die Wirkung haben wird, sie ungefährlich zu machen. Dem Eber sind die Hauer etwas abgefeilt worden!

Die Veröffentlichungen Benedetti's über seine diplomatische Thätigkeit am preußischen Hofe sind ein unschätzbarer Beitrag zur Vorgeschichte des letzten Krieges. Der französische Diplomat hat zunächst sich selbst vor dem Ruf der Lächerlichkeit gerettet, in welchen ihn die Veröffentlichung des berühmten Vertragsentwurfes gebracht hatte. Die Thatsache freilich, daß er sich bei dieser Gelegenheit von dem Grafen Bismarck gründlich hat täuschen lassen, kann er nicht aus der Welt schaffen, aber seine Berichte zeigen ihn als einsichtsvollen und unbefangenen Beobachter, als verhältnißmäßig feinen Kopf und als einen Diplomaten, der überall Erfolg gehabt haben würde, wo ihm —

kein Bismarck entgegentrat. Die Ueberlegenheit dieſes Letztern wird freilich dadurch noch mehr in's Licht geſtellt, je mehr ſein Gegner an Bedeutung gewinnt. Die Veröffentlichungen der Benedetti'ſchen Actenſtücke liefern überdies einen weiteren Beweis, daß Graf Bismarck Frankreich keine Compenſationen angeboten hat. Ueber dieſen Punkt iſt jetzt auch für den hartnäckigſten Gegner der Bismarck'ſchen Politik, wenn er nur nicht abſichtlich die Augen ſchließt, kein Zweifel mehr möglich Als am 25. Juli vorigen Jahres die Times den von Benedetti niedergeſchriebenen Vertragsentwurf veröffentlichte, der Napoleon's Begehrlichkeit unzweifelhaft belegte, wiegte ſich die neutrale Diplomatie und ein großer Theil der neutralen Preſſe in der bequemſten Ungläubigkeit. Man hatte kein Urtheil über die Sache und hütete ſich, die franzöſiſchen Ableugnungen näher zu unterſuchen. Jetzt hat die Indépendance, welche damals auch neutral war, den Verdruß, Actenſtücke veröffentlichen zu müſſen, welche beweiſen, daß der Kaiſer Napoleon nicht nur durch ſeine Diplomaten annexioniſtiſche Politik trieb, ſondern ſich ſelbſt mit einem obſcuren belgiſchen Literaten einließ, der ihm Ausſichten auf die Annexion Belgiens machte. Jetzt wird freilich alle Schuld auf den Kaiſer Napoleon geſchoben und die Behandlung, die ihm zu Theil wird, erinnert an die Fabel vom todten Löwen. In Deutſchland wenigſtens weiß man, daß die annexioniſtiſche Politik Napoleon's die vollſte Billigung der ungeheuern Mehrheit des franzöſiſchen Volkes hatte und die Belgier könnten allenfalls auch wiſſen, daß die Republik in Frankreich über die Mehrung des Reiches gerade ſo denkt, wie die Kaiſer und Könige.

Die Ereigniſſe in Oeſtreich erregen hier, wie begreiflich, ſteigende Aufmerkſamkeit und das große Publicum ſympathiſirt lebhaft mit den Deutſchen, während die Regierung die abſoluteſte Zurückhaltung beobachtet. Angenehm freilich, mögen ihr die Ereigniſſe in Oeſtreich nicht ſein, aber abgeſehen davon, daß die Entſcheidung noch nicht gefallen iſt, und daß ſie immer noch eben ſo gut nach der einen, wie nach der andern Seite fallen kann, iſt auch die deutſche Regierung gänzlich außer Stande, irgend eine Einwirkung auf Oeſtreich auszuüben, möge dort geſchehen, was wolle. Dies iſt ſo einleuchtend, daß jede Sympathiebezeigung von deutſcher Seite für die Deutſchen in Oeſtreich eine Gedankenloſigkeit iſt, denn einen praktiſchen Erfolg kann ſie nicht haben.

— o. W. —

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 16. October 1871.

Die wichtigste Aeußerung der Thronrede betrifft diesmal die auswärtige Politik. Zum Wenigsten wird keine andere Stelle die öffentliche Aufmerksamkeit innerhalb wie außerhalb Deutschlands in gleichem Grade auf sich ziehen und dabei die mannigfaltigsten Deutungen hervorrufen. Die Worte: „In dieser Richtung — nämlich nach der Richtung, das Vertrauen in die friedenverbürgenden Absichten des neuen deutschen Reiches zu stärken — ist es eine besonders wichtige, aber mir auch besonders willkommene Aufgabe, mit den nächsten Nachbarn Deutschlands, den Herrschern der mächtigen Reiche, welche dasselbe von der Ostsee bis zum Bodensee unmittelbar begrenzen, freundschaftliche Beziehungen von solcher Art zu pflegen, daß ihre Zuverlässigkeit auch in der öffentlichen Meinung aller Länder außer Zweifel stehe;" werden bei dem ersten Eindruck an nicht wenigen Orten als die Ankündigung der wiedergeborenen heiligen Allianz aufgefaßt werden. Man wird aus dieser Erklärung des deutschen Kaisers hie und da, in Frankreich namentlich, bemüht sein, ein Schreckbild zu machen. Wohlwollende Beurtheiler werden sich den Beweis angelegen sein lassen, daß die neue Allianz der Ostmächte des europäischen Continents etwas ganz anderes bedeute und bedeuten müsse, als der alte sogenannte heilige Bund unseligen Andenkens.

Ihr Berichterstatter glaubt sich berechtigt, die Worte des deutschen Kaisers, deren Eindruck beim Vortrag übrigens unverkennbar war, einer noch mehr ernüchterten Auffassung zu unterwerfen. Nicht um eine tendenziöse Wiederherstellung der ostmächtigen Allianz in irgend einem Sinne kann es sich nach den Ausdrücken der Thronrede handeln. Vielmehr nur um die Absicht der Reichsregierung, das zu großer Befriedigung erreichte Einverständniß mit Oestreich nicht in dem Licht erscheinen zu lassen, als hätten die beiden mitteleuropäischen Großmächte sich in der Absicht einander genähert, auf irgend einem Punkte gemeinsam der russischen Politik entgegen zu treten, oder auch nur dieses Reich von ihrem Einverständniß auszuschließen. Der deutsche Kaiser stellt deshalb die Begegnungen, welche er in diesem Sommer mit den Monarchen der Nachbarreiche gehabt, ganz auf dieselbe Linie der bewirkten Kräftigung des allgemeinen Vertrauens in eine friedliche Zukunft Europas. Diese Gleichstellung hindert jedoch nicht, daß die Befriedigung einen besonderen Ausdruck erhält, welche das ganze deutsche Volk empfindet über die Befreiung unserer nachbarlichen Beziehungen zu Oestreich von jeder

Trübung durch die Erinnerung an Kämpfe, welche eine „unerwünschte Erbschaft tausendjähriger Vergangenheit“ waren.

Die politische Lage wird also diese sein. Die drei Ostmächte machen nirgends hin tendenziös Front. Aber sie werden sich über jeden wichtigen Zwischenfall der europäischen Politik vor Allem untereinander verständigen. Der deutschen Politik fällt naturgemäß fürs erste hierbei die Rolle der Vermittelung zu. Dies ist um so leichter, als Rußland, fortdauernd mit großen inneren Reformen beschäftigt, außerdem aber durch seine nothgedrungenen Fortschritte in Innerasien in Anspruch genommen, so lange an keinen aggressiven Schritt gegen die Türkei denken wird, als die Zustände des letzteren Reiches den Zusammenhalt bewahren. Sobald in die Zersetzung des türkischen Staatswesens ein ernstlicher Stillstand kommt, ist ein großer Anlaß des Mißtrauens zwischen Oestreich und Rußland zur Ruhe gebracht. Es wird nicht fehlen, daß Rußland neuerdings vermeidet, der panslavistischen Bewegung in Oestreich, wenn eine solche überhaupt Beachtung verdient, den geringsten Schein der Begünstigung zu Theil werden zu lassen. Die gleiche Enthaltung wird sich Oestreich dem russischen Polen gegenüber auferlegen.

Noch bestimmter läßt sich die Lage vielleicht so fassen, daß die deutsche Regierung in europäischen Dingen jederzeit die Billigung der östreichischen suchen, niemals aber die Billigung benutzen wird, um einen wichtigen Schritt ohne Vorwissen Rußlands, geschweige denn zu dessen Nachtheil zu unternehmen.

Soviel über die auswärtige Politik, bei der übrigens auch das freundliche Verhältniß Deutschlands zu Italien und der Schweiz aus Anlaß der Gotthard-Bahn in der Thronrede seine Erwähnung gefunden hat.

Was nun die inneren Aufgaben des Reiches betrifft, so ist der wichtigste Punkt für dieselben in der Thronrede die Ankündigung, daß die Uebergangszeit, welche die Reichsverfassung bis Ende 1871 für die Militärausgaben bestimmt, daß die Geltung des sogenannten Pauschquantums nur noch auf das Jahr 1872 ausgedehnt werden soll. Auf manchen Seiten war die Erwartung und der Wunsch rege gewesen, die Reichsregierung möge das Pauschquantum für die Militär-Ausgaben noch auf drei Jahre, also bis Ende 1874 beantragen. Im Frühjahr 1874 spätestens muß ein neuer Reichstag gewählt werden. Die definitive Feststellung der Militärausgaben, welche bis Ende 1874 zu erfolgen hätte, würde durch diese Verlängerung des Provisoriums recht eigentlich zur Wahlfrage gemacht. Dieser Wunsch, die Heeresausgaben zur Wahlfrage zu machen, und die Hoffnung, den Heeresaufwand desto knapper bemessen zu können, je weiter der Zeitpunkt für die definitive Bewilligung desselben hinweggerückt wird von den glorreichen Fragen der

Jahre 1870 und 1871, gaben das Verlangen einer Verlängerung des Pauschquantums auf drei Jahre ein. Aus der Thronrede dagegen ergibt sich, daß die Reichsregierung nicht daran denkt, einem solchen Verlangen zu willfahren, geschweige dasselbe ihrerseits zu hegen. Man muß vielmehr annehmen, daß die Reichsregierung entschlossen ist, die Frage der Ausgaben für das Reichsheer nunmehr in der Session von 1872 zugleich mit dem Gesetz über die Organisation des Reichsheeres, welches Artikel 61 der Reichsverfassung vorschreibt und durch dieses Gesetz, wie es Artikel 62 derselben Verfassung verlangt, zu erledigen.

Im Uebrigen ist aus der Thronrede zu entnehmen, daß die gegenwärtige außerordentliche Session des Reichstags eine kurze sein wird, wie das allseitige Bedürfniß fordert. Die Aufgaben der Session sind: Die Bewilligung eiserner Fonds für die Reichsverwaltung aus den Mitteln der französischen Kriegsentschädigung; die erste budgetmäßige Aufstellung der Ausgaben für die unmittelbaren Reichslande; die bessere Gehaltsstellung der Reichsbeamten. Diese Maßregeln werden grundlegende Theile des Reichsbudgets bilden.

Eine Maßregel von höchster Wichtigkeit ist die Münzreform, deren Regelungsvorschlag aber noch dem Bundesrath vorliegt, und bei welcher überdies für jetzt nur die ersten grundlegenden Schritte in's Auge gefaßt sind. Vielleicht verdient bemerkt zu werden, daß die kaiserliche Thronrede die Vorlage des Münzgesetzes schon in der diesmaligen Session zwar nicht ausschließt, aber auch nicht ankündigt. Man muß demnach auf die Möglichkeit gefaßt sein, daß der Bundesrath die Entscheidung über die Münzgesetzvorlage so schwierig findet, um die Einbringung derselben auf das kommende Frühjahr zu verschieben. Es fehlt nicht an Stimmen der Sachkenner, welche einen solchen Aufschub rathsam finden. Der bisherige Vorschlag, wie er an den Bundesrath gelangt ist, flößt tief greifende Bedenken ein, während die Einigung über Vorschläge von wesentlich anderer Natur in wenigen Wochen weder gelingen, noch die öffentliche Meinung hinlänglich vorbereitet finden dürfte.

Außer Budget- und Münzwesen wird sich der Reichstag diesmal nur noch mit wenigen, heilsamen aber leicht zu erledigenden Vorlagen zu beschäftigen haben. C—r.

Hülferuf für Chicago.

Der größte Theil Chicago's, der „Deutſchen Stadt" des amerikaniſchen Weſtens, iſt in Aſche geſunken!

An Hunderttauſend Menſchen ſehen obdachlos, mittellos, dem harten Winter entgegen. Hunderte haben in der Schreckensnacht, als das fürchterliche Element entfeſſelt über die friedlichen Schlaf- und Wohnſtätten der Stadt hinloderte, ihre Ernährer und Erhalter verloren. Unſre deutſchen Brüder, die mit Vorliebe in Chicago den Kreis ihres Wirkens ſuchten, wenn ſie über den Ocean gezogen waren, ſind durch das ungeheure Brandunglück vor Allen hart betroffen. Denn ſie gehören zu den betriebſamſten, geachtetſten und begütertſten Bürgern der ſchwergeprüften Stadt. Viele unſrer Landsleute ſaßen in der Gemeindevertretung und im Stadtrath von Chicago; die beſten Firmen der Stadt hatten deutſchen Klang. Aber gerade die Hauptſitze des geſchäftlichen Lebens und Verkehrs haben die Flammen von Grund aus zerſtört. Noch fehlen genaue Ziffern darüber, wie ſich Verluſte und Opfer unter Amerikaner und Deutſche vertheilen — aber da in der Stadt von über 300,000 Einwohnern mindeſtens ein Drittel aus Deutſchen beſtand, ſo greifen wir keinesfalls zu hoch, wenn wir annehmen, daß wohl der dritte Theil des ungeheuren Verluſtes von einer halben Milliarde Dollars zerſtörter Werthe, und der noch ſchmerzlichere an Hunderten vernichteter Menſchenleben Angehörige unſres Blutes betroffen hat, daß mindeſtens 25,000 Deutſche obdachlos über dem zerſtörten, in der Fremde ſchwererrungenen Heerd und Eigen umherirren. Wie Manchem unter ihnen iſt die Mühe eines ganzen harten Manneslebens für immer vernichtet!

Hülfe, raſche Hülfe thut noth!

Niemand unter uns mag ſich der Pflicht ſeines Beitrags entledigt glauben, weil uns der Telegraph zugleich mit der Schreckenskunde die tröſtliche Verſicherung erſter liebebereiter Hülfe der Schweſterſtädte Amerika's überbrachte. Niemand mag ſich getröſten, daß ohne ſein Zuthun die wunderbare Spannkraft amerikaniſcher Verhältniſſe, welche Chicago in fünfunddreißig Jahren von einem Beobachtungspoſten an der Grenze der indianiſchen Wildniß zur Centralſtelle des Getreide- und Schlachtvieherporthandels der nordamerikaniſchen Freiſtaaten erhob, den armen Opfern der Brandnacht Hülfe und Linderung ſchaffen, oder daß gar die eigenen, ſonſt für die Ausfuhr beſtimmten Vorräthe der Stadt ihren Bürgern Auskommen gewähren könnten. Denn Jeder kann ſich berechnen, in welch ungeahntem Maße dieſes Verhängniß die größten Unglücksfälle überragt, welche ſeit Jahrhunderten die Wuth entfeſſelter Naturgewalten über menſchliche Stätten und die Errungenſchaften

menſchlichen Fleißes gebracht hat. Der große Brand von London, Hamburg und Pera, die Erdbeben, welche reiche Colonieen in Südamerika vernichteten, die Ausbrüche feuerſpeiender Berge, die ſchlagenden Wetter in den Tiefen unſrer Bergwerke, haben vergleichsweiſe geringe Opfer gefordert gegen die ſchreckliche Verwüſtung, die eine Nacht über die Herrſcherin des Michigan-ſee's heraufführte. Vergeſſen wir das Eine nicht: es gilt, faſt hunderttauſend Menſchen durch die Schreckniſſe der rauhen Jahreszeit hindurchzuhelfen, bis mildere Monate ihnen geſtatten, das Verlorene wieder aus Schutt und Trümmern aufzurichten.

Und vor Allem: wir erfüllen nur eine einfache Dankespflicht in dem, was wir für Chicago thun! Wir wollen nicht ſammeln Deutſche für Deutſche, ſondern Menſchen für Menſchen, wie die Bürger von Chicago ohne Unterſchied der Sprache und des Blutes für uns gethan haben!

Die Unglücklichen, für welche ihr Unglück nun an unſere Herzen und Börſen klopft, haben allezeit den Leiden, wie den Hoffnungen und Freuden unſeres Volkes und den höchſten Aufgaben unſeres Zeitalters die regſte Theilnahme erwieſen. Sie ſtanden in vorderſter Reihe, als vor'm Jahre galt, die ſchweren Leiden unſeres Krieges zu lindern; Berichterſtatter der Chicagoer Preſſe waren über den Ocean gekommen, um ihren Mitbürgern nach eigenem Augenſchein von den ruhmvollen Waffenthaten unſerer Heere treue Kunde zu geben. Lange, bevor wir in Deutſchland die Zug- und Gewerbefreiheit kannten, fanden unſere Söhne und Brüder in Chicago bei jeder Freiheit des Verkehrs eine deutſche Heimath. Mit einer auch für Amerika ungewöhnlichen Ausdauer und Rührigkeit, wußten die Bürger dieſer Stadt Wohlſtand und Reichthum in ihre Stadt zu ziehen — aber auch nirgends in der Union waren Schulen und milde Anſtalten und die mannigfachſten öffentlichen und humanen Intereſſen beſſer bewahrt und beſorgt als hier. Und in dem großen Kampfe, den die nordamerikaniſche Union unter des Präſidenten Lincoln Führung für die menſchlichen Strebungen unſerer Zeit erfolgreich führte, ſtand kaum eine Stadt des gewaltigen nordamerikaniſchen Staates ſo treu und opfermuthig ein für die Aufhebung der Sclaverei und die im edelſten Sinne des Wortes „republikaniſche" Regeneration der Vereinigten Staaten, als die „Deutſche Stadt" des Weſtens.

Helfe ihr darum, wer kann! H. B.

Kleine Beſprechungen.

Unter den zahlreichen Sammlungen der Kriegsdepeſchen aus dem jüngſten deutſch-franzöſiſchen Kriege verdient die bei Alphons Dürr in Leipzig erſchienene Ausgabe: „Die amtlichen Kriegsberichte der Jahre 1870 bis 1871“, entſchieden größte Verbreitung und freudigſte Anerkennung. Vor Allem unterſcheidet ſie ſich ſehr vortheilhaft von der weitverbreiteten Geſchmackloſigkeit, die amtlichen Botſchaften aus dem größten der Kriege in mikroſkopiſchen Lettern und in dem unvermeidlichen Gewande eines Photographie-Albums dem Leſer vorzuführen. Die Dürr'ſche Sammlung iſt ein Buch; die Lettern, welche die großen Thaten der beiden Jahre vorführen, ſind edle große deutſche Lettern, in ihren Formen an die ehrwürdigen Typen unſerer Chroniken erinnernd; das Papier dagegen entſpricht den höchſten Anforderungen der modernen Zeit; jede der 130 Großquartſeiten des Werkes iſt von wechſelnden Zierrahmen eingefaßt, die A. Gottſchald in Chemnitz ſinnreich gezeichnet hat. Außerdem ſchmücken treffliche Holzſchnitte als Titelblatt, zum Eingang und Schluß das Werk. A. Wislicenus in Düſſeldorf zeichnete als Titelblatt die „Siegerin Germania nach vollbrachter That“, Moritz v. Schwind zum Eingang die helläugige Germania, die mit der Königskrone auf dem Haupte den Schlachtenſchild von der heiligen Eiche nimmt, D. Naue endlich zum Schluſſe die friedenkündende Germania, das Schwert mit dem Oelzweig umwunden. Es iſt wirklich eine „Prachtausgabe“ der wichtigſten Nachrichten dieſer großen Tage, die der Herausgeber paſſend einleitet mit dem Aufrufe des Königs Wilhelm „An mein Volk!“ vom 31. Juli 1870 und abſchließt mit den Abſchiedsworten des deutſchen Kaiſers an die Soldaten der deutſchen Armee, welche der Oberfeldherr den ruhmreichen Waffengefährten nachrief, als er am 15. März 1871 in Nanzig den fränkiſchen Boden verließ. Auch die Aufnahme der denkwürdigen Briefe des Kaiſers an ſeine Gemahlin über die Schlacht von Gravelotte und von Sedan iſt ſehr zu loben. Der Text der Kriegsberichte iſt ſorgfältig mit den Originaldepeſchen verglichen. Bei dem von der Verlagsanſtalt geſtellten Preiſe kann ſich Jedermann den Genuß bereiten, die große Zeit an der Hand gerade dieſer ſchönen Sammlung noch einmal zu durchleben und dabei mag ihn doppelt freudig das Bewußtſein erheben, daß er durch den eigenen Genuß der deutſchen Invalidenſtiftung einen Beitrag zuführt; denn für dieſe iſt der Reinertrag des Werkes beſtimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 44.

Ausgegeben am 27. October 1871.

Inhalt:

Ferdinand der Katholische. I. Wilhelm Maurenbrecher . . Seite 681
Das höhere Schulwesen in Sachsen. (Schluß.) 692
Aus Baiern. Ein Rückblick auf das neue Ministerium und die Kammer. 705
Vom deutschen Reichstag 714
Berliner Briefe 716
Der deutsche Reichskanzler und Herr Benedetti 718

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von H. Costenoble in Jena.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Ferdinand der Katholische.

Von Wilhelm Maurenbrecher.

I.

Die Geschichte Spaniens im Mittelalter ist von dem Gegensatz der alten eingesessenen christlichen Landesbewohner gegen die eingedrungenen Araber islamitischen Bekenntnisses beherrscht. Das ganze Leben der spanischen Nation wird auf allen Gebieten durch diesen Streit erfüllt, der beides Racenkampf, und Religionskrieg, bedeutet. Im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ergossen sich die Fluthen des arabischen Völkerstromes tief in die pyrenäische Halbinsel hinein: bis in die nördlichsten Gebirge wurden die Trümmer des gothischen Reiches zurückgeworfen; und erst von diesen äußersten Zufluchtsstätten aus begannen die Nachkommen der Gothen sich Stück für Stück von dem islamitischen Herrschaftsgebiete zurückzuerobern. Christliche Könige und christliche Kriegerschaaren rangen sieben Jahrhunderte lang mit den Mauren um den Besitz dieses herrlichen Landes: oft siegreich, oft zurückgeworfen, einmal einen mächtigen Schritt vorwärts, um dann wieder das Eroberte fahren zu lassen, jedesmal aber in erneuertem Aufschwunge vorwärts, — durch glänzende Siege und tragische Niederlagen, durch Erhebungen und Unfälle hindurch: so ist ihnen endlich gelungen, dem Islam den größten Theil der Halbinsel wieder abzugewinnen. Aber wen will es wundern, daß ein solcher Kampf siebenhundertjähriger Dauer auf den Charakter und die Geschicke der spanischen Nation bleibende Eindrücke hinterlassen?

Es ist leicht zu verstehen, wie ein heißblütiges Volk, das unausgesetzt für Haus und Heerd und Glauben zu kämpfen sich gewöhnt hat, nach und nach in fanatischem Kriegseifer sich berauscht. Man hatte gelernt, Krieg und Abenteuer aufzusuchen, allein in militairischen Erfolgen die Ehre des Einzelnen zu sehen: ein Leben voll Gefahren, voll unruhiger Aufregung und romantischer Ritterlichkeit war für den Spanier allein anziehend geblieben: an bürgerlicher, ruhiger und stätiger Arbeit fand er wenig Gefallen. Aber damit verband sich nun auch sofort eine andere Seite seines Charakters, die ebenso durch die Geschichte des spanischen Mittelalters ihre volle Ausbildung

erhalten. Jener Feind, den man mit solcher Anstrengung bekämpft und schließlich niedergerungen hatte, war der Bekenner einer dem Christenthume feindlichen Religion: es konnte gar nicht ausbleiben, daß der Spanier von unbändigstem Drange beseelt wurde, des Gegners Kirche und Religion zu vernichten. Heißer Kriegsmuth und fanatischer Glaubenseifer sind die beiden Eigenschaften, welche die spanische Nation aus dem Mittelalter in die Neuzeit begleiten.

Und wie nun jener ewige Krieg des spanischen Mittelalters einmal geführt worden war, so hatte die einzelnen Spanier nicht einmal die Gemeinsamkeit ihrer Interessen wider denselben Feind zusammengehalten. Jeder mächtige Herr, jeder reiche Baron oder Graf, jede Stadt und jede Landschaft pflegte den Maurenkrieg auf eigene Hand zu führen. Was man dem Islam abgewann, bildete nicht einen Staat, sondern es entstanden eine ganze Reihe kleiner selbstherrlicher Reiche neben einander. Erst nach und nach traten einzelne dieser Länder zu Gruppen zusammen: einzelne Reiche wurden, — auf welchem Wege auch immer, ist für unsere Betrachtung gleichgültig — unter demselben Regenten vereinigt, wenn auch jedes derselben die alte eigenthümliche Verfassung in voller Selbständigkeit noch behielt. Im fünfzehnten Jahrhundert gab es zuletzt fünf solcher Ländercomplexe. Im Norden und in der Mitte der Halbinsel waren mit Castilien Leon und Gallicien und andere kleine Besitzungen unlöslich verbunden. Daneben bestand im Osten die Krone Aragon mit ihren Nebenlanden Catalonien und Valencia. Es lag auf der Hand, daß die weitere Vereinigung von Castilien und Aragon auch sofort das staatliche Uebergewicht auf der Halbinsel und die Zukunft Spaniens entschieden haben würde; diese Vereinigung war auch schon mehrfach versucht worden, sie hatte sich aber nicht zu behaupten vermocht. Ein Vasall von Castilien hatte sich im 12. Jahrhundert zur Unabhängigkeit emporgearbeitet: den Westen und Nordwesten der Halbinsel nahm die Krone Portugal ein, die glücklich einem jeden Versuche widerstand, in die alte Unterordnung sie zurückzuzwingen. Und ebenso war auch der äußerste Norden, Navarra, die viel begehrte Grenzscheide französischen und spanischen Verlangens, der Unterwerfung oder Vereinigung eines Nachbarreiches zuletzt immer wieder glücklich entgangen. Außerdem war noch ein mohammedanisches Reich aufrecht geblieben, Granada, der letzte Rest arabischer Herrlichkeit. Aber ihm drohte der Untergang unvermeidlich, sobald die Christen erst unter sich einig geworden und zu einem letzten energischen Aufschwunge sich aufraffen würden.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts waren freilich in Castilien wie in Aragon die staatlichen Zustände fast einer völligen Auflösung nahe. In den einzelnen Theilreichen war die mittelalterliche Verfassung verschieden gestaltet: als gemeinsam ihnen allen läßt sich hervorheben, daß Adel und Clerus, hier

und da auch die Städte, die Rechte der alten gothiſchen Volks-Verſammlung überkommen und zu ſtaatsgefährlicher Bedeutung geſteigert hatten. Von ſeinen Ständen war der Landesfürſt abhängig, in allem und jedem Acte an ihre Zuſtimmung und ihren guten Willen gebunden. In Caſtilien war die Macht der Krone faſt zu einem Scheine geworden; wild und wüſt tobten kleine und große Ritter und Herren durch das Land: alles Recht und aller Beſitz war vor ihnen unſicher: das Geſetz des Landes war das Recht des Stärkeren. Die Beamten waren dem Adel dienſtbar; alle Führerpoſten waren aus ſeiner Mitte beſetzt; eigenwillig entſchieden die Adelsfactionen über Krieg und Frieden. Dauernd herrſchte im Adel ſelbſt Uneinigkeit und Parteiweſen: portugieſiſche, narvarriſche, aragoniſche Verbindungen, Verbrüderungen der Guzman, Davalos, Pachecos, und wie dieſe Familien hießen, durchkreuzten in buntem Spiele einander die Pfade, kurz, die Gefahr lag nahe, daß dieſe Fehden die Krone von Caſtilien in kleine Stücke und Scherben zerſchlügen, und daß aus dem Ruine dieſes Königreiches kleine autonome Adelsherrſchaften wieder erwüchſen.

Den Höhepunct ſo unſeliger Verwirrung bildet die Regierung Juan II. Der Beſitz der Krone wurde damals faſt vollſtändig an Günſtlinge verſchleudert: wechſelnde Adelshäupter waren die eigentlichen Herren im Lande. Der Sohn und Nachfolger Juan's, Heinrich IV., hatte wohl die Einſicht in die Verderblichkeit der Zuſtände, aber er vermochte nichts zu ändern oder zu beſſern. Nun wurde im Adel die Meinung verbreitet, das einzige Töchterchen, das die Königin geboren, Juana, ſei ein Sprößling verbotenen Umganges, nicht ein Kind des Königs ſelbſt; man erklärte, ſie nicht als Thronerbin anzuerkennen. Die dem Könige feindliche Adelsfaction erhob einen Halbbruder des Königs zu ihrem Führer: Heinrich entthronend, wollte man unter dem Scheinkönigthum des Infanten Alfons das Land beherrſchen. Als Alfons in frühem Alter geſtorben, galt es, dieſer antiköniglichen Partei ein neues Werkzeug, eine neue Puppe zu finden: als ſolche bot ſich ihnen die jüngere Schweſter Alfons und Heinrichs, Iſabella dar. Man wollte die Siebzehnjährige als Königin ausrufen; ſie aber lieh ſich nicht ſolchem Beginnen: „ſo lange ihr Bruder Heinrich lebe, ſei er der König," lautete ihre Antwort an den Chef der Inſurgenten, aber ſie erklärte zugleich ſich bereit, einen Compromiß für die Zukunft anzubahnen. Nicht Königin einer Adelsfaction oder Räuberin der brüderlichen Krone zu werden, vielmehr Thronerbin und Nachfolgerin des Bruders, von ihm ſelbſt anerkannt und von allen Parteien im Lande gutgeheißen: darauf zielte ihr Ehrgeiz. Es gelang ihr. In Toros de Guiſando wurde das Abkommen im September 1468 beſiegelt. Und wenn auch darnach wieder König Heinrich zu Gunſten ſeiner Tochter, die er ſelbſt als ſolche ſtets betrachtete, die eben ſtipulirte Erbfolge Iſabellas umzuſtoßen

ſuchte, ſo meinten Iſabella und ihre Freunde, der jungen Fürſtin einen tauglichen Gemahl zum Schützer, zum Vertreter ihres Anſpruches zu finden.

Es boten ſich Iſabella manche Bewerber an. Unter ihnen feſſelten zwei vornehmlich das Auge des Politikers: der Erbe der Krone Aragon und der portugieſiſche König. Wie auch Iſabella ſich entſchied, in jedem der beiden Fälle ſchien das ſtaatliche Intereſſe Fortſchritte machen zu müſſen: ſei es durch Vereinigung von Caſtilien und Portugal, ſei es durch Annexion von Aragon; jedenfalls mußten der äußern Abrundung eben ſo Vortheile erwachſen, als der Aufrichtung des Staatsweſens im Innern. Bei Iſabella gewann bald Ferdinand, der Aragoneſe den Vorzug. Schon am 7. Januar 1469 wurden Deputirte beider Theile über die Sache einig. Dann galt es, trotz alles Widerſpruches und aller Hinderniſſe die König Heinrich gegen dieſe Ehe erhob, die Hochzeit zu Stande zu bringen. Prinz Ferdinand, von wenigen Getreuen begleitet, als Diener verkleidet, ſchlich ſich heimlich ins caſtiliſche Land; am 15. October traf er ſeine Braut in Valladolid; treue Freunde mußten das Geld für die Hochzeitskoſten herleihen; am 19. October wurde das Herrſcherpaar eingeſegnet, Ferdinand und Iſabella, die Schöpfer und Gründer der ſpaniſchen Monarchie.

Noch einmal ſtellte ſich dem Paare der Anſpruch jener Prinzeſſin Juana entgegen. Nach Heinrichs Tod nahm der portugieſiſche König auf ſich, ihre Rechte zu vertreten. Obwohl ſchon wiederholt die caſtiliſchen Cortes Iſabella gehuldigt, hatte ſie noch einen Krieg gegen einen Theil des Landesadels und gegen Portugals Intervention zu beſtehen. Mit hingebender Treue hingen Einzelne ihr an, vor allen die mächtigen Familien der Mendozas, Henriquez und Alba; auch die Städte leiſteten nachdrückliche Hülfe: ſo wurde man des Widerſtandes Herr; die Schlacht von Toro 17. März 1476 befeſtigte die neue Krone und die auswärtigen Mächte erkannten darauf das Herrſcherpaar an.

In Aragon waren die inneren Zuſtände nicht beſſer geordnet als in Caſtilien: ein Bild ſtaatlicher Unordnung und Auflöſung bietet auch Aragon. Die Königsmacht war hier einer fortlaufenden ſtändiſchen Controle unterworfen, ſogar die Gerichtsbarkeit war einem ſtändiſchen Beamten unterſtellt. Der Vater Ferdinands, König Juan II., hatte ſich bemüht, eine kräftigende Reform anzubahnen; aber der gewaltigen Schwierigkeiten war er noch durchaus nicht Herr geworden, er hatte höchſtens dem Sohne den Weg gewieſen; und er hatte ſich auch das größte Verdienſt daran zuzuſchreiben, daß Ferdinand die caſtiliſche Ehe durchſetzen und ſeine und ſeiner Gemahlin Stellung in Caſtilien nach und nach befeſtigen konnte. Nach ſeinem Tode — 1479 — fiel die Krone Aragon jenem Herrſcherpaar zu: was 1469 angebahnt und ſicher vorbereitet war, trat ſomit 1479 wirklich ins Leben.

Allerdings, nicht in formellem Acte hat man damals ausgesprochen, daß Castilien und Aragon aufgehört hätten zu existiren und daß ein neues spanisches Reich ihre Stelle einnehmen solle. Nein, auf die Aeußerlichkeit der Bezeichnung hat man keinen Werth gelegt. Man ließ Sonderverfassung und Sonderregierung in beiden Reichen fortbestehen; man duldete, daß in Castilien der Name Isabellas, in Aragon der Ferdinands herrsche; man gab den Cortes sogar nach, daß sie die besondere Rechtsverwahrung aussprachen, der eine Gatte dürfe sich nicht in die Regierungsangelegenheiten des anderen einmischen: die alten Formen blieben aufrecht. Die Vereinigung bestand zunächst nur darin, daß die beiden Regenten ein fest verbundenes Paar bildeten, von einem Willen beseelt, von einer Erkenntniß geleitet. Durch das Zusammenleben, durch das Befolgen derselben gemeinsamen Politik konnte sich die Einheit des Volkes und des Staates von Spanien weit leichter und weit dauerhafter herausbilden, als durch einen Bruch in den Verfassungsformen der beiden Territorien. Und es war ja nicht zu besorgen, daß der einheitliche Geist, der in Castilien in castilischen, in Aragon in aragonischen Formen waltete, in sich selbst in Zwiespalt gerathe: dereinst, in der Zukunft mußten dann auch die beiden Reiche in den Kindern der Könige auf dieselbe Persönlichkeit vererben und somit zu dem einheitlichen Geiste der Regierung später die einheitliche Form sich hinzufinden.

Ferdinand und Isabella — der Papst hat ihnen später den Ehrennamen der Katholischen Könige verliehen — bilden ein Herrscherpaar, dem die Geschichte nichts gleiches an die Seite zu stellen hat. Ein politisches Genie ersten Ranges, verbunden mit einer Frau, die selbständige Bedeutung hat und die auch für sich allein zu den hervorragenderen fürstlichen Damen gezählt werden müßte: — das ist ein Zusammentreffen, das sich in solcher Weise nicht wiederholt hat.

Isabella, am 22. April 1451 geboren, war ein Jahr älter als ihr Gemahl: sie, eine mittelgroße Gestalt mit braunem, ins Röthliche spielenden Haare, mit blauen Augen, mit gefälligen einnehmenden Zügen, eine Dame von äußerst liebenswürdigem anmuthigem, fröhlichem Wesen, die ihre Umgebung vollständig zu bezaubern pflegte: er, eine leichte, gewandte Erscheinung, elegant und gewinnend in seinem Auftreten, mit großer natürlicher Beredsamkeit ausgestattet, ein leidenschaftlicher Reiter und Jäger, auch bisweilen ein Liebhaber fremder Frauen. Das Verhältniß zwischen den Gatten war ein gutes: die Königin blieb dem Gemahle zugethan und ergeben, auch wenn seine eheliche Treue bisweilen ihr Anlaß zu Klagen und Verdrießlichkeiten bot. Sie war eine sorgsame Gattin und aufmerksame Mutter; die Erziehung der Töchter bewachte und leitete sie mit eifrigstem Fleiße. Und in ihrem königlichen Berufe war sie unermüdlich; sie entsagte keiner Beschwerde und

Mühsal, sie ging keiner Gefahr und keinem Hinderniß aus dem Wege. Selbst voll Verständniß für die Bedürfnisse und die Geschäfte ihres Staates, war sie stets willig und bereit, den Rath der verständigen Politiker zu hören, aufzufassen und durchzuführen. Ihr Sinn war erfüllt von der höchsten Frömmigkeit und Demuth. Ihre Seele lag dem Beichtvater offen: von ihm ertrug sie nicht nur, nein sie erwartete von ihm den strengsten Tadel, die herbste Zucht ihres Lebens, um kein kirchliches Gebot zu verletzen. Besonders eifrig bemühte sie sich, die kirchlichen Posten mit sittenstrengen Mönchen zu besetzen: auf das Ganze der spanischen Kirche hielt sie ihr Auge gerichtet.

Und zu diesen Eigenschaften der Königin bildete der Charakter des Mannes die richtige Ergänzung. Durch und durch ein Verstandesmensch, ein überlegter Rechner, ein Realpolitiker, war er ein entschiedener Vertreter des Mittelstandes: die unteren Klassen schützte er überall gegen den Adel, auf strenge unnachsichtige Gerechtigkeit drang er, sparsam hielt er mit den Finanzen der Königreiche Haus: selbst den Vorwurf spröden Geizes hat er nicht gescheut. Er war nicht besonders wahrheitsliebend: seine Reden und seine Thaten wurden von seinem Interesse bestimmt: von religiösen Motiven und kirchlichen Rücksichten, so gottesfürchtig und heilig er auch bisweilen geredet, ist gewiß nicht viel in ihm vorhanden gewesen. Wenn Isabella aus wirklich kirchlichem Herzen geredet und gehandelt, so haben Ferdinand zu seiner kirchlichen Politik doch nur seine politischen Zwecke bestimmt. Aber in diesen kirchlichen Angelegenheiten wie in den politischen Fragen verstand er vortrefflich, die bestehenden Verhältnisse zu benutzen, die Strömungen des spanischen Geistes zu ergreifen und in meisterhafter Berechnung die Entwicklung in heilsame Bahnen zu lenken.

Man hat vielfach die großen Resultate jener Doppelregierung den Verdiensten Isabella's in erster Linie zugeschrieben. Der spanische Akademiker Clemencin hat in ausführlicher Erörterung das Lob der großen Königin verkündet, und W. Prescott, der Historiker jener Epoche par excellence, hat in seiner unübertrefflichen und hinreißenden Erzählung dasselbe Thema behandelt und zu allgemeiner Anerkennung jenen Vorzug Isabellas erhoben. Wir können uns dieser Auffassung nicht anschließen. Uns scheint von den beiden Fürsten Ferdinand das größere politische Genie gewesen zu sein, der eigentliche Kopf des Regimentes und zugleich der thätige Arm der Ausführung. Isabellas Größe besteht darin, daß sie den Rath des Gemahles und der anderen einsichtigen Minister hörte und befolgte, daß sie auf die nothwendigen Maßregeln einging und ihre formelle Billigung zu den Regierungsgeschäften ertheilte. Im Innern der spanischen Halbinsel schloß Isabella sich der Einsicht Ferdinands an; nach außen war unstreitig die Leitung ganz ausschließlich des Gemahles Sache. „Ferdinand hat, — so urtheilt Machia-

velli, gewiß ein competenter Richter — von einem schwachen Fürsten sich zu dem angesehensten und berühmtesten Herrscher der Christenheit gemacht; und wenn wir seine mannichfachen Resultate erwägen, müssen wir gestehen, sie alle sind großartig und einige sogar wahrhaft außerordentlich." Grade in der auswärtigen Politik zeigt sich Ferdinands Größe: seine Ziele sind der Natur seines Staates entsprechend gewählt; seine Mittel stehen im Verhältniß zu seinen Kräften; die Art und Weise seiner Action ist von dem jedesmaligen Bedürfniß eingegeben; und die diplomatische Campagne gelangt nicht minder ruhmvoll und sieggekrönt zu ihrem Ende als die militairische Entfaltung der spanischen Volkskräfte.

Wir erinnern zunächst ganz kurz an das Walten der katholischen Könige im Innern ihrer Reiche. In verschiedenen Richtungen lag ein weites Feld ihrer organisatorischen Thätigkeit offen: bezeichnend ist, wie sie verfahren sind. Weit entfernt, politische Theorien, abstracte Sätze verwirklichen zu wollen, nahmen die Könige bei jeder Maßregel von dem Bestehenden den Ausgang: an vorhandene Institutionen sich anlehnend, war ihr Bestreben, das vorgefundene politische Material in staatlichem Sinne zu entwickeln, auszubilden, umzubiegen: selbst die staatsfeindlichen Elemente zwangen sie in den Dienst ihrer Monarchie.

Das Nothwendigste war, daß man der Rechtsunsicherheit, der allgemeinen Verwirrung und Auflösung des geordneten Lebens ein Ende mache. Man benutzte ein altes populäres Institut zu diesem Zwecke. Schon im Mittelalter hatten die Städte Castiliens Bündnisse, „Verbrüderungen", hermandades, zu gegenseitigem Schutze wider die Uebergriffe und Bedrückungen des Landesadels geschlossen; wiederholt hatten diese Bündnisse große Ausdehnung gewonnen und mit bewaffneter Hand ebensowohl gegen den König als gegen den Adel sich behauptet. Hieran knüpften Ferdinand und Isabella an, indem sie zugleich in die Einrichtung wesentliche Veränderungen einschoben. Auf den Cortes von Madrigal 1476 brachten sie eine neue Verbrüderung aller Städte in Castilien zu Stande: diese „heilige Brüderschaft" sollte die Waffe gegen den Adel abgeben. Die Krone selbst übernahm die Führung, sie setzte ihre Ehre ein, daß man ihrem Walten Gehorsam schaffe. Die Königin persönlich bemühte sich in Andalusien 1477 den Widerstand einzelner Großen zu brechen und zu strafen; scharfe Verordnungen wurden erlassen, zuletzt hießen die Cortes von Tordelaguna 1485 den Blutcodex der Hermandad mit lautem Beifall gut, und verkündigten ihn als Landesgesetz. Der Arm der neuen Landesjustiz traf schnell und schneidig, und auch die Höchsten und Trotzigsten waren bald von ihm niedergebeugt und dem ordentlichen Richter unterworfen. Ein höchstes königliches Tribunal, aus Personen des dritten Standes besetzt, wachte über der localen Rechtspflege. In Toledo wurde 1480 die Codifica

tion des Landesrechtes angeordnet, und die Ausführung des Beschlusses Juristen königlicher Ernennung übertragen.

In wenigen Jahren war der Zustand, wie er in Heinrichs IV. Zeiten geblüht, vollständig getilgt. Zwar hatte noch einmal der Adel, vom Herzog von Infantado geführt, die Unzufriedenheit mit der Regierung recht deutlich an den Tag gelegt; in offenem Manifeste forderte die Opposition Abschaffung der Hermandad, welche der Adel durchaus nicht billigen könne, dagegen Einsetzung eines Adelsausschusses, welcher der Regierung zur Seite stehen, ihre Acte controliren und erst gutheißen sollte, ehe sie zur Ausführung kämen. Vor solchem Proteste würden die früheren Könige gezittert haben: die Zeiten waren vorbei. In sehr bestimmtem Tone erging die königliche Antwort: „Die Hermandad ist eine heilsame Einrichtung für die gesammte Nation und von derselben gebilligt; des Königs Prärogative ist, zuzuziehen in seinen Rath wen er will; gefällt dem Adel dies nicht, so mag er vom Hofe wegbleiben; wir denken nicht daran, das Beispiel Heinrichs IV. zu erneuern und zum Spielball des Adels zu werden." Diese königliche Erklärung hat ihre Wirkung nicht verfehlt: Niemand wagte mehr, was früher an der Tagesordnung gewesen, activen Widerstand zu leisten. Und von Jahr zu Jahr befestigten sich diese Zustände. Die Hermandad hatte 1498 ihre Aufgabe erfüllt: da löste man sie auf und behielt nur wenige Polizisten bei, ein schwaches Abbild der großen Bedeutung dieses mächtigen Körpers.

Das Königthum fühlte sich sicher und stark durch die herzliche Zustimmung der unteren Stände. Jeder Schritt der Regierung geschah in Uebereinstimmung mit der gesetzlichen Landesvertretung der Cortes. Die Könige sorgten aufmerksam dafür, daß jede bedeutendere Stadt ihre Vertreter zu den Cortes sendete. Um die Unterstützung des Bürgerthums war es ihnen vornehmlich zu thun: auf die Mitwirkung des Adels legten sie weniger Gewicht; ja, wiederholt beriefen sie die mächtigeren Herren gar nicht zu den Sitzungen der Reichsstände. Es gab Mittel anderer Art, den Adel von dem Willen der Krone abhängig zu machen.

Im 15. Jahrhundert war fast aller Besitz an den Adel verschleudert worden; das Krongut war aufs äußerste reducirt; an Reichthum, Besitz und materiellen Mitteln stand die Krone hinter dem Adel weit zurück. Nun hatten sofort 1476 die Städte auf den Cortes verlangt, daß die Rechtstitel der königlichen Verleihungen aus früherer Zeit untersucht würden. Der große Kardinal Mendoza redete Isabella zu, und 1480 ordnete sie Revision dieser Verhältnisse und Rückgabe der in letzter Zeit verliehenen Güter an. Der Adel weigerte sich anfangs. Darauf schritt man bei Einzelnen mit Gewalt, bei Andern mit Ueberredung, bei Dritten mit Abfindungssummen für nachweisbare Rechte ein. Mendoza und der Königin Beichtvater, Talavera,

gestalteten in kurzer Frist die Besitzverhältnisse zu Gunsten der Krone vollständig um. Und wenn früher Ämter im Hof- und Staatsdienst fast nur den Adelsherren zugefallen, so stellte man jetzt meistens niedriggeborene Juristen an, die von der königlichen Gnade ganz abhingen: die Gunst der Monarchen wurde ein Preis, um den sich der ehrgeizige Adelige jetzt nachdrücklich zu bewerben hatte. Noch mehr. Es kam dahin, daß der weniger Begüterte für seine Subsistenzmittel an das persönliche Wohlwollen des Königes sich gewiesen sah. Durch eine ganz außerordentlich geschickte Operation brachte Ferdinand die Vertheilung aller der kleinen Rittergüter und Ritterpensionen in seine Hand.

Im Zeitalter der Kreuzzüge waren nach dem Vorbild jener großen Ritterorden der gesammten Christenheit auf spanischem Boden der Orden von San Jago de Campostella, von Calatrava, von Alcantara erwachsen, welche den heiligen Krieg gegen den Islam lebendig zu erhalten übernahmen. Diese Orden hatten auf allerlei Weise große Reichthümer sich erworben; unter formeller Oberhoheit des Papstes wurden sie von dem Großmeister geleitet, ganz unabhängig und unberührt von dem Willen des Landesfürsten. Alle kleineren Leute adligen Standes gehörten diesen Orden an; sie waren durch die Verleihung der Güter und Renten, über die der Orden verfügte, durchaus von dem Gebote des Ordensmeisters abhängig. So waren diese Adelscorporationen in sich geschlossen, voll Unabhängigkeitssinn, wahre Staaten im Staate: so lange dieser Zustand dauerte, konnte Alles, was die Könige sonst schufen, in jedem Augenblicke dem Einsturze ausgesetzt scheinen. Nun war natürlich nicht daran zu denken, daß diese Institute, die durch so viele Adern mit dem Gesammtleben der Nation zusammenhingen, sich einfach hätten beseitigen oder auflösen lassen. Aber wenn man die Gebieter der Orden, factisch die Leiter der Adelsmajorität, mit dem Könige, mit der höchsten staatlichen Gewalt zusammenfallen machte — so war das ein Gedanke, so einfach und einleuchtend als genial und folgenreich: er war das Ei des Columbus für die monarchische Gewalt. Als im Orden von San Jago 1476 die Großmeisterwürde erledigt war, eilte Isabella ins Kapitel, die Wahl ihres Gemahles in seine Stelle zu sollicitiren. Höchst ungern willfahrte man ihr; und so bedenklich sah Ferdinand noch die Lage an, daß er nicht für sich selbst annahm, sondern seine Wahl auf einen Anderen übertrug, einen kleinen, armen, einflußlosen Ritter, der als sein Geschöpf ihm als Werkzeug für die Regierung dieses Ordens diente. Ein Jahrzehnt später läßt er seine Absicht deutlicher sehen. Bei der Wahl im Orden von Calatrava 1487 erschien er persönlich, zeigte den Rittern eine Bulle des Papstes, welche die Großmeisterwürde durch päpstliche Autorität ihm übertrug. Er erzwang Annahme der Bulle durch Drohung mit offener Gewalt. Alle Einreden der Unzufriedenen halfen nichts. Ferdinand

blieb Großmeister, unumschränkter Gebieter über Calatrava. Den Orden von Alcantara unterwarf er sich 1494, indem er den Großmeister zu freiwilliger Abdankung, zum Tausche dieser Stellung mit dem Erzbisthum Sevilla bewog. Endlich als 1499 jener von ihm eingesetzte Meister von San Jago starb, machte er sich selbst zu dessen Nachfolger. Seine Herrschaft über den gesammten Adel war jetzt auf gesetzlicher Basis gegründet. Wohl oder Wehe, beschränkter Besitz oder materieller Vortheil, einflußreiche Stellung oder aussichtslose Zukunft: alles und jedes hatte der Einzelne von dem Könige zu erhalten; und Ferdinand ließ Niemanden in Zweifel, daß er nur den Gefügigen und Gehorsamen berücksichtigen wolle; zugleich aber wußte jeder Gehorsame, daß der Dienst des Königes ihm reiche Belohnungen bringen werde. Das Resultat blieb nicht aus. Der spanische Adel, vor Kurzem noch so trotzig und selbstherrisch, wurde zum gefügigen Werkzeug des königlichen Ehrgeizes und der königlichen Politik: man konnte bald untrüglich auf ihn zählen.

Und die Kirche gelang es in ähnliche Unterordnung unter das Königthum, in ähnliche Abhängigkeit von dem königlichen Willen zu bringen. Nicht allein in Spanien, sondern auch in den anderen Ländern Europas rangen schon seit dem 14. Jahrhundert die Landesregierungen mit der sich überall einmischenden Regierungsgewalt des Papstthumes. Noch unausgetragen schwebte dieser Kampf der territorialen mit der centralistischen Tendenz des kirchlichen Lebens, als die Regierung der katholischen Könige sich der Erledigung dieser Fragen zuwandte. Für Spanien kam die Controverse damals zum Abschluß. Die Krone forderte vom Papste, daß er auf alle Eingriffe in spanisches Kirchenwesen verzichte, daß dem Könige ein ganz unbedingtes Präsentations- d. h. Ernennungsrecht zu allen wichtigeren Ämtern der Kirche zustehe. Rom widersprach anfangs diesen Zumuthungen: nichtsdestoweniger setzten Ferdinand und Isabella jenes Concordat durch, das genau nach den spanischen Wünschen diese Verhältnisse regelte.

Die Kirchenpolitik der katholischen Könige bietet der historischen Betrachtung zwei Seiten dar; und ich glaube, zwei Motive können für sie auch als maßgebend angesehen werden. Sowohl von religiöser, als von politischer Seite ist die Thätigkeit der Könige zu beleuchten; von diesen beiden Impulsen sind sie bewegt worden. Indem die Anstellung der Geistlichen Sache der Staatsregierung wurde, war ebensowohl ihre Herrschaft über die Kirche begründet als auch die Möglichkeit ihr eröffnet, an Stelle laxer und unkirchlich gesinnter Menschen strenge, eifrige, religiöse Geistliche zu bringen. Auch von diesem Gesichtspunkt der Religiosität, einer gründlichen Reinigung des kirchlichen Personales, einer durchgreifenden Reformation der kirchlichen Einrichtung empfahlen sich die Satzungen des spanischen Concordates und die wachsenden Befugnisse der Krone in kirchlichen Dingen. Diese frommen Ten-

denzen gingen mit den staatlichen Interessen Hand in Hand. Mit Ernst und Nachdruck ist damals durch die Staatsgewalt die Reformation der Kirche in Spanien durchgeführt worden. Wer erwägt, welchen ganz gewaltigen Einfluß die strenge Richtung der Spanier im sechszehnten Jahrhundert auf die Aufrichtung des Katholicismus in ganz Europa ausgeübt hat, der mag die Bedeutung jener Maßregeln für das kirchliche Leben des Abendlandes ermessen.

In ganz ähnlicher Weise ist auch die Erneuerung der Inquisition aufzufassen. Auch diese Einrichtung fällt gleichzeitig unter den religiös-kirchlichen und den politischen Gesichtspunkt. Für die Reinheit des Glaubens und der Kirche wurde gesorgt, und zugleich der Staatsregierung eine Maschine zur Verfügung gestellt, mit der sie jeden Gegner erreichen, treffen und vernichten konnte.

Faßt man Alles, was wir hier nur in kurzen Umrissen skizzirt haben, zusammen, vereinigt man alle die einzelnen Maßregeln in dem Brennpunkte einer einheitlichen von den Königen systematisch und mit Bewußtsein geübten Politik, so versteht man zu würdigen, welche Umgestaltung bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts das spanische Volk erfahren hat. Der moderne Staat mit seiner ganzen monarchischen Machtfülle war ins Leben getreten. Jene Anarchie, welche vordem das Land zerfleischte und zerriß, war gründlich beseitigt. Die Macht und Selbstherrlichkeit des Adels war gebrochen: von der Krone war er abhängig, der Stand im Ganzen und jeder Einzelne. Ueber Adel und Kirche gebot der Wille der Krone mit absolutem Worte. Und der Bürger war geschützt, geachtet: das Fundament der königlichen Macht bildete der Bürgerstand.

Nachdem Ruhe und Sicherheit zurückgekehrt war, entfaltete sich Handel und Verkehr und Gewerbfleiß zu schöner Blüthe. Reichthum kehrte ins Land ein. Der europäische Handel, in dem Barcellona und die catalonischen Städte im Mittelalter eine erste Rolle gespielt, suchte aufs neue diesen Weg auf. Und seit erst im fernen Westen jenseit des Oceans der Spanier seine Entdeckungen und seine Eroberungen zu machen begann, schwelgte das spanische Volk im Genusse seines neuen Reichthumes, seines lachenden Wohlstandes, seines zunehmenden Glückes.

Wer will heute dem spanischen Patrioten verargen, wenn er jene Jahrzehnte etwa von 1495 bis 1515 als die goldene Zeit seiner Nationalgeschichte feiert?

Es ist auch dieselbe Zeit, in welcher die neu gekräftigte spanische Monarchie die erste Großmacht des modernen Europa zu werden vermochte.

Das höhere Schulwesen in Sachsen.

Bildung, Prüfung und Rangordnung der Lehrer. Schulaufwand und Lehrerbesoldungen. Stellung der Lehrer, Pensionswesen. Gymnasien und Realschulen, städtisch oder staatlich?

(Schluß.)

IV. Wissenschaftliche Bildung der Lehrer und Prüfungen für das höhere Lehramt. Rangordnung der Lehrer. Die Unklarheit über den Begriff der höheren Schule, das Zusammenwerfen derselben theils mit der Volksschule, theils mit den Fachschulen, hat bewirkt, daß man an die Qualification der Lehrer für höhere Schulen in Sachsen zum Theil sehr ungleiche Anforderungen stellt, und dadurch Zustände schafft, die dem Gedeihen unseres höheren Schulwesens nicht förderlich sein können.

Unsre Anschauungen werden auch hierbei an Klarheit gewinnen, wenn wir sächsische Zustände den preußischen gegenüberstellen.

Wer in Preußen das Amt eines ordentlichen Lehrers an einer höheren Schule verwalten will, muß die Universität drei Jahre besucht haben. Der Besuch der Universität setzt Gymnasialbildung voraus. Der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen (pro facultate docendi) haben sich diejenigen Candidaten zu unterziehen, welche sich die Qualification als wissenschaftliche Lehrer an Gymnasien, Progymnasien, Realschulen oder höheren Bürgerschulen erwerben wollen. Um zur Prüfung zugelassen zu werden, ist erforderlich: a) das Gymnasialzeugniß der Reife für die Universitätsstudien. — b) das Universitätsabgangszeugniß über das vollendete akademische Triennium. — Bei denjenigen Schulamtscandidaten, welche sich vorzugsweise für den Unterricht in den neueren Sprachen an Realschulen bestimmen, wird als entsprechende Ergänzung des Trienniums auch der Nachweis eines oder zweier zum Zweck der Spracherlernung in Frankreich und in England zugebrachter Semester angenommen. — Auch diejenigen Studirenden, welche sich nicht der Theologie widmen, können sich bei der Prüfung pro facultate docendi die Qualification für den Religionsunterricht erwerben. — Der verschiedene Umfang der Schulen gleicher Kategorie, der Gymnasien und Progymnasien einerseits, sowie der Real- und höheren Bürgerschulen andrerseits, begründet keine Verschiedenheit des Prüfungsverfahrens. Auch der Artunterschied zwischen Gymnasium und Realschule hat keinen wesentlichen Einfluß auf die wissenschaftliche Prüfung. Principiell richtet sich die Prüfung nach den Anforderungen des Gymnasiums, und die einem Candidaten zuerkannte Befähigung zum Unterricht an Gymnasien qualificirt ihn im Allgemeinen zugleich für den Unterricht an Realschulen.

Die wissenschaftlichen Fächer, in denen in Preußen eine facultas docendi erworben werden kann, sind: 1) Das philologisch-historische Fach; 2) das mathematisch-naturwissenschaftliche; 3) Religion und Hebräisch; 4) die neueren Sprachen.

Nach dem Ergebniß der schriftlichen und mündlichen Prüfung, sowie der Probelection, stellt die königl. wissenschaftliche Prüfungscommission denjenigen Candidaten, welche die Prüfung bestanden haben, ein Zeugniß entweder des ersten oder des zweiten oder des dritten Grades aus, womit im Allgemeinen die Qualification entweder für die oberen (Prima und Obersecunda, unbedingte facultas docendi), oder die mittleren (Untersecunda, Ober- und Unter-Tertia), oder die unteren Klassen (Quarta, Quinta, Sexta) bezeichnet wird. — Geprüfte Candidaten der Theologie haben sich, wenn sie ein Lehramt verwalten wollen, gleichfalls der Prüfung pro facultate docendi zu unterziehen. Geeigneten Falls dürfen sie auf einige Zeit als Lehrer der unteren und mittleren Klassen angenommen werden. In den unteren Klassen der höheren Schulen können auch tüchtige Elementarlehrer beschäftigt, eventuell in einzelnen Fällen mit Genehmigung des Ministers angestellt werden. — Der Lehrer, welcher einen höheren Unterrichtsgrad erlangen will, hat sich einer Ergänzungsprüfung zu unterziehen.

Alle pro facultate docendi geprüften Schulamtscandidaten müssen, bevor sie sich zu einer Anstellung im gelehrten Schulfache melden dürfen, mindestens ein Jahr lang bei einem Gymnasium oder einer Realschule in praktischer Unterrichtsübung gestanden haben. — Das Probejahr kann in der Regel nur an einem Gymnasium oder einer vollständigen Realschule, nicht an einem Progymnasium oder einer höheren Bürgerschule abgehalten werden. — Ueber das Ergebniß des Probejahres wird dem Candidaten durch das königl. Provinzial-Schulcollegium ein Zeugniß ausgestellt. — Das Zeugniß über den Ausfall des Probejahres bildet eine wesentliche Ergänzung des dem Candidaten über das Ergebniß der wissenschaftlichen Prüfung ertheilten Zeugnisses und ist bei Bewerbungen um eine Lehrerstelle jedesmal mit vorzulegen. (Verf. vom 30. März 1867.)

Die Rangordnung in den Lehrercollegien der höheren Schulen Preußens ist: Director, etatsmäßiger Oberlehrer, etatsmäßiger ordentlicher Lehrer, wissenschaftlicher Hülfslehrer, technische und Elementarlehrer (für die Vorschulen).

Als Regel ist anzunehmen, daß bei einem Gymnasium resp. einer Realschule mit 7 ordentlichen Lehrern (mit Ausschluß des Directors) 3 Stellen als Oberlehrerstellen zu bezeichnen sind. — Zu denjenigen Lehrerstellen, mit welchen der Titel Oberlehrer verbunden ist, dürfen nur solche Schulmänner gewählt und vorgeschlagen werden, die nach der Vorschrift des Regle-

ments für die Prüfung pro facultate docendi ihre Befähigung für den Unterricht in den beiden oberen Klassen dargethan haben. Denjenigen ordentlichen Lehrern, welche durch längere Verwaltung des Ordinariats einer mittleren oder unteren Klasse sich als besonders tüchtige Lehrer und Erzieher bewährt und sich um die Schule ein bedeutendes Verdienst erworben haben, kann der Titel eines Oberlehrers als persönliche Auszeichnung verliehen werden. Dieser Titel berechtigt jedoch keineswegs zum Eintritt in eine etatsmäßige Oberlehrerstelle. Ascensionen innerhalb der etatsmäßigen Oberlehrerstellen bedürfen selbst an städtischen Schulen der Genehmigung des Ministeriums. —

Man wird schon aus diesen wenigen Bestimmungen entnehmen können, daß das consequente Streben der preußischen Regierung nicht blos dahin geht, zusammenhaltende Ordnung in das Schulwesen zu bringen, wie solche die Verhältnisse eines großen Staates nothwendig machen, sondern daß das Interesse wahrhaft wissenschaftlicher und sittlicher Bildung und die darauf gegründete Wohlfahrt, Kraft und Ehre der Nation, der Beweggrund aller getroffenen Bestimmungen ist. In Preußen wird der Schule, von der Elementar- und Volksschule an bis zu den Gymnasien, die Aufgabe gestellt, die ihr anvertrauten Zöglinge vor allen auch zu Staatsbürgern zu erziehen, welche den Willen und die Kraft besitzen, mit edler Hingebung und wahrhaft nationaler Gesinnung sich dem Wohle der Gemeinde und des Staates zu widmen.

Sehen wir nun zu, wie es im Königreich Sachsen mit der Vorbereitung zum höheren Lehramte, mit den Prüfungen für dasselbe, mit Anstellung, Rang und Titel der Lehrer steht.

Zufolge des Regulativs für die Prüfungen der Candidaten des höheren Schulamtes vom 12. December 1848 ist „die Commission für Candidaten des höheren Schulamtes“ in drei Sectionen getheilt:

Die I. Section für die Prüfung der Candidaten des Gymnasialschulamtes; die II. für die Prüfung der Candidaten des höheren Volks- und Realschulamtes; die III. für die Prüfung der künftigen Fachlehrer an Gymnasien und höheren Volksschulen in den mathematischen und Naturwissenschaften. — Was die Zulässigkeit zur Prüfung anlangt, so kann das Ministerium von dem Maturitätszeugniß eines Gymnasiums und von dem vollen triennium academicum dispensiren. Zulässig sind auch 1) Candidaten und Lehrer des niederen Volksschulamtes, welche ihre Studien (?) auf der Universität fortgesetzt haben, 2) Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften, wenn sie vor der Universität die polytechnische Schule und die höhere Gewerbeschule besucht haben. — Die Prüfung in Section I und III stimmt im Großen und Ganzen mit dem preußischen Prüfungsmodus überein. Anders

freilich ist es um die Prüfung in Section II bestellt. Wer sich dem Examen für die Candidatur des höheren Volksschulamtes (nach sächsischer Rangordnung: Progymnasien, Schullehrerseminarien, höhere Bürgerschulen und Realschulen!!!) unterwirft, hat 1) behufs der schriftlichen Prüfung eine ausführliche wissenschaftliche Arbeit in deutscher Sprache über eine Frage aus dem Gebiete der Logik, Psychologie, Pädagogik, Sittenlehre, Geschichte oder deutschen Grammatik auszuarbeiten. — 2) Die mündliche Prüfung ist: a) auf Philosophie mit besonderer Rücksicht auf die Fertigkeit in Anwendung der logischen Operationen und Kenntniß der Psychologie; b) auf die Grundbegriffe der christlichen Glaubens- und Sittenlehre; c) auf Geschichte, namentlich deutsche und sächsische in Verbindung mit Geographie; d) auf die Elemente der Arithmetik, Geometrie und Naturlehre; e) auf die Kenntniß und den richtigen Gebrauch der deutschen Sprache; f) auf die allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre, einschließlich der Methodik, zu richten.

Jeder, der das vorstehende Quodlibet über die Prüfung in Section II betrachtet, wird sich die Frage vorlegen müssen: Kann das Jemand niedergeschrieben haben, der nur den geringsten Begriff vom höheren Schulwesen hat? Würde nicht jeder Primaner eines Gymnasiums, von der Psychologie und allgemeinen Unterrichts- und Erziehungslehre einmal abgesehen, dieses Examen mit Glanz bestehen können? Setzt man bei einem Primaner im mündlichen Maturitätsexamen nicht die Kenntniß und den richtigen Gebrauch der deutschen Sprache selbstverständlich voraus? Wir wundern uns, daß in einer Prüfungsordnung für das höhere Schulamt eine solche Section wie Nr. II einen Platz finden konnte, noch mehr aber müssen wir uns wundern, daß dieses Regulativ von 1848 bis 1871 in Kraft bleiben konnte.

Doch führen wir zur Vervollständigung erst noch einige Stellen aus einer Verordnung vom 15. April 1850 an, welche einen Nachtrag zum Regulativ vom 12. December 1848 enthält. Es heißt daselbst: „Vielfältig gemachte Erfahrungen haben dem Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts die Ueberzeugung gegeben, daß es überhaupt unthunlich erscheint, von den Hülfs- und ständigen Lehrstellen an Schullehrerseminarien, höheren Bürger- und Realschulen solche Schulamtscandidaten auszuschließen, welche nur die Seminarbildung (— und was war das damals für eine! —) erhalten und akademische Studien nicht gemacht haben, oder bei sonstiger Befähigung (?) das §. 10 (Reg. vom 12. December 1848) geforderte Prüfungszeugniß nicht beibringen.“ Und weiter: „Abgesehen davon, daß schwerlich jemals die für das höhere Schulamt akademisch gebildeten und hierauf in Gemäßheit des Regulativs geprüften Candidaten in ausreichender Anzahl, um das sehr umfängliche Bedürfniß zu decken, vorhanden sein dürften, so

erſcheint überhaupt eine allzuſcharfe Abgrenzung zwiſchen akademiſcher und derjenigen Bildung, welche auf anderen Wegen erlangt wird, namentlich in der Anwendung auf die Volksſchullehrer ſehr bedenklich, wie denn unläugbar auf den Landesſeminarien in nicht geringer Anzahl Schulamtscandidaten gebildet werden (namentlich 1850 und weiterhin), welche vollkommen geeignet ſind, auch ohne akademiſche Studien gemacht zu haben, Lehrerſtellen an Bürger- und Realſchulen zu bekleiden, deren Berufseifer aber leicht erkalten könnte, wenn ihnen die Ausſicht, in einen umfaſſenden Wirkungskreis mit der Zeit einzutreten, durch eine ſolche Ausſchließung allzuſehr beſchränkt würde." — Zur Vervollſtändigung des Bildes vom höheren Schulweſen in Sachſen führen wir noch die Verordnung vom 1. Juni 1865 an, nach welcher Volksſchullehrer auf zwei hinter einander folgende Jahre zum Beſuch der Univerſität auch ohne Gymnaſial-Maturitätszeugniß behufs der Erlangung einer höheren Berufsbildung zugelaſſen werden. Nach Ablauf dieſer zwei Jahre ſind dieſe „Pädagogen" zuläſſig zur Prüfung für das höhere Schulamt Sect. II. Nach beſtandener Prüfung erlangen ſie die Befähigung zur Anſtellung als Oberlehrer an einer höheren Schule z. B. einer Realſchule I. Ordnung.

Im Königreich Sachſen gilt mithin dem Miniſterium des Cultus und öffentlichen Unterrichts der Beſuch eines Volksſchullehrer-Seminars oder einer Gewerbeſchule für eine genügende Vorbereitung auf Univerſitätsſtudien. Die ſo Vorbereiteten brauchen dann obendrein nur zwei Jahre die Univerſität zu beſuchen, um ihre Studien zu vollenden und zur Prüfung für das höhere Schulamt zugelaſſen zu werden. Iſt die Prüfung glücklich beſtanden, ſo öffnen ſich dem Candidaten die Pforten der höheren Schule. Mag derſelbe ſich in der Prüfung auch das Zeugniß „vorzüglich" nicht erworben haben, ſo kann er dennoch in oberen und mittleren Klaſſen als Lehrer verwendet werden. Zwiſchen den Lehrern an einer ſächſiſchen höheren Schule gibt es keinen Unterſchied des Ranges und des Titels. Das Prädicat „Oberlehrer" gebührt jedem ordentlichen Lehrer (Reg. vom 2. Juli 1860, §. 15). Es gibt, die techniſchen Lehrer höchſtens ausgenommen, nur Oberlehrer. Es kommt vor, daß der Candidat die Vocation zum Oberlehrer bereits in der Hand und die Univerſitäts-Matrikel noch in der Taſche hat. Das Probejahr wird meiſtens erlaſſen oder beſteht nur dem Namen nach. Man würde ſehr irren, wollte man glauben, daß wenigſtens die Prüfung in Sect. II erforderlich wäre, um Anſpruch auf eine ordentliche Lehrerſtelle an einer höheren Schule in Sachſen zu haben. Thatſächlich erſetzt die theologiſche Prüfung der Candidaten der Theologie die

Prüfung für das höhere Schulamt! Ja, als ordentliche Lehrer (Oberlehrer) sind sogar Elementar-Volksschullehrer oder überhaupt Lehrer zulässig, welche niemals vor einer wissenschaftlichen Prüfungs-Commission gestanden haben. (Vergl. Reg. vom 2. Juli 1860, §. 10.)

Wohin solche Zustände führen müssen, ist mit Händen zu greifen.

Die Leichtigkeit an einer höheren Schule als Oberlehrer anzukommen und damit einen höheren Gehalt zu erlangen, enthält für viele Unberufene eine große Versuchung. Philologen und Mathematiker stecken ihre Fachstudien auf, und machen das Examen in Sect. II. Der Volksschullehrer, sobald er die Mittel beisammen hat, bezieht zwei Jahre lang die Universität, treibt Logik und Psychologie, und macht das Examen in Sect. II. Daß dem Wesen des Lehramtes und der hohen Bedeutung, welche dasselbe für das Gemeinwohl hat, widerspricht, wenn es des Erwerbes wegen als Mittel zum Zweck und mehr als Geschäft, denn als ein Beruf gewählt und getrieben wird, wer fragt in Sachsen darnach? — Den Volksschulen werden in den sogenannten „Pädagogen" für sie immerhin werthvolle Kräfte entzogen und finden an höheren Schulen Verwendung, wo sie nicht am Platze sind. Volksschule und höhere Schule werden durch die Aufhebung der Grenzen zwischen akademischer Bildung und der Bildung, welche auf anderen Wegen erlangt wird, in gleicher Weise geschädigt. Während es für eine aufgeklärte Schulverwaltung keine höhere Aufgabe geben sollte, als das Bildungsbedürfniß unserer Zeit durch wohlbefähigte Kräfte in die rechte Bahn zu leiten und der geistigen Verflachung, welcher so vieles Vorschub leistet, entgegenzuwirken durch Lehrer, welche den höchsten Erfordernissen des Lehrers und Erziehers gewachsen sind; hat das sächsische Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts Einrichtungen gewagt, welche nothwendigerweise zu einer Degeneration unseres höheren Schulwesens führen müssen.

Nun behauptet man freilich, es fehle in Sachsen für die höheren Schulen an wissenschaftlich gebildeten Schulamts-Candidaten. Wir sollten aber meinen, daß unter den Hunderten von jungen Männern, welche jetzt jährlich auf der Landesuniversität Philologie, Mathematik und Naturwissenschaften studiren, für unsere Gymnasien und Realschulen stets die hinreichende Anzahl Schulamts-Candidaten herangebildet werden müßten, so daß man nicht nöthig hätte, zu den „Pädagogen" zu greifen. Für was sonst werden jährlich die enormen Geldmittel an die Universität gewendet, wenn dieselbe nicht einmal den Mangel wissenschaftlich gebildeter Lehrer an unseren höheren Schulen zu decken vermag? Es ist recht erfreulich zu vernehmen, daß der Besuch der Universität Leipzig von Semester zu Semester steigt, daß der Ruf derselben selbst Amerikaner, Asiaten und Afrikaner herbeizieht; aber wie stimmt das zu der Thatsache, daß das Ministerium sich gezwungen zieht, die Oberlehrer-

stellen an den höheren Schulen des Landes mit Volksschullehrern zu besetzen?

Wir wollen hoffen, daß der neue Unterrichtsminister die Gefahr erkennt und ihr zu steuern sucht, zunächst durch Berufung eines mit dem höheren Schulwesen vertrauten Fachmanns in das Ministerium.

V. Aufwand für die höheren Schulen und Lehrerbesoldungen. Wenn man sich ein deutliches Bild von dem Stande des höheren Schulwesens in Sachsen machen will, so ist die Frage nach dem Aufwand für die höheren Schulen und nach der Besoldung der Lehrer nicht zu umgehen. Auch ist hierbei eine Vergleichung mit den Verhältnissen in „unserem Nachbarstaate" besonders lehrreich.

Der Gesammtaufwand für die höheren (königlichen und städtischen) Schulen beträgt:

in Sachsen 316,000 Thlr., in Preußen 5,000,000 Thlr.

Davon kommen auf die Lehrerbesoldungen

in Sachsen 232,000 Thlr., in Preußen 3,500,000 Thlr.

Stände Sachsen in Bezug auf den Aufwand für seine höheren Schulen und auf die Besoldung der Lehrer an denselben, Preußen im Verhältniß der Einwohnerzahl (2,423,401 E. und 24,043,296 E.) gleich, so müßten für Sachsen die Zahlen 504,000 Thlr. und 353,000 Thlr. lauten, d. h. Sachsen müßte für seine höheren Schulen im Ganzen 188,000 Thlr., davon für Lehrerbesoldungen allein 121,000 Thlr. mehr aufwenden!

Nicht weniger überraschende Thatsachen kommen zum Vorschein, wenn man Dresden und Berlin in Parallele stellt. Wir gehen auf das Jahr 1869 zurück und nehmen die Einwohnerzahl von Dresden nur zu 150,000, die von Berlin zu 702,450 an:

Der Aufwand für die höheren Schulen betrug:

in Dresden 75,000 Thlr., in Berlin 479,300 Thlr.;

davon fallen auf die Besoldung der Lehrer

in Dresden 47,000 Thlr., in Berlin 382,000 Thlr.

Wollte Dresden mit Berlin sich auf gleiche Stufe stellen, so müßte der Aufwand für seine höheren Schulen 102,000 Thlr. betragen und müßten davon 81,000 auf Besoldungen kommen. Dresden müßte also an die Besoldung seiner Lehrer 34,000 Thlr. mehr wenden, als jetzt dafür aufgebracht wird. Ueber die letztere Zahl braucht man sich nicht zu wundern, wenn man die Besoldungsverhältnisse in Dresden mit denen in Berlin vergleicht. An sechs Berliner Realschulen erhalten die Directoren 2200 Thlr. Gehalt incl. Wohnung à 300 Thlr.; der Durchschnittsgehalt der ordentlichen Lehrer ist 920 bis 925, an der einen Schule sogar 975 Thlr. An den zwei höheren Bürgerschulen in Berlin erhalten die Directoren 1900 Thlr. Gehalt incl. Woh-

nung, und ist der Durchschnittsgehalt der ordentlichen Lehrer 805 und 837½ Thlr. — In Dresden dagegen beziehen die Directoren der beiden städtischen Realschulen außer der Wohnung einen Gehalt von 1200 Thlr., während die Lehrergehalte im Durchschnitt 714 und 696 Thlr. betragen!

In Preußen sind, sowohl an den königlichen als an den städtischen Anstalten, für die Lehrerbesoldungen die vom Cultusminister im Einverständniß mit dem Finanzminister im Jahre 1863 festgestellten Normal-Etats maßgebend. Diese Etats sind für die Gymnasien und die denselben gleichstehenden höheren Schulen aufgestellt worden. Danach bestehen für die Normalbesoldungen der Directoren und der ordentlichen Lehrer nach Verschiedenheit der Orte, an welchen die Anstalten sich finden, drei Klassen. Sie betragen jährlich

A. für die Gymnasialdirectoren:

in der ersten Klasse bis 1800 Thlr.
in der zweiten Klasse bis 1600 Thlr.
in der dritten Klasse bis 1200 resp. 1300 und 1400 Thlr.

B. für die ordentlichen Gymnasiallehrer:

	Minimum.	Maximum.	Durchschnitt.
in der ersten Klasse	600 Thlr.	1300 Thlr.	950 Thlr.
in der zweiten Klasse	550 „	1150 „	850 „
in der dritten Klasse	500 „	1000 „	750 „

Es beträgt somit in Preußen der Durchschnittsgehalt eines Lehrers für Städte von der Bedeutung der sächsischen Gymnasialstädte 950 resp. 850 Thlr., während noch in dem letzten sächsischen Budget ein solcher von nur 800 Thlr. angenommen ist. Warum stellt sich Sachsen, dessen blühende Finanzen ja stets so gerühmt worden sind, in diesem Punkt dem verschrieenen Militärstaat Preußen, der angeblich für die Pflege der Wissenschaft und Kunst so gut wie Nichts übrig haben soll, nicht wenigstens gleich oder sucht ihn gar zu überflügeln? An den Lehrer einer höheren Schule macht das sociale Leben dieselben Ansprüche wie an jeden andern auf der Universität gebildeten Beamten. Wie soll er aber diesen Ansprüchen bei seiner für die gegenwärtigen Preise der Wohnungen und der Lebensbedürfnisse kärglichen Besoldung genügen? Man sehe nur, wie namentlich in den größern Städten die Lehrer sich durch Pensionäre, durch übermäßige Privatstunden einen Nebenverdienst zu verschaffen suchen, um sich und ihre Familie standesgemäß ernähren zu können! Ob dieser außerordentliche Verbrauch an Kräften, diese Störung des Familienlebens ihrem eigentlichen Beruf an der Schule heilsam sei, darnach wird nicht gefragt.

Wie man aus den Zeitungen erfährt, ist der Stand der preußischen Finanzen trotz des überstandenen Krieges ein so günstiger, daß sämmtliche Ministerien von dem preußischen Landtage eine durchgehende Aufbesserung der

Beamtengehalte postuliren werden. Der Reichskanzler soll eine Aufbesserung um 40 Procent für allein zureichend halten*). Sehr erfreulich wäre, auch bei uns zu Lande von ähnlichen Absichten zu hören, zumal da ja nach einer neulichen (offenbar officiösen) Mittheilung die Vorberathung für das nächste Budget schon jetzt ergebe, „daß die Intelligenz, die Thätigkeit und der Erwerbsfleiß des lebenskräftigen sächsischen „Volks" auch die schwere Kriegszeit finanziell trefflich zu verwerthen gewußt habe, und daß hierdurch der ausgezeichnete Stand der sächsischen Finanzen aufs Neue documentirt werde." Unseres Wissens hat bereits im vorigen Jahre das sächsische Justizministerium und in diesem Jahre das Reichspostamt seinen Beamten jene nothwendige Ausgleichung zukommen lassen. Möchte doch endlich auch das Cultusministerium diesem Beispiele folgen! Und zwar sollte das Cultusministerium, wie dies in Preußen mit allem Nachdruck und mit gutem Erfolg geschieht, den aufzustellenden Normaletat nicht nur bei den seiner eigenen Verwaltung unterstehenden Anstalten einführen, sondern ebenso gut verlangen, daß derselbe auch an den städtischen Gymnasial- und Realschulen zur vollständigen Geltung gelange. Denn hier ist, wie das preußische Cultusministerium ausgesprochen hat, der Grundsatz zu verfolgen, daß die Städte, welche eigene höhere Lehranstalten unterhalten und für dieselben die staatliche Anerkennung und den Genuß aller mit dem Besuch derselben verknüpften Vortheile erlangt haben, hinsichtlich der Lehrergehalte mindestens denjenigen Ansprüchen genügen, welche der Staat für seine eigenen Anstalten gelten läßt. Hätte unser Cultusministerium nach dieser Richtung seine Aufgabe erkannt, so könnte nicht vorkommen, daß man erst Ende 1870 in Dresden einen gewaltigen Fortschritt zu machen geglaubt hat, wenn man für die Lehrer der Kreuzschule einen Durchschnittsgehalt von 810 Thlr. (übrigens eine seltsame runde Zahl!) festgesetzt hat, und daß man selbst in Leipzig erst zu einem solchen von 900 Thlr. gelangt ist. In preußischen Städten von dieser Größe setzt der Normaletat einen Durchschnittsgehalt von 950 Thaler fest, und für die Hauptstadt Berlin, sowie die Landesschule Pforta ist sogar ausdrücklich noch ein höherer Betrag angenommen. Zum weiteren Vergleich mögen noch einige selbstsprechende Zahlen dienen. Der Director des städtischen Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin bezieht 2900 Thlr. Gehalt, der des königl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums 2750 Thlr. — Der Rector der Dresdener Kreuzschule 1700 Thlr. und Amtswohnung. Der Rector der preußischen Landesschule Pforta hat 2334 Thlr. Gehalt, der nächste Lehrer 1760 Thlr. — Die Rectoren der sächsischen Landesschulen zu Meißen und zu Grimma 1700 Thlr., die nächsten Lehrer 1200 resp. 1100 Thlr. und freie Wohnung.

*) In Baden erhöht man die Gehalte wenigstens um 25 Procent.

Dies sind statistische Thatsachen, welche die oft gehörte Behauptung, daß der große Staat seine Beamten und Lehrer schlechter bezahle als der kleine, Lügen strafen.

VI. Stellung der Lehrer. Pensionswesen. Fürsorge für die Hinterlassenen. Im Allgemeinen Landrecht für die königl. preußischen Staaten von 1794 heißt §. 65: „Die Lehrer bei den Gymnasien und anderen höheren Schulen werden als Beamte des Staats angesehen." — Art. 23 der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 lautet: „Alle öffentlichen und Privat-Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten stehen unter der Aufsicht vom Staate ernannter Behörden. Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte und Pflichten der Staatsdiener." — Auch in dem am 4. November 1869 dem Landtage zu Berlin vorgelegten Entwurfe eines Unterrichtsgesetzes haben nach §. 122 die Directoren und Lehrer an höheren Schulen die Rechte und Pflichten der Staatsbeamten.

Wie in Preußen, so werden auch in den übrigen deutschen Staaten, selbst in Oestreich, die Lehrer als Staatsbeamte angesehen. Nur Sachsen macht in dieser Beziehung eine Ausnahme, die man unmöglich zu den „berechtigten Eigenthümlichkeiten" rechnen kann. Die Folge davon ist, daß sich bei uns zu Lande die Lehrer der höheren Schulen in einer völlig unklaren, nicht durch Gesetze festbegrenzten Stellung befinden, welche für sie durchaus peinlich und ihrer wissenschaftlichen Bildung unwürdig ist. Während jeder Calculator oder Registrator nach einer gewissen Dienstzeit seine Rechte durch das Staatsdienergesetz gesichert weiß, sehen sich die sächsischen Gymnasial- und Realschul-Directoren und Lehrer in allen Stücken auf die „Gnade" ihrer vorgesetzten Behörde angewiesen, und was es mit dieser Gnade auf sich hat, kann sich jeder denken, der da weiß, wie gerade gegen die Lehrer, höhere wie niedere, der Standpunkt der äußersten Sparsamkeit gewahrt wird. — Ein Ausfluß der Staatsdienereigenschaft ist für die Gymnasial- und Realschullehrer in Preußen und in den übrigen deutschen Staaten, daß für sie hinsichtlich der Emeritirung und der Wittwenpension selbstverständlich die Bestimmungen des Staatsdienergesetzes gelten. Wie steht es in diesen Beziehungen für sie in Sachsen?

Die Pensionirung der Lehrer an höheren Schulen ist in Sachsen durch kein Gesetz geregelt. Allerdings ist auf dem letzten Landtage, in Folge der Anregung des Abgeordneten der zweiten Kammer Herrn Dr. Rentzsch, das Cultusministerium aufgefordert worden, ein Gesetz in Betreff der Emeritirung von Lehrern an höheren Schulen einzubringen. Aber diesen ist mit einem solchen einzelnen Gesetz, in welchem man sie, trotz ihres bescheidenen Einkommens, wo möglich noch mit besonderen Beiträgen für einen Emeritirungsfond belegt, nicht geholfen; sie müssen dringend wünschen, daß ihre

ganze Stellung gesetzlich geregelt werde, was nur auf dem von Preußen und den anderen deutschen Staaten längst eingeschlagenen Wege geschehen kann, indem man die Lehrer an höheren Schulen unter das Staatsdienergesetz stellt.

Was die Wittwenpension anlangt, so können die Lehrer an höheren Schulen allerdings ein Gesetz für sich geltend machen, nämlich das alle Lehrer betreffende Gesetz über die Pensionskasse für Wittwen und Waisen der Lehrer an evangelischen Schulen von 1840 resp. 1858. Nach demselben gehören die Lehrer, welche akademische Studien gemacht haben, der ersten Pensionsklasse an, welche ohne allen Unterschied des Gehaltes jährlich 8 Thaler zu zahlen hat und dafür jeder Wittwe einen Anspruch von 75 Thlr. und jeder Waise von 15 Thlr. jährlich zusichert. Warum gestattet man aber nicht, wie dies in Preußen und anderwärts Gesetz ist, wenigstens den akademisch gebildeten Lehrern, sich an der allgemeinen Staatsdiener-Wittwenkasse zu betheiligen, die doch in einer auskömmlicheren Weise für die Hinterlassenen sorgt? Denn während ein solcher Lehrer, mag er als Anfänger 450 Thlr. oder als Rector 1600 Thlr. Gehalt haben, beispielsweise für Wittwe und drei Waisen ohne Unterschied zusammen nur 120 Thlr. erlangt (was bei den jetzigen Preisen völlig ungenügend erscheinen muß), erhalten die Wittwe und drei Waisen eines Staatsdieners bei 800 Thlr. Gehalt bereits 160 Thlr., bei 1000 Thlr. Gehalt 200 Thlr., bei 1200 Thlr. Gehalt 240 Thlr., bei 1600 Thlr. Gehalt 320 Thlr. u. s. f.

Unser höheres Schulwesen hat in diesem Jahre schmerzlichen Verlust erlitten durch den Tod von zwei der gelehrtesten und tüchtigsten Gymnasialdirectoren, welche sich um das sächsische Schulwesen hohe Verdienste erworben haben. Dieselben hatten außer freier Dienstwohnung einen Gehalt von 1700 resp. 1600 Thlr. Nach dem sächsischen Staatsdienergesetz würden deren Wittwen wenigstens 200 Thlr. Pension erhalten. Und was steht denselben nach dem Pensionsgesetz für Wittwen und Waisen der Lehrer an evangelischen Schulen, das auch für sie gilt, gesetzlich zu? — 75 Thlr., schreibe fünfundsiebenzig Thaler!!!. Paßt dieser Betrag auch nur einigermaßen zu der Stellung, welche die Familie eines Gymnasialdirectors auch nach dem Tode des Ernährers im socialen Leben einnehmen soll? Und gibt diese Thatsache nicht den schlagendsten Beweis ab für die Geringschätzung, unter welcher der höhere Lehrerstand in Sachsen bis heute zu leiden hat? Ist etwa das Bewußtsein, daß dieser gesetzliche Pensionsbetrag häufig im Gnadenwege, d. h. durch ein Almosen aus der Staatskasse auf einen existenzfähigen Betrag gesteigert wird, für den höheren Lehrer ein standesmäßiges, in seinem schweren Beruf ermuthigendes?

VII. Die Gymnasien und Realschulen, Staats- oder

städtische Anstalten? Ueber diese Principienfrage ist auf dem Landtage im Jahre 1868 viel discutirt worden, doch ist man zu keiner Entscheidung gekommen (cf. Landt. Mittheil. der II. Kammer, S. 2018 ff.). Am consequentesten hat der Herr Abgeordnete Haberkorn sowohl für die Gymnasien, als für die Realschulen den Charakter von Staatsanstalten geltend gemacht (S. 2027 ff. und 2042), und auch der Cultusminister gab zu, „daß das Gymnasialwesen (warum nicht das Realschulwesen ebenso?) als eine allgemeine Obliegenheit des Staates mehr und mehr anerkannt werden müsse, wenn auch immerhin hier und da noch Beiträge von Seiten der Städte, die ein Gymnasium zu haben wünschen, zu geben sein werden" (S. 2031). Thatsächlich stehen in Sachsen die Dinge so.

A. Als reine Communalanstalten sind anzusehen:

a) Sämmtliche Volksschulen;

b) Von den höheren Schulen: 1) die Kreuzschule zu Dresden; 2) die beiden Gymnasien in Leipzig; 3) die beiden Realschulen in Dresden; 4) die Realschule in Leipzig; 5) die Realschule in Chemnitz und 6) die Realschule in Zwickau.

B. Als reine Staatsanstalten gelten:

a) Höhere Fachschulen: 1) die Universität Leipzig; 2) die polytechnische Schule in Dresden; 3) die höhere Gewerbeschule in Chemnitz; 4) die Akademieen der bildenden Künste in Dresden und Leipzig; 5) die Akademie für Forst- und Landwirthe in Tharandt; 6) die Bergakademie in Freiberg; 7) die 10 Schullehrerseminare in Annaberg, Bautzen, Borna, Dresden (2), Grimma, Nossen, Plauen, Waldenburg, Zschopau; 8) das Lehrerinnenseminar in Callnberg und 9) die Thierarzneischule in Dresden.

b) Höhere Schulen: 1) die Fürstenschule zu Meißen (wird im Staatsbudget nicht mit aufgeführt); 2) die Fürstenschule zu Grimma; 3) das Gymnasium in Chemnitz; 4) die Realschule in Annaberg; 5) die Realschule zu Plauen (mit dem städtischen Gymnasium vereinigt); 6) die Realschule zu Zittau (mit dem städtischen Gymnasium vereinigt) und 7) die Realschule in Döbeln.

c) Sonstige Schulen: 1) die 5 Baugewerkenschulen in Dresden, Leipzig, Chemnitz, Plauen, Zittau; 2) die Werkmeisterschule in Chemnitz; 3) eine Anzahl Fortbildungs- und Specialgewerbschulen (Vergl. Budgetvorlage auf die Jahre 1870 und 1871, S. 304), 4) die Taubstummenanstalten in Dresden und Leipzig.

C. Gemischte Anstalten sind: 1) die Realschule II. O. in Reichenbach; 2) die 5 Gymnasien in Bautzen, Freiberg, Zwickau, Plauen und Zittau.

Die zuletzt genannten 5 Gymnasien, welche früher rein städtische waren,

ſind im Verlauf der Zeit faſt vollſtändig in die Verwaltung des Staates übergegangen und können gegenwärtig als Staatsanſtalten angeſehen werden, da die Beiträge der betreffenden Städte von dem Zuſchuſſe des Staates bedeutend überwogen werden. Es leiſtet nämlich für das Gymnaſium zu

	der Staat	die Stadtkaſſe, Stiftungen ꝛc.
Bautzen	6432 Thlr.	2063 Thlr.
Freiberg	6636 „	981 „
Zwickau	5844 „	1406 „
Plauen	10,480 „	984 „
Zittau	9971 „	2013 „

Aus der ſo eben gegebenen Zuſammenſtellung ſcheinen wie von ſelbſt folgende Grundſätze hervorzugehen:

1) Die Errichtung und Erhaltung der Volksſchulen iſt reine Communalſache;

2) Die Errichtung und Erhaltung der höheren Lehranſtalten iſt reine Staatsſache.

Nur die größten Städte des Landes ſind bisher im Stande geweſen, höhere Schulen zu erhalten. Allein Dresden reicht mit ſeinem einen Gymnaſium nicht aus, ebenſo wenig Leipzig mit ſeiner einen Realſchule. Ob beide Städte den Staatszuſchuß werden entbehren können, dürfte zweifelhaft ſein. Schon die ungenügenden Lehrergehalte an den ſtädtiſchen Realſchulen in Dresden und Leipzig legen die Vermuthung nahe, daß dieſen Städten ſchwer fällt, ihre höheren Schulen zu erhalten. Selbſt die ſtädtiſche Realſchule in Chemnitz iſt von Seiten des Staates auf eine Averſionalſumme von jährlich 3000 Thlr. angewieſen und wenn wir nicht irren, findet etwas Aehnliches bei der ſtädtiſchen Realſchule in Zwickau ſtatt.

VIII. Schluß. Als Endergebniß der kurzen Darſtellung des höheren Schulweſens in Sachſen und der Vergleichung deſſelben mit dem höheren Schulweſen in den übrigen deutſchen Staaten dürfte ſich wohl ergeben, daß daſſelbe durchaus nicht auf einer beneidenswerthen Höhe ſteht, wie man gemeinhin annimmt, ſondern daß es vielmehr der ganz beſonderen Fürſorge des Cultusminiſteriums bedarf, wenn Gymnaſien und Realſchulen bei uns auf den Standpunkt gelangen ſollen, welchen dieſelben in den übrigen deutſchen Staaten, vor allen in Preußen, ſchon einnehmen. Das höhere Schulweſen in Sachſen bedarf vor Allem einer durchgreifenden, geſetzlichen Regelung. Insbeſondere iſt dringend zu fordern:

1) Die Berufung eines Fachmannes in das Miniſterium für das Gymnaſial- und Realſchulweſen;

2) Die vollſtändige Gymnaſial- und Univerſitätsbildung für die Ober-

lehrer an Realschulen und Beseitigung der Section II bei den Prüfungen für die Candidatur des höheren Schulamtes;

3) Staatsdienereigenschaft der Lehrer an höheren Schulen und Erhöhung der Gehalte mindestens in Uebereinstimmung mit dem preußischen Normaletat;

4) Vermehrung der Gymnasien und Realschulen im Verhältniß zu den übrigen deutschen Staaten;

5) Gleichstellung der sächsischen Realschulen I. Ordnung mit den Realschulen I. Ordnung in Preußen und zwar: a) in Hinsicht auf Klasseneintheilung und Cursusdauer; b) in Hinsicht auf Zahl der Lehrstunden (wöchentlich nicht mehr als höchstens 32); c) Vereinfachung der Maturitätsprüfung, dafür Prüfung beim Uebergang aus Classe II in Klasse I;

6) Sammlung der Gesetze und Verordnungen für die höheren Schulen und in bestimmten Zeitabschnitten wiederkehrende, übersichtliche, geschichtlich-statistische Darstellung des gesammten höheren Unterrichtswesens.

Wir wollen hoffen, daß der neue Chef des Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts, Herr v. Gerber, seine Fürsorge nicht allein der Universität, sondern ebenso den höheren Schulen, den Gymnasien und Realschulen, zuwenden werde. Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß der sächsische Landtag mit derselben Bereitwilligkeit wie bisher dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts die Mittel zur Verfügung stellen wird, welche nothwendig sind, damit die höheren Schulen des Königreichs Sachsen den gesteigerten Anforderungen genügen können, welche durch die gemeinsamen Einrichtungen des Deutschen Reiches bedingt sind.

Aus Baiern.

Ein Rückblick auf das neue Ministerium und die Kammer.

Von den vielen Ministerkrisen, die „das Land der Experimente" erlebt hat, ist vielleicht keine mit solcher Spannung erwartet worden, wie der Portefeuillewechsel im August dieses Jahres. Es war nicht so fast die Sympathie für populäre Persönlichkeiten, die denselben urgirte, als die Antipathie gegen die damaligen Besitzer der Gewalt, und gegen ein System, das mit

seiner schüchternen Politik alle Theile zugleich befriedigen wollte. Und doch waren die Zeiten laut und gebieterisch, die Gegensätze wuchsen mit jeder Stunde und mit ihnen wuchs die Ungeduld der öffentlichen Meinung. Schon damals war die kirchliche Frage auf jenen Höhepunkt acuter Entwickelung gediehen, daß ein bloßes Zusehen des Staates nicht mehr möglich schien.

Aber eben das war dem Ministerium nicht genehm. Es wollte sich immer noch die Entscheidung vorbehalten und übersah dabei, daß sie ihm von klerikaler Seite bereits vorweggenommen war; es wollte nach seiner eigenen Meinung handeln, und doch war die öffentliche Meinung bereits so stark geworden, daß ihr das letzte Wort gebührte.

Die eigenthümliche Stimmung oder besser die Verstimmung, in welcher sich München damals befand, ist ein Unicum in der Geschichte der Stadt. Alle Blätter äußerten ein zügelloses Mißbehagen, der gemeine Mann, der über die Straße ging und der angesehene Bürger schmähte über die Thatenlosigkeit der Regierung, Versammlungen wurden gehalten und endlich blieb dem König kein Ausweg übrig, als dem Urtheil der Menge die Sanction zu ertheilen.

Es geschah mit Widerwillen, aber es geschah. Die Männer, die aus dem Ministerium ausschieden, waren Graf Bray, Hr. v. Schlör und der Minister des Innern v. Braun. An ihre Stelle traten Graf Hegnenberg und der Regierungspräsident der Pfalz v. Pfeuffer, auch das Portefeuille der Justiz, das bisher durch Hrn. v. Lutz neben dem Cultusministerium verwaltet worden war, fand einen eigenen Vertreter. Es wurde dem Rathe Dr. Fäustle übergeben, während das Portefeuille des Handels und der öffentlichen Arbeiten interimistisch mit dem Präsidium verbunden ward. Die Stimmung, womit das Publicum dieser Zusammensetzung entgegenkam, war Anfangs keineswegs eine günstige. Vor allem hatte man ungern gesehen, daß nicht das gesammte Cabinet neugebildet wurde, denn man sah in dem Verbleiben von drei bisherigen Ministern (Pranckh, Pfretzschner und Lutz) eine Fortdauer der bisherigen Maximen; und man hegte offen den Verdacht, daß die, welche neu berufen waren, sich bald dem alten System unterwerfen würden, nicht umgekehrt. Daß man indessen im gegebenen Falle hiezu keinen Grund hatte, wird ein näherer Blick auf die Persönlichkeiten zeigen.

Allerdings ist richtig, daß Graf Hegnenberg zur großdeutschen Partei gehörte — *als es noch eine großdeutsche Partei im Lande gab.* Allein dieselbe ist heutzutage von den Ereignissen so absolut überholt, daß ein einsichtsvoller Mann, der seine Politik auf den Boden der Thatsachen stellt, nicht mehr mit ihr rechnen kann. Und diese Eigenschaft muß man dem Grafen Hegnenberg in erster Reihe zuerkennen. Sie ist während der langen Zeit, wo er das Präsidium der zweiten Kammer führte, entschieden zu Tag

getreten und wenn man damals seine parlamentarische Geschicklichkeit vor allem hochhielt, so hielt man doch den strengen Rechtssinn und jene fast antike Redlichkeit, die Hegnenberg besaß, noch unendlich höher. Die nationale Basis, welche die äußere Politik von Baiern gewonnen hat, zu verfolgen, ist nicht blos ein Gebot der Klugheit, sondern sie ist eine rechtliche Verpflichtung geworden, seit die Versailler Verträge existiren. Nie und nimmer, dessen darf man sicher sein, hätte Hegnenberg das Portefeuille des Aeußern übernommen, wenn er nicht gewillt wäre, den Inhalt dieser Verträge im vollsten Sinne und ohne jede reservatio mentalis zu erfüllen.

Wie er über die innere Politik denkt, das hat seine Vergangenheit zur Genüge erwiesen. Er war „liberal" zu einer Zeit, wo dies zu sein noch weniger leicht war als heute, und wenn er nun die schwere Last eines Portefeuilles übernommen hat, so geschah es deßhalb, weil ihm unerträglich erscheint, „daß die ganze Cultur in Baiern durch die Umtriebe der Klerikalen in Frage gestellt wird". Nur mit Rücksicht hierauf ließ sich Hegnenberg trotz seiner tieferschütterten Gesundheit, trotz der glänzenden Privatstellung die er besaß, bewegen, das Opfer dieses Amtes zu bringen. Wahrlich, wäre er bereit, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen wollen, so hätte er dies um einen leichteren Preis erreichen können, aber die Entschlossenheit, die in seinem Entschlusse liegt, ließ erwarten, daß er keine Thätigkeit auf sich nehmen wolle, die thatenlos wäre. Ein Minister der wirklich liberal ist, kann der kirchlichen Frage nicht aus dem Wege gehen, er muß dieselbe vom Standpunkte des modernen Culturstaats aufgreifen; denn Liberalismus und Absolutismus gipfelt jetzt in diesem Punkte. Das baierische Ministerium aber ward gewissermaßen ad hoc gewählt, wenn wir so sagen dürfen. Nur deßhalb, weil er in der kirchlichen Krisis absolut unthätig war, wurde Graf Bray entlassen und wenn sein Nachfolger nichts wäre, als ein ehrlicher Mann, so müßte er wissen, daß er sich durch diese Nachfolge allein schon zur Thätigkeit verpflichtet. Was die Persönlichkeit der beiden anderen Minister anlangt, die in das neue Cabinet treten, so bietet auch hier die Vergangenheit eine Bürgschaft der Zukunft. Herr v. Pfeuffer, der früher Polizeidirector von München und damals schon prädestinirter Minister des Innern war, hat die letzten Jahre seiner Thätigkeit als Regierungspräsident der Pfalz verbracht. Nicht nur die Fähigkeiten, die er im Gebiete der Verwaltung besitzt, sondern vor allem die seltene Humanität, die seine Amtsführung leitete, hat ihm dort einen unvergeßlichen Namen bereitet und hat es dahin gebracht, daß die Stellung seines Nachfolgers keine der leichtesten ist. Pfeuffer ist die Verkörperung einer Maxime, die man im Staatsdienste bisher so sehr vernachlässigt hat: er stellte stets den Menschen über den Bureaukraten. Das viele Gute, das man in Baiern hätte wirken

können, wenn der Beamtenstand diesem Grundsatz jederzeit gefolgt wäre, und der unberechenbare Schaden, den die Cultur des Landes daraus nahm, daß das Gegentheil geschah, kommt erst jetzt allmälig zum Bewußtsein des Volkes und der Regierung.

Erst jetzt finden die wenigen Männer ihren vollen Werth, die sich von diesem bureaukratischen Marasmus frei erhalten haben, und wenn Pfeuffer, der noch ein junger Mann ist, heute an den Ministertisch berufen ward, so lag der Grund vor allem in dem Uebergewicht, das er nach dieser Seite hin besitzt.

Was seine nationalen Ueberzeugungen anlangt, so war er darin weiter vorgeschritten, als der Mehrzahl seiner Collegen lieb sein mochte; hiezu kam, daß die Pfalz, der er vorstand, fast nur durch nationalliberale Deputirte vertreten ist, und daß man ihm nicht ohne Grund eben diesen Regierungsbezirk überwies. Im vergangenen Jahre, als der Kronprinz von Preußen nach Frankreich zog, war sein Hauptquartier drei Tage lang im Hause des Präsidenten.

Der untrennbare Zusammenhang, in welchem die klerikalen Tendenzen zur nationalen Frage stehn, läßt leicht errathen, welche Stellung Herr v. Pfeuffer auch in dieser Beziehung einnimmt. Die dritte der Excellenzen, die in das neue Ministerium eintraten, ist Dr. Fäustle, bis dahin Rath im Ministerium der Justiz. Bekanntlich hatte derselbe auf die erste Einladung, das Portefeuille zu übernehmen, ablehnend geantwortet und zwar nur deßhalb, weil die damalige Constellation des neuen Cabinets nicht eben das Beste erwarten ließ. Fäustle (der der Sohn eines Schullehrers in Augsburg ist) hat die Carrière des Richters von der untersten Stufe an durchgemacht und die Unabhängigkeit, die dieser Stand gerade in Baiern genießt, entsprach ganz seinem persönlichen Charakter. Aus seinen Ueberzeugungen machte er nie ein Hehl, denn schon vor Jahren trat er offen in die Reihen der Fortschrittspartei und unterzeichnete das Programm, das diese kurz vor den Landtagswahlen erließ. Auch als Redner in öffentlichen Versammlungen trat er hervor: kurzum, man wußte was man von seiner Amtsführung erwarten durfte. Den drei neuernannten Ministern stehen jene drei gegenüber, die in ihrem Amte verblieben — Hr. v. Pfretzschner, v. Lutz und Frhr. v. Prankh. Indessen soll man bei diesem Ausdrucke nicht an einen Gegensatz der Gesinnung denken. Denn der erste und letztgenannte sind lediglich Fachminister und schließen sich der Majorität des Cabinets an, und was Hrn. v. Lutz betrifft, so hat derselbe offen erklärt, daß nur der Widerspruch mit dem Grafen Bray ihn an einem energischen Vorgehen gegen die Ultramontanen verhindert habe.

Beide Herren hatten ihre Demission dem König eingereicht, und da die-

ſelbe mit der Entlaſſung Bray's beantwortet ward, ſo hat Hr. v. Lutz kein weiteres Hinderniß für ſein Vorgehen.

Dies iſt die äußere Gruppirung der Männer, die das neue baieriſche Miniſterium bilden, die in einem Augenblicke an's Ruder griffen, wo die Kriſis auf ihren Höhepunkt gekommen war, wo die Schickſale dieſes Landes abermals alle Blicke der Denkenden auf ſich zogen.

Die Aufnahme, die das neue Cabinet im Publicum fand, war Anfangs, wie ſchon bemerkt, eine äußerſt reſervirte, man war durch zu viele Täuſchungen mißtrauiſch geworden.

Entſchiedener, als die öffentliche Meinung im Volke, trat die Preſſe hervor; ſie hatte ſich raſcher wieder erholt und ein ruhiges objectives Urtheil gewonnen. Mit Genugthuung begrüßten die liberalen Blätter die Neuerwählten, denen eine ſo ſchwierige Aufgabe zugefallen war; ſie fühlten, daß das Vertrauen des Volkes denſelben entgegenkommen müſſe, um eine ſichere und befriedigende Löſung zu erreichen.

Um ſo wüthender aber griffen die Ultramontanen an, obwohl die Miniſter ihre Geſinnung noch durch keine Handlung verrathen hatten, und dieſer Angriff war in den Augen aller Gutgeſinnten das günſtigſte Prognoſtikon. Geſchadet hat dem neuen Cabinete nur eine Partei, und zwar die ſogenannte Centrumsfraction, die von Verſöhnung faſelte und ſich den Anſchein gab, als wäre ſie der wahre Repräſentant der künftigen Politik. Natürlich war wieder Herr Huttler der unvermeidliche Faiſeur in dieſem Falle, denn ohne viel zu fragen, oktroyirten ſeine beiden Blätter dem neuen Miniſterium das zweifelhafte Glück ihrer Freundſchaft. Einen Augenblick ließ ſich das Publicum durch die frömmelnden Phraſen der Poſtzeitung und durch die plumpen Gemeinplätze des baieriſchen Kurier düpiren, denn wer auf die Düpe ſpeculirt, bleibt niemals allein; aber bald vermochten die aufdringlichen Sympathien dieſer Duodezfraction dem Miniſterium nicht weiter zu ſchaden. Daß ſie ihm etwa hätten nützen können, das kam wohl überhaupt für Niemanden in Frage, der bis 10 oder 15 zu zählen weiß.

Der erſte Act von politiſcher Tragweite, womit das neue Miniſterium debutirte, war der Erlaß an den Erzbiſchof von München. Natürlich fand derſelbe ein ſehr verſchiedenes Urtheil, denn vielen ging er zu weit und noch weit mehreren erſchien er ungenügend, aber im Ganzen trug er doch ein ſo entſchiedenes Gepräge, daß er als Thatſache von hoher Bedeutung in Betracht kam. Er hatte das Verdienſt, daß er den ſchwankenden Conflict zwiſchen Staat und Kirche wenigſtens im Princip feſtſtellte, wenn er auch praktiſche Maßregeln vorbehielt; daß er die Verfaſſungsverletzung der Biſchöfe und die Staatsgefährlichkeit ihrer Doctrinen wenigſtens in nackteſter Weiſe ausſprach, wenn er auch nicht der Schuld die Strafe folgen ließ. Mit einem

Wort, das Miniſterium hatte eine Linie markirt, hinter die es nicht mehr zurücktreten durfte, ohne ſich ſelber preiszugeben.

Auf dieſen Erlaß, der zu den werthvollſten Actenſtücken der baieriſchen Politik zählt, kam eine doppelte Antwort. Die erſte derſelben iſt vom Münchener Erzbiſchof gezeichnet und iſt, was ihre Geneſis und ihren Ton betrifft, ſo charakteriſtiſch, daß ſie wohl ein näheres Wort verdient. In der brutalſten Weiſe ſprach der Verfaſſer ſeine Genugthuung aus, daß er das gethan habe, was geſchehen ſei und leugnete dreiſt den Buchſtaben des Geſetzes, den er verletzt hatte. Der Eindruck in der öffentlichen Meinung war ſtupend. Man hatte ſich niemals allzuhohen Erwartungen hingegeben, denn die geiſtige Perſönlichkeit des Erzbiſchofs war geeignet, vor jeder Illuſion zu ſchützen, allein, daß er den Cynismus ſo weit treiben, daß er in dieſer plumpen Form ſich rechtfertigen oder auf eine Rechtfertigung verzichten würde, das hatten doch ſelbſt jene nicht geglaubt, die ihm einen Reſt von Mitleid bewahrt hatten.

Außerdem war aufgefallen, daß die erzbiſchöfliche Erwiderung faſt zwei Monate nach dem Erlaß des Cultusminiſters erſchien. Dieſer Umſtand wirft auf die Entſtehung des bewußten Actenſtücks ein bedeutungsvolles Licht, denn er beſtätigt die Vermuthung, daß das Ordinariat im Anfang gar keine Replik beabſichtigt habe.

Allein bekanntlich ſteht daſſelbe weniger unter dem Einfluß ſeiner eigenen Ideen, als vielmehr unter dem Druck derjenigen, die ihm von Seite der römiſchen Nuntiatur octroyirt werden. Dieſe forderte die Erwiderung, ſie ſcheint das berüchtigte Wort zum Princip zu nehmen, das durch Benedetti vor wenigen Tagen bekannt ward: Brusquez le roi. Zudem hatte ſich der Erzbiſchof gerade um jene Zeit nach Paſſau und Regensburg begeben, wo die fanatiſchſten Suffragane regieren und die Jeſuiten, die in letzter Stadt als „Gäſte“ des Biſchofs Seneſtrey wohnen, ließen nichts unverſucht, um den unbeholfenen und rathloſen Metropoliten zu gewinnen.

In wie nahem Zuſammenhange der Erlaß mit dieſer Geſellſchaft ſtand, bewies unter Anderem der Umſtand, daß unmittelbar nach demſelben auch Biſchof Seneſtrey eine „Antwort“ ſandte, die durch keine Frage provocirt war und nur in potenzirter Weiſe das erſte Schreiben copirte.

So ſpitzten ſich denn die Gegenſätze immer weiter zu; die Feindſeligkeit zwiſchen Staat und Kirche ſtieg, man wartete nur auf den Augenblick, um zum offenen Kampf zu ſchreiten. Dieſe Gelegenheit war naturgemäß geboten, als die Kammer am 20. September zuſammentrat. Nun war ein legitimer und weithin ſichtbarer Schauplatz für den kirchlichen Streit gefunden, nun ſollte das neue Miniſterium ſein parlamentariſches Debut und ſeine politiſche Feuerprobe beſtehen.

Sehr interessant war das Verhalten, womit die patriotische Partei die Session inaugurirte. Sie gab sich der Hoffnung hin, daß angesichts der religiösen Wirren volle Eintracht unter ihren Mitgliedern herrschen werde, und daß die Centrumsfraction, die in der deutschen Frage gesondert votirt hatte, wenigstens in der römischen Frage mit ihr zusammengehen werde. Die Parole, welche die Patrioten so oft an ihre Bauern erlassen hatten, ward nun sogar unter den Deputirten der Partei colportirt, die Religion (hieß es) ist in Gefahr. Trotzdem aber sonderten sich etwa 15 Mitglieder der Rechten zu eigenen Clubversammlungen ab, und nahmen im „Deutschen Hause" (sit venia verbo) ein eigenes Local.

Im Club der Schwarzen, der im Bamberger Hof installirt war, begann unterdessen das alte wüste Treiben. Ein Terrorismus ohne Grenzen erdrückte jede eigene Ueberzeugung; die Herrschaft führten nicht die gemäßigten, sondern die extremsten Elemente der Partei. Man wußte anfangs nicht, worauf die ungeheure Rührigkeit der Ultramontanen gerichtet sei, die schon begann ehe noch von einer Sitzung die Rede war; nun freilich ist bekannt geworden, daß Herr Jörg sich die äußerste Mühe gab, um ein Mißtrauensvotum gegen das neue Ministerium zu erwirken. Dieser Versuch fand indessen nicht die nöthige Majorität.

Um so radicaler gingen die Ultramontanen bei der Wahl des Directoriums zu Wege, das sie gegen allen parlamentarischen Gebrauch ausschließlich mit ihren Parteigängern besetzten. Auch hier hatte Jörg seine Hand im Spiele, denn da er selbst die Rolle des ersten Secretärs übernahm, so war ihm daran gelegen, eine Persönlichkeit auf den Präsidentenstuhl zu heben, welcher er selbst an Geschäftskenntniß wie an Energie überlegen ist. Eine solche fand sich denn auch in der Person des Baron Ow, dessen stille Vorzüge weit größer sind, als seine parlamentarischen Eigenschaften. Nach gleichem Maßstab ward auch die Stelle des zweiten Präsidenten und des zweiten Secretärs besetzt.

Noch plumper, als dieses Vorgehen, war indessen die Ernennung der Ausschüsse, wo es sich doch selbstverständlich um die Besetzung mit Fachmännern in erster Reihe handelt. Allein auch hier entschied fast nur die Parteistellung. Ja es schien nicht zu genügen, daß unbekannte Namen an dieser Stelle prangten, sondern man wählte sogar solche, die sich ohne Weiteres discreditirt hatten. — Das frappanteste Beispiel dieser Art ist die Wahl der Herren Kolb und Greil in den Ausschuß für Finanzen. Bekanntlich plädirte der erstere gerade in dem Augenblick für eine Reduction der Armee, als der deutsche Krieg die Debatten unterbrach, und nicht nur diesen, sondern vielen anderen unentbehrlichen Instituten unseres Staatslebens steht derselbe als Socialdemokrat schroff gegenüber. Was aber den Herrn Franz Xaver

Greil betrifft, so braucht man wohl nur den Namen desselben zu nennen, um die Unerhörtheit dieser Wahl zu charakterisiren. Er war es ja, der als Budgetreferent einen Geschäftsbankerott der Kammer herbeiführte wie er bisher noch ohne Gleichen ist, da man nach fünf Monaten noch kaum ein Drittel des Staatshaushalts erledigt hatte. Drastischer als durch diese Wahlen hätte die patriotische Partei der Kammer kaum ausdrücken können, daß die Ereignisse eines großen Jahres spurlos an ihr vorübergegangen sind, und wenn man noch vor Kurzem dort das Wort vernahm, daß die Gesetzgebung hinter 1848 zurückgehen müsse, so zeigte nun die That, daß man hinter 1870 zurückgeblieben war.

Was die eigentliche Thätigkeit der Kammern betraf, so zeichnete sich dieselbe mehr durch negative, als positive Resultate aus und war vortrefflich geeignet, um die Nothwendigkeit einer neuen, minder schleppenden Geschäftsordnung zu illustriren.

Diese und die Interpellation des Abgeordneten Herz waren entschieden die bedeutendsten Vorlagen, welche während der wenigen öffentlichen Sitzungen zur Sprache kamen.

Was den Gesetzentwurf über den Geschäftsgang des Landtags anlangt, so war damit vor allem bezweckt, den schwerfälligen Apparat der 6 Ausschüsse aufzuheben, und die unmittelbare Verhandlung vor dem Plenum zu erweitern. Da die parlamentarischen Kräfte der Ultramontanen denen der Fortschrittspartei in keiner Weise gewachsen sind, während die vertrauliche Berathung der Ausschüsse dem klerikalen Einfluß alle Chancen öffnet, so war man auf den heftigsten Widerspruch der patriotischen Partei gefaßt. Allein auf der anderen Seite hatten doch die letzten Wochen über die Untauglichkeit des bisherigen Verfahrens ein so vernichtendes Zeugniß gefällt, daß selbst die virtuosesten Reactionäre nicht zu widersprechen wagten, und so ward der Entwurf der Regierung denn unverändert angenommen. Wie arg der geschäftliche Marasmus in letzter Zeit geworden ist, mag man daraus entnehmen, daß der Präsident am Schlusse der Session geradezu für nöthig fand, das Nichtsthun der Kammer mit objectiven Hindernissen zu entschuldigen.

Die Herz'sche Interpellation betraf, wie die Leser wissen, die Kirchenfrage und forderte das Gesammtministerium heraus, seinen Standpunkt zur altkatholischen Bewegung darzulegen. Die Aufregung in München war eine ungeheure, ob und wie diese Antwort ertheilt werden würde und die Verzögerung derselben schärfte die Spannung.

Um so glänzender und entschiedener erwies sich das Ergebniß. Denn die Regierung hat sämmtliche Fragen der Fortschrittspartei bejaht und dem concreten Fall eine principielle Tragweite gegeben, die heute noch unberechenbar ist.

Von neuem und mit allem nur denkbaren Nachdruck wird das Dogma der Unfehlbarkeit als rechtlich nicht existirend erklärt und denen, die es verworfen, wird der volle Schutz des Staates gewährleistet. Nicht bloß der Einzelne steht hiermit auf gesetzlichem Boden, wenn er die Annahme der neuen Lehre verweigert, sondern auch die Gemeinden, die sich unter diesem Gesichtspunkt vereinigen, haben alle corporativen Rechte und Privilegien der katholischen Kirche. Den Eltern wird das religiöse Erziehungsrecht unverkürzt gewährt und eine legislative Aenderung des bisherigen Kirchenrechts steht unweigerlich in Aussicht. Auch der Laie erkennt die tiefen und wichtigen Rechtsgrundsätze, die in dieser Erklärung liegen, und darnach läßt sich wohl ermessen, wie tief der moralische Eindruck war. Natürlich fehlte es nicht an Zweiflern, denen die Verwirklichung dieser Theorien sehr ferneliegend schien; allein selbst wenn man dem Ministerium nicht mit dem Vertrauen entgegenkommt, das es verdient, so sind doch die Umstände zwingender Art. Denn nicht um die Ansichten des einzelnen Fachministers handelt es sich, sondern um die Erklärung des Gesammtcabinets und nicht in der Form eines beliebigen Erlasses, sondern in den Formen eines feierlichen Staatsactes ward dieselbe gegeben. Die Interessenten, die dabei betheiligt sind, sind zu zahlreich, als daß man sie ignoriren dürfte, und wenn die Regierung besorgt war, das Versprechen zu geben, so sind jene besorgt, daß es erfüllt werde. Zudem weiß jedermann, daß der König selbst an der Antwort seines Cabinets den persönlichsten Antheil hat.

Die Fortschrittspartei, deren Hilfe die Regierung unbedingt bedarf, und deren Mißtrauensvotum sie mehr zu fürchten hat, als das der Patrioten, ist von der Erklärung höchst befriedigt und der Vertreter der Interpellation, der Abgeordnete Herz hat erklärt, daß er dies Gefühl im höchsten Grade theile.

Um so toller ist der Ingrimm der patriotischen Deputirten, die in der ministeriellen Antwort eine offene Kriegserklärung sehen; und ihre Stimmung hätte sich ohne Zweifel in einem ähnlichen Acte Luft gemacht, wie es der anticipirte Protest gegen die Interpellation war, wenn nicht die Vertagung des Landtags entgegengetreten wäre.

Baiern aber hat mit diesem Tage eine Zukunft angebahnt, die zu seinem Heile und zu dem des größeren Vaterlandes gereichen wird. E.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 22. October 1871.

Drei Sitzungen des Reichstages endeten damit, die Beschlußunfähigkeit der höchsten deutschen Körperschaft an den Tag zu bringen. Erst in der vierten Sitzung konnte die hohe Versammlung ihre Arbeiten aufnehmen und in der fünften zur Wahl ihres Vorstandes schreiten. Das geringe Pflichtgefühl, welches viele Reichstags-Mitglieder dieser Erfahrung zufolge für ihren wichtigen Beruf an den Tag legen, hat nicht wenig Befremdung und vielerseits sogar lebhaftes Mißfallen hervorgerufen. Aus Reichstagskreisen wird hier und da zur Entschuldigung ein Vorwurf gegen die Regierung geltend gemacht. Man sagt, die Regierung habe versäumt, von dem ungefähren Zeitpunkt der Reichstags-Eröffnung die Abgeordneten einigermaßen früh zu verständigen. Acht Tage seien nicht ausreichend für die Abgeordneten, sich von ihren mannigfaltigen anderen Geschäften und Pflichten frei zu machen. Die Berufung des Reichstages auf den 16. October erfolgte bekanntlich durch kaiserliches Decret vom 5. desselben Monats, welches der Reichsanzeiger am 7. October Abends veröffentlichte.

Indessen muß doch bemerkt werden, daß Jedermann in Deutschland seit Monaten wußte, der Reichstag werde im October zusammentreten. In der ganz genauen Bestimmung des Eröffnungstages hängt die Reichsregierung selbst, die ja nicht allmächtig ist, von mancherlei nicht vorherzusehenden Umständen ab. Uns dünkt, wer einen hohen Beruf für das Vaterland übernimmt, unterwirft sich damit auch der Nothwendigkeit, der Forderung dieses Berufs zu unvorhergesehener Frist gewärtig zu sein.

Doch wollen wir denjenigen Mitgliedern, welche durch ihr verspätetes Erscheinen den Versuch des Reichstags, seine Geschäfte aufzunehmen, drei Mal vereitelten, gern jeden Vorwurf ersparen. Dagegen vermögen wir nicht einzusehen, weßhalb ein Theil der liberalen Partei sich so heftig dagegen wehrt, die zur Beschlußfähigkeit des Hauses erforderliche Mitgliederzahl herabzusetzen. Das englische Unterhaus zählt ungefähr 600 Mitglieder und die Anwesenheit von 40 reicht zur Beschlußfähigkeit hin. Man sagt nun, das passe für England, aber nicht für Deutschland; in Deutschland würde das Ansehen des Reichstages unter der geringen Fülle seiner Versammlungen leiden.

Dies ist eine Behauptung, für die es gar keinen Grund gibt, den man sich denn auch hütet, beibringen zu wollen. Es gibt ja Dinge, die nur darum unbeweisbar sind, weil sie sich von selbst verstehen. Da ist es denn kein

ſchlechter Kunſtgriff, eine Sache, die ſich weder von ſelbſt verſteht, noch beweisbar iſt, unter die ſelbſtverſtändlichen Dinge aufzunehmen.

Als ob davon die Rede wäre, daß der Reichstag wochenlang in der Stärke von 40 theilnehmenden Mitgliedern wichtige Geſchäfte erledigen und große Fragen berathen ſoll! Vielmehr die geringe Anzahl der zur Beſchlußfähigkeit erforderlichen Mitglieder iſt das wirkſamſte Mittel, diejenigen Sitzungen, auf die etwas ankommt, voll zu machen. Unbedeutende Dinge, rein formale Geſchäfte können wahrlich von einer geringen Zahl erledigt werden, ohne daß das Anſehen des Reichstags auch nur um einen Schatten vermindert wird. Was hätte es z. B. gethan, wenn die Wiederwahl des Präſidiums, über die der ganze Reichstag einig war, von wenigen Anweſenden wäre vorgenommen worden? Die Gewählten hätten ganz genau gewußt, daß die Abweſenden nur darum abweſend waren, weil ſie keinen anderen Vorſtand wünſchten. Aber es iſt eine harte, ungebührliche Zumuthung, daß Mitglieder um eines rein formalen Geſchäftes willen ſich von wichtigen Angelegenheiten drei Tage früher losreißen ſollen, deren ſie vielleicht unumgängig bedürfen, um überhaupt ohne Schaden abkommen zu können. Was läßt ſich dagegen einwenden, daß die formalen oder untergeordneten Dinge von denen allein beſorgt werden, die gerade am abkömmlichſten ſind? Iſt das deutſche Volk wirklich ſo pedantiſch, daß es nichts mehr von ſeinem Reichstag hält, wenn derſelbe einen Schriftführer oder auch mehrere nicht nahezu in ſeiner Vollzahl gewählt hat; wenn er nicht in ſeiner Vollzahl beſchloſſen hat, eine Frage wegen Ventilation des Sitzungsraumes an irgend eine Stelle zu richten u. ſ. w.? Die Gefahr aber, bei wichtigen Fragen überſtimmt zu werden, wird die Parteidisciplin in wünſchenswerther Weiſe ſchärfen. Die deutſchen Abgeordneten werden ſich daran gewöhnen, dem Ruf des Parteivorſtandes zu folgen und ſich einzurichten, daß ſie ihm folgen können, was ſie auch vornehmen mögen. Eine illoyale Ausbeutung der zufälligen numeriſchen Schwäche einer Partei durch die etwa anweſenden Gegner muß durch die parlamentariſche Sitte verhütet werden. Wir wären das letzte aller Völker, wenn wir eine ſolche Sitte bei uns nicht einbürgern könnten. Aber dergleichen Befürchtungen ſind nur Selbſtverleumdungen; gutmüthige und ehrenhafte Loyalität iſt ein Grundinſtinct der deutſchen Natur. Nichts iſt leichter, als daß der jedesmalige Präſident die Parteiführer verſtändigt, wann eine wichtige Frage auf der Tagesordnung erſcheinen ſoll. Diejenige Partei, welche ſich trotz rechtzeitiger Benachrichtigung am Tage der Abſtimmung läſſig oder mangelhaft disciplinirt zeigt, unterliegt mit Recht. Die weitere Correctur iſt dann Sache der Wähler. Das Moraliſiren aber, daß jeder Abgeordnete auch bei den unbedeutendſten, wenn auch unumgänglichen Dingen an ſeinem Theil die überflüſſige Vollzahl herſtellen ſoll, um das Anſehen des

Reichstags nicht zu gefährden, ist ein Ausfluß deutscher Pedanterie, die wir leider noch nicht abgelegt haben, und deren ohnmächtiges Predigen das Ansehen des Reichstags schließlich viel mehr gefährdet, als ein paar ohne Aufsehen von wenigen Anwesenden erledigte Geschäfte.

In der 6. Sitzung brachte der Abgeordnete Schulze-Delitzsch die unvermeidliche Interpellation der Fortschrittspartei ein, ob nicht die Reichsverfassung nächstens dahin geändert werden solle, daß die Reichstagsmitglieder Diäten erhalten. Der Präsident des Reichskanzleramtes antwortete, der Bundesrath habe auf Bericht seines Verfassungsausschusses den bezüglichen Gesetzesvorschlag des Reichstages vom 25. April 1871 einstimmig abgelehnt.

Die Fortschrittspartei denkt, die Diäten durch Zähigkeit zu erobern. Die jetzige Reichsregierung ist indessen keine Freundin passiver Abwehr. Es wird nicht fehlen, daß wenn der Reichstag die Anträge der Fortschrittspartei auf Einführug der Diäten sich wiederholt aneignen sollte, von conservativer Seite Gegenänträge auf Abänderung anderer Verfassungsartikel gestellt werden, vielleicht solcher Artikel, welche die Rechte des Reichstags betreffen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Diäten die Zusammensetzung der Wahlversammlungen verändern. Mit Bezug auf die Bürgschaften, welche in der Diätenlosigkeit liegen, sind bei der Gründung des Norddeutschen Bundes die Rechte des Reichstages bemessen worden, welche dann unverändert in die Reichsverfassung übergegangen sind. Will man das damalige Compromiß aufheben, so muß die Wirkung zweiseitig sein. C—r.

Berliner Briefe.

Seit vier Tagen sind wir wieder im parlamentarischen Leben, aber noch gleichen wir einem Menschen, der, nach langem, schweren und müden Schlaf, die Augen nur halb aufmacht und die Glieder dehnt, ohne sich in dem Lichte des Tages zurecht zu finden. Die frühere Anstrengung war groß und die Pause zu kurz, um eine rechte gierige Lust nach der neuen Thätigkeit erstehen zu lassen, während ohnedieß kein Ereigniß von Bedeutung zu solcher anspornte. Die feierliche Eröffnung des Reichstags im weißen Saale des königlichen Schlosses war am Montag um 1 Uhr angesetzt; zu dieser Stunde war aber in dem prächtigen Raume nur ein erschreckend kleines Häufchen von Abgeordneten versammelt*), an welchem der Kaiser beim Eintritt vorüberging. Zufällig stand ganz vorn der Fürst Hohenlohe, an welchen der Kaiser herantrat und ihm freundlich die Hand reichte. In den wenigen Minuten, welche der Kaiser in den Gemächern zubrachte, ehe er wieder in den Saal trat, hatte sich die Versammlung zwar etwas vermehrt, aber man konnte sich nicht darüber täuschen, daß sie noch immer sehr unvollzählig war und die erste Sitzung im Reichstagsgebäude bewies dies bald unzweifelhaft, indem der erste Namensaufruf die Beschlußunfähigkeit constatirte, ein Uebel, dem erst am Mittwoch abgeholfen werden konnte. Alle Welt verurtheilt diese Saumseligkeit. Aber die Einigkeit geht wie gewöhnlich nur so weit, als die Negation geht. Hinsichtlich der Mittel zur Abhülfe gehen die Ansichten aus einander. Die Einen meinen, die Quelle des Uebels liege in der Diätenlosigkeit, die Andern verlangen eine Herabsetzung der zur Beschlußfähigkeit erforderlichen Zahl von Abgeordneten.

*) Es waren blos die katholischen Abgeordneten. D. Red.

Was die Diätenlosigkeit betrifft, so hat die Erfahrung gelehrt, daß im Abgeordnetenhause der Besuch auch in den Anfängen mancher Session viel zu wünschen läßt. Bei den heutigen Geldverhältnissen ist eine Entschädigung von drei Thalern täglich durchaus unzureichend, um die Kosten zu decken, welche einem Abgeordneten durch seinen Aufenthalt hier verursacht werden. Will man die Sache principiell behandeln, so muß man eine Entschädigung feststellen, welche den Abgeordneten in den Stand setzt, ohne eigene Opfer sich parlamentarischer Thätigkeit zu widmen. Andernfalls berücksichtigt man günstigsten Falls nur die Klasse von Abgeordneten, welche es gerade bei einem Zuschuß von 3 Thalern, seitens des Staats, möglich oder mit ihren materiellen Interessen verträglich findet, parlamentarische Pflichten auszuüben. Im Jahre 1848 konnten allenfalls oberschlesische Bauern von drei Thaler täglichen Diäten etwas zurücklegen. Heute steht sich selbst ein Handwerker, der in socialistischer Agitation macht (und ein Anderer als ein Agitator wird ja nicht in das Parlament gewählt), in gewöhnlichen Zeiten so gut, daß ihn die Diäten nicht zu sehr verlocken können. Es ist über diese Frage so viel gesprochen und geschrieben worden, daß man einen gewissen Widerwillen hat, sie nochmals zu berühren. Ohnedies hat der Reichstag in seiner letzten Sitzung die Diätenzahlung gefordert. Aber zu den frühern Gründen gegen dieselbe sollte gerade jetzt noch die Erkenntniß kommen, daß der steigenden socialen Bewegung gegenüber dringend nothwendig ist, das besitzende Element in den Parlamenten zu verstärken. Zugegeben, daß Deutschland arm, sehr viel ärmer als England oder Frankreich ist, so ist es doch nicht so arm, um nicht ein Parlament beschicken zu können. Einem Einzelnen wird eine parlamentarische Session schwerlich mehr kosten, als eine Bade- oder Vergnügungsreise, wie sie im Sommer aus Norddeutschland vielleicht zwanzig- oder dreißigtausend Menschen unternehmen. In der Zahl der Vermögenden gibt es genug Solcher, welche die nöthige Bildung für parlamentarische Thätigkeit besitzen. Es fehlt nur die Neigung dazu, und daß diese fehlt, ist hauptsächlich die Folge der langen Ohnmacht, zu welcher die Volksvertretung bei uns verurtheilt gewesen ist und welche allerdings keine Lust erwecken konnte, behagliche Verhältnisse zu verlassen. Idealismus ist etwas sehr Schönes und die tapfern Abgeordneten, welche unter Manteuffel und dann wieder in der Zeit des „inneren Conflicts" auf ihrem Posten aushielten, sicher, daß ihre einzige Belohnung Maßregelung und Zurücksetzung sein würde, verdienen alle Bewunderung — aber im politischen Leben ist der Regel nach das materielle Interesse viel wichtiger, als das ideale Bestreben. Der demokratische Liberalismus wurde zweimal, im Herbst 1848 und im Jahre 1863, von dem Volke im Stich gelassen. Er war den wohlhabenden Klassen zu weit gegangen und den jetzigen Socialisten geht er nicht weit genug, so daß er sich thatsächlich zwischen zwei Stühle setzt. Seit der Begründung der norddeutschen Bundesverfassung hat der gegenwärtige Reichskanzler fest daran gehalten, daß die Diätenlosigkeit das Gegengewicht des allgemeinen Stimmrechts bleiben müsse. Der Ausdruck ist vielleicht nicht ganz stichhaltig. Wenn die Socialisten so zahlreich wären, wie sie zuweilen vorgeben zu sein, so könnten sie statt zwei oder drei, dreißig oder vierzig Abgeordnete in den Reichstag schicken und mit der Hälfte des Geldes, welches für einen einzigen Strike ausgegeben wird, könnten diese Abgeordneten erhalten werden. Viel richtiger ist, die Diätenlosigkeit als einen Barometer der wahren Stimmung anzusehen. Wo ein ernstes Interesse im Spiel ist, wird man auch Opfer bringen, bloße Worte, die gar nichts nützen, sind überall billig und am billigsten in Deutsch-

land. Der Reichskanzler hat Manches gethan, was früher oder später der liberalen Partei zu Gute kommen muß, und obgleich er nie ein Wort darüber gesagt hat, so ist vielleicht diese Einführung der Diätenlosigkeit einer der größten Dienste, den er ihr erwiesen hat. Nur müßte sie, statt sich dagegen zu sperren, das Angebot rückhaltlos annehmen, und darauf weiter bauen, um ein möglichst unabhängiges Parlament zu erlangen. Die persönlich unabhängigen Männer, welche heut einen Reichstag füllen könnten, sind etwas conservativer als im Durchschnitt die Liberalen, aber das Durchschnittsniveau politischer Gesinnung ist auch seit 24 Jahren in Deutschland so weit zu Gunsten des Liberalismus emporgestiegen, daß man sich diese Zögerung wohl gefallen lassen kann.

Ist man schon über alle Gebühr in die Diätenfrage verrannt, so ist man es noch mehr in die Vollzähligkeit der Versammlung. Es gibt kein beliebteres Argument in Deutschland als die „Würde". In der ersten Debatte eines Clubb's von sechs Leuten kann man sicher als erstes Argument die „Würde" der verehrlichen Versammlung hören. Eine Herabsetzung der Beschlußfähigkeit des Reichstages wäre auch gegen die Würde der Nation. Wenn wir einmal ohne Rückhalt sprechen wollen, so möchten wir fragen, wieviel denn unter den Mitgliedern einer großen Versammlung zu irgend einer Zeit wirklich zählen? Immer nur verhältnißmäßig Wenige. Wenn aber eine Angelegenheit zur Verhandlung kommt, die ein brennendes Interesse berührt, so wird ein Parlament voll, nicht bloß vollzählig, sein und wenn zur Beschlußfähigkeit nur der zehnte Theil seiner Mitglieder anwesend sein müßte. Die frommen Ermahnungen und die Strafreden locken nicht einen Mann in das neue Reichstagsgebäude, so glänzend es auch ist: die Ueberzeugung, daß seine Stimme in's Gewicht fallen kann, daß es sich um einen Gegenstand handelt, für den sich die Wähler interessiren, führt die Säumigen von allen Seiten herbei. Der Glaube an die Nothwendigkeit einer vollzähligen Versammlung ist ein Aberglaube, am meisten heut in Deutschland, wo man doch sicher sein kann, daß ein starker und patriotischer Geist in allen Ständen herrscht. Aber keine Logik wird im Stande sein, Jemandem einzureden, es sei von besonderer Wichtigkeit, daß Herr Simson 206 statt 205 Stimmen erhält.

— o. W. —

Der deutsche Reichskanzler und Herr Benedetti.

Der ehemalige kaiserlich französische Botschafter am Hofe zu Berlin, Graf Benedetti, hat vor mehreren Wochen unter dem Titel: „Ma mission en Prusse" zu Paris ein Buch veröffentlicht, aus welchem die deutschen Zeitungen bereits vielfältige Mittheilungen gebracht haben. Am 20. October hat sich zur Ueberraschung nicht Weniger, am Meisten aber wohl des Grafen Benedetti selbst, auch der deutsche Reichsanzeiger bewogen gefunden, sich mit dem obengenannten Werke zu beschäftigen.

Die Schrift des Grafen Benedetti ist wohlgeeignet als Grundlage einer Studie über die bonapartische Staatskunst und bonapartische Staatsmänner, die wir uns vorbehalten. Heute beabsichtigen wir nur einige Bemerkungen über das Verhalten des deutschen Reichskanzlers gegenüber denjenigen Lockungen bonapartischer Staatskunst, deren Träger Graf Benedetti war.

Schon als die Note des deutschen Kanzlers vom 29. Juli 1870 veröffentlicht wurde, begriff alle Welt, daß der korsische Diplomat, eines der

dreistesten und schlauesten Werkzeuge des Kaisers Napoleon, der überlegenen Kunst eines Meisters zum willenlosen Spielball gedient hatte. Dabei ist es jedoch die Sache der öffentlichen Meinung Deutschlands, über den wesentlichsten Punkt des in Frage kommenden Sachverhalts sich nicht täuschen zu lassen, weder durch die Freude an der Ueberlegenheit des deutschen Staatsmannes, noch durch die Betroffenheit, welche Europa bei dem Anblick dieser Ueberlegenheit empfand.

Fürst Bismarck hat mit einem geriebenen und zudringlichen Diplomaten nicht aus Muthwillen gespielt, und auch nicht darum, weil er der Regierung, welche dieser Diplomat vertrat, etwas nehmen oder sie ins Unglück stürzen wollte. Fürst Bismarck hat während seines ganzen Verkehrs mit Herrn Benedetti unter dem Druck der Nothwehr gegen die napoleonische Politik gestanden. Derselbe Drang der Nothwehr ist es auch gewesen, welcher im Juli 1870 deutscherseits zur Veröffentlichung der geheimen, durch Herrn Benedetti geführten Verhandlungen über Belgien den Grund gegeben hat, und nicht minder ist es die Nothwehr, welche die Berichtigung verlangt hat, die Herrn Benedetti's Darstellung seiner Verhandlungen mit der preußischen Regierung soeben durch den Reichsanzeiger erfährt.

Als Fürst Bismarck durch seine Note vom 29. Juli 1870 die geheimen Anträge Frankreichs der Oeffentlichkeit übergab, that er einen Schritt, der seiner diplomatischen Praxis zuwider lief, und zu dem er wahrscheinlich ungern und schwer sich entschloß. In der Epoche, welche vom Krimkrieg bis zur Berufung des Fürsten Bismarck an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten Preußens reicht, war es Mode geworden und geblieben, diplomatische Schriftstücke nur auszuarbeiten, um sie, abgesendet, alsbald zu veröffentlichen. Bismarck war es, der diese üble Gewohnheit durch sein Beispiel sofort abstellte; eine Gewohnheit, die lediglich aus der geringen Sicherheit entsprang, welche die Leiter der auswärtigen Angelegenheiten aller europäischen Staaten in ihrem Berufe empfanden. Sobald unter den staatsmännischen Mittelmäßigkeiten der Epoche ein Minister erschien, der sich vertraute und wie ein Selbstvertrauender handelte, wuchs auch das Selbstgefühl der anderen gegenüber dem europäischen Publicum. Nicht die Bedeutung der einzelnen Personen im Verhältniß zu ihres Gleichen wurde gehoben, aber das Niveau der ganzen Zunft hob sich, sobald sie wieder einen Meister zählte.

Wenn nun gerade Bismarck im Augenblick der Eröffnung des Krieges mit Frankreich vertrauliche Verhandlungen der verantwortlichsten Art seinerseits in die Oeffentlichkeit brachte, so konnte ihn nur ein zwingendes Gebot der Staatslage dazu bringen. Die napoleonische Regierung hatte ein wüthendes Geschrei anstimmen lassen über den Ehrgeiz Preußens, der sich angeschickt habe, das harmlose Frankreich durch Besetzung des spanischen Thrones in den Rücken zu nehmen. Freilich war das angebliche Werkzeug dieses weltumspannenden Ehrgeizes von der spanischen Throncandidatur auf die erste Nachricht von den Anschuldigungen und von der heuchlerischen Entrüstung, zu welchen diese Candidatur den Vorwand gab, zurückgetreten. Nichts destoweniger fuhr die napoleonische Regierung fort, die Lage so darzustellen, als habe Frankreich zum Schwert gegriffen, weil Preußen die Universal-Monarchie Carls des Fünften zu erneuern auf dem Wege sei.

Da galt es denn, nicht damit zu säumen, der betroffenen Diplomatie und öffentlichen Meinung Europas den wahren Kriegsanlaß vor Augen zu bringen, den Anlaß, der in nichts anderem bestand, als daß Preußen sich geweigert hatte, der französischen Eroberungssucht zum Schilde zu dienen. Deutschland hatte begonnen, sich unter Preußens Führung theils mittels des

norddeutschen Bundes, theils mittels der süddeutschen Zollvereins- und Kriegsbündnisse zu konsolidiren. Frankreich glaubte damit sein europäisches Uebergewicht gefährdet, welches auf der politischen Theilung und Ohnmacht Deutschlands beruhte. Für eine Kräftigung, welche Deutschland auf Niemandes Kosten lediglich durch Verbesserung seiner inneren Einrichtungen erworben, verlangte Frankreich Entschädigung erst durch deutsches Gebiet, dann durch Deutschlands Hilfe bei der Verschlingung eines unabhängigen, unter die besondere Bürgschaft der europäischen Mächte gestellten Staates. Als diese Preisgebung eigenen Landes und diese Hilfe bei einem frechen Raub verweigert wird, ergreift Frankreich den nichtigsten Vorwand, der überdies alsbald in sich zusammenfällt, sich von Preußen bedroht zu erklären, und ihm den Krieg anzukündigen. In solcher Lage kam es darauf an, die wahre Kriegsursache zu enthüllen, selbst mit Bruch des diplomatischen Geheimnisses. Hatte doch Frankreich mit diesem Geheimniß Mißbrauch getrieben, indem es das Ansinnen zur Hilfe bei einer räuberischen Vergrößerung an Preußen stellte.

Graf Bismarck hat schon in der Note vom 29. Juli 1870 erklärt, weshalb er jene Zumuthungen nicht sogleich zurückwies, vielmehr dieselben vier Jahre lang sich erneuern ließ. Graf Bismarck konnte hoffen, daß diese Zumuthungen eines Tages auch ohne Krieg zwischen Deutschland und Frankreich nicht länger fortgesetzt werden könnten. Lag doch die Bedrängniß vor aller Augen, in welche die napoleonische Regierung gegenüber den Bedürfnissen und Wünschen des französischen Volkes von Tag zu Tag mehr gerieth. Durfte man doch voraussehen, daß diese Regierung entweder zu Grunde gehen oder unter solche Controlen parlamentarischer Einwirkung gestellt werden würde, die ihr die Wagnisse abenteuerlicher Politik verbieten mußten. Man durfte hoffen, daß Frankreich, den Aufgaben innerer Entwickelung aufs Neue zugewendet, chauvinistischen Träumen entsagen würde. War es unter solchen Voraussetzungen nicht eine kluge und patriotische Politik, die Illusionen französischer Abenteuerlichkeit zwar nicht zu ermuntern, aber in ihren Versuchen gewähren zu lassen bis zu dem Tage, wo ihre unwiederbringliche Zerstörung nicht mehr einen blutigen Krieg hervorzubringen brauchte?

Die Dinge sind anders gekommen. Die napoleonische Regierung, den Verlust ihrer Alleinmacht durch das wieder erwachte Bedürfniß nach öffentlichem politischen Leben voraussehend, suchte diesem Verlust durch einen plötzlichen Ausbruch des Chauvinismus, den sie gewaltsam anfachte, zu begegnen. Man kann zweifelhaft sein, ob dies Instinct der Selbsterhaltung war, sofern der Uebergang der Staatsmacht auf die öffentliche Meinung und das Parlament dem Bonapartismus nur eine kurze Lebensfrist gestellt hätte. Der deutsche Kanzler aber, der die Pflicht hatte, jeder Möglichkeit, seinem Lande einen schweren Kampf zu ersparen, Raum zu lassen, mußte die bonapartische Zudringlichkeit bis zu dem Tage hinzuhalten suchen, wo sie auf die eine oder die andere Weise unschädlich gemacht sein würde.

Dies ist geschehen. Der Versuch ist mit großem Geschick durchgeführt worden, bis die bonapartische Politik, das Ende ihrer Macht befürchtend, im letzten Augenblick, wo sie über ihre eigene Existenz noch verfügte, dieselbe einzusetzen beschloß, gleichzeitig mit Frankreichs Bestand und gesellschaftlichem Wohl. Wir wissen, daß der Einsatz verloren wurde. Aber Frankreich ist nicht in das Verderben gelockt worden, es hat sich mit unerhört gewaltsamem Uebermuth in das Verderben gestürzt, oder, was auf eins hinaus kommt, in dasselbe stürzen lassen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Jahrgang.

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

Herausgegeben
von
Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Leipzig,
Verlag von Grunow.

Seite
Die Gegenwart und ihre Gegner. 1
Die Ausstellung in Paris. 1
Die Ausstellung in Paris. 2
Die Ausstellung in Paris. 3
Die Ausstellung in Paris. 4
Die Ausstellung in Paris. 5
Die Ausstellung in Paris. 6
Die Ausstellung in Paris. 7
Die Ausstellung in Paris. 8
Die Ausstellung in Paris.

Digitized by Google

Ferdinand der Katholische.

Von Wilhelm Maurenbrecher.

II.

Das Ende des 15. Jahrhunderts ist die Zeit, in welcher die modernen Großmächte sich ausgebildet haben. Durch die Concentration der französischen Volkskräfte wurde die Krone von Frankreich in den Stand gesetzt, die Unterwerfung Europa's unter ihren Willen zu versuchen. Indem gegen diese französischen Pläne die anderen Nationen sich zur Wehre setzten, entstand das System gemeinsamer europäischer Politik, an dem alle bedeutenderen Staaten sich zu betheiligen hatten. In dem Gegensatz gegen Frankreich hat auch Spanien seine eigenthümliche Stellung in Europa gesucht und gefunden: zunächst die Verhältnisse und Beziehungen Aragons waren es, von denen der Conflict mit der französischen Macht hier seinen Ausgang nehmen mußte.

Es ist nicht unsere Absicht, einen Abriß der Geschichte europäischer Politik, etwa von 1485 bis 1515, hier zu geben; und ebenso ist es nicht möglich, die Entwicklung der spanischen Thätigkeit in diesen Händeln durch die einzelnen Begebnisse hindurch zu begleiten. Unsere Absicht an dieser Stelle richtet sich vielmehr darauf, das Bild, das wir von der inneren Politik der katholischen Könige entwarfen, durch eine nur die Hauptpunkte möglichst präcis hervorhebende Skizze der Machtzunahme Spaniens nach Außen zu vervollständigen.

Die spanische Monarchie, wie sie durch die verständigen und einsichtigen Maßregeln der Könige ermöglicht und gezeugt war, hat sofort sich an den europäischen Fragen betheiligt und ihre sehr realistischen Interessen in Europa verfolgt. Wenn Spanien durch die Vereinigung von Castilien und Aragon zusammengewachsen war, so war darnach Ferdinands erster Gedanke, in dieser Richtung weiterzugehen, alles was geographisch zu Spanien gehörte, das ganze Gebiet der pyrenäischen Halbinsel dem neuen Doppelreiche einzuverleiben: sofort ist ihm damit aber auch das weitere Ziel verbunden, auf alte dynastische Ansprüche des Hauses Aragon fußend, außerhalb Spaniens die Macht seiner Krone durch weitere Einverleibungen so zu stärken, daß der drohenden Uebermacht Frankreichs ein ausreichendes Gegengewicht geschaffen werde. Und

dies doppelte Endziel hat Ferdinand durch mehr als dreißig Jahre hindurch mit zäheſter Conſequenz feſtgehalten, im einzelnen Momente nach den momentanen Conſtellationen der allgemeinen Lage es modificirend. Weſentliche Lücken im Endreſultate ſind freilich geblieben: nicht aller Verhältniſſe vermochte er Herr zu werden oder zu bleiben, aber Großes und Fruchtbares hat er doch erreicht und für Spanien ſicher befeſtigt. Ein gerade den Politiker mit gewaltigem Zauber feſthaltendes Intereſſe haftet an ſeiner Erſcheinung; und mehr durch ſeine diplomatiſche Virtuoſität als durch ſein militäriſches Glück ſpannt er unſere Aufmerkſamkeit und Bewunderung auf's höchſte.

Als Ferdinand die Regierung in Aragon überkam, fand er die Thatſache einer ſehr empfindlichen Einbuße an Macht, die in letzter Zeit ſeinem Vaterlande beigebracht war, vor. Die Grafſchaften Rouſſillon und Cerdana hatte man an Frankreich 1462 abtreten müſſen, um nur des Beſitzes von Catalonien nicht verluſtig zu gehen. Auch Navarra war der aragoniſchen Hand, die ſich nach ihm ausgeſtreckt und es eine Weile gehalten, entgangen: eine offene Wunde im eigenen Körper der aragoniſchen Krone war alſo nicht zu verbergen. Gerade an dieſer Stelle mußte Ferdinand zu heilen und auszugleichen ſuchen; er mußte es unternehmen, den ſeit dem 13. Jahrhundert hier an der Grenze von Spanien und Frankreich ſchwebenden Streit auf eine für Aragon vortheilhafte Weiſe zu ſchlichten, die franzöſiſchen Fortſchritte, die in den letzten Zeiten offenbar gemacht waren, definitiv zurückzutreiben und die pyrenäiſche Halbinſel für immer wieder gegen den unruhigen Nachbar zu ſchließen. Sehr bezeichnend war, daß Ferdinand dieſen ſchweren Ringkampf ſofort mit diplomatiſchen Mitteln begann. Und zwar ſind es die Heirathen oder Verlöbniſſe ſeiner Kinder, mit denen er ſchon damals operirte: ſein älteſtes Töchterchen bot er dem franzöſiſchen Thronfolger, ſeinen kleinen Sohn der Erbin von Navarra an. Mit beiden Offerten kam er nicht zum Ziele; ja die Prinzeſſin von Navarra ging 1484 eine franzöſiſche Ehe ein, und für mehr als zwei Jahrzehnte war damit jede Ausſicht auf die Annexion von Navarra wieder verſperrt. Deſto beſtimmter aber war ſein Auge auf die Grenzlande Rouſſillon und Cerdana, die ſein Vater verloren, gerichtet. Und ſeiner Beharrlichkeit iſt gelungen, den ungünſtigen Verhältniſſen hier eine Conceſſion abzuringen. Gewiſſermaßen private Verhandlungen wurden am franzöſiſchen Hofe angeknüpft: welchen Werth Ferdinand auf dieſen Erwerb legte, hatte er wiederholt angezeigt. Als er ſich überzeugte, König Karl VIII. werde den Beſitz nicht fahren laſſen, war er zu einer mäßigen militäriſchen Demonſtration bereit: in die Allianz mit England und den Habsburgern trat er 1489 ein, welche den Anfall der Bretagne an die franzöſiſche Krone zu verhindern geſchloſſen war. Er unterſtützte die Operationen der Engländer und Niederländer durch Abſendung eines ſpaniſchen Hülfs-

corps; er gewann die Zusage seiner neuen Alliirten für seine Zwecke; er legte durch die Eheverabredungen mit den beiden Dynastien damals den Grundstein zu seiner europäischen Bedeutung. Und doch war er vorsichtig und maßvoll, nicht zu weit für die bretagnische Frage sich bloßzustellen. Nur gering war die militärische Hülfe der Spanier: daß gleichzeitig der Entscheidungskrieg in Granada gekämpft wurde, entschuldigte seine geringeren Leistungen in Nordfrankreich. Für unsere Betrachtung fällt noch mehr in's Gewicht, daß auch während des Krieges er immer die Mittel und Wege fand, bei König Karl seine Forderung geltend zu machen, für deren Erfüllung er vom Kriege zurücktreten würde. So fügte sich 1492 alles nach Ferdinand's Wünschen. Die Bretagne mußte dem französischen Könige bleiben; König Heinrich von England wurde abgefunden, auch der habsburgische Max beruhigt — und auf Grund der Abtretung von Roussillon und Cerdana wurde eine nähere Verständigung zwischen Ferdinand und Karl eingeleitet.

Zur persönlichen Begegnung mit König Karl VIII. kamen im Herbste 1492 Ferdinand und Isabella an die pyrenäische Grenze, vom Ruhme eines herrlichen Sieges umstrahlt, durch das Gefühl großer Leistungen sichtlich erhoben. Die Arbeit, an der sich mehr als sieben Jahrhunderte abgemüht hatten, war endlich von ihnen vollendet: Granada war gefallen und der Islam definitiv von der Halbinsel gebannt. Der Glanz der Gottesstreiter, der siegreichen Erlöser Spaniens von schwerer Plage, ruhte auf dem katholischen Königspaare. Unendlichen Jubel rief die unter ihren Auspicien eben damals geschehene Entdeckung eines fernen Welttheils hervor: die Aussicht in eine an Ehren und Gewinnen reiche Zukunft war dem strebsamen Spanier gerade damals eröffnet. Und nun erlangten diese doppelt erfolgreichen und glücklichen Fürsten auch noch ein Drittes: die Pyrenäengränze gegen Frankreich wurde auf's neue gesichert. Der geographischen Abrundung des Staates war man also an zwei Stellen näher gekommen; und in den europäischen Angelegenheiten hatte man schon eine Achtung gebietende Haltung sich erkämpft.

Man wird die Frage aufwerfen müssen, weßhalb Karl VIII. jene Abtretung bewilligt habe. Und die Antwort kann keine andere sein, als daß er für seine großen Absichten in Italien damit Spaniens Neutralität zu kaufen gedachte. Karl glaubte durch den Vertrag von Barcellona für die nächste Zeit Ferdinand gebunden zu haben: das war sein Motiv bei dem Abschlusse — eine Illusion seiner unbedachten und waghalsigen Phantasie! —

In den dem Vertragsabschlusse vorhergehenden diplomatischen Verhandlungen hatte Karl seine Absicht durchblicken lassen, von den europäischen Allianzen Ferdinand in Zukunft fern zu halten: er hatte die Verheirathung von Ferdinand's Kindern an seinen Consens knüpfen wollen, vornehmlich in

der Meinung, ein durch Familienbündnisse gestärktes Verhältniß Spaniens zu den Habsburgern und zu der in Neapel regierenden Familie zu hindern. Lange hatte sich Ferdinand gegen diese Fessel gesträubt; endlich, um jene Grenzlande zu erhalten, hatte er sie mit einer Modification annehmen zu sollen geglaubt. Sonst aber hatte er in dem Allianztractate alle Unterstützung den Franzosen zugesagt und einzig jedes Auftreten Spaniens gegen den Papst ausgeschlossen: dem katholischen König stand wohl an, ausdrücklich festzusetzen, daß er niemals gegen den heiligen Vater in Rom Feindseligkeiten zulassen würde. Man nahm das als eine Phrase, eine diplomatische Floskel ohne Bedeutung: für Ferdinand aber war es die Pforte, durch die er der erdrückenden französischen Freundschaft wieder entgehen konnte.

Und nun erfolgte im Herbst 1494 Karl VIII. epochemachender Kriegszug durch Italien auf Neapel, der alle Verhältnisse Italiens über den Haufen warf und das ganze politische Europa verwirrte und entsetzte. Wir erinnern ganz kurz an die alte noch unausgetragene Controverse. Den Anjous hatte Neapel im 14. Jahrhundert gehört; nachher aber war es in die Hand gekommen jener aragonesischen Fürsten, welche Sicilien besaßen. Die Anjous hatten ihre Ansprüche keineswegs fallen gelassen: als 1458 von der Hauptlinie des Hauses Aragon eine unebenbürtige Seitenlinie in Neapel und Sicilien sich abzweigte, waren die Versuche der angiovinischen Partei in Neapel neu aufgelebt, und ihre Ansprüche vertrat jetzt König Karl mit der ganzen Macht seines französischen Staates. Ferdinand von Aragon hatte sich mit seinen neapolitanischen Vettern nicht besonders freundlich gestellt, dagegen wiederholt zu erkennen gegeben, daß er sich als den eventuellen Erben in Neapel ansehen wollte. Er erfuhr von den Kriegsplänen Frankreichs; er unterhandelte nach allen Seiten mit allen betheiligten Parteien. Karl hat lange Zeit die Idee gehabt, Ferdinand werde, eben durch jene Abtretung 1493 befriedigt, ihm nicht in den Weg treten und die neapolitanischen Vettern nicht schützen: in Rom zeigte Karl dem Papste sogar an, daß Ferdinand sein Unternehmen gebilligt habe. Einer so offenen Erklärung widersprach Ferdinand sofort: er läugnete, sich gebunden zu haben. Andererseits aber wünschte er unter dem Drucke der französischen Kriegsgefahr von Neapel wichtige Rechte zu erlangen, sei es Abtretung eines Landstriches, sei es Einräumung des Besatzungsrechtes der Festungen und Häfen. Den Papst — es war Alexander VI., eine Creatur der spanischen Partei — warnte er, sich mit Karl einzulassen: auf's lebhafteste suchte er die Anlehnung an die Habsburgische Macht zu gewinnen, durch die er schon in dem bretagnischen Kriege vorwärts gekommen war.

Ein verdecktes Spiel von Unterhandlungen allerwärts, eine stets offen gehaltene Auswahl der verschiedensten Auswege — diese Merkmale charakteri-

siren Ferdinand's Action in dieser so bedeutsamen Krise. Lange hatte er selbst geschwankt ob Einvernehmen mit Karl oder Widerspruch gegen ihn rathsamer wäre: wenigstens hat er über beides verhandelt. Oder wäre es nicht für Spanien ein großer Gewinn gewesen, wenn es um den Preis einer zeitweiligen Duldung der französischen Macht in Neapel Frankreichs Zustimmung zur gewaltsamen Annexion von Navarra eingetauscht hätte? Lockend war diese Aussicht: Ferdinand hat auch mit diesem Plane geliebkost. Zuletzt entschied er sich doch für die andere Seite der gestellten Alternative. Und mit einer in der That fast naiven Doppelzüngigkeit, mit einer meisterhaft gehandhabten Interpretation brachte er es dahin, daß der heilige Vater, dem der spanische Sohn ungeschmälerten Gehorsam gelobt und schuldig zu sein bekannte, um Schutz gegen den Franzosen ihn anging. Aller Fesseln des Tractates von Barcellona war er damit erledigt: Karl war es, der in ihnen sich verstrickt und festgefahren hatte. Ranke hat einmal früher sehr hübsch über diese Action Ferdinand's geurtheilt in seiner feinen ironischen Weise: „Es ist nicht geradezu Treulosigkeit, doch Treue ist's wahrhaftig auch nicht." Und bewundernswerth ist die Kunst, mit welcher jetzt Ferdinand die große europäische Coalition gegen Frankreich, als den europäischen Friedensstörer, in Scene gesetzt, auf die Weltbühne herausgeführt und dort mit seinen verborgenen Fäden, unsichtbar aber fühlbar, geleitet hat. Der wollüstige und doch so thatkräftige Vater der Christenheit, jener Alexander VI., und der ritterliche und doch so spießbürgerliche Kaiser des Erdballes, jener edle Max von Oestreich — nichts als Drathpuppen sind sie, von Ferdinand's geschickter Hand zum Reden und Springen, zum Losschlagen und Stillstehen geleitet. Sein Werk ist es, wenn 1495 fast ganz Europa gegen Karl VIII. aufstand und wenn der so glorreiche Zug nach Neapel ohne jeden Erfolg für Frankreich armselig im Sande verlief.

Ein greifbares Resultat für Spanien war allerdings dies Mal ebenso wenig eingeheimst worden, — aber der Rivale war mitten in der Ernte gestört, Ferdinand's Rechte und Chancen eines Erwerbes von Neapel waren gewahrt, und seine Stellung unter den anderen Mächten hatte einen gewaltigen Umschlag erfahren. Die nächsten Früchte der großen Coalition waren die Ehebündnisse, die jetzt Ferdinand mit den Habsburgern und den Tudors knüpfte: dynastische und politische Allianzen wurden zu gleicher Zeit in ihnen besiegelt und bekräftigt. Nun stand Spanien im Mittelpunkte eines großen Systemes, einer schönen Zukunft gewiß.

Wir bemerkten vorhin, wie im Kriege von 1489 und 1490 Ferdinand nicht allzu große Anstrengungen gemacht für seine Verbündeten. Aehnlich auch jetzt. Sobald erst 1496 die Resultatlosigkeit des französischen Unternehmens gegen Neapel für ihn feststand, erlahmte sein kriegerischer Eifer: den

vorher angekündigten Einfall in Frankreich unterließ er, diplomatiſche Mittel dagegen bot er auf's neue auf, ſich mit König Karl über ein Compromiß zu verſtändigen, das für Spanien reellen Gewinn ſichere. Seine Politik zu verſtehen, ſeine Action nicht in allzu lügneriſchem Sinn zu deuten, müſſen wir uns ſtets ſeines Verhältniſſes zu Neapel ſelbſt erinnern. Niemals hatte er die Spaltung des aragoniſchen Beſitzes, die 1458 eingetreten, als eine definitive angeſehen, niemals die Herrſchaftsrechte der Krone Aragon über Sicilien und Neapel rückhaltlos aufgegeben: den Rückfall dieſer Provinzen an Aragon, auf welchem Wege auch immer, hatte er ſtets im Auge behalten: jene Fürſten, die Baſtarde des Hauſes, hatte er doch nur vorläufig als factiſche Herren dort geduldet — das Haupt der Familie, dem die oberſte Entſcheidung und oberſte Herrſchaft in allen Theilen des Geſammtbeſitzes gebühre, war und blieb er. Faſſen wir dieſen Gedanken auf, ſo erſcheint vielleicht Ferdinand's Verhalten in etwas milderem Lichte. Wir entſchuldigen und entlaſten ſeine Politik nicht von dem Vorwurfe ſchroffſten Parteiwechſels und rückſichtsloſer Beraubung der Vettern, aber wir verſtehen doch nun beſſer, welche politiſchen Motive ſeiner doppelſeitigen Action zu Grunde gelegen.

Noch vor dem Abſchluſſe eines Waffenſtillſtandes der kriegführenden Parteien hatte 1497 Ferdinand die Idee angeregt, daß zwiſchen den beiden Prätendenten, Spanien und Frankreich, vielleicht Neapel gütlich getheilt werden könnte. Man unterhandelte darüber lebhaft: doch ehe man dies Compromiß gefunden, ſtarb Karl VIII. im April 1498. Eine Aenderung der franzöſiſchen Politik hatte dies nicht zur Folge; auch der Nachfolger Ludwig XII. hielt an den italieniſchen Eroberungsgedanken feſt, und auch auf Mailand als Nachkomme einer Visconti erhob er Anſprüche. Neue Störungen in Italien waren vorauszuſehen. Kaiſer Maximilian wollte die Hoheit des deutſchen Reiches mit neuer Kraft in Italien geltend machen. Der Papſt und die Borgia's ſtrebten nach unabhängigem fürſtlichem Beſitze; auf Neapel hatten auch ſie ihr Auge geworfen: von allen Seiten war alles in Italien unſicher und ſchwankend.

Da geſchah es nun, daß der Gedanke einer freundſchaftlichen Löſung aller dieſer Wirren, wie ihn 1497 Ferdinand angeregt hatte, bei Ludwig XII. Wurzel faßte und beſtimmtere Geſtalt annahm. Nach und nach einigten ſich Ludwig und Ferdinand; und wie ſie im November 1500 einig geworden, ſchritten ſie ohne Scheu oder Scham zu raſcher That. Neapel wurde im Jahre 1501 beſetzt, der ſchwache König Federigo vertrieben. Spaniens Schutz, den er anrief, enthüllte ſich als Einverſtändniß mit dem Angreifer. Die Beute wurde getheilt. Ludwig und Ferdinand fügten ein jeder ſeiner Krone ein Stück des Königreiches Neapel hinzu.

Europa mußte dies ſeltſame Schauſpiel geſchehen laſſen. Zwei der größe-

ren Mächte hatten nach ihrer Convenienz den Beſitz eines kleineren Fürſten unter ſich völlig getheilt. Ueber den Schwächeren waren ganz unprovocirt die Stärkeren hergefallen und hatten ihn ſich unterworfen.

War das ein Reſultat, das Beſtand haben konnte, mit dem Ferdinand ſich begnügen durfte? Nicht lange dauerte der Friede und die Freundſchaft. Die Spanier wußten es einzurichten, daß ſie in Neapel das numeriſche Uebergewicht über die franzöſiſchen Truppen erlangten: ihr erſter Feldherr, Gonzalo de Cordova, führte den Befehl. Eine Zeit lang ſtand man ruhig neben einander; inzwiſchen bereitete man die Löſung mit großer Umſicht und Behutſamkeit vor. Plötzlich gab es Streit zwiſchen den Soldaten der beiden Nationen: den Anlaß benutzten die Spanier: trotz tapferſter Gegenwehr ſchlugen ſie die Franzoſen zum Lande hinaus und überwältigten auch den Reſt des Königreiches, der ihnen bis dahin gefehlt. Und Ferdinand iſt nun auch König der beiden Sicilien geblieben; trotz der baroken Weiſe ſeines Eintrittes, trotz der naiven Brutalität gegen ſeinen Mitbeſitzer hat ſeine Herrſchaft ſich behauptet: Frankreich hat in die vollendete Thatſache ſpäter ſich zu fügen gehabt.

Es iſt gar nicht zu verkennen, dieſe Annexion von Süditalien an das ſpaniſche Reich iſt vornehmlich durch die perſönliche Geſchicklichkeit Ferdinand's zu Wege gebracht. Indem er jede Gelegenheit, die ſich bot, ausnutzte, indem er jedes verfügbare Mittel ganz rückſichtslos verwerthete, hat er dieſen Machtzuwachs Spaniens vollendet. Wie er dabei im einzelnen Augenblicke die europäiſchen Gegenſätze und Rivalitäten ſich dienſtbar gemacht, dies iſt hier aus einander zu ſetzen nicht möglich — im großen haben wir die Richtungen bezeichnet, innerhalb deren er agirt, und die Mittel angedeutet, mit denen er operirt.

Auf der heimiſchen Halbinſel war inzwiſchen die Verſchmelzung Caſtiliens und Aragons zu einer politiſchen Einheit mächtig gefördert, ein ſpaniſches Nationalgefühl in den Kriegen gegen Granada und Frankreich und in Italien, in den beutereichen Seefahrten über's Weltmeer erwacht und gehoben. Was diesſeit der Pyrenäen noch ſelbſtſtändig war, durfte man hoffen auch noch hinzuzugewinnen. Navarra war keinen Augenblick vor drohendem Ueberfall ſicher: eine ſpaniſche Partei wurde daſelbſt von den Spaniern fortwährend unterhalten und gefördert. Mit Portugal ſtand es etwas anders: an eine Eroberung dieſes Königreiches war nicht zu denken, aber die vielfache und ununterbrochene Verflechtung der portugieſiſchen mit der ſpaniſchen Geſchichte hatte bis dahin innere Schwierigkeiten einer Vereinigung nicht geſchaffen. Und wenn dies neue Spanien ſelbſt durch dynaſtiſche Allianzen allmälig ſich gebildet, ſo lag doch auch der Gedanke nahe, durch ähnliche Vorkehrungen in der nächſten Generation vielleicht das pyrenäiſche Reich zu vollenden.

Der nächste Erbe der katholischen Könige war ihr einziger Sohn, Juan, ein sehr schwächlicher Jüngling, den die Aeltern 1497 schon im 19. Lebensjahre mit der habsburgischen Prinzessin Margarethe vermählt: die Besorgniß war alle die Zeit vorhanden, daß er eines längern Lebens nicht genießen werde. Und so kam es auch: wenige Monate nach der Hochzeit war er eine Leiche. Was man längst schon bedacht und berechnet, als Grundlage der Zukunftsideen für wahrscheinlich gehalten, das war jetzt eingetreten: die neue Monarchie war ohne männlichen Erben. Die Könige hatten noch vier Töchter; in Voraussicht dieses traurigen Falles hatten sie nun ihr ältestes Kind, Isabella, mit dem portugiesischen Thronerben schon 1490 verheirathet. Auch dies wurde durch einen Todesfall gestört, der portugiesische Prinz starb und 1495 kam Portugal an einen anderen Prinzen, Manuel. Der bewarb sich um die Hand der jungen Wittwe Isabella; sie sträubte sich lange heftig gegen eine zweite Ehe: endlich, wenige Tage vor dem Tode ihres Bruders Juan, als seine Krankheit immer wahrscheinlicher sie selbst zur Thronerbin designirte, gab sie nach. Und so schien es nach dem Tode Juan's als ob dereinst Spanien und Portugal unter Manuel dem Großen und Isabella zusammenwachsen würden, wie vordem Castilien und Aragon es widerfahren. Diesem Paare wurde von den spanischen Ständen schon gehuldigt: der frohesten Zuversicht gab man sich hin, als die Hoffnungen auf Sprossen dieses gesegneten Bundes bekannt wurden. Nein, unerbittliches Unglück verfolgte die portugiesische Combination. Eine Stunde nach der Geburt eines Sohnes, Miguel, starb Isabella. Miguel war es nun, der auf sich die spanischen und portugiesischen Erbrechte vereinigte. Auch ihm wurde der Eid von den Cortes schon geleistet. Aber eine neue Niederlage dieser Hoffnungen und Entwürfe blieb nicht aus. Im Spätsommer 1500 starb der kleine Knabe. Und was Ferdinand zum Heile der Halbinsel ersonnen, war nun zunächst ganz außer Frage. Erbberechtigt war nun die zweite Tochter, Juana, welche mit dem habsburgischen Erzherzoge, dem Sohne des Kaisers Max, vermählt war: sie oder ihr ältestes Kind mußte in Zukunft hier eintreten; einen Sohn hatte sie damals — Karl — der ja später wirklich der Erbe geworden ist. Jedoch vielleicht würde auch sie oder ihr Sohn frühzeitig sterben? Diesen Gedanken scheint man damals nicht als unwahrscheinlich abgewiesen zu haben; und auf welcher Linie Ferdinand's Entwürfe sich in diesem Falle bewegten, das möchten wir darin angedeutet sehen, daß sofort nach des kleinen Miguel Tode Verhandlungen über eine neue Ehe des portugiesischen Manuel mit der dritten Tochter, Maria, eröffnet wurden: schon nach wenigen Wochen fand die Hochzeit statt, welche eventuell der portugiesischen Vereinigung eine neue Möglichkeit bereitete. Kurz, was in Ferdinand's Macht stand, hat er gethan, das

pyrenäiſche Reich herbeizuführen — den Tod ſeiner Kinder und Enkel zu hindern, war er nicht Meiſter.

Damals, an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, waren ſchon ganz neue Combinationen in der politiſchen Welt aufgetaucht. Der große Umſchwung in der Geſammtlage Europa's hatte ſich damals ſchon angedeutet: die großen politiſchen Ereigniſſe des ſechszehnten Jahrhunderts haben gleich in die erſten Anfänge ihre Schatten hineinfallen laſſen. Bisher hatte über Europa die franzöſiſche Herrſchaft als drohende Wolke ſich gezeigt, — jetzt trat der ungeheuere Koloß der habsburgiſchen Weltmonarchie aus dem Reiche der Träume und Phantaſien in die Wirklichkeit unheilſchwanger hinein. Bisher hatten dem habsburgiſchen Projectenmacher, Kaiſer Maximilian I., die Mittel gefehlt, ſeine ungeheuerlichen Eroberungs- und Herrſchaftsgelüſte zu verwirklichen; bisher hatte gerade der Gegenſatz zwiſchen ſeinen Plänen und ſeinen Machtmitteln den römiſchen Kaiſer in etwas zweifelhafter, grotesker Beleuchtung gezeigt: das war nun doch ganz anders. Wenn wirklich zu dem Beſitze der Niederlande und der öſtreichiſchen Herzogthümer, zu den mit heftigem Verlangen umworbenen ungariſchen und böhmiſchen Kronen, zu allen den Anſprüchen und Forderungen auf die Schweiz, auf Italien, auf Burgund, — wenn wirklich zu allem dieſem habsburgiſchen Zukunftsmateriale die ſolide, kräftige, leiſtungsfähige und in nationaler Kraft ſich entfaltende ſpaniſche Monarchie hinzugebracht werden ſollte, dann in der That ſchien die Univerſalmonarchie in Fleiſch und Blut ſich darſtellen zu können, und jedenfalls die Hegemonie in Europa an das habsburgiſche Reich übergehen zu müſſen. Und ſeit dem Spätſommer 1500, ſeit Juana die ſpaniſche Erbin geworden, ſtand dieſe Zukunft in Ausſicht.

Dies Ende hatte Ferdinand der habsburgiſchen Ehe nicht vorgezeichnet gehabt. Er hatte nicht die Vereinigung der Häuſer Habsburg und Spanien in einem Haupte, ſondern allein ein politiſches Bündniß der beiden gegen die franzöſiſchen Uebergriffe erſtrebt: von jeder Intimität mit Max hatte er ſich weislich fern gehalten; wiederholt hatte er ihn benutzt, und wiederholt auch die Verbindung mit ihm gelockert und durch Compromiſſe mit Frankreich vorwärts gearbeitet. Auch jetzt, nach 1500, ſchloß er ſich nicht unbedingt an die Wünſche der Habsburger an; und mehr wie einmal ſind Ferdinand und Max auf dem Punkte geweſen, offen mit einander zu brechen und in feindlichem Zuſammenſtoße die dereinſt zur Gemeinſamkeit beſtimmten Staatsweſen ſich verſuchen zu laſſen.

Gegen die Erbfolge Juana's war nichts zu machen: als eine gegebene Größe mußte Ferdinand ſie acceptiren. Im Jahre 1502 kamen Juana und ihr Gemahl, der Erzherzog Philipp, nach Spanien und nahmen die Erbhuldigung der Cortes des Landes entgegen. Ob Ferdinand wohl in dieſer Zeit

verſucht, den Sinn ſeines Schwiegerſohnes ſich zu gewinnen und ihn für die ſpaniſchen Geſichtspunkte zu formen? Wir wiſſen es nicht, aber als Vermuthung dürfen wir es ausſprechen und für wahrſcheinlich halten. Jedenfalls hat Philipp ſich nicht als Werkzeug Ferdinand's wollen behandeln laſſen und hat nachher offene Feindſchaft nicht geſcheut.

Nicht bis zum Ende ſollte die ſo ſegensreiche und erfolggekrönte Regierung der katholiſchen Könige als gemeinſame fortdauern: ſchon 1504 ſtarb Königin Iſabella, zwölf Jahre vor ihrem Gatten, auf's heftigſte von ihrer Nation betrauert.

Eine eigenthümliche Verwicklung in Spaniens Zuſtänden rief ihr Tod hervor. Die Krone von Caſtilien war nun erledigt, Ferdinand von Aragon — wir erinnern an die frühere Bemerkung, daß er nur als Rathgeber der Frau in Caſtilien gewirkt, daß formell die Selbſtſtändigkeit der Kronen hatte beibehalten werden müſſen — Ferdinand hatte nun in Caſtilien nichts mehr zu befehlen. König von Caſtilien war jetzt Juana, das heißt, das habsburgiſche Regiment, die habsburgiſche Politik mußte in die inneren Zuſtände der Halbinſel eingreifen. Juana ſelbſt litt an geiſtiger Störung, und war perſönlich zur Führung der Geſchäfte unfähig. *)

Wenn daher die factiſche Regierung Philipp's die Folge ſein mußte, ſo hatte Königin Iſabella, dieſer Wendung vorzubeugen, angeordnet: bei Verhinderung ihrer Tochter ſolle Ferdinand die Regentſchaft übernehmen; und die caſtiliſchen Cortes hatten dieſe Anordnung ratificirt. Aber Philipp erhob Einſprache. Hin und her wurde verhandelt und geſtritten — zuletzt mußte Ferdinand ſich fügen: im Sommer 1506 räumte er das Feld, ging nach Aragon und Neapel, zunächſt ganz aus dem Wege zu ſein. Seine Hoffnung war, daß die unſinnige Wirthſchaft der niederländiſchen Umgebung Philipp's Unruhen in Caſtilien erzeugen würde, durch die ſeine Rückberufung ermöglicht werden könnte. Ehe dies zur That gereift, plötzlich im September 1506 ſtarb Philipp, zum großen Glücke für Ferdinand und Spanien. Die habsburgiſche Epiſode war einſtweilen ausgeſpielt und ſeit Juli 1507 hatte die Zügel in Caſtilien wie in Aragon wieder Ferdinand gemeinſchaftlich in der Hand, dort als Vormund ſeiner kranken Tochter und ſeines unmündigen Enkels, hier aus eigenem Rechte wie früher. In den alten Bahnen ging die Entwicklung jetzt ungeſtört wieder vorwärts.

Und noch einen großen bleibenden Erfolg für Spaniens Zukunft haben die Annalen ſeiner Geſchichte verzeichnet. Die ſeit ſeinem Regierungsantritt ſo conſequent gewünſchte Abrundung nach Norden fand er Gelegenheit noch

*) Gegen die neuerdings vorgetragene Hypotheſe des Gegentheiles verweiſe ich auf meine Abhandlung in den Preußiſchen Jahrbüchern, März 1870 (XXV. 260 ff.)

durchzusetzen. Nachdem er seit 1505 eine Zeit lang in freundlichen Besprechungen und Verhandlungen mit der rivalisirenden französischen Macht sich bewegt hatte (wir werden sogleich das Thema derselben bezeichnen), brachte er 1511 in ähnlich geschickter Weise, wie schon einmal 1496, eine neue allgemeine Coalition gegen Frankreich zu Stande, um Ludwigs XII. das Gleichgewicht störende italienische Politik zu bestreiten. Auf dem Boden Italiens erfochten die Spanier dies Mal weniger Lorbeeren, — es war gar nicht Ferdinands Absicht dorthin auf entscheidende Schläge oder schnelle Resultate gerichtet — das Gut, dessen Besitz ihn reizte, lag vielmehr an der spanisch-französischen Grenze, es war das oft begehrte Navarra. Gestützt auf eine päpstliche Bulle wider des Franzosenkönigs Helfer, gleichsam als Vollstrecker eines himmlischen Urtheilsspruches, in mitten dieses die Franzosen vollauf beschäftigenden Krieges ließ er in Navarra seine Truppen einbrechen und das Land besetzen. Nachher hat er es behauptet und bis in die Pyrenäen die Grenze gegen Frankreich vorgeschoben. Die Annexion des spanischen Navarra ist eine vollendete Thatsache geblieben.

Bis zu seinem Tode hatte also Ferdinand die spanischen Geschicke noch in seiner Hand. Und später mußte einer seiner Enkel — außer Karl, hatte Juana 1503 in Spanien noch einen zweiten Sohn geboren, Ferdinand — die beiden Kronen von Castilien und Aragon, nebst Navarra und Granada, ungetheilt empfangen: die spanische Monarchie in ihrer einheitlichen Gestaltung mußte immer mehr das vorzüglichste Resultat dieser Epoche der katholischen Könige werden.

Weniger klar und einfach gestalteten sich die italischen Verhältnisse. Wir sahen, Neapel war glücklich gewonnen und einstweilen bei der spanischen Krone verblieben. Dagegen war das Herzogthum Mailand, also die Herrschaft über Norditalien, noch immer ein Besitz, den alle Welt begehrte und dessen Zukunft Ferdinand nicht gleichgültig bleiben konnte: solange die französischen Ansprüche auf Mailand aufrecht erhalten wurden, war auch Neapel der spanischen Hand nicht gesichert. Mit wechselndem Glücke, aber mit hartnäckigem Entschlusse strebten die Franzosen und die Habsburger sich in den Besitz Mailands zu setzen. Italische Patrioten und italische Prätendenten hofften als unabhängigen italischen Staat es erhalten zu können: militairische und diplomatische Feldzüge sind vierzig Jahre hindurch um Mailand geführt worden: bunteren Wechsel seiner Herrscher hat dies lombardische Land niemals gesehen. Ferdinand von Spanien hat nun — soweit wir wenigstens aus seinen einzelnen Akten seinen Grundgedanken zu verstehen im Stande sind — von dem Augenblicke an, daß die Zukunft des habsburgisch-spanischen Gesammtreiches in Aussicht stand, seinerseits einen eigenen Gedanken verfolgt, der als Basis eines Compromisses zwischen den Parteien aufgestellt zu werden

verdiente und in der That als eine glückliche Lösung dieser Verwicklungen und Differenzen auch von uns bezeichnet werden muß. Ueber seinen Plan verhandelte er mit Frankreich 1505—1509, und auch 1513 nahm er ihn wieder auf: oft nur in Andeutungen, oft auf verhüllenden Umwegen, von den verschiedensten Ausgangspunkten aus, ist das immer der Mittelpunkt seiner Combinationen, daß die habsburgischen und die französischen Ansprüche in einem Ehepaare zusammengelegt werden sollen, dem die beiden Rivalen freundlich gesinnt wären und an dessen Entwickelung beide Seiten Interesse besäßen. Die ungeheuere Machtanhäufung in einem einzigen Habsburger, welche Kaiser Max sich zum Ziele gesetzt, wünschte Ferdinand zu vermeiden: er schlug vor, dem jüngeren Enkel Ferdinand Mailand zu verleihen und ihn dann mit einer französischen Prinzessin zu verheirathen: er selbst zeigte an, daß er daran denke, diesem Paare Neapel zu geben. In diesem Gedankenkreise entsprang auch die Differenz, in der er sich Max gegenüber wegen der Vertheilung der gemeinschaftlichen Ländermassen befand. Max ließ sich nicht davon abbringen, daß alle die Länder, so verschieden auch ihre Nationalität, ihr Charakter, ihre Zustände sein möchten, auf den ältesten Enkel Karl vererbt werden müßten. Ferdinand wünschte Karl zum Herrn der Niederlande, Oestreichs und der östlichen Königreiche, zum Kaiser von Deutschland bestimmt zu sehen: dem jüngeren Bruder, Ferdinand, hatte er Ober- und Unteritalien zuweisen und demselben auch die Regierung von Spanien übertragen wollen. Allerdings, nicht die Einheit Spaniens brauchte er zu zerreißen, wenn er Karls Macht von hier entfernen wollte; nein, dies Spanien, das Werk seines Lebens, würde er gewiß nicht zerstören; — aber nach seinem Tode war ja doch die Königin in Castilien wie in Aragon jene unglückliche Juana, und zunächst noch nicht ihre Söhne; und war sie selbst unfähig zu regieren, so mußte also für sie einer der Söhne Regent werden. Der Regel nach war natürlich der ältere, Karl, der Vertreter seiner Mutter; aber war es nothwendig dieser Regel zu folgen? Ferdinand meinte den jüngeren in Spanien geborenen und erzogenen Ferdinand vorziehen und ihm die Regentschaft testamentarisch übertragen zu sollen. Als Regent von Spanien, als König von Neapel, als Herzog von Mailand würde dieser Ferdinand seinem Bruder, dem Kaiser Karl zur Seite getreten sein! Ein deutsch-niederländisches und ein spanisch-italienisches Reich — darin summirt sich Ferdinand des Katholischen Zukunftspolitik.

Der Historiker, der an der Geschichte des 16. Jahrhunderts diesen Entwurf messen will, wird nicht übersehen können, welche Vorzüge ihm vor dem thatsächlichen Verlauf der Erbschaftsfrage beiwohnen: jene verhängnißvolle Verkettung deutsch-niederländischer mit spanischen Gebieten, die so oft als falsch erkannte und trotz besserer Einsicht beibehaltene Prämisse der Geschichte

des 16. Jahrhunderts, sie wäre gar nicht eingetreten und der nationale Genius hier wie dort wäre durch unnatürliche Aufgaben nicht gehemmt und verkrüppelt worden! Doch es ist unnütz diesem Gedanken heute nachzuhängen: wir haben ihn ausgesprochen, um die Tragweite und den Inhalt der ferdinandischen Realpolitik recht scharf zu bezeichnen.

Kaiser Maximilian ließ sich nicht dafür gewinnen: am Gegensatze des habsburgischen zu dem spanischen Programme hielt er fest. Und Ferdinand hat selbst sogar auf dem Todtenbette sich zu dem habsburgischen Systeme bekehren lassen. Der überwältigende Eindruck des französischen Kriegszuges Franz I. 1515 zeigte die französische Uebermacht in so drohendem Lichte, daß nöthig schien, alle entgegenstehenden Elemente auf's engste zusammenzubinden. Die Habsburger hatten in Spanien selbst unter den Ministern Ferdinands sich einen Anhang geschaffen, der Ferdinand bis zuletzt für die habsburgischen Interessen bearbeitete: in der letzten Krankheit war sein politischer Geist erschüttert; wenige Tage vor seinem Tode stieß er sein früheres Testament um: mit einem Zuge der Feder vernichtete er selbst, was er in den letzten Jahren vorgebaut hatte: am 23. Januar 1516 verschied er.

Der habsburgische Karl trat nun in die spanische Erbschaft ein. Das Fundament seiner europäischen Stellung ist die Monarchie der katholischen Könige gewesen. Geld und Soldaten und Staatsmänner hat Spanien ihm geliefert: und der spanische Geist ist der Kitt geworden, der die Theile seines Reiches verbunden und die einzelnen Aufgaben seiner Regierung zu einem Ganzen zusammengehalten.

Von Rom nach Florenz.

Von Dr. Hans Semper.

VI. Terni.

Wir kamen Abends in Terni an, und freuten uns über das muntere gewerbliche Leben, das noch immer in den Straßen währte; es schien gerade Markttag zu sein. Des andern Morgens früh verließen wir den Geburtsort des großen Historikers Tacitus, um den weltberühmten Wasserfall des Velino zu besichtigen. Nahe bei der Stadt liegt eine große Eisenhütte, die

von Pius VI. im Jahre 1781 gegründet wurde und dazu dient, das Eisen, das reichlich in den benachbarten Bergen, meist als Niederschlag ehemaliger Seeen, gefunden wird, zu verarbeiten. Anfangs führte uns der Weg durch Hecken, dann durch Oelpflanzungen, aus denen der gedehnte, recitative Wechselgesang der Landleute zu uns herüberscholl. Der Berg wurde immer malerischer, insofern er immer mehr sich in ein Thal hineinschlang. Die obere breite Landstraße, die ebenfalls von dem thatkräftigen Pius VI. angelegt worden, versparten wir uns auf die Rückkehr. Als der Weg umbog, sahen wir plötzlich vor uns im Grunde zwischen bräunlichem Terrain die gelblichen Fluthen des Velino sich uns entgegenschlängeln, während rechts auf einer abschüssigen Felshöhe höchst romantisch ein altes, verräuchertes Städtchen mit wenigstens sechs Häuserschichten übereinander, mit ausgehängter Wäsche, dazwischen wieder Oliven und Cypressen thronte, und uns zum ersten Mal den Anblick eines ächten römischen Bergstädtchens mit seinem Schmutz und Verfall gab. Auch die Einwohner hatten ein für uns ganz neues Gepräge; bis nach Assisi hin noch der lebhafte, muntere Geist, der zumal dem Toskaner eigen ist, hier mit einemmal ein trägerer Gang, ein stumpferer Blick, ein mehr verwahrlostes Aeußere; aber zugleich auch üppiger und mächtiger entwickelte Formen statt der sehnigen Schlankheit des Toskaners und Umbriers. Ein Führer gesellte sich zu uns und führte uns Angesichts der rosig von der Sonne beleuchteten Berge den schmalen Pfad zwischen dem Tuffgeröll des Thales hin. Die Tuffsteine sind hier von zweierlei Art, einmal tropfsteinartig, sodann compact, hell mit dunkleren Streifen. In vielen finden sich Abdrücke von Aesten, sowie von den Blättern der Pappel, Steineiche, Buche und anderer Bäume. — Ein dumpfes Rauschen verkündigte uns die Nähe des berühmten Falls; wir beschleunigten unsere Schritte. — Zuerst trafen wir auf sein Vorspiel für uns, auf sein Nachspiel, wenn man sich in den Lauf des Velino selbst versetzt, dem wir entgegengingen. Aus einem Felsenschlunde sprudelte auf unerklärliche Weise mit großer Kraft ein mächtiger Wasserstrahl empor und schoß wie Pfeile oder Schlangen seine weißschimmernden Fluthen über mächtige, abschüssig glatte Felsblöcke in das sichrere Bett hinab. Wir klommen die steilen Tufffelsen dem Falle gegenüber hinan und plötzlich enthüllte uns ein Vorsprung, der den Fall bis dahin verdeckt, dessen ganze Majestät, indem uns gleichzeitig jedoch ein feiner und dichter Sprühregen verhinderte, allzuschnell und vorwitzig unser Auge in die Reize des erhabenen Naturschauspiels dringen zu lassen. Wir setzten uns an den äußersten Rand des Felsens und staunten lange Zeit in völligem Selbstvergessen in das unermüdliche, donnernde und schäumende, kühle und erregte Leben der Natur hinein. Das Wasser stürzte mit toller Lust von der hohen Wand hinab, zerstäubte in weißen feinen Staub, erregte unten im Kessel,

der es empfing, einen wahren Höllentanz, Giſcht und Donner, und ſtürmte dann brauſend weiter. Wir verließen die Stelle, wo Byron dem Fall des Velino die Krone aller Waſſerfälle zuerkannte, die er in ſeinem bewegten Leben geſehen, und kletterten hinüber auf den Vorſprung, wo Napoleon ſich zu ſeinem Privatgenuß einen ſteineren Pavillon dicht vor die donnernden Fluthen hatte hinbauen laſſen. Wie mag er hier, im Anblick der Majeſtät dieſes Falles, in der Werkſtätte ſeines gewaltigen Geiſtes weltumſtürzende Pläne geſchmiedet haben, während der feine Sprühregen ſein erhitztes Antlitz kühlte. Man möchte ſich dort auf den Vorſprung ſetzen, wo keck ein Bäumchen in die Höhe ragt, indeß zu beiden Seiten die Waſſerſäulen hinabſchießen und ihm nichts anhaben können. Auch dort oben am Rand, wo ahnungslos die Fluthen ihrem jähen Fall ſich entgegenſtauen, wiegt ſich eine Pinie ſorglos über dem Abgrund. Sie iſt vielleicht eine ſpäte Enkelin der Bäume, die ſchon zu Roms Zeiten dieſen Fall umgaben. Dem Römerwerk iſt auch dieſes Naturſchauſpiel! So wenig es den Anſchein hat: dieſer Fall iſt ein Bruder des Coloſſeums, des Mauſoleum Hadriani, und anderer Bauten des alten Rom, die noch jetzt der Welt imponiren. Denn auch der Sinn für die Großartigkeit und Schönheit der Natur war den Römern ſo wenig fremd, als irgend einem Volke, wenn auch allerdings zunächſt landwirthſchaftliche Rückſichten die Urſache zur Erſchaffung dieſes Falles geweſen ſind.

Der Velino entſpringt an einem Hügel bei Torrita, wo ſich ein Theil der Quelle nach Weſten, ein Theil nach Oſten wendet, und eben den Velino bildet. Während ſeines 97 Kilometer langen Laufes empfängt er das Waſſer des Lagolango, Lago Ripaſottile, ſowie des Fluſſes S. Suſanna, die beim Monte Terminillo vom ewigen Schnee einer der höchſten Appeninenſpitzen ſich nähren, und aus unterirdiſchen Grotten dem Fluſſe reichlich kohlenſauren Kalk zuführen. Durch die Ablagerungen deſſelben iſt die ganze Hochebene von Rieti entſtanden, auf welcher die Stadt Rieti ſelbſt liegt. — In alter Zeit bildete der Fluß in dieſer Ebene einen Sumpf, der die Gegend ringsum verpeſtete, da er keinen Ausweg fand, die Felswand gegen die von Nordoſten in einem rechten Winkel zum Velino herkommende Nera vielmehr ſich immer höher emporthürmte, in Folge der Kalkſinterablagerungen des Fluſſes. Plinius ſagt darüber z. B.: „Locus ille Marmora vulgo nuncupatur quia ibi marmor et saxum crescit.“ Marcus Curius Dentatus, der dreimal Conſul geweſen war und als Beſieger der Sabiner gefeiert wurde, faßte den genialen Plan, den Sumpf trocken zu legen, indem er Bahn durch die Kalkbank des Abhanges brach, und damit dem Velino wohl ſeinen urſprünglichen Lauf wiedergab, der jetzt in ſein eigentliches Bett zurücktrat und zu beiden Seiten Höhlen und Teiche als Andenken ſeiner

Ueberschwemmung zurückließ. — Das Thal Velinus blühte fortan wieder so auf, daß ihm der Ehrentitel „Tempe“ beigelegt wurde. —

Damit ist aber die Geschichte dieses Wasserfalles noch keineswegs, selbst nicht in Bezug auf's Alterthum erschöpft. Tacitus berichtet uns, daß, als zu Tiberius Zeiten der Tiber Rom überschwemmte, Atejus Capito und Lucius Aruntius beauftragt wurden, eine Abhülfe dafür zu finden. Sie beantragten, daß die Flüsse und See'n, durch welche der Tiber anwüchse, abgelenkt würden. Dagegen widersetzten sich außer den Florentinern, die die Ablenkung der Chiana in den Arno als ihr Verderben bezeichneten, auch die Bewohner von Rimini, die dasselbe von der Nera (im Alterthum Nar) behaupteten, sowie die Reatiner, welche erklärten, daß ihr Thal überschwemmt würde, wenn man den Velinus bei seinem Einfluß in den Nar verstopfte. Auf den Rath des Piso wurde denn auch dieser Plan aufgegeben.

Aber selbst der Ausweg des M. Curius Dentatus hielt nicht auf ewig vor. Im Flußbett des Velinus befanden sich zahlreiche Höhlen, die sich allmälig durch Niederschlag ausfüllten, so daß um's Jahr 1400 eine neue große Ueberschwemmung des Velino eintrat. Die Rietiner legten daher einen neuen Kanal an, geriethen aber dadurch mit den Ternianern in Conflict, weil sie sich nicht vorher mit denselben darüber vereinigt hatten, und diesen doch der Bezirk der Marmore gehörte. Der Condottiere Braccio Fortebraccio führte deßhalb in Auftrag der Ternianer einen neuen Kanal aus, den er durch einen Wachtthurm von dem berühmten Ingenieur Aristoteles von Bologna befestigen ließ. Als aber bald darauf in Rom eine neue Ueberschwemmung eintrat, so maß man die Schuld dem Braccio bei, der sich durch den verstärkten Zufluß zum Tiber an Rom hätte rächen wollen, von wo er kurz vorher vertrieben worden. — Aber auch dem Velinothal selbst half der Kanal nicht viel, indem bald darauf dasselbe von einer neuen Ueberschwemmung heimgesucht wurde. Der Papst Paul III. beauftragte deßhalb den Architekten Antonio di San Gallo mit der Renovirung des Canals, der aber während der Arbeit im Jahre 1546 starb. — Trotz dreier Emissäre, die dem Thale gegeben worden, blieb es sumpfig. Clemens VIII. nahm auf die Bitten der Reatiner hin die Vertiefung des Canals von Dentatus in die Hand, und ließ sich dafür von denselben jährlich ein halbes Pfund Gold für den Bau des S. Peter bezahlen. Der Architekt Fontana führte zwei Wasserleitungen auf Bögen davon ab, in die Acqua Paolina und Clementina; aber bald darauf trat eine neue Ueberschwemmung in Rom ein, wenn auch nicht von dorther. Dagegen dienten die Wasserleitungsbögen den neapolitanischen Briganten zum Uebertritt in römisches Gebiet, so daß eine Schutzmauer gegen dieselben errichtet werden mußte.

Aber jetzt fingen die Bewohner des Nerathales mit Klagen an. Der

Velino füllte mit seinem Niederschlag auf das Bett der Nera, so daß diese gestaut wurde und Ueberschwemmungen anrichtete. Pius VI. gab der Angelegenheit endlich einen definitiven Abschluß, indem er den Zusammenfluß beider Ströme weiter unten bewirkte, so daß der niederfallende Velino das Bett der Nera nicht mehr verstopfen konnte.

Doch uns zog es mächtig nach Rom, wo wir gar bald durch eine dreitägige, unerhörte Ueberschwemmung von der Nothwendigkeit noch mancher andern Wasserbauten schlagend überzeugt, und auch zu einem näheren Studium über die Beschaffenheit des Velinofalles mit veranlaßt wurden. Eine Haupturſache der Tiberüberschwemmungen ist jedenfalls die gewissenlose Abholzung der Berge um Rom herum, welche leider noch jetzt fortdauert und wer weiß, wie lange schon gedauert haben mag. Hat man einmal durch zahlreiche Wasserbauten Rom vor Ueberschwemmungen und das Land vor Versumpfung und Fieberluft sicher gestellt, einem der Hauptschäden an Italiens Cultur, dann wird eine fleißigere Bodencultur der üppigen Campagna, und die Anlage von neuen Straßen und Gebäuden in ausgedehntem Maßstab in der Stadt selbst, — Rom in jeder Beziehung zu einer der großartigsten und anziehendsten Hauptstädte der modernen Welt erheben. Und wir zweifeln nicht, daß es in einigen Jahrzehnten dahin kommen wird, wenn die Italiener in dem Eifer und dem Aufschwung fortfahren, der sie jetzt ergriffen zu haben scheint.

Aus dem englischen Leben.

Die englische Ratte.

Unter den Creaturen, welche der liebe Herrgott in seiner unaussprechlichen Gnade, oder in einer Anwandlung von Zorn in diese socialdemokratische Welt gesetzt hat, befindet sich ein vierfüßiges Thierchen, das während der Belagerung der großen Metropole der Franzosen einen nicht unbedeutenden Ruf erlangt hat: ich meine die Ratte. Fern liegt mir, in die Geheimnisse der Pariser Kochkunst eindringen zu wollen, und noch ferner bei den Scenen

zu verweilen, in denen jenes Geschöpf, nach allen Regeln der culinarischen Wissenschaft zubereitet, eine Hauptrolle spielte. Gallische Zustände und gallische Ratten sind so verzwickt, so schwer erforschlich, schwer verständlich, daß wir scheu fern von ihnen bleiben. Es ist Altenglands, merry old Englands Ratte, der diese Zeilen in tiefster Ehrfurcht gewidmet sind. Als wunderbare Mären von Rattendiners und Ratten-„petit soupers“ zu uns über den Canal drangen, als unsere Excentriks nach Ost- und West-Looe in Cornwall oder nach Hanwell eilten, dem Paradies der englischen Feldratten, oder intime Bekanntschaft mit den Rattenfängern der Kloaken von London machten, um sich angelegentlich nach dem Geschmack und der regelrechten Zubereitung von Rostrat und Ratsteak zu erkundigen, als der dreieinige Disraeli (Romanschreiber, Preisschweinezüchter und Staatsmann) mit seinen essigsauren, gloryhungrigen Tories, als die Herren Gladstone, Grandville u. Comp. mit ihren philosophisch puritanerhaften Liberalen Deutschland und den Zar beim lebendigen Leibe zu verschlingen drohten, als im High- und Lowlife Londons von nichts anderem die Rede war, als von republikanischen Meetings und Anerkennung der nun längst zur Mythe gewordenen Regierung des vom Himmel herabgestiegenen Heros Gambetta, da erfaßte auch mich Deutschen das Rattenfieber. In die City, zu den Rattenfängern, die in traulicher Nähe der Rothschild, Baring u. Comp. hausen, eilte ich, um mit dem Geschöpf, das damals außer den Cloaken Londons auch die Träume der Lords belebte, nähere Bekanntschaft machen. Doch nicht als Wissender für Wissende schreibe ich; das Reich der Buffon, Cuvier und Humboldt wage ich nicht zu betreten, in ihm bin ich Fremdling; nur was ich über das nimmersatte, alles zerstörende Geschlecht erfahren, gesehen, gehört, will ich mittheilen.

Die britische Landratte, um die es sich hier einzig und allein handelt, zerfällt in zwei Arten, die schwarze Ratte (mus rattus) und die braune Ratte (mus decumanus). Erstere ist die nationale, autochthone, torystische Ratte; hocharistokratisches Blut fließt in ihren Adern, keine unter ihnen zählt weniger denn tausend Ahnen, ihre Vorväter waren in Britannien das erste Raubgesindel, das schamlos, alles was ihm vorkam, raubte, plünderte und fraß. Die Andere ist ein Eindringling, deutscher Abkunft; die Legende sagt, daß Wullenweber's Geist sie beseele: sie ist mit Leib und Seele ein Wigh, mit den Hannoveranern kam sie, in Georg I. Suite befand sie sich. Als dieser Monarch in königlicher Gondel vom Schiff an's Land gerudert und als König von Parlaments Gnaden den Boden des vereinigten Königreichs betrat, so nahm auch der braune Wanderer, schwimmend wie ein muthiger Soldat, Besitz von Großbritannien und Irland, und herrscht seit dieser Zeit über alle seines Geschlechts als unumschränkter Meister und Herr, die ganze Rattensippe der britischen Inseln ist ihm unterthan. Hermann Masius in seinen Natur-

ſtudien ſagt vom Sperling: „er iſt ein gemeiner Vogel, ein Proletarier mit allen Liſten und Laſtern ſeines Geſchlechts, Verachtung und Verfolgung ſind ſein Erbe.“ Nun, was der Sperling unter den Vögeln, das iſt die Ratte unter den Säugethieren. Nichts kann gemeiner, habſüchtiger, ſittenloſer, gefräßiger und fruchtbarer ſein, als eine Ratte. Beobachte man das Thier nur einmal im Palaſt, in der Hütte, in Küche und Keller, im Käſeladen und der Milchkammer, im Viehſtall und den Cloaken, überall die gleiche, frech proletarierhafte, communiſtiſch diebiſche Habſucht, Gefräßigkeit und Gemeinheit. Wenn im Vollen, dann wähleriſch, nur mit dem Beſten zufrieden, ein wahrhafter Gaſtronom, ein Sybarit, der feine Seide und weichen Sammet ſehr wohl vom harten Linnen und Stroh zu unterſcheiden weiß. Wenn in beſchränkten Umſtänden, in Armuth, dann mit jeder Nahrung zufrieden, die ſeinen Magen ſtillen, ſeinen ſteten Heißhunger befriedigen kann, ſeien es nun Schuhſohlen oder Koth. Doch im weichen Daunenbett wie in den Kloaken, dieſelbe Sorgloſigkeit, daſſelbe lazaronihafte Nichtsthun, dieſelbe ſocialdemokratiſche Plünderungsſucht, als hätte ſie Privatiſſima bei den Internationalen gehört, dieſelbe cyniſche Schamloſigkeit, dieſelbe Streit-, Zank- und Rauffucht. Wenn nun auch ein Proletarier vom beſten Schrot und Korn, ſo beſitzt die Ratte doch noch eine Menge Charaktereigenthümlichkeiten, die etwas Ariſtokratiſches an ſich haben und die, will man das Thier recht kennen lernen, nicht überſehen werden dürfen. Sie iſt ſchlau wie der Fuchs, aber auch ſo geleckt wie er, beharrlich und ausdauernd wie ein Pferd, geſchickt wie ein Biber, behende wie eine Katze, muthig wie ein Tiger, beſonders wenn in Schaaren, todesverachtend wie ein Löwe, und dann auf der anderen Seite, ein gemeiner Kannibale, ein Kindermörder, ein Zerſtörer der eigenen Race. Wo immer der Menſch hauſt, da findet ſich die Ratte ein, um ihn zu beſtehlen; wo eine Hütte ſteht und eine Kornfeime daneben, da iſt ſie mit ihrem Geſindel; nur einen Ort beſucht das gottloſe Thier nicht: die Tempel und die Kirchen.

Wie ſchon oben angedeutet, gibt es in England zwei Arten von Ratten, von denen die braune, nach Angabe des geiſtreichen, aber verbiſſen toryſtiſchen Naturforſchers Waterton mit der Dynaſtie Hannover nach England gekommen ſein ſoll, wo ſie in unglaublich kurzer Zeit die einheimiſche ſchwarze auf kannibaliſtiſche Weiſe, bis zur Ausrottung vertilgt habe. Es ſcheint jedoch, als ob ſich der edele Hochtory hier in einem zwiefachen Irrthum befinde. Zwar iſt wahr, daß die ſchwarze, bei weitem kleinere Ratte ſeit der Thronbeſteigung Georg I. ſehr ſelten in England geworden iſt, doch von einem gänzlichen Ausſterben iſt noch keine Rede, da man ſie in der Umgegend des Towers von London, in der Brauerei von Whitbread und in den Raffinerien zu Whitechapel in großer Menge antrifft. Sie allein herrſcht dort als Meiſter und wehe der braunen Ratte, die es wagen ſollte, ſich dort blicken

zu lassen: mit vereinten Kräften würde der freche Eindringling vertrieben oder vertilgt werden. Was nun weiter die Angabe des „Auffressens" der Schwächeren betrifft, eine Angabe, die vielfach von Naturforschern Waterton nachgesprochen ist, so muß auch diese in gelinden Zweifel gezogen werden. Kaum darf man annehmen, daß die braune Ratte Millionen ihrer schwarzen Schwestern gefressen habe, um so mehr, da man weiß, daß es unter dem Rattengeschlecht Sitte ist, alle Kranken und Alten der eignen Sippe zu verzehren. Vielmehr ist wahrscheinlich, daß die um ein Drittheil kleineren schwarzen männlichen Thiere während der Brunstzeit von den großen braunen abgebissen wurden, worauf die Sieger dann mit den schwarzen Damen davonliefen, die nun in gegebener Zeit mit Halbblut niederkamen. Wenn dann die junge Brut ihrerseits zur Maturität herangewachsen war, was in sieben Monaten geschieht, so begatteten sie sich abermals mit den braunen, die Jungen wurden heller und so fort während vieler Generationen, bis endlich die ganze Brut aus Vollblutbraunen bestehen wird; während die schwarzen Ratten, nachdem sie so lange, als die Natur ihnen erlaubt, gelebt haben, zu existiren aufhören und so die Race allmälig ausstirbt. Hinsichtlich der Herkunft des braunen wighistischen Eindringlings berichtet Dr. Carpenter in seiner Ausgabe der Cuvier'schen Werke, daß die braune Ratte aus Persien stamme, wo sie noch heute in Erdhöhlen hause und erst 1757 in Folge eines Erdbebens ihre Migration begonnen, die Wolga schwimmend überschritten und sich dann über ganz Europa verbreitet habe. Krankheiten und Epidemien scheinen nicht unter den englischen Ratten zu herrschen, ausgenommen eine, über welche wir Menschenkinder so bitter zu klagen haben, die Freßsucht. Alle Ratten, die uns zu Gesichte kommen, sind dick und fett und nichts deutet an ihnen auf Krankheit. Nichts destoweniger sind sie die geschicktesten und durchgreifendsten Allopathen der Welt, denn, sollten sie unter sich irgend ein Individuum finden, das aussätzig, lendenlahm, oder mit irgend welcher Schwäche, möge sie nun von Alter oder Krankheit herrühren, behaftet sei, so heilen sie alle diese Krankheiten sofort dadurch, daß sie den Patienten mit Haut und Haar verschlingen. Zu gleicher Zeit bilden die Ratten die friedlichste aller Republiken, denn sollte irgend ein innerer Streit, ein Kampf ausbrechen, so sammeln sie sich um die Kämpfenden, und ohne Rücksicht auf Sieger oder Besiegten, oder auf die Ursache des Streites, machen sie schnell der Fehde dadurch ein Ende, daß sie die Duellanten in Stücke zerreißen und den Weg aller Speisen wandeln lassen: auf diese Weise wird der Friede auf die schnellste und gründlichste Weise wieder hergestellt.

Die Zerstörungswuth der Ratte, ihre erstaunliche Fruchtbarkeit, ihre Ubiquität, endlich ihre Hartnäckigkeit, da wieder aufzutauchen, wo sie vordem schon gehaust, selbst auf die Gefahr hin, hier zerstört zu werden, alles dies

veranlaßte ſicherlich die Vorſehung, ihr Feinde auf allen Seiten zu ſchaffen, vom Menſchen bis zum Reptil herab, um ihre Race in den gehörigen Schranken zu halten. Mit einem Wort, die arme Ratte, obgleich ſie als Kloakenreiniger in London wie in Paris unſchätzbare Dienſte leiſtet, obgleich ſie, gleich anderen Geſchöpfen, unzweifelhaft eine Miſſion zu erfüllen und eine providentielle Nützlichkeit hat, findet nirgends auch nur ein Fünkchen von Sympathie: welch eine Welt von Händen, Klauen und Schnäbeln ſind wider ſie gekehrt! Sie wird verfolgt, wie Rom einen abtrünnigen Prieſter verfolgt, ohne Gnade, ohne Barmherzigkeit. Doch das Compenſationsſyſtem exiſtirt auch für die Ratte, wie für alle übrigen Creaturen. Umringt von Gefahren, ſtets auf dem Qui-vive, ſollte man meinen, daß ſie ein Leben voll fieberhafter Unruhe führe. Bewahre! Dieſelbe Vorſehung, die ihr Zähne gegeben, ganz beſonders geeignet für die Arbeit, welche ſie zu vollbringen haben, hat ihr auch einen Charakter verliehen, in voller Harmonie mit ihrem Looſe. Und ſicherlich gibt es kein Thier, das ein ſorgloſeres, glücklicheres, indifferenteres Ausſehen hat, als die Ratte, wenn man ſie aus der Ferne betrachtet. In der Gefahr legt ſie eine wahrhaft unglaubliche Kaltblütigkeit an den Tag, gleichſam als wäre ſie von dem Princip durchdrungen, nicht zu verzweifeln, ſo lange noch ein Fünkchen von Leben übrig iſt: bei ſolchen Gelegenheiten entwickelt die Ratte einen hohen Grad von Schlauheit und bekundet einen an Vernunft grenzenden Inſtinkt. Eine ganz eigenthümliche Thatſache iſt, daß männliche Ratten, wenn ſie alt und verdrießlich werden, der Welt entſagen, ſich in die Einſamkeit zurückziehen und in voller Feindſchaft und Widerwillen mit ihrer ganzen Sippe leben. Auf dieſe Weiſe wird ihnen möglich, noch längere Zeit am Leben zu bleiben und am Ende eines natürlichen Todes zu ſterben, wogegen, wenn ſie unter den Ihrigen verblieben wären, ſie beim erſten Anfall von Podagra oder Schwäche gefreſſen ſein würde. In dieſer beſchaulichen Zurückgezogenheit erreichen ſie oft in Folge des guten Lebens, der geregelten Gewohnheiten und der ungeſtörten Nachtruhe eine übernatürliche Größe und Dicke, ſowie ein hohes Alter, und erweiſen ſich als äußerſt kräftige und entſchiedene Gegner gegen jedes Thier, dem in den Sinn kommen ſollte, ſie anzugreifen. Neben ihrer auffallenden Entſchloſſenheit und Wildheit bei Vertheidigung ihres Lebens beſitzt die Ratte, trotz ihres ſchwachen und verächtlichen Aeußern, Anlagen und Neigungen, welche ſie zu ſchlimmen Feinden auch des Menſchen machen. Die mitternächtlichen Einbrüche und Diebſtähle, die in London alltäglich ausgeführt werden, ſinken in nichtsſagende Unbedeutendheit, verglichen mit den Zerſtörungen der Cloakratten, die ſich in einer Woche auf einen höheren Werth belaufen, als die jährlichen Annectirungen der Gentlemen of the night. Ihren Tribut, den ſie von England, beſonders in London fordern, übertrifft noch die Communalabgaben und die

Armensteuer, die doch bei der chaotischen Unordnung in der städtischen Verwaltung an's Fabelhafte grenzen. Bekannt ist, daß schon im Anfang der funfziger Jahre bei einer großen Rattenjagd in den Cloaken von Paris, während eines zweimonatlichen Treibens nahe an 600,000 getödtet wurden. Nun darf man annehmen, daß kaum die Hälfte des Ungeziefers gefangen wurde, demnach also 1,200,000 dieser Thiere unter Paris existirten. Eine gleiche, wenn nicht doppelt große Anzahl wird in dem handeltreibenden London hausen. Man berechne nun, daß zehn Ratten täglich nur ein Pfund Fleisch verzehren, was sehr wenig ist, so macht dies bei 600,000 Ratten 60,000 Pfund Fleisch und bei 1,200,000 ungefähr 1500 vollständige Ochsen pro Woche. Doch diese Statistik hat für London sowie für Paris zwei Seiten. Wenn man die Berechnung weiter treibt und annimmt, daß sämmtliche Ratten mit einemmal abgethan wären, so findet man, daß jährlich 77,896 Ochsen oder besser gesagt, 38,948 Tonnen animalische und vegetabilische Stoffe, die aus den Häusern Londons in die Cloaken gespült werden, unvertilgt bleiben, und so in Fäulniß und Gährung übergehen würden. Würde nicht jedes Loch, jede Ecke in der großen Metropole mit schädlichen Dünsten angefüllt sein und eine tödtliche Pestilenz über der Stadt hängen, gleich einem Würgengel, der nichts verschont? Abgesehen aber von den Beschädigungen der Gebäude, Zerstörung von Meubeln u. s. w. benagen die Ratten auch die Extremitäten von Kindern, wenn diese im Schlaf liegen. Im letzten Winter berichtete die hiesige Polizeizeitung mehrere wahrhaft gräßliche Beispiele von Angriffen dieser Bestien auf Kinder und selbst auf erwachsene Personen. Diese Beispiele könnten in's Unendliche ausgedehnt werden. Indessen, neben dieser hyänenhaften Natur zeigt die Ratte auch wieder Züge von großer Sanftheit, sowie sie sich, gleich Hund und Katze, an den Menschen gewöhnt. Es ist mir in dieser Hinsicht ein Beispiel aus Thüringen erinnerlich, wo ein Landwirth eine Ratte mit einem Raben und einer Katze, wenn ich nicht irre, als Polizisten gegen das Ungeziefer in seinem Hause hielt. Der Engländer Jesse und der Prediger Cotton wollen selbst gesehen haben, daß blinde Ratten von ihren Kindern oder Freunden geführt wurden. Die Mutterliebe der Ratten kann allen anderen Thieren als gutes Beispiel empfohlen werden, und weit entfernt davon, unsaubere, verkommene Thiere zu sein, wie manche glauben mögen, sind sie im Gegentheil aristokratisch in ihren Gewohnheiten und Manieren. Sir W. Jardine in seiner trefflichen Naturgeschichte sagt: „die Ratte ist ein sehr reinliches Thier, denn selbst, wenn sie in einem Graben ihr Obdach hat, oder in einer Kloake mitten unter Schmutz und Unrath, so bewahrt sie sich doch beständig vor jeder Verunreinigung und die Feldratten haben sehr häufig ein Fell von großer Schönheit.“ Dasselbe wird von den Pariser, Grenobler und Londoner Handschuhmachern sehr gesucht, welche es zur Anfertigung

von Damenhandschuhen, besonders der Daumentheile benutzen; auch der Hutmacher verschmäht nicht die Rattenfelle, die bei ihm dann die Rolle von Biberfellen spielen.

Am Schluß dieser kleinen Rattologie kann ich nicht umhin, auch noch der Rattenfänger und der Rattenkämpfe zu gedenken. Mayhow gibt uns in seinem berühmten Werke „London Labour and London Poor die Resultate seiner Nachforschungen betreffs der Rattenpits (Ort, wo die Rattenkämpfe stattfinden), und der Ratten welche jährlich dort umgebracht werden. Er sagt: es gibt in London vierzig öffentliche Rattenpits, die hauptsächlichen in Bierhäusern (public houses). In jedem derselben werden wöchentlich gegen zwanzig getödtet, was gegen 1000 jährlich ausmacht, oder eine Gesammtsumme von 54,080 Ratten, welche jährlich in den Rattenkämpfen fallen. Er constatirt ferner, daß er aus ganz sicherer Quelle erfahren habe, daß jährlich in den privaten und öffentlichen Kämpfen gegen 104,000 ihr Leben lassen müssen. Hierbei muß bemerkt werden, daß fast sämmtliche Thiere Feldratten sind, — Kloakratten werden wegen eines möglichen giftigen Bisses nur sehr selten bei den Kämpfen zugelassen — die meistens von Gärtnern und kleinen Farmern nach London gebracht werden. Londoner Rattenfänger gibt es etwa fünfundzwanzig. Die Häupter unter ihnen sind die Herren Shaw und Sabin die sich rühmen, jeder jährlich zwischen 8—9000 Ratten zu fangen. Man kann bei diesen Matadoren der Rattenfängerzunft 500—1000 Exemplare zum Verkauf vorräthig finden und beide zahlen den Landleuten für den Ankauf derselben mehr als 200 Pfd. Sterl., also gegen 1400 Thlr. jährlich. Zu weit würde hier führen, wollten wir näher auf die Rattenkämpfe eingehen und die Hunde und deren Dressur beschreiben, die in diesen Wettkämpfen neben dem Frettchen eine Hauptrolle spielen.

Von den Provinzen ist Schottland, besonders in den kleinen Städten an der Küste, wo die rothen Heringe ausgenommen werden, von diesem Ungeziefer überschwemmt. Hier leben sie zwischen Steinhaufen und in Felsenlöchern am Meeresufer und kommen des Nachts in unzähligen Schaaren hervor, um die stinkenden Fischüberreste zu fressen. Wenn die Fischzeit vorüber ist, so ziehen diese Horden in dichten Massen davon. Einem Feinde gleich, der in fremdes Gebiet einfällt, verbreiten sie sich über die Dörfer, Farmhäuser und Korndiemen der Nachbarschaft; wenn aber die Zeit des Fischfanges wieder beginnt, so erscheinen auch sie wieder an ihrer gewohnten Stätte, denn ihr niemals irrender Instinct hat ihnen die rechte Zeit ihrer Ernte verkündet.

H. Ba—g.

Ein neues Geschichtswerk*)

großer Anlage, bedeutenden Inhaltes, ausgezeichneter Ausführung verdient wohl, daß an dieser Stelle die Leser darauf aufmerksam gemacht werden. Es handelt sich um ein Werk, das nicht allein durch die solideste Forschung und die durch und durch wissenschaftliche Natur der Grundlegung, sondern auch durch die künstlerische Gestaltung und die Feinheit der Darstellung auf einen allgemeinen Leserkreis berechnet ist.

Der Verfasser, Professor Karl von Noorden, gehört zu den allertüchtigsten unter der jüngeren Generation unserer Historiker. Kritische Anlagen, weite und erschöpfende Gesichtspunkte zeichnen auch seine Arbeiten in mittelalterlicher Geschichte schon aus. Seit einer Reihe von Jahren hat er dann der Geschichte des parlamentarischen England und seiner Politik in europäischen Fragen seine Thätigkeit zugewendet. Eine Reihe von Abhandlungen sind ihm aus diesen Studien erwachsen (Zur Literatur und Geschichte des englischen Selfgovernement — die parlamentarische Parteiregierung in England — Ranke und Macaulay — die preußische Politik im spanischen Erbfolgekrieg — der Rücktritt Pitts im Jahre 1801), welche alle in der von H. v. Sybel herausgegebenen historischen Zeitschrift erschienen sind und zu den besten Zierden derselben gehören. Als Privatdozent in Bonn war er schon mit großem Erfolge thätig. Im Frühling 1868 in Greifswald zum ordentlichen Professor der Geschichte ernannt, wurde der Verfasser im Sommer 1870 zum Nachfolger von Reinhold Pauli auf dem Lehrstuhle in Marburg berufen. Und zu unseren wirksamsten akademischen Lehrern dürfen wir ihn zählen. Was das Amt des historischen Lehrers auf den Universitäten vornehmlich sein soll, auch die weiteren Kreise der Studirenden aller Facultäten und Wissenszweige weiß Noorden durch seine Vorträge anzuziehen und zu fesseln: möchten aus solcher Arbeit ihm selbst und seinen Hörern die segensreichen Früchte nicht ausbleiben!

Der erste Band, der bis jetzt vor uns liegt, kündigt sich an als den Anfang einer Darstellung des spanischen Erbfolgekrieges, welche selbst den Theil eines größeren Ganzen bildet. Die europäischen Verhältnisse, die Fragen der großen europäischen Gesammtpolitik sind es, welche den Gegenstand der Erzählung ausmachen. Wir sehen dem Buche selbst an, daß der Verfasser zuerst die englische Geschichte des 18. Jahrhunderts sich zum Vorwurf gewählt hatte. Die Grundlegung und erste Entwicklung des parlamentarischen

*) Carl von Noorden Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert. Erste Abtheilung: Der spanische Erbfolgekrieg. Erster Band, Düsseldorf, Buddeus 1870.

Staates in England war von Macaulay und von Ranke schon hinreichend geschildert; unser Verfasser hat selbst in einer der oben genannten Abhandlungen eine vergleichende Charakteristik der Leistungen beider großen Historiker angestellt, die tiefgreifenden Schwächen und Fehler des Engländers, seine Befangenheit in einer ganz unhistorischen Parteidoctrin, seine Verzerrung und Fälschung der Geschichte scharf und schneidig gegeißelt, dagegen die großen Vorzüge Ranke's mit Ruhe und Objectivität dargelegt, ohne sich zu einem übertriebenen und maßlosen Loblied auf unseren deutschen Meister verführen zu lassen. Bekanntlich sind die beiden Werke an der Schwelle des 18. Jahrhunderts stehen geblieben. Zwar hat in England Earl Stanhope, der schon früher als Lord Mehon eine englische Geschichte von 1713 bis 1783 geschrieben, gleichsam zur Ausfüllung der Lücke zwischen Macaulay und seinem früheren Buche kürzlich eine Geschichte der Königin Anna erscheinen lassen, aber das ist eine sehr ungenügende, kaum mittelmäßig zu nennende Arbeit, die wir auf dem Continente ohne Schaden ganz unberücksichtigt lassen dürfen. Es war noch eine offene Aufgabe, dort wo Ranke und Macaulay abbrechen, den Faden der Erzählung aufzunehmen und durch diejenige Zeit hindurch weiter zu führen, in welcher das System des Parlamentarismus im Innern sich befestigt und Englands Machtstellung nach Außen sich vollständig entwickelt hat. Aber der erste Plan der Arbeit hat sich doch bald erweitert, und eine Geschichte der europäischen Verwicklungen, in denen Englands Politik eine maßgebende Rolle gespielt, ist der eigentliche Inhalt des Werkes geworden.

Mit einer gewissen Genugthuung dürfen wir darauf hinweisen, wie umfassend unsere heutigen Historiker ihre Aufgabe sich zu stellen und in welchem Umfange sie ihre Studien einzurichten pflegen. Von allen Seiten wird das Material zu einer wissenschaftlichen Behandlung verwickelter Fragen herbeigeholt und nicht leicht eine wesentliche Aufschlüsse verheißende Fundgrube unbenutzt zur Seite gelassen. So hat auch Noorden die gesammte sehr weitläufige gedruckte Literatur sich vollständig zusammengesucht und sie erschöpfend benutzt; sodann hat er über die verschlungene diplomatische Action auch Zugang gesucht zu den für seine Zwecke wichtigsten Archiven von Holland, von England und in Berlin. Er gibt selbst an, daß für die Fortsetzung seines Geschichtswerkes auch die Pariser und Wiener Archive zu benutzen sein werden. Da er im Haag und in London in Besitz des wichtigsten Stoffes gelangt zu sein hoffte, durfte er auf die späteren Bände die anderweitige Forschung aufschieben. Man könnte immer denken, daß zu etwaigen Modificationen, vielleicht in Folge der Wiener Studien, sich Gelegenheit auch später bieten werde.

Wer an dies großartig angelegte Werk herantritt, fühlt sich zunächst dadurch freundlich berührt, daß eine breit ausgeführte Schilderung der Zustände, auf Grund derer die spätere Geschichte sich aufbaut, vorangeschickt ist. Die materiellen Verhältnisse, Handel und Wandel, Landwirthschaft und Industrie, die geistigen Strömungen in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Literatur erfahren eine Skizze, welche die charakteristischen Züge des Zeitalters in scharfen Umrissen heraustreten läßt. Der gewaltige Gegensatz der Interessen und Tendenzen von Frankreich einerseits und England-Holland andrerseits ist klar dargelegt. Die Nothwendigkeit des Zusammenstoßes ist das Ergebniß. Und die spanische Erbschaftscontroverse ist nicht sowohl Grund und Ursache, als Anlaß und Vorwand dieses gewaltigen Krieges. Daß eigentlich England und Holland, damals in engster politischer Verbindung unter Wilhelm III., die Gegner Frankreichs gewesen, daß sie den Erbfolgekrieg eigentlich aufgenommen haben, mehr noch als das in seinen dynastischen Wünschen durch Ludwig XIV. gestörte und verletzte Haus Habsburg — dies als das Motiv des Krieges wird mit überzeugenden Beweisen dargethan. Indem Noorden bis in's Einzelnste hinein die diplomatischen Actionen vor dem Kriege und in den ersten Kriegsjahren auseinanderlegt, weiß er durch das sehr energische Festhalten der leitenden Gesichtspunkte seine Leser stets in Spannung zu halten und auch für die diplomatischen Details zu interessiren: die wirksam gewordenen Persönlichkeiten werden alle so gezeichnet, daß eine ganze Gallerie historischer Charakterköpfe gewonnen wird, in denen die biographische Kunst unseres Geschichtsschreibers sich hübsch zu entfalten Gelegenheit hat. Königin Anna, Lord und Lady Marlborough, Godolphin, besonders aber der mit großer Vorliebe behandelte Bolingbroke, Heinsius in den Niederlanden, Prinz Eugen unter den Oestreichern — wer wird nicht mit großem geistigem Genuß in der Anschauung dieser Figuren verweilen? Die Verflechtung der persönlichen Tendenzen und Leidenschaften mit den sachlichen Interessen der verschiedenen Staaten ist mit einer meisterhaften Deutlichkeit herausgearbeitet; und gerade wenn wir solche Abschnitte dieses Buches mit den correspondirenden Theilen in den englischen formell oft so blendenden Geschichtsbüchern zusammenhalten, gerade dann zeigen sich die Vorzüge dieses deutschen an Ranke's Muster gebildeten Historikers in dem glänzendsten Lichte. Von aller Effecthascherei, allen den künstlich aufgesetzten Lichtern, allen den außerhalb der Sache liegenden pikanten Seitenbemerkungen, von allem diesem Aufputz, der uns auch bei den guten historischen Werken englischer Literatur den Genuß stört — von dergleichen hält Noorden sich rein. Wir müssen sagen, mit dieser Leistung hat sich der Verfasser in die erste Reihe unserer heutigen Geschichtschreiber hinaufgeschwungen; — möge er sich dort

behaupten und in den weiteſten Kreiſen unſerer gebildeten Welt die ihm gebührende Achtung und Anerkennung ſich erwerben.

Mit der diplomatiſchen geht die militäriſche Geſchichte Hand in Hand: die Feldzüge ſelbſt werden ſo weit erzählt, als es zur Beurtheilung der Situation nothwendig iſt. Dem Leſer werden von dem nichtmilitäriſchen Schriftſteller nicht ungebührlich viel militäriſche Details zugemuthet. Die lichtvolle Erläuterung der handelspolitiſchen Situation iſt ein Seitenſtück zu der militäriſchen Geſchichte: der Verfaſſer zeigt, daß alles, was zu ſeiner Aufgabe von kriegsgeſchichtlicher und nationalökonomiſcher Seite beigebracht werden kann, ihm geläufig iſt; und ſeine Meiſterſchaft über den Stoff verräth ſich dabei in der maßvollen und überſichtlichen Auswahl der hierhin gehörenden Details, in der Gruppirung der von anderen verwandten Wiſſenſchaften entlehnten Kenntniſſe.

Einfach und klar, überzeugend und logiſch iſt die Anordnung des Ganzen: das Knochengerippe einer guten Dispoſition trägt die Ausführung des Einzelnen. Mit ſicherer Hand iſt jedem Abſchnitt und jedem Detail der ihm gebührende Platz angewieſen. Dagegen dürfen wir eine Ausſtellung nicht unterdrücken, deren Vorhandenſein leider zugegeben werden muß; und das iſt der unebene, wenig geglättete und gefeilte Styl des Verfaſſers. Irren wir nicht, ſo hängt dieſer Mangel gerade mit einem Vorzuge ſeiner Natur zuſammen. Der Gedankenreichthum des Verfaſſers, die Fülle von Beziehungen und Anſpielungen, die ſich ihm unwillkürlich in ſeinen einzelnen Satz hineinzudrängen ſcheinen, dürfte wohl der Grund davon ſein, daß es bisweilen ſchwer iſt, in einem Zuge größere Partien zu leſen: wer die Mühe nicht ſcheuet, manchen Satz zu wiederholen, der wird ſich reichlich belohnt finden durch die originellen und ſelbſtſtändigen Ideenverbindungen, die dann erſt recht ſichtbar werden. Niemand ſollte ſich von der Lectüre des Buches durch dieſe ſtyliſtiſchen Anſtöße wegſchrecken laſſen: reiche Belehrung und unverhofften Genuß aus ihm ſtehen wir nicht an zu garantiren. Möchte in der Fortſetzung ſeines Werkes, hoffentlich auch in zweiter Auflage des erſten Bandes der geehrte Autor dieſe eine Schwäche zu beſeitigen keine Mühe ſcheuen: ſo wird er ſein Werk zu einem ganz vollkommenen zu geſtalten im Stande ſein.

wr.

Ma mission en Prusse par le comte Benedetti.

In dem Aufsatz „Der deutsche Reichskanzler und Herr Benedetti“ haben wir gezeigt, daß Fürst Bismarck, als er in seiner Note vom 29. Juli 1870 vertrauliche Verhandlungen mit dem Botschafter Frankreichs der Oeffentlichkeit Preis gab, zu diesem ungewöhnlichen Schritt durch einen ebenso ungewöhnlichen Stand der Nothwehr gezwungen war. Frankreich hatte an Preußen und dessen Verbündete den Krieg erklärt aus Anlaß der politisch sehr harmlosen Präsentation eines Prinzen des fürstlichen Hauses Hohenzollern zum spanischen Thron. Der Prinz hatte obendrein seine vorläufige Zustimmung zu dieser Präsentation, welche die in Spanien interimistisch bestehende Regentschaft an die Cortes zu bringen gedachte, bereits zurückgezogen auf die Nachricht hin, welche Besorgnisse eine solche Aussicht in Frankreich errege. Eine Kriegserklärung unter diesen Umständen erschien dem überraschten und betroffenen Europa als eine solche Ungeheuerlichkeit, daß die öffentliche Meinung unwillkürlich nach geheimen Gründen suchte. In solchen Fällen wird nur zu leicht der Unschuldige mit dem Schuldigen verwechselt. Die Verwirrung der Gemüther, welche durch die plötzliche Nähe einer gewaltigen Katastrophe entsteht, suchte die napoleonische Regierung zu benützen und sich darzustellen als befindlich im Stande der Vertheidigung gegenüber dem angeblichen Ehrgeiz Preußens, der im Schilde führe, Frankreich im Rücken zu nehmen. Da war es denn Zeit für den Leiter der deutschen Politik, mit den Beweisen nicht zurückzuhalten, auf welcher Seite ehrgeizige Anschläge gewesen, und wo das Bestreben zu Hause, die Grenzen der europäischen Staaten zu verrücken. Die Wirkung dieser Beweise war die eines moralischen Donnerschlages. Die Augen waren der Welt geöffnet, wo in dem ausbrechenden Kampfe der Angriff und wo die Vertheidigung zu suchen, wo die Bedrohung der Nachbarn und wo der Wille, die Verträge zu achten. Der Eindruck, welchen Europa durch die Enthüllung der napoleonischen Pläne empfangen, konnte auch durch die Ereignisse des Krieges nicht ausgelöscht werden. Man sah in dem Besiegten den gerecht Bestraften.

Wenn Fürst Bismarck in der Bedrängniß einer überraschenden und gefahrvollen Lage, unter dem Druck einer unerhört dreisten Beschuldigung den wahren Sitz der Verschwörung gegen die Ruhe Europas durch die Bekanntmachung eines Stückes geheimer Verhandlungen kennzeichnete, so hat Graf Benedetti, indem er in dem obengenannten Buch seinerseits eine Reihe geheimer Actenstücke der Oeffentlichkeit übergibt, keinen ähnlichen Entschuldigungsgrund. Der deutsche Kanzler gebrauchte die Veröffentlichung als Waffe der

Nothwehr für seinen Staat. Graf Benedetti gebraucht sie zum Schutz seiner Person. Der ehemalige Botschafter zu Berlin erwähnt mehreremal, wie ihm sehr wohl bewußt, daß eine solche Hervorziehung amtlicher Documente, die sich auf den geheimen Verkehr der Regierungen beziehen, allen guten Regeln zuwider sei. Die außerordentliche Dringlichkeit aber, mit welcher er eine Verletzung rechtfertigt, die sich durch ihre Folgen zu bestrafen pflegt, zeigt er immer nur in den ungerechten Angriffen auf seine Person. Als ob dem Staatsmanne, der diesen Namen verdient, an der eigenen Person etwas liegen dürfte! Und diese ungerechten Angriffe, die Herr Benedetti erfährt, worin bestehen sie? Er führt selbst an, man habe ihm nachgesagt, daß er seine Regierung im Dunkeln gelassen über den Umfang der deutschen Streitkräfte, über die schnelle Bereitschaft derselben, im Felde zu stehen, und dergl. mehr. Als ob diese Anschuldigungen etwas anders enthielten, als das nichtigste Zeitungsgeschwätz, als ob Herr Benedetti, selbst wenn dergleichen Behauptungen sich auf die Tribüne der französischen Volksvertretung mehr als einmal verirrt haben sollten, das Urtheil darüber nicht mit größter Ruhe hätte der Geschichte anheimstellen dürfen! Welcher ernsthafte Franzose wird bei einiger Gemüthsruhe daran glauben, daß die französische Regierung vier Jahre nach der Kraftentfaltung, deren Preußen sich im Jahre 1866 fähig gezeigt, auf Herrn Benedetti hätte warten müssen, um den Krieg, den sie gegen Deutschland unternahm, nicht für ein Kinderspiel zu halten? Zum Ueberfluß sind ja die Berichte des technischen Beobachters der französischen Regierung, des Baron Stoffel, längst gedruckt, um zu beweisen, daß man in Paris von der Stärke der deutschen Wehrverfassung nach allen Seiten unterrichtet war.

Wenn Herr Benedetti sein ungewöhnliches Verfahren, eine lange Reihe geheimer amtlicher Berichte der Oeffentlichkeit zu übergeben, mit Vorwänden von so offenbarer Nichtigkeit rechtfertigt, so entsteht naturgemäß die Frage nach den wahren Beweggründen. Sollte Herr Benedetti allein deshalb diese vielen geheimen Documente hervorgezogen haben, um sich unter dem Vorwand einer überflüssigen Vertheidigung als glänzenden Beobachter und politischen Propheten zu zeigen? Wir vermögen auch das kaum zu glauben. Das Verdienst der politischen Voraussicht schmilzt allzu sehr zusammen einem Staatsmann wie dem Fürsten Bismarck gegenüber, der gelegentlich seine Absichten mit der rückhaltlosesten Offenheit enthüllt. Weiter aber hat Herr Benedetti im Wesentlichen nichts berichtet, als was ihm der deutsche Kanzler nicht verbarg oder was die sonstigen Umstände mit fast unzweifelhafter Deutlichkeit vor Augen legten. Wenn Herr Benedetti blos darum sein Buch herausgegeben, um seinem eignen Ruhm ein unvergängliches Denkmal zu setzen, so ist zu fürchten, daß die Anerkennung, dieses Ruhmestitels weder jemals weitverbreitet noch ausdauernd sein wird.

Je aufmerksamer wir die vertraulichen Berichte, welche der französische Botschafter an seine Regierung gesandt, mit allen jetzt zwischen dieselben gestreuten Bemerkungen lesen, desto mehr prägt sich uns eine andere Hypothese über den Beweggrund dieser Herausgabe ein. Herr Benedetti zeigt sich erstaunlich beflissen, den Leser zu überreden, daß er, der Botschafter, niemals das unmittelbare Organ des Kaisers Napoleon gewesen. Nur mit den Ministern, welche während der Sendung des Herrn Benedetti an den preußischen Hof die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs leiteten, hat der Botschafter in Beziehung gestanden, und von ihnen seine Weisungen empfangen, nur ihnen seine Beobachtungen übermittelt. Nie haben der Kaiser und der Botschafter über die Minister hinweg Gedanken getauscht, geschweige denn, daß der Botschafter jemals mit geheimen Verhandlungen ohne den Minister vorgegangen sei. Er hat sich stets aufs Strengste in den Weisungen gehalten, die ihm der Minister gab.

Sieht das nicht aus, als sollte vor Allem der Kaiser Napoleon aus dem Spiel gebracht werden, als sollte alle Verantwortlichkeit für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich auf die betreffenden Minister geworfen werden? Herr Benedetti versichert wiederholt, er habe nicht einmal die Ehre gehabt, dem Kaiser jemals schriftlich oder mündlich seine Rathschläge auf Grund der in Berlin gemachten Beobachtungen zu unterbreiten.

Die Frage indeß, wie sich der Antheil an den Früchten der auswärtigen Politik Frankreichs in den letzten fünf Jahren des Kaiserreichs zwischen dem Kaiser und seinen Ministern stellt, hat für den deutschen Leser vorläufig eine untergeordnete Bedeutung. Die Geschichtsforschung mag einst dieser Frage ihre Aufmerksamkeit zuwenden, und diese Darstellung des Herrn Benedetti mag für die Entscheidung in Betracht kommen. Für jetzt ist es höchstens die bonapartische Partei in Frankreich, welche ein gewisses Interesse darin finden mag, die Last der Vorwürfe, unter welcher der Name Napoleon III. erliegt, zu mindern.

Auch dieser Erfolg, wenn er in gewissen Kreisen des französischen Publicums erreicht werden sollte, scheint ein so geringfügiger, daß um seinetwillen die Veröffentlichung des Herrn Benedetti noch nicht völlig erklärbar wird. Auf die Spur allerdings hat uns die sorgfältige Fernhaltung des Kaisers durch Herrn Benedetti von den Einzelheiten der diplomatischen Action geführt, daß die Schrift höchst wahrscheinlich ihren Ursprung hat in den Bedürfnissen der napoleonischen Action auf die öffentliche Meinung. Wenn Herr Benedetti die Gelegenheit benutzt, sich selbst in das möglichst vortheilhafte Licht zu stellen und alle gegen ihn geschleuderten Vorwürfe möglichst zu entkräften, so ist dies doch ein Zweck, der nur nebenbei, wenn auch mit allen Mitteln verfolgt wird.

Der eigentliche Zweck der napoleoniſchen Politik aber, welcher das Buch des Herrn Benedetti inſpirirt hat, dürfte in der Abwendung der moraliſchen Niederlage zu ſuchen ſein, welche die Enthüllung der napoleoniſchen Anſchläge gegen Belgien dem Kaiſer gebracht. Die Familie Bonaparte ſchmeichelt ſich mit dem Gedanken einer früheren oder ſpäteren Rückkehr auf den Thron Frankreichs. Das iſt äußerſt natürlich. Die bonapartiſche Politik rechnet einſtweilen weder in Petersburg noch in Wien noch in Rom d. i. in dem Rom des Königs von Italien, darauf, Sympathien für ihre Wiederherſtellung zu finden. Sie rechnet und verrechnet ſich vielleicht einſtweilen nur noch mit Sympathien, die ſie in England glaubt finden zu können. Sie meint vielleicht, der wiedergefundene Aneinanderſchluß der continentalen Oſtmächte bedinge von ſelbſt eine Wiederanlehnung Englands an Frankreich, wie in den Zeiten Louis Philipps, und England wiſſe, daß England auf den Thron Frankreichs ſich keinen beſſern Alliirten wünſchen könne, als Napoleon III. oder ſeinen Nachfolger. Hat nicht Napoleon III. an Englands Seite im Weſentlichen für Englands Intereſſe den Krimkrieg geführt?

Nichts aber hat die engliſchen Sympathien für Napoleon III. ſo ſtark und ſo dauernd erkältet, als die Enthüllung ſeiner Anſchläge auf Belgien. Dieſe Enthüllung muß um jeden Preis ihre Glaubwürdigkeit verlieren. Dies iſt eins der nächſten Gebote der napoleoniſchen Action. Der Herr und der Diener treffen in ihrem Intereſſe hier lebhaft zuſammen. Für den diplomatiſchen Ruf des Grafen Benedetti war es ein tödtlicher Schlag, daß die Art und Weiſe an den Tag gekommen, mit welcher er die Theilnahme an den franzöſiſchen Anſchlägen auf Belgien hatte dem Fürſten Bismarck aufdringen wollen. Der Herr und der Diener, ſo ſcheint es, haben gemeinſchaftlich die Actenſtücke redigirt, deren Kundmachung den Herren befreien ſoll von dem Verdacht abenteuerlichen Ehrgeizes, den Diener von dem Vorwurf täppiſcher Ungeſchicktheit.

Die Actenſtücke konnten es freilich nicht allein thun, es mußte eine Fabel hinzukommen. Als Fabeldichter indeß haben Herr und Diener kein bemerkenswerthes Geſchick gezeigt und die Gemeinſamkeit ihrer Autorſchaft hat nicht wie bei mancher franzöſiſchen Fabel das Genie der Erfindung befruchtet. Gleich nach der Note des deutſchen Kanzlers vom 29. Juli 1870 verſicherte Herr Benedetti: der Belgien betreffende Vertragsentwurf ſei ihm auf dem Zimmer des Fürſten Bismarck von dem Letzteren in die Feder dictirt worden. Etwas Beſſeres iſt Herrn Benedetti auch heute noch nicht eingefallen. Ueber den Werth des Einfalls aber hat das Gelächter der Welt gerichtet.

Der Einfall des Herrn Benedetti beſagt, daß Fürſt Bismarck dem franzöſiſchen Botſchafter ein Vertragsconcept dictirt hat, um es in den preußiſchen Archiven aufzubewahren. Seit wann laſſen ſich die Botſchafter zu ſolchen

Dienſten herbei? Seit wann iſt das Papier der franzöſiſchen Botſchaft das Conceptpapier des auswärtigen Amtes in Preußen? Wenn Herr Benedetti wirklich jemals nach dem Dictat des Fürſten Bismarck geſchrieben, ſo hätte er es doch nur thun können, um den allfälligen Inhalt ſeiner, der franzöſiſchen Regierung zu Geſicht zu bringen.

Noch größer womöglich iſt die innere Unwahrſcheinlichkeit der Benedetti'ſchen Fabel. Fürſt Bismarck ſoll der napoleoniſchen Regierung den bewaffneten Beiſtand Preußens zur Eroberung Belgiens aufgedrungen haben! Wer möchte glauben, von allen neuerlichen Enthüllungen abgeſehen, daß Napoleon III. ſo etwas zurückgewieſen hätte, und wer möchte ſich nur einen Augenblick überreden, daß Fürſt Bismarck ein ſolches Anerbieten gemacht? Zu welchem Zweck, muß man doch fragen. Hat Fürſt Bismarck nicht gezeigt, daß er die Zwecke der deutſchen Politik ohne Frankreich und gegen Frankreich zu erreichen verſtand? Waren dieſe Zwecke im Auguſt 1866, in welche Zeit Herr Benedetti die Entſtehung des fraglichen Vertragsentwurfes, jedenfalls ganz richtig verſetzt, nicht ſchon im Weſentlichen erreicht? Hatte Fürſt Bismarck die Bündnißverträge mit Süddeutſchland nicht bereits abgeſchloſſen? Wäre es möglich, daß er Belgien den Franzoſen hätte ausliefern wollen, geſchweige denn ſeine ſtarke Hand zu dieſer Erwerbung leihen, um ſeinerſeits nichts zu gewinnen, als die Erlaubniß, Süddeutſchland unter den erſchwerenden Bedingungen des Vertragsentwurfs an ſich heranziehen zu dürfen, das er ſo zu ſagen ſchon in der Taſche hatte?

Betrachten wir nun, welche Mittel Herr Benedetti in ſeiner neueſten Schrift anwendet, um allen dieſen Unwahrſcheinlichkeiten zu begegnen. Er behandelt den Gegenſtand in einem Capitel, welches die Ueberſchrift führt: „Die verſchiedenen Vertragsentwürfe, welche den Gegenſtand vertraulicher Unterhandlungen in Berlin gebildet haben." Auffällig iſt zunächſt, daß Herr Benedetti den in der Circular-Depeſche des deutſchen Kanzlers vom 29. Juli 1870 wiedergegebenen Vertragsentwurf ganz mit Stillſchweigen übergeht, welcher im Jahre 1866 franzöſiſcherſeits zu der Zeit geplant wurde, als dem drohenden Krieg zwiſchen Preußen und Oeſtreich durch eine europäiſche Conferenz vorgebeugt werden ſollte. In dieſem Entwurf verlangte Frankreich das Gebiet zwiſchen Rhein und Moſel gegen Zuſicherung ſeines bewaffneten Beiſtandes für Preußens Vergrößerung in Deutſchland. Indeſſen mag Herr Benedetti zu dieſer Uebergehung die beſten Gründe gehabt haben. Ihm liegt weit mehr, wie es ſcheint, an der Entkräftung des Verdachtes franzöſiſcher Anſchläge gegen Belgien. Zu dieſem Zweck ſchafft der ehemalige Botſchafter einen weitläufigen Apparat herbei zur Begründung ſeiner Verſicherung, die Pläne gegen Belgien kämen allein auf Rechnung des Fürſten Bismarck. Herr Benedetti theilt zu dieſem Zweck Berichte mit, die er im Juli 1866 aus dem

preußischen Feldlager nach Paris gesendet, in welchem die Rede ist von den Erwerbungen, welche Preußen damals auf Kosten seiner besiegten Feinde in Deutschland zu machen beabsichtigte, und welche Frankreich nur zulassen wollte, wenn es seinerseits auf Kosten Deutschlands sich vergrößern dürfe. Da soll Fürst Bismarck die Augen der Franzosen, wie schon bei früheren Gelegenheiten, auf Belgien gelenkt haben. Dies der vornehmste Beweis des Herrn Benedetti.

Aber was beweist er in der That? Wir glauben, herzlich gern, daß Fürst Bismarck in der Nothlage, die Früchte der preußischen Siege auf dem Schlachtfelde durch die Begehrlichkeit Frankreichs nach deutschem Boden schmälern lassen zu sollen, nach der vorläufigen Auskunft gegriffen hat, die begehrlichen Blicke anderswo hinzulenken. Wer sagt nicht einem Räuber, den man nicht gleich zu Boden schlagen kann: „Warum willst du just meine Schätze? Die Welt hat so viel andere Schätze und viel schönere". Die Hauptsache ist, daß Fürst Bismarck, wie Herr Benedetti selbst berichtet, diesem begreiflich machte, wie Preußen nach einem glorreichen Siege am wenigsten in der Lage sei, durch Frankreich deutsches Gebiet wegnehmen zu lassen. Daß Preußen, im Felde gegen Oestreich stehend, bei noch völlig unentschiedener Fortdauer des Krieges, nicht in der Lage war, der französischen Begehrlichkeit alle erdenklichen Aussichten abzuschneiden, sieht ein Blinder. Herr Benedetti indeß unterzog sich damals der Aufgabe, die preußischen Annexionen zu verhindern, was ihm nicht gelang.

Kaum waren die Präliminarien zu Nikolsburg abgeschlossen, so erhob Frankreich durch Herrn Benedetti seine bekannte Compensationsforderung, welche Rheinbaiern, Rheinhessen und Mainz nebst preußischen Gebietstheilen umfaßte. Herr Benedetti zeigt sich einigermaßen besorgt, daß er nicht für den Urheber dieser Forderung gehalten werde. Seine Berichte erweisen in der That, daß er sich die Schwierigkeit, Frankreich mit deutschem Gebiet zu vergrößern, keiner Zeit verborgen, daß er den allseitigen Entschluß der deutschen Nation, dergleichen nicht zu dulden, recht gut gekannt hat. Dies schließt freilich nicht aus, daß er den Augenblick, wo der definitive Friede zwischen Preußen und Oestreich noch nicht abgeschlossen war, für geeignet gehalten, den deutschen Regierungen durch Gewalt und Drohungen abzupressen, was sie bei einiger Freiheit des Entschlusses nie gewähren durften.

Wenn man den französischen Zeitungen glauben darf, so stände der damalige Minister des Auswärtigen, Herr Drouin de L'huys, im Begriff, derartige Berichte des Herrn Benedetti zu veröffentlichen, weil er nicht Lust habe, die ihm bereits vom Kaiser Napoleon in einem Brief an Herrn de Lavalette vom 12. August 1866 zugewälzte Verantwortlichkeit für die unzeitige französische Compensationsforderung auf die Dauer allein zu tragen. Wie dem sei,

Herr Benedetti hat dieſe Compenſationsforderung jedenfalls mit der Ungeberdigkeit eines auf Einſchüchterung ausgehenden Diplomaten unterſtützt. Dies geht indirect aus dem ſelbſt veröffentlichten Bericht hervor, worin er fortwährend die Feſtigkeit des Auftretens und der Sprache für das einzige Mittel erklärt, zum Ziele zu gelangen. Er gelangte nicht zum Ziel, ſondern ſchied vom Fürſten Bismarck mit der Miene, den Krieg nach Paris zu bringen. Dort aber beſannen Herr und Diener ſich eines Beſſeren. Die Compenſation durch deutſches Gebiet wurde nicht nur aufgegeben, ſondern ihre Billigung durch den Kaiſer ſogar verleugnet. Gleichwohl hatte Herr Benedetti bei Uebergabe der Forderung an den Fürſten Bismarck geſchrieben, er habe den Entwurf von Vichy, dem damaligen Aufenthalt des Kaiſers Napoleon, zugeſendet erhalten.

Jetzt kommt der gefährliche Moment, welcher den Vertragsentwurf in Betreff der Eroberung Belgiens gebar, gleichermaßen gefährlich für Herrn Benedetti's diplomatiſchen Ruf, wie für den Credit der napoleoniſchen Politik. Herr Benedetti legt zunächſt großes Gewicht auf den Umſtand, daß Fürſt Bismarck in der Circular-Depeſche vom 29. Juli 1870 die Mittheilung des Entwurfes in das Jahr 1867 verlegt hatte. Offenbar war dies nur ein in der dringendſten Situation aus Eile begangener Irrthum. Allein auf dieſen Umſtand kommt gar nichts an. Der erſte franzöſiſche Vorſchlag, Belgien mit preußiſcher Hülfe zu erwerben, kann ſehr wohl in das Jahr 1866 fallen, und darum doch wer weiß wie oft noch erneuert worden ſein.

Herr Benedetti verſucht nun glauben zu machen, Fürſt Bismarck habe, nach Zurückweiſung der franzöſiſchen Compenſationsforderung, die Iniative ergriffen, Frankreich durch die Verheißung Belgiens zu beſchwichtigen. Allein wenn das im Juli im Hauptquartier zu Mähren ein Nothbehelf ſein konnte, um der franzöſiſchen Zudringlichkeit gegenüber einen Aufſchub zu gewinnen, ſo hatte eine ſolche Verheißung gar keinen Grund mehr, nachdem Fürſt Bismarck bereits eine franzöſiſche Kriegsdrohung, erhoben zum Behuf der Compenſation mit deutſchem Gebiet, angenommen hatte, ohne daß die Drohung ſich verwirklichte. Herr Benedetti bedauert ſelbſt, nicht in der Lage zu ſein, ſeine Berichte zu veröffentlichen in Betreff der angeblich vom Fürſten Bismarck ergriffenen Initiative, Belgien franzöſiſch zu machen. Herr Benedetti erzählt, er habe bei dem in der Verwaltung des Auswärtigen eingetretenen Interimiſticum ſeine deßfallſigen Berichte an den Staatsminiſter Rouher geſandt, dieſer aber dieſelben in ſeinen Privatacten aufbewahrt. Für dieſe höchſt aufrichtig bedauerte Lücke hat ſich die glücklichſte Abhilfe gefunden. Die betreffende Correſpondenz iſt auf dem Landſitz des Herrn Rouher von preußiſchen Huſaren, wie wir uns zu erinnern glauben, entdeckt worden. Die

Correspondenz lehrt, daß der Vorschlag der französischen Vergrößerung, welcher die Grenze von 1814, Luxemburg und Belgien umfaßte, Herrn Benedetti von Paris aus vorgeschrieben wurde; daß Herr Benedetti die Vollmacht erhielt, von jeder Berichtigung der deutschen Grenze nöthigenfalls abzusehen, und daß er, von dieser Vollmacht aus wohl bekannten Gründen Gebrauch machend, den von ihm redigirten Vertragsentwurf zur Genehmigung nach Paris sandte, um ihn demnächst dem Fürsten Bismarck zu präsentiren. Der Fürst aber, von den Anstrengungen des Jahres 1866 bis zur Erschütterung der Gesundheit erschöpft, beurlaubte sich auf mehrere Monate von den Geschäften. Der Vertragsentwurf blieb einstweilen Concept. Die französische Regierung aber glaubte des Vertrags und seiner Zusicherung bewaffneter Hilfe nur für die Erwerbung Belgiens zu bedürfen, in Betreff Luxemburgs aber ungefährdet vorgehen zu können. Der Versuch, im Frühjahr 1867 unternommen, brachte die schwerste Enttäuschung. Preußen dachte nicht daran, die Thore Luxemburgs, das seine Soldaten besetzt hielten, den französischen Adlern zu öffnen. Einen Augenblick sah man die Hände Preußens und Frankreichs an das Schwert gelegt. Dann verzichtete Frankreich auf die Erwerbung Luxemburgs, und Preußen zog seine Besatzung aus der Festung. Nichtsdestoweniger kam noch in demselben Jahre Herr Benedetti im Auftrag seiner Regierung auf die Eroberung Belgiens für Frankreich unter dem Schutze Preußens zurück. Das Alles erzählt uns der Reichs-Anzeiger an der Hand von Documenten, welche, wie wir vermuthen dürfen, theils bei dem durch französische Kugeln verursachten Brande von St. Cloud, theils auf dem Landsitze des Herrn Rouher durch preußische Soldaten gefunden wurden.

Welche Tragicomödie, dieses Buch des Herrn Benedetti! Wie erheiternd wirkt jetzt Herrn Benedetti's und seines muthmaßlich hohen Mitarbeiters Kunst in der Redaction von Actenstücken! Da ist ein Brief des Kaisers Napoleon an Rouher, welchen die September-Regierung veröffentlicht hat. Der Brief ist vom 26. August 1866, aus der Zeit, wo Frankreich die Erwerbung Belgiens mit preußischer Hülfe zuerst ernstlich in's Auge faßte. Da ist davon die Rede, daß die bisherigen Bundesfestungen in das Eigenthum der Einzelstaaten zurückkehren müßten: „ainsi Luxembourg à la France, Mayence à la Prusse“ etc. Da findet es der Kaiser angenehm, wenn Preußen, anstatt Sachsen in den norddeutschen Bund aufzunehmen, dasselbe annectiren und den König von Sachsen auf dem linken Rheinufer entschädigen wollte. Es ist noch nicht hinzugesetzt: unter französischer Oberhoheit. Wohl aber ist hinzugesetzt, daß alles dies nur freundschaftlich anheimgegeben werden dürfe. Die Hauptsache befindet sich im Postscriptum, welches lautet: „Benedetti kann folglich bis auf einige kleine Aenderungen im Princip annehmen.

„Siehe da, ruft siegesgewiß Herr Benedetti, der Kaiser spricht von annehmen! Muß da nicht ein Vorschlag vorangegangen sein, von dessen Annahme die Rede ist?“ Als ob das Wort „annehmen“ sich bloß auf formulirte Vorschläge, nicht auch auf Eventualitäten beziehen könnte! In der Instruction vom 16. August 1866 für Herrn Benedetti, welche ihm nach der Mittheilung des Reichs-Anzeigers durch einen Herrn Chauvy aus Paris überbracht wurde, ist das Wort „accepter“ genau in dem letzteren Sinne gebraucht, nämlich für den Fall, daß die Vereinigung Belgiens mit Frankreich auf zu große Hindernisse stoßen sollte.

Am Schluß seines Capitels schwingt sich die Phantasie des Herrn Benedetti zu solchem Flug auf: der Kaiser habe den preußischen Vertragsentwurf durch seine Randbemerkungen dahin modificirt, daß Frankreich seine Erwerbungen auf Luxemburg und die Grenze von 1814 beschränken wolle: das sei so viel gewesen, als die preußische Anerbietung ablehnen.

Diese Versicherung würde kaum des Lachens lohnen, wenn sie bloß nach der inneren Wahrscheinlichkeit zu prüfen wäre. Nun aber liegt der wahre Sachverhalt in zweifellosen Documenten vor. Da wirkt des Lügens aufgewandte Mühe durch den Contrast, in den sie sich sogar mit dem sinnlichen Augenschein versetzt, allerdings blitzartig komisch. Es paßt nur Ein Citat für Herrn Benedetti, die Frage des Prinzen Heinrich an Sir John Falstaff: „Welchen Kniff, welchen Vorwand, welchen Schlupfwinkel kannst Du nun aussinnen, um Dich vor dieser offenbaren Schande zu verbergen?“ Man schreibt, daß Herr Benedetti mit einer Antwort beschäftigt ist. Wir empfehlen ihm die Ausrede Falstaff's: „ich war ein Lügner aus Instinct!“

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 30. October 1871.

Die Sitzungen dieser Woche begannen am 22. October mit der Berathung über das Gesetz, betreffend die Bildung eines Reichskriegsschatzes. Der erste Redner war Dr. Löwe als Wortführer der Fortschrittspartei. Es gab eine Zeit, wo dieser Redner auch von seinen politischen Gegnern nicht ungern

vernommen wurde. Das war, als er vor ungefähr 10 Jahren aus Amerika zurückgekommen war. Damals erſchien der ehemalige Reichsregent in partibus noch immer als ein glühender Freiheitsmann, was man ſo nennt, aber nicht minder zeigte er ein warmes patriotiſches Gefühl, und es ſchien, als habe er in Amerika einigermaßen begriffen, wann es im Staatsleben frommt, den Wunſch zur That zu machen. Mit Bedauern ſehen wir den Abgeordneten Löwe um ſo hartnäckiger die Pfade des unbelehrbaren Doctrinarismus wandeln, je mehr der deutſche Staat, den ſo viele Generationen vergeblich geträumt, eine große Wahrheit geworden iſt.

Herr Löwe wollte natürlich nichts von einem Reichskriegsſchatz wiſſen. Man könne das Geld zur Mobilmachung jederzeit borgen. Der Redner ſprach das große Wort gelaſſen aus: „Nicht die erſten 40 Millionen ſind es, auf die es im Kriege ankommt, ſondern die letzten!“ Der einfache Menſchenverſtand antwortet, daß wenn die Millionen ausgehen, ehe das Kriegsziel erreicht iſt, der Friede nicht ſo vortheilhaft ausfallen wird, wie er vielleicht hätte ausfallen können. Wenn aber die Millionen im Anfang fehlen, ſo wird bald der Feind im Lande ſtehen, und das Geld, ſo wie noch andere Dinge, holen, wo er ſie findet.

Herr Löwe fuhr fort, die Ueberflüſſigkeit des Kriegsſchatzes darzuthun, indem er den Patriotismus des Volkes als jederzeit bereit zur Anſchaffung der Kriegsmittel pries. Dabei mußte er ſich freilich erinnern, daß beim Ausbruch des letzten Krieges die Zeichnungen zur Kriegsanleihe den ausgeſchriebenen Betrag nicht erreichten. Aber daran, meinte der Redner, ſei nicht das Volk Schuld geweſen, ſondern bloß die Börſe. Ohne Zweifel wird uns Herr Löwe empfehlen, im Wiederholungsfalle an die feindliche Regierung zu ſchreiben: „Wartet ein wenig, bis wir das nöthige Geld haben; wir bekommen es ſicher; die Verzögerung liegt nur an der Börſe, die auf den niedrigſten Cours wartet.“ — Als Redner nach der Regel ſtellte der Sprecher den ſtärkſten Grund an's Ende. Er ſagte: „Ihr meint, die Wiederholung des Krieges mit Frankreich ſtehe bevor; aber ihr haltet euch nur an den Oberſtrom der öffentlichen Meinung; im Grunde des Herzens ſind die Franzoſen dafür, uns alles zu laſſen, was wir gewonnen: Siegesruhm, Milliarden und Elſaß-Lothringen. Auch die Kriegeriſchen unter ihnen wollen nicht eher losſchlagen, als bis der franzöſiſche Soldat deutſch ſprechen gelernt hat, und das dauert bis an's Ende der Tage. Zu allem Ueberfluß aber hat Deutſchland, wie die Thronrede angezeigt hat, jetzt Oeſtreich und Rußland zu Freunden.“

Iſt das nicht die ſubalternſte Kannegießerei? Wir führen dergleichen wahrlich nicht an, um ein Wort der Widerlegung zu verlieren. Wir wollen ſogar

zugeben, daß zu allen Zeiten in Parlamenten ſo geſprochen wird, wenn auch natürlich nicht von den Rednern, welche das Maximum des parlamentariſchen Niveau's bezeichnen, ſondern von denen, welche nach dem Minimum gravitiren. Auch wiſſen wir wohl, daß die Worte des Vertreters der Fortſchrittspartei auf die Abſtimmung gar keinen Einfluß gehabt haben. Aber wir bedauern ſolche Reden um des Reichstags willen. Gegenüber einer Regierung voll der kühnſten und reichſten Initiative iſt die Rolle des Parlaments an ſich ſchon keine leichte. In ſolchen Zeiten muß das Parlament diejenigen Bedürfniſſe, welche der Regierung weniger erreichbar ſind, für ſeine ſchöpferiſche Initiative aufſuchen. Eine Oppoſition aber, der man in jedem Wort anhört, daß ſie nur opponirt, um zu opponiren, und welche ſich dabei in Bezug auf Geiſt und Originalität ſo wenig in Unkoſten ſteckt, kann nur die Wirkung haben, das Vertrauen zu den parlamentariſchen Einrichtungen zu ſchwächen. Man ſollte ſich darüber niemals einer Täuſchung hingeben, daß der Parlamentarismus auf dem Glauben, auf der fortwährenden Theilnahme der gebildeten Klaſſen beruht. Daß das Parlament einen unmittelbaren Rapport zu der großen Volksmaſſe gewinnt, kann immer nur Ausnahme ſein. Die Theilnahme der Gebildeten aber kann unmöglich erhalten bleiben, wenn in den Reden hervorragender Parteiführer eine ſolche Unfähigkeit hervortritt, die Wirklichkeit und die offenbaren politiſchen Thatſachen zu würdigen.

Genau in die Fußtapfen des Dr. Loewe trat der Abgeordnete Richter bei Berathung des Geſetzes über die Rückzahlung der erſten Kriegsanleihe. Excitirte Amerika, wo die Regierung die Fondsankäufe im Voraus ankündige. Präſident Delbrück antwortete: „Die Details der einzelnen Transactionen vorher zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, würde für die Banquiers von Intereſſe ſein, für die Reichsfinanzen weniger. Die Folge ſolcher Veröffentlichungen würden Speculationen ſein, welche die Durchführung der in Ausſicht genommenen Pläne zur Unmöglichkeit machen.“ Die Anekdote, welche derſelbe Abgeordnete im Style Münchhauſens bei dem Geſetz über die Controle des Reichshaushaltes von dem ausgeſtopften Hauptmann erzählte, fand durch den Bundescommiſſar Camphauſen die verdiente Zurückweiſung. Seltſamerweiſe wollte Herr Richter ſein Recht, dieſe Anekdote auf die Tribüne des Reichstags zu bringen, damit begründen, daß ſie vor einem Jahre unwiderlegt durch einen Theil der Preſſe gegangen ſei. Alſo jede Albernheit, durch deren Widerlegung der Angegriffene ſich unnöthig herablaſſen würde, erhält durch des letzteren Zurückhaltung das Bürgerrecht auf der erſten Tribüne der Nation! Welche traurige Vorſtellung von dem Ernſt und der Würde der Verhandlungen des Reichstags!

Nachdem die zweite Sitzung dieser Woche durch Interpellationen ausgefüllt war, die sich auf militairisch-technisches Detail bezogen, legte der Reichskanzler am Mittwoch die Uebereinkunft zu dem Friedensvertrage mit Frankreich vor. Alsdann fand nur noch eine kurze Sitzung am Freitag statt, wo als neuer Gegenstand das Rayon-Gesetz zur Berathung kam, dessen Details wir übergehen dürfen. C—r.

Berliner Briefe.

Allmälig hat sich der weite Raum des neuen Reichstagssaales gefüllt und ein paarmal hat derselbe schon von mächtigen Reden wiederhallt; die Tribünenbillets sind so gesucht als je, aber den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses hat trotz alledem bis jetzt das Parlament nicht gebildet. In erster Linie stand vielmehr, im Anfang der Woche wenigstens, die niederschlagende Enthüllung, welche der Reichsanzeiger gegen Benedetti und die Napoleonische Politik brachte und die, von London nicht zu reden, selbst in Paris und Brüssel als endgültig entscheidend angenommen worden ist. Nur am Main und Neckar gibt es noch einige Unbestechliche, welche sich durch nichts, selbst die Wahrheit nicht, bewegen lassen, dem Fürsten Bismarck Pardon zu ertheilen. Der Ruhm dieses Staatsmannes ist in den letzten Wochen riesengroß gewachsen und er dankt dies seinem alten Gegner Benedetti, der es der Welt erst recht klar gemacht hat, was dilatorisch heißt, ein Wort, welches der strengste Purist nicht mehr aus dem deutschen Wörterbuche wird entfernen wollen. Aber wozu wären Gründe, wenn es nicht Leute gäbe, die sich selbst durch die besten nicht überzeugen ließen. In dem diplomatischen Kampf bis auf's Messer, der seit dem vorigen Juli von den Unterlegenen gegen Bismarck geführt worden ist, ist auch nicht der Schatten eines Beweises beigebracht worden, daß er Frankreich jemals ein Versprechen gemacht hat. Wenn er es gethan hätte — so würde ihn die Mitwelt und die Geschichte doch entschuldigen, aber er hat gethan, was Niemand für möglich gehalten hätte,

er hat Napoleon und deſſen Diplomaten Jahre lang hingehalten und wenn auch durch die jetzigen Enthüllungen an den Tag gekommen iſt, welche Mittel Graf Bismarck angewendet hat, um ſein Ziel zu erreichen, ſo gehört doch immer noch die Phantaſie dazu, ſich vorzuſtellen, wie es möglich geweſen iſt, dieſes Spiel jahrelang in wechſelnden Phaſen fortzuſetzen, ohne daß Der, dem es gilt, jemals eine Ahnung von der ihm zugedachten Rolle hat. In Benedetti's Buch hört man zwiſchen der Zeilen das Zähneknirſchen des endlos getäuſchten Diplomaten. Man muß ſich nur klar machen, was es heißt, ihn dilatoriſch zu behandeln. Jahre lang muß Graf Bismarck mit ihm auf dem vertraulichſten Fuße geſtanden haben, wenn ihm nicht Varzin einmal eine Zuflucht und Erholung bot, und in dieſer ganzen langen Zeit hat er nie einen ernſten Verdacht gegen ſich aufkommen laſſen und hat doch nie ſich compromittirt. Man erzählt — ich glaube, es ſoll nach dem Kriege von 1866 geweſen ſein, — daß der Graf Bismarck, als ihm der franzöſiſche Geſandte einmal mit Krieg drohte, gelacht und geſagt habe: Krieg wollen Sie? Aber wir werden Sie maſſacriren. Die Anekdote iſt gewiß erfunden, aber gerade ſo, mit einer überwältigenden Offenheit, muß Fürſt Bismarck ſeinen Gegner behandelt haben.

In Bezug auf unſere innern Angelegenheiten läßt ſich ſchon jetzt mit einiger Sicherheit ſagen, daß der Kriegsſchatz angenommen werden wird. Vergeblich hat Dr. Löwe die europäiſche Lage als idylliſch geſchildert und den „Unterſtrom“ der öffentlichen Meinung in Frankreich geltend gemacht. Es gibt in Frankreich keinen ſolchen Unterſtrom. Neun Zehntel der Franzoſen wollen den Frieden, ja den Frieden um jeden Preis, haben ihn auch im Mai und Juni vorigen Jahres gewollt, aber das letzte Zehntel kommt allein in Betracht und, was man auch ſagen mag, unter den gebildeten Franzoſen herrſcht nur ein Gefühl, das des Haſſes, nur ein Verlangen, das nach Rache gegen Deutſchland. Ob ſie heute eine friedlichere oder auch nur höflichere Miene annehmen, iſt unendlich gleichgültig; an dem Tage, wo ſich ihnen nur ein Schimmer von Möglichkeit des Erfolges bietet, werden ſie losſchlagen.

Zweifelhafter als das Schickſal des Kriegsſchatzgeſetzes dürfte das des Münzgeſetzes ſein. Alle Welt prophezeit der Regierung eine Niederlage, Kenner der parlamentariſchen Verhältniſſe glauben aber, daß jede poſitive Oppoſition gegen das Geſetz nur eine Minderheit ſei und daß, um doch etwas zu erreichen, ſchließlich die Mehrheit ſehr wohl für den Entwurf der Regierung ſein könne. Ohne Veränderung wird er freilich nicht aus dieſem parlamentariſchen Strudel hervorgehen. — o. W. —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 46.

Ausgegeben am 10. November 1871.

Inhalt:

Ein antiker Roman. Die Babyloniaka des Jamblichos. . Seite 761
Ranke's deutsche Geschichte 1780—1790 774
Paris und Frankreich 783
Die Postanstalten der Kaiserstadt Berlin 788
Berliner Briefe 794
Napoleon III. und der Journalist Lessinnes 796
Vom deutschen Reichstag 797
Kleine Besprechungen 800

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Klimatische

Winterkurorte

mit besonderer Rücksicht
auf die

Winterstationen

der

Schweiz, Tirols, Oberitaliens und des südlichen Frankreichs

Ein Leitfaden für Aerzte und Laien
von

Hermann Reimer,
Dr. med.

Preis: 25 Sgr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erscheinen und sind in jeder Buchhandlung vorräthig:

Alfred Meissner's
Gesammelte Schriften.

Volksausgabe in ca. 60—70 Lieferungen à 5 Ngr.
Bis jetzt erschienen Lief. 1/6. — **Jede Woche erscheint eine Lieferung.**

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens von W. F. Carl Schmeidler

Ein Band gr. 8°. Preis 2 Thlr.

Das Buch enthält eine vollständige Darstellung des Eisenbahnwesens seit dem Entstehen der Eisenbahnen bis in das gegenwärtige Jahr, seine Fortschritte und Erfolge, seinen Einfluß auf Staat, Handel, Industrie, Geldmarkt, auf alle Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen, auf Krieg und Frieden.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

Tornister Geschichten. Erzählungen aus Krieg und Frieden, für deutsche Soldaten und deren Freunde. Von Ferd. Kießling. 1. Bändchen. Preis 16 Ngr.

Inhalt: Kasernenerlebnisse. — Die Mariengrotte. — Das Heldenweib. — Pechfranz. — Der schwarze Graf. — Ein weiblicher Franctireur. — Ein verwegener Spion. — Christfest im Felde.

So eben erschien bei **Hermann Böhlau** in **Weimar**:

Ein Engländer
über deutsches Geistesleben
im
ersten Drittel dieses Jahrhunderts.
Aufzeichnungen
Henry Crabb Robinson's;
nebst Biographie und Einleitung
von
Karl Eitner.
Preis 1 Thlr. 26. Sgr.

Ein antiker Roman.

Die Babyloniaka des Jamblichos.

Wir sind gewöhnt, in der classischen Literatur des Alterthums die Typen einer jeden Dichtungsart zu suchen und zu finden. Ueberraschen muß daher, wenn diese Gewohnheit auf einem Gebiet der Literatur einer Täuschung begegnet, umsomehr aber muß überraschen und dabei das Interesse fesseln, wenn dieses Gebiet gerade dasjenige ist, welches in der Gegenwart die hervorragendste Stelle einnimmt: wir meinen den Roman.

In der That erfreut sich der Roman in der modernen Welt vorzugsweise vor anderen Dichtungsarten in allen Kreisen der Gesellschaft, und bei beiden Geschlechtern, trotz des verschiedenen Bildungsganges derselben gleicher Theilnahme, er ist überhaupt jetzt die einzig wirklich populäre Dichtungsart. Vom nationalen Standpunkt aus dürfen wir hinzufügen: er ist auch die dem germanischen Geiste entsprechendste Dichtungsart, besteht doch sein Hauptwesen in der Entwickelung und Schilderung von Charakteren und der Individualisirung der Menschen und Dinge. Auf diesem Gebiet der Literatur errang daher der deutsche Geist durch Göthe in Werther, Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften die Palme, welche uns in Epos und Drama andere Nationen noch streitig machen mögen.

In der antiken Welt sehen wir uns vergeblich nach einem Romane um, welcher, wie im Epos Ilias und Odyssee, wie im Drama die vier großen Athener, uns mit dem Nimbus eines Werkes ersten Ranges entgegenträte. Daher kommt wohl auch, daß die — immerhin vorhandene und nicht werthlose — Romanliteratur des Alterthums selbst in solchen Kreisen verhältnißmäßig fremd ist, in denen die antiken Epiker, Dramatiker, Geschichtsschreiber und Philosophen völlig geläufig sind. Daher dürfte gerechtfertig sein, die Blicke der Leser ein Mal diesem so wenig besuchten Gebiet der classischen Literatur zuzuwenden und zwar, der ältesten bedeutendsten Erscheinung dieser Dichtungsweise aus den Zeiten des griechischen Alterthums, den in der Ueberschrift genannten: Babyloniaka des Jamblichos. —

Als erste unbestritten der Gattung des Romans in dem eben festgestellten Sinne angehörige Erscheinungen nennt die Literaturgeschichte bei den Römern gegen Ende der Regierung Hadrians (117—138) den „Goldenen Esel" des Apulejus, welcher vollständig erhalten ist, und bei den Griechen um die Zeit von 100—180 nach Christus die „Babyloniaka" des Jamblichos, welche nur in dem Myriobiblon des Photius (cod. 94) im Auszug erhalten sind.

Aus dem wirklichen Alterthum (worunter wir hier nicht den mit dem Jahre 476 nach Christus traditionell abgegrenzten Zeitraum, sondern die noch nicht vom Christenthum ergriffene Zeit der Geistesthätigkeit der Alten verstehen) ist von eigentlichen Romanen bei den Römern nur der Goldene Esel des Apulejus, bei den Griechen vollständig gar keiner erhalten und von den wenigen griechischen im Auszug geretteten Romanen ist der des Jamblichos der älteste. — Nach Photius waren das classische Dreigestirn griechischer Romandichtung: Heliodor, Jamblichos und Achilles Tatius. Da indessen Heliodor und Achilles Tatius Christen waren, so bleibt Jamblichos von den drei bedeutendsten Meistern seiner Kunst als der einzige übrig, welcher sowohl der Zeit als der Religion nach dem wirklichen Alterthum angehört. Der im Myriobiblon des Photius enthaltene Auszug seines Werkes ist daher nicht blos der älteste aus dem wirklichen Alterthum erhaltene Rest eines griechischen Romanes, sondern es ist auch der einzige Rest eines solchen von Bedeutung.

Von den Lebensverhältnissen des Jamblichos (— welcher mit keinem der beiden dem 4. Jahrhundert nach Chr. angehörigen Platoniker dieses Namens verwechselt werden darf —) ist Folgendes bekannt:

Er war aus Syrien gebürtig, gehörte aber nicht zu den zahlreichen, Syrien bewohnenden Griechen, sondern war der Sohn eingeborner syrischer Aeltern, redete syrische Sprache und lebte nach syrischen Sitten.

Später erhielt er einen Babylonier zum Pflegevater und dieser brachte ihm babylonische Sprache, Sitten und Ueberlieferungen bei. Die Siege Trajan's, welche um 115 nach Chr. Babylonien dem römischen Reiche unterwarfen, führten einen abermaligen Wechsel des Bildungsgangs unsres Autors herbei. Sein Pflegevater ward gefangen, als Sclave verkauft, jedoch weil er in asiatischer Weisheit wohl unterrichtet war, Secretär des Kaisers. Jamblichos eignete sich nun, um Rhetor zu werden, neben der ihm bereits geläufigen syrischen und babylonischen noch die griechische Sprache an. Neben den Studien, deren Ergebniß sein Roman ward, hatte er sich unter Leitung seines babylonischen Pflegevaters noch der Magie gewidmet und zwar mit solchem Erfolg, daß er im Jahr 167 nach Chr. nicht blos einen abermaligen Krieg zwischen den Römern und Parthern, sondern auch dessen Ausgang richtig prophezeihte; er hatte den Sieg der Römer vorhergesagt, und in der That

mußte der Partherkönig Vologeſes von Lucius Verus, Mark Aurel's Mitregenten, beſiegt, über den Euphrat fliehen und das parthiſche Reich einen demüthigenden Frieden mit Rom ſchließen. Jamblichos verhehlt auch in ſeinem Romane dem Leſer keineswegs ſeine Bedeutung auf dem Felde der Magie und giebt ihm in einer Epiſode deſſelben insbeſondere die intereſſante Notiz, daß die Magie der Babylonier ſich in eine Magie der Heuſchrecken, eine der Löwen, eine der Mäuſe, eine des Hagels und eine der Schlangen theilt, und daß die Magie der Mäuſe die älteſte iſt, weßhalb auch das Wort: „Myſterien" in dankbarer Anerkennung des Urſprungs nach den Wort: „Maus" (*μῦς: μυστήριον*) benannt ſei. —

Der Titel des Romans des Jamblichos iſt, wie bereits oben vorübergehend erwähnt ward: *Ιστορίαι Βαβυλωνιχαὶ*, Babyloniaca, Babyloniſche Geſchichten, gleich denen der meiſten anderen griechiſchen Romane, der Aethiopica des Heliodor, der Babyloniaca, Cypriaca und Epheſiaca der drei Xenophon u. a. entlehnt von dem Geburtsort des Helden und der Heldin, welche beide aus Babylon gebürtig waren. Das Werk beſtand nach Photius aus 16, nach Suidas aus 39 Büchern. — Ein vollſtändiges Manuſcript deſſelben war noch bis zum Jahr 1670, wo ein Brand es vernichtete, in der Bibliothek des Escurial vorhanden. Eine zweite vollſtändige Handſchrift befand ſich im Beſitze Jungermanns, welcher zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtarb, und iſt ſeitdem verſchwunden. —

Wir laſſen nun den bei Photius erhaltenen, nachſtehend zum erſten Mal in deutſcher Ueberſetzung erſcheinenden Auszug des Romans ſelbſt (mit Weglaſſung einiger unweſentlichen Epiſoden) folgen, und bemerken dabei, daß Fragmente deſſelben auch bei Suidas und Leo Allatius erhalten ſind, deren weſentlichſte wir gleichfalls im Folgenden wiedergeben.

Rhodanes und Sinonis waren beide ſchön von Geſicht und Geſtalt: ihre gegenſeitige Liebe war durch die Ehe befeſtigt worden. Garmos, König von Babylonien, entbrannte nach dem Tode ſeiner Gemahlin von Liebe zur Sinonis und ſtürmte in ſie, ihn zu heirathen. Sinonis gab ihm eine abſchlägige Antwort. Sie wurde deßwegen mit goldenen Ketten gefeſſelt, und Rhodanes durch die königlichen Eunuchen Sakas und Damas an das Kreuz gehängt. Auf Betrieb der Sinonis ward Rhodanes vom Kreuze herabgenommen und beide flohen: er das Kreuz, ſie die verhaßte Heirath.

Garmos ließ deßhalb dem Sakas und Damas Naſen und Ohren abſchneiden, und ſandte ſie ſodann zur Aufſuchung der Flüchtlinge aus. Sie traten in zwei Abtheilungen die Nachſuchung an.

Rhodanes und Sinonis raſteten zuerſt auf einer Wieſe. Rhodanes fand hier verborgenes Gold, welches die Aufſchrift der Löwenſäule ihm anzeigte.

Es zeigte ſich hier aber auch ein geſpenſterhaftes Ungethüm, einem Bocke ähnlich (τράγου τι φάσμα), welches die Sinonis umarmte. Sie flohen hierauf von der Wieſe, Sinonis mit Hinterlaſſung ihres Kranzes. Ihr Verfolger Damas hätte ſie beinahe hier eingeholt: Hirten hatten ihm die Wieſe verrathen. Er fand hier den Kranz der Sinonis und ſchickte ihn zur Beſchwichtigung an den Garmos.

Rhodanes und ſeine Gattin trafen auf ihrer Flucht bei einer Hütte auf eine alte Frau. Dieſe wies ihnen eine Höhle, welche ein und eine halbe Stunde lang war und auf der andern Seite einen unter Buſchwerk verſteckten Ausgang hatte. Kaum hatten ſie ſich hier verborgen, ſo langte Damas an und fand als Spur ihre Pferde. Er fragte die Alte aus, und als dieſe das gezückte Schwert ſah, gab ſie vor Schreck ihren Geiſt auf. Das Heer umſtellte nun die Gegend, in der jene Beiden verſteckt waren. Da ſtürzte einem der Krieger der Schild von Erz herab und fiel auf den unterirdiſchen Gang, und an dem hohlen Schalle entdeckte man den Verſteck der Flüchtlinge. Sie begannen nun, die Höhle von oben aufzugraben, und Damas ſchrie vor Freude laut auf. Da merkten es die drinnen und flohen den Gang entlang nach dem verborgenen Ausgang. Unterdeſſen aber ſtürzten ſich Schwärme von wilden Bienen auf die Grabenden und ſtachen ſie an Händen und Füßen, ſo daß einige ſtarben, denn die Bienen waren vergiftet und hatten ihren Honig aus dem Futterkraute von Schlangen geſammelt. Dadurch gelang den Flüchtlingen, den Ausgang zu erreichen und aus der Höhle zu entkommen. Es war aber bei dem Aufgraben des Ganges von dem vergifteten Honig etwas hinabgefloſſen, und, vom Hunger überwältigt, hatten ſie davon gekoſtet. In Folge davon fielen ſie wie todt neben der Straße hin.

Damas fand in der Höhle das Haar der Sinonis, welches dieſe ſich dort abgeſchnitten hatte, um ihre Flucht zu erleichtern, und ſchickte es ſofort an den Garmos, zum Zeichen, daß man immer näher daran ſei, die Fliehenden einzuholen.

Das verfolgende Heer kam nun an die Stelle der Straße, wo Rhodanes und ſein Weib wie todt da lagen, und hielt ſie, zumal es auch finſter war, wirklich für Todte. Die Krieger warfen daher nach der Landesſitte auf ſie, wie auf Todte, Gewänder und alles, was ſie gerade bei der Hand hatten, auch Brod, Fleiſch und Nüſſe. Und ſo zog das Heer vorüber. — Raben, welche ſich um das Brod und Fleiſch ſtritten, weckten endlich den Rhodanes und dieſer die Sinonis. Beide, noch immer vom Honig betäubt, richteten ſich mit Mühe auf und ſchlugen einen Weg in entgegengeſetzter Richtung von dem Heere ein, damit es ſchiene, als ſeien ſie nicht die Verfolgten. —

Sie fanden zwei Eſel, beſtiegen ſie und bepackten ſie mit dem, was das Heer auf ſie als ſcheinbar Todte geworfen hatte. Sie kehrten hierauf in

einem Wirthshaus ein. Hier ereignete sich etwas Schreckliches zwischen zwei Brüdern: der ältere Bruder vergiftete den jüngern und klagte den Rhodanes des Mordes an, aber Rhodanes ward für schuldlos befunden und benutzte diese Gelegenheit, unbemerkt Gift mit fort zu nehmen. —

Hierauf geriethen sie in den Schlupfwinkel eines Räubers, welcher die Vorüberwandernden ausplünderte und sich seiner Opfer sodann als Tische bediente. Während sie bei diesem Räuber gefangen gehalten wurden, griffen die Krieger des Damas denselben an, nahmen ihn fest und legten Feuer an seine Behausung. Rhodanes und Sinonis entgingen jetzt nur mit Mühe dem Verderben: sie schlachteten ihre Esel, warfen deren Leiber in das Feuer und schritten darüber hinweg. Es war Nacht und sie wurden von denen, die das Feuer anlegten, gefragt, wer sie wären? Sie antworteten: „die Schatten der von dem Räuber Ermordeten". Weil ihre Gesichter bleich waren und ihre Stimme zitterte, so glaubten es die Krieger und geriethen in Furcht. —

Sie flohen weiter und kamen gerade dazu, wie ein Mädchen zu Grabe getragen wurde. Sie liefen hinzu, es mit anzusehen. Ein alter Chaldäer, welcher dabei stand, verhinderte jedoch das Begräbniß, indem er sagte, das Mädchen sei noch am Leben, und es zeigte sich, daß es so war. Derselbe Chaldäer verkündigte dem Rhodanes, daß er einst König von Babylonien werden würde. Das Grab des Mädchens blieb leer und es blieben daselbst viel Gewänder, Speisen und Getränke, welche auf dem Grabe hatten verbrannt werden sollen, zurück. Rhodanes und Sinonis genossen reichlich von diesen Speisen und Getränken, nahmen einen Theil der Gewänder an sich, und schliefen dann in dem Grabe des Mädchens.

Unterdessen hatten die Krieger des Damas, welche die Behausung des Räubers angezündet hatten, als es Tag wurde, die Fußtapfen der Entflohenen gesehen und dadurch gemerkt, daß sie getäuscht worden waren. Sie hielten die Entflohenen für Helfershelfer des Räubers und verfolgten sie nach der Spur der Fußtapfen bis zu dem Grabe des Mädchens. Hier sahen sie jene schlafend im Grabe liegen. Sie glaubten abermals, Todte zu sehen, wurden irre, ob die Fußtapfen wirklich hierher geführt hätten, und ließen sie liegen. —

Rhodanes und Sinonis begaben sich weiter und setzten über einen Fluß von wohlschmeckendem und durchsichtigem Wasser, welches zum Trank für den König von Babylonien aufbewahrt wurde. Sinonis verkaufte hier die Kleider, welche sie von dem Grabe des Mädchens mitgenommen hatten. Dabei wurden sie ergriffen und wegen Gräberplünderung vor den Richter Sorächos gebracht.

Sorächos führte den Beinamen: „der Gerechte". Er beschloß, Sinonis ihrer Schönheit wegen zum König Garmos zu führen. Da mischten Rho-

danes und Sinonis das Gift, das sie mit sich führten. Es schien ihnen besser zu sterben, als den Garmos zu sehen. Sorächos erfuhr durch eine Dienerin ihre Absicht. Er goß deßhalb heimlich das tödtliche Gift aus, und füllte den Becher mit einem Schlaftrunke. Als sie nun denselben getrunken hatten und in tiefen Schlaf versunken waren, ließ er sie auf einen Wagen setzen und fuhr mit ihnen gen Babylon. In der Nähe der Stadt wurde Rhodanes durch ein Traumbild erschreckt, schrie auf und weckte die Sinonis. Als diese die Mauern von Babylon erblickte, stieß sie sich mit dem Schwert gegen die Brust. Da fragte Sorächos nach ihrer ganzen Geschichte und jene ließen ihn versprechen, sie nicht zu verrathen, und erzählten ihm Alles, und er ließ sie frei und zeigte ihnen als Zufluchtsort das Heiligthum der Aphrodite auf einer kleinen Insel, wo sich Sinonis ihre Wunde heilen lassen sollte. —

Die Insel ward von dem Euphrat und Tigris an der Stelle, wo beide zusammenfließen, gebildet und von diesen beiden großen Strömen rings umflossen. Der Priester des Tempels der Aphrodite, welcher sich auf dieser Insel befand, hatte drei Kinder: Euphrates, Tigris und Mesopotamia. Mesopotamia war ursprünglich häßlich, von Aphrodite aber zu einer großen Schönheit umgestaltet worden. Um sie stritten sich drei Liebhaber, welche endlich den Bochoros, den besten Richter jener Zeit, zum Schiedsrichter auserkoren. Die Streitenden erhielten folgenden Schiedsspruch: Dem Einen sollte Mesopotamia den Becher geben, aus welchem sie gewöhnlich trank; dann sollte sie ihren Blumenkranz vom Haupte nehmen und ihn dem Andern aufsetzen; den Dritten sollte sie küssen. Obwohl nun der, dem sie den Kuß gegeben, den Sieg davon getragen hatte, so setzten die drei Nebenbuhler doch den Streit so lange fort, bis sie sich gegenseitig getödtet hatten.

Von den Söhnen dieser Priesterfamilie der Aphrodite starb Tigris davon, daß er Rosen genascht hatte: es hatte nämlich unter den noch nicht entfalteten Rosenblättern eine Kantharide gesessen. Die Mutter des Knaben wendete magische Kunst an und glaubte, dadurch ihren Sohn zu einem Halbgott gemacht zu haben.

Die beiden Knaben Tigris und Euphrates sahen einander sehr ähnlich und beiden sah wiederum Rhodanes ähnlich. Als daher Rhodanes und Sinonis auf der Insel ankamen, so schrie die Mutter des Tigris bei seinem Anblick laut auf, ihr verstorbener Sohn sei wieder auferstanden. Rhodanes bejahte das und machte sich die Einfalt der Inselbewohner zu Nutze. —

Aber Damas erfuhr, was sich mit Rhodanes zugetragen und wie Sorächos an ihm gehandelt hatte. Denn der Arzt selbst, den Sorächos heimlich zur Heilung der Wunde der Sinonis abgeschickt, hatte Alles dem Garmos verrathen. Sorächos ward verhaftet und gen Babylon geführt. Der verrätherische Arzt selbst ward mit einem Schreiben an den Priester der Aphro-

dite nach der Inſel geſendet, um dort Rhodanes und Sinonis gefangen zu nehmen.

Der Arzt ſetzte über die Ströme, welche die Inſel umfließen, indem er, wie es dort Sitte war, ſich an das heilige Kameel hängte und das königliche Schreiben an dem rechten Ohre des Thieres befeſtigte. Er ertrank, und das Thier ſchwamm ohne ihn hinüber. Rhodanes nahm das Schreiben von dem Ohr des Kameels, erfuhr hierdurch alles, und floh mit ſeinem Weibe von der Inſel.

Sie begegneten dem Sorächos, der zum Könige geſchleppt wurde. Sie kehrten in einem und demſelben Wirthshaus mit dieſem ein und in der Nacht beſtach Rhodanes durch den Glanz des Goldes deſſen Wächter, ſchaffte ſie bei Seite und erſtattete ſo dem Sorächos die früher von ihm empfangene Wohlthat zurück. —

Mittlerweile ließ Damas den Prieſter der Aphrodite feſt nehmen und nach der Sinonis verhören; der Greis ward verurtheilt, ein Scharfrichter ſtatt eines Prieſters zu werden. „Er that den Anzug des Henkers an und nahm ſo ſtatt der ehrwürdigſten die elendiglichſte Kleidung“. (Fragment bei Suidas).

Auch Euphrates wurde feſtgenommen, weil ſein Vater, der Prieſter, ihn wegen der Aehnlichkeit mit dem Rhodanes, ſo gerufen hatte; ſeine Schweſter Meſopotamia, welche für Sinonis gehalten wurde, entfloh. Euphrates wurde vor den Sakas geführt und, weil für den Rhodanes gehalten, als ſolcher verhört und nach der Sinonis befragt. Sakas ließ deßhalb dem Garmos ſagen, daß Rhodanes gefangen ſei und daß Sinonis bald gefangen werden würde. —

Rhodanes und Sinonis ſelbſt flohen gemeinſchaftlich mit dem Sorächos weiter und kamen in das Haus eines Landmanns. Dieſer hatte eine ſchöne Tochter, die eben erſt Wittwe geworden war und ſich zum Andenken an ihren Mann die Haare ringsherum abgeſchnitten hatte. Sie wurde ausgeſchickt, die goldene Kette zu verkaufen, welche Sinonis von ihren Feſſeln mitgenommen hatte. Die Tochter des Landmanns ging zu einem Goldſchmidt. Der Goldſchmidt war aber derſelbe, welcher jene goldenen Feſſeln einſt gefertigt hatte. Er erkannte das Stück der Kette wieder und als er die ſchöne junge Frau ſah, welche ſie brachte, ſo vermuthete er, es ſei die Sinonis, und ſchickte an den Damas nach Wächtern. Er erhielt ſolche und ließ dieſelben der Tochter des Landmanns, als ſie fortging, heimlich folgen. Dieſe ſchöpfte Argwohn und floh in eine einſame Herberge. Hier ſah ſie, wie ein goldener Schmuck vergraben wurde und wie ein Sclave ſeine Geliebte Trophine und dann ſich ſelbſt erſtach. Die Tochter des Landmanns wurde von dem Blute des Selbſtmörders beſpritzt und entfloh. Auch die Wächter, die ſie hier belauert hatten, ſahen daſſelbe, erſchraken über den Vorfall und flohen ebenfalls.

Die Tochter des Landmanns gelangte wieder in das Haus ihres Vaters

zurück und erzählte die Dinge, welche ihr zugestoßen waren. Da eilten Rhodanes und sein Weib und Sorächos von dannen. —

Vorher schon hatte der Goldschmidt einen Brief an Garmos geschickt, daß Sinonis aufgefunden sei, und hatte zur Beglaubigung die goldene von ihm gekaufte Kette mitgesendet. —

Rhodanes küßte, bevor er wieder zur Flucht aufbrach, die Tochter des Landmanns, worüber Sinonis sehr erzürnt ward. Anfangs vermuthete sie zwar nur, daß Rhodanes jene geküßt haben möchte. Ihr Argwohn wurde aber zur festen Ueberzeugung, als sie von den Lippen des Rhodanes das Blut abwischte, womit er beim Küssen der (durch den Vorfall in der Herberge mit Blut bespritzten) jungen Wittwe benetzt worden war. Sinonis wollte deßhalb jene tödten. Sie kehrte allein um, einer Rasenden gleich. Sorächos eilte ihr nach und holte sie ein. —

In einem bei Suidas erhaltenen Fragment des Romans antwortet hier Sinonis dem Sorächos, der sie beschwichtigen will:

„Lege mir keine Hindernisse in den Weg! Du weißt ja, daß ich nicht lüge, denn ich habe Dich als Zeugen meiner Entschlossenheit. Du weißt, daß ich ein Schwert und eine Wunde bei mir habe. Rhodanes wurde nur an's Kreuz gehängt, ich aber habe den Tod geschmeckt und dabei gelernt, daß Sterbende keineswegs Schmerz empfinden und daß auch der Tod nicht unlieblich ist, ja daß er sogar Liebenden gar süß schmeckt. Was hältst Du mich auf, Sorächos? Bei den Göttern! Du suchst nur die Geliebte des Rhodanes zu retten! Drohe mir nur nicht mit Gefahren und mit Strafen! Jetzt fürchte ich nichts mehr, denn ich habe schon den Tod, auch den gewaltsamen, verachtet! Der, welcher den Tod verachtet, steht unter Keines Gewalt!"

Sorächos und Sinonis übernachteten im Hause eines reichen Mannes von ausschweifenden Sitten, Namens Setapos. Dieser verliebte sich in die Sinonis und versuchte ihre Keuschheit. Sie versprach seine Liebe zu erwiedern; aber als er berauscht war und sie umarmen wollte, tödtete sie ihn mit einem Schwerte. Sie befahl hierauf, das Haus zu öffnen, ließ den Sorächos, welcher von der ganzen Sache nichts wußte, in Stich und eilte fort, um jene Tochter des Landmanns aufzusuchen und zu ermorden. „Sie war noch voll von der vorigen Eifersucht und hatte von der eben vollbrachten That noch Muth hinzubekommen. Als sie nun den Weg angetreten hatte, rief sie aus: „den ersten Kampf habe ich durchgekämpft! nun so will ich mich auch an den zweiten machen; ich habe mich ja zur rechten Zeit geübt!" (Fragment bei Suidas).

Als Sorächos ihren Weggang erfuhr, folgte er ihr mit den Sclaven des Setapos nach und holte sie ein, nahm sie mit in seinen Wagen — denn auch dafür hatte er gesorgt — und fuhr mit ihr zurück. Da aber kamen

ihnen andere Sclaven des Setapos, die unterdeß ihren Herrn ermordet gefunden hatten, voller Zorn entgegen, ergriffen die Sinonis und führten sie als Mörderin gefesselt zum Garmos. Sorächos überbrachte, Staub auf das Haupt gestreut und mit zerrissenem Gewande die Nachricht von solchem Unglück dem Rhodanes. Dieser wollte sich selbst tödten, ward aber von Sorächos daran gehindert. —

Als Garmos von Sakas die Nachricht, daß Rhodanes gefangen, und vom Goldschmidt den Brief, daß man Sinonis habe, erhalten hatte, freute er sich, opferte, machte alles zur Hochzeit bereit, und ließ im ganzen Reiche ausrufen, man solle allenthalben alle Gefangenen freilassen. Da der Ausruf an das ganze Volk gerichtet war, wurde auch Sinonis, die eben von den Sclaven des Setapos gefesselt gen Babylon geführt wurde, ihrer Ketten entledigt und freigelassen. —

Garmos maß nach den Nachrichten vom Sakas und vom Goldschmidt diesen die Einholung des Rhodanes und der Sinonis bei, er zürnte deßhalb dem Damas, dem dies nicht gelungen war, und ließ ihn hinrichten. Der Scharfrichter, dem Damas zur Hinrichtung übergeben wurde, war jener Priester der Aphrodite, den Damas selbst einst vom Priester zum Scharfrichter gemacht hatte. —

Jetzt erhielt Garmos von dem Goldschmidt die Nachricht, daß Sinonis entflohen sei, und ließ nun den Goldschmidt hinrichten, und die Wächter, denen die vermeintliche Sinonis entronnen war, sammt ihren Weibern und Kindern lebendig begraben. —

In jene abgelegene Herberge, in welcher ein Sclave seine Geliebte Trophine ermordet hatte, kam mittlerweile der hyrkanische Hund des Rhodanes und fand hier die Leichname des unglücklichen Mädchens und des Sclaven. Er fraß den Leichnam des Sclaven vollständig und dann zum Theil den des Mädchens. Da kam an diesen Ort der Vater der Sinonis. Als er den Hund des Rhodanes erkannte und den halbverzehrten Leichnam des Mädchens erblickte, da hielt er diesen für den Leichnam seiner Tochter, schlachtete den Hund zum Todtenopfer, begrub die Ueberreste des Mädchens, schrieb mit dem Blute des Thieres auf dem Grabhügel:

„hier liegt die schöne Sinonis begraben"

und hing sich an einem Stricke auf.

An dieselbe Stelle kamen Rhodanes und Sorächos. Als diese den auf dem Grabe liegenden getödteten Hund und den Vater der Sinonis erhängt und die Aufschrift sahen, da brachte sich zuerst Rhodanes eine Wunde bei und schrieb mit seinem eigenen Blute neben die Grabschrift der Sinonis:

„und Rhodanes der schöne".

Sodann erhängte sich Sorächos selbst an einem Stricke. Als Rhodanes im

Begriff war, sich den Todesstoß zu geben, kam die Tochter des Landmanns — welche den hier vergrabenen goldenen Schmuck heben wollte — herbei und schrie laut: „O Rhodanes! nicht Sinonis ist es, die hier begraben liegt!“ Und sie lief herzu und schnitt den Strick des Sorächos ab, nahm dem Rhodanes das Schwert aus der Hand und überzeugte ihn mit Mühe von seinem Irrthum, indem sie ihm die Geschichte von dem unglücklichen Mädchen und dem vergrabenen Golde erzählte und, wie sie gekommen, dies zu heben. —

Sinonis war nach ihrer Befreiung aus den Fesseln sofort in das Haus des Landmanns geeilt, noch wuthentbrannt gegen dessen Tochter. Als sie diese hier nicht fand, fragte sie nach ihr bei deren Vater, welcher ihr den Weg zeigte. Sie folgte ihr nun mit bloßem Schwert. So kam sie an den Ort, wo Rhodanes dalag und jene allein (denn Sorächos war fortgegangen, einen Arzt zu suchen) bei ihm saß und seine Brustwunde sanft streichelte. Da wurde sie von Zorn und Eifersucht noch mehr entflammt und stürzte auf ihre Feindin los. Doch Rhodanes überwand durch geistige Kraft seine durch die Wunde erzeugte Schwäche, vertrat der Sinonis den Weg und hinderte sie, etwas zu thun, indem er das Schwert ihr entriß. Da eilte Sinonis im höchsten Zorne fort, rasenden Laufes, und rief dem Rhodanes nur noch die Worte zu: „Ich lade Dich auf morgen ein zu meiner Hochzeit mit dem Garmos!“ Sorächos kam nun herzu und tröstete, nachdem er alles erfahren hatte, den Rhodanes. Die Wunde desselben ward geheilt und sie geleiteten die Tochter des Landmanns, nachdem diese das verborgene Gold gehoben hatte, mit den Schätzen zu ihrem Vater zurück. —

Inzwischen war Mesopotamia, welche wie wir oben gesehen, bei der Festnehmung des Priesters ihres Vaters und ihres Bruders Euphrates, weil man sie für Sinonis hielt, geflohen war, von Sakas gefangen worden, und ward als vermeintliche Sinonis mit dem bereits festgenommenen Euphrates, den man für Rhodanes hielt, zum Garmos geführt. —

Aber auch Sorächos und der wirkliche Rhodanes — denn sie waren endlich gefangen worden — wurden zum Garmos geführt.

Wie Garmos sah, daß die Mesopotamia nicht die Sinonis sei, so übergab er sie — um für die Zukunft derartige Verwechselungen zu verhüten — dem Zobaras mit dem Befehl, sie an dem Ufer des Euphrat enthaupten zu lassen. Zobaras aber trank von der Liebesquelle und verliebte sich in die Mesopotamia. Er rettete sie und geleitete sie zu Berenike, der Königin von Aegypten, bei welcher sich Mesopotamia schon einmal auf ihrer Flucht verborgen hatte. Berenike feierte die Hochzeit der Mesopotamia und des Zobaras. Deßhalb bedrohten sich Garmos und Berenike mit Krieg. —

Der ebenfalls gefangene Euphrates ward dem Scharfrichter — seinem Vater, dem frühern Priester — zur Hinrichtung übergeben und von ihm er-

kannt und am Leben erhalten. Von nun an verwaltete der Sohn das Amt seines Vaters, während letzterer sich nicht mehr mit Menschenblut besudelte, und aus dem Scharfrichterhause glücklich entkam. —

Auch die Tochter des Landmanns war unterdessen festgenommen worden. Sie ward verurtheilt, bei dem Scharfrichter zu schlafen. Sie ging in die Ummauerung der Scharfrichterei und schlief bei dem Scharfrichter — dem Euphrates. Sie ließ darauf diesen in ihrem Anzug aus dem Gehege entkommen und verrichtete statt seiner das Scharfrichteramt. — Während so Mesopotamia und Euphrates dem Tode glücklich entrannen, wurden Rhodanes und Sorächos zum Tode geführt.

Zu des letzteren Hinrichtung wurde der Platz auf der Wiese bestimmt, wo Rhodanes und Sinonis auf ihrer Flucht sich zum ersten Mal gelagert hatten, in der Nähe der Löwensäule, wo Rhodanes damals das verborgene Gold fand, von welchem er auch dem Sorächos erzählt hatte. Der Scharfrichter, welchem Sorächos zur Hinrichtung übergeben ward, war — die Tochter des Landmanns. Zufällig hielt sich in der Nähe des Platzes der Hinrichtung ein alanisches Heer auf, welches vom Garmos keinen Sold erhalten hatte und von ihm abgefallen war. Diese Alanen schlugen die Wächter des Sorächos in die Flucht und befreiten ihn. Sorächos hob das Gold der Löwensäule, erzählte den Alanen, daß er die Kunst, wodurch ihm dies möglich geworden und noch vieles andere von den Göttern erlernt habe, und zog sie in kurzer Zeit durch tägliche Gewöhnung so an sich, daß sie ihn zu ihrem Anführer erwählten. Darauf zog er gegen den Garmos zu Felde.

Während dem war Rhodanes vom Garmos selbst zum Kreuz geführt worden. Er wurde an demselben Kreuze befestigt, an dem er schon früher gehangen hatte. Garmos hatte sich bekränzt und tanzte trunken und ausgelassen mit seinen Flötenspielerinnen um das Kreuz herum.

Da erhielt er plötzlich einen Brief vom Sakas, daß Sinonis nach Syrien geflohen sei und den jungen König von Syrien geheirathet habe. Rhodanes äußerte vom Kreuz herab seine Freude. Garmos wollte sich selbst tödten; er stand aber hiervon ab und ließ den Rhodanes wider dessen Willen vom Kreuze herabnehmen und machte ihn — obwohl derselbe lieber sterben wollte — zum Feldherrn, behandelte ihn mit großer Freundlichkeit und schickte ihn gegen den König von Syrien in den Krieg: — einen Liebhaber gegen seinen Nebenbuhler. Heimlich sandte er jedoch ein Schreiben an seine Unterfeldherren, in welchem er demselben befahl, den Rhodanes, wenn der Sieg erfochten und Sinonis wieder gewonnen sein würde, umzubringen. — Aber Rhodanes siegte, erhielt die Sinonis wieder und wurde — da Garmos unterdeß von den Alanen und Sorächos besiegt worden war — König von Babylonien.

Dies hatte eine Schwalbe vorher verkündet; denn diese wurde in Gegen-

wart des Garmos und des Rhodanes von einem Adler und einem Weiher verfolgt: dem Adler (Garmos) entging sie und vom Weiher (Rhodanes) wurde sie geraubt. —

Hiermit endet der Auszug des Photius. Nach einem bei Suidas erhaltenem Fragment soll das Werk mit den Worten geschlossen haben:

„Die Gottheit wacht über Alles und will durchaus nicht, daß man in der Rache unerbittlich und unversöhnlich sein soll". —

Das Werk des Jamblichos war nach Photius in fließender Sprache geschrieben. Der Patriarch von Constantinopel rügt nur dessen Mangel an decenter Schreibweise, worin es dem Werke des Bischofs von Tricca nachstehen soll, erkennt jedoch willig an, daß es in dieser Richtung immer noch weit weniger Anstoß gebe, als des drittgrößten griechischen Romandichters des Achilles Tatius Werk: Leukippe und Kleitophon. Er schließt sein Urtheil über Jamblichos mit den Worten: „Guter Styl, kunstmäßig gebildeter Ausdruck und Ordnung in der Erzählung machten Jamblichos würdig, die Kunst und Kraft seiner Darstellung an ernsthafteren Gegenständen, als an leichtfertigen Romanen zu üben." — Diesem Urtheil des Photius gegenüber rügt der Franzose Huet (De l'Orig. des Rom. pag. 51) die angeblich unkünstlerische Disposition des Werkes, welche er darin erblickt, daß Jamblichos, das in medias res rapere des Horaz verachtend, rein chronologisch erzähle.

Wir sind geneigt, hierin gerade einen Vorzug des Jamblichos vor seinen Nachfolgern zu erblicken und können uns nichts Unnatürlicheres und Geschmackloseres denken, als wenn z. B. in „Den unglaublichen Dingen jenseits Thule" von Antonius Diogenes der Leser das Unglaublichste nicht selbst mit sieht und findet, sondern von der Derbyllis dem Dinias und von Mantinias der Derkyllis erzählen hört, oder wenn bei Achilles Tatius Leukippe ihre Abenteuer in einem eingelegten Monolog erzählt. Bei dem Geschmack der Griechen kann man sich derartige häufig wiederkehrende Dispositionen der Erzählung wohl nur durch die Autorität erklären, welche diese Art der Behandlung des Stoffes wahrscheinlich durch die Anordnung, in welcher die Odyssee auf uns gekommen ist, genoß.

Da wir das Werk des Jamblichos selbst nicht besitzen, so sind wir außer Stand, das Urtheil des Photius über dessen Styl zu prüfen, müssen aber den natürlichen Geschmack, welchen Jamblichos durch die Disposition seiner Erzählung bethätigt hat, anerkennen. Der vorhandene Auszug nebst den Fragmenten setzt uns aber auch in die Lage, materiell einigermaßen über den Roman urtheilen zu können, ein Urtheil, welches nicht ungünstig ausfällt, wenn wir auf das zurückgehen, was im Eingang als das Hauptwesen des Romans hingestellt ward: Charakterschilderung und Individualisirung. Nach diesem

Maßstab waren die Babyloniaka bis zu einem gewissen Grad ein Roman im modernen Sinn. Sinonis erscheint, insbesondere nach dem oben mitgetheilten, bei Suidas erhaltenen Fragment über ihren eifersüchtigen Haß gegen die Tochter des Landmanns als ein realer, leidenschaftlicher Charakter von Fleisch und Blut, der Entwicklung und der Wandlungen fähig, mithin auch fähig, Spannung und wirkliches Interesse bei dem Leser zu erregen. Sie unterscheidet sich dadurch höchst vortheilhaft vor den idealen Schablonen treuliebender Frauen der andern Romane, z. B. der Chariclea des Heliodor und der Leukippe des Achilles Tatius, bei denen nie der mindeste Zweifel darüber erregt wird, daß sie schließlich in der üblichen musikalischen Grotte zur sittlichen Befriedigung des Lesers ihre Tugendprobe glänzend bestehen werden. Von den übrigen Hauptpersonen des Romans heben wir noch die Zeichnung des Garmos und des Sorächos hervor; der erstere ist der vollendete Typus eines orientalischen Despoten, der letztere ein einfacher, echt humaner Charakter. Der Hauptheld Rhodanes ist verhältnißmäßig am blassesten gezeichnet. — Ein zweites günstiges Urtheil über die Babyloniaka betrifft ihren Stoff.

Der Stoff fast aller andern griechischen Romane ist in der Hauptsache folgender. Zwei Liebende unternehmen zusammen eine Seereise, werden von Seeräubern gefangen und getrennt, sodann durch verschiedene Wechselfälle wieder vereinigt und wieder getrennt, endlich definitiv gerettet und vereint, worauf die Heldin die bereits oben erwähnte Probe ihrer oft angefochtenen Unschuld in einer musikalischen Grotte besteht. Dieses nämliche Thema variiren mehr oder minder die Aethiopika des Heliodor in den Fahrten des Theagenes und der Chariclea, die Abenteuer der Leukippe und des Kleitophon von Achilles Tatius, Chaereas und Calirrhoe von Chariton, die Ephesiaka des Xenophon, und mit geringen Nüancen auch die „unglaublichen Dinge jenseits Thule" von Antonius Diogenes.

Dieser Stoff entspricht dem Ursprung des griechischen Romans, der Reisebeschreibung (in ältester und erster Instanz der Odyssee); auch sollen alle Erzeugnisse dieser Dichtungsgattung nach dem Muster eines von einem unbekannten Schriftsteller des ersten Jahrhunderts der vorchristlichen Zeit geschriebenen, dem Titel nach unbekannten, Romans des geschilderten Inhalts gefertigt sein.

Jamblichos Vorzug (ein Vorzug, den er nur noch mit Longus und Apulejus theilt) ist nun: von dieser Schablone des antiken Romans durch selbstständige Dichtung und Bearbeitung localer und nationaler Sagen wenigstens in der Hauptsache abzuweichen. Er selbst bezeugt nach Photius im Eingang seines Werks dessen traditionellen und nationalen Stoff, indem er sagt: „Zu den babylonischen Ueberlieferungen, welche mir mein Pflegevater beigebracht hat, gehört auch diejenige, welche ich jetzt erzählen will."

Nach Anquetil du Perron ist Garmos (dessen Name in der uns bekannten Reihe der babylonischen Könige nicht vorkommt) der Zohak der iranischen Heldensage und des Firdusi. Rhodanes ist Feridun, der edle glänzende tadellose Held, welcher das Ungeheuer Zohak, aus dessen Schultern zwei schwarze Schlangen wuchsen, die mit dem Gehirn frisch getödteter Menschen ernährt werden mußten, nachdem er lange umhergeirrt und Verfolgungen des blutdürstigen Tyrannen erduldet, nach heißem Kampfe von dem Thron Irans dessen Bestandtheil Babylonien zur Zeit jener Sage ist) stößt, hierauf selbst den Thron besteigt und das strahlende Vorbild aller Könige und Menschen wird.

Diese Annahme findet äußerlich wesentliche Unterstützung darin, daß im Armenischen der Name des Feridun: „Rotane" lautet, und innerlich darin, daß das Umherirren des Rhodanes im griechischen Roman vortrefflich zu den Verfolgungen paßt, welche der Held der iranischen Sage zu bestehen hat, und daß bei beiden — wenn schon die Motive der Verfolgung verschiedene sind — die Verfolgung mit dem Sturze des Verfolgers und der Thronbesteigung des Verfolgten endet. Jenes Umherirren des Feridun und seine bald darauf folgende Thronbesteigung ist aber einer der größten Glanzpunkte der iranischen Sage, und Jamblichos verarbeitete also in „den babylonischen Geschichten" einen nationalen Lieblingsstoff ersten Ranges. Durch seinen dreifachen Bildungsgang (syrisch, babylonisch, griechisch) trefflich hierzu geeignet, bietet er uns somit in seinem Romane die Frucht des Hellenismus: orientalischen Stoff in hellenischer Form rein, reif und charakteristisch wie kein anderer.

Ranke's deutsche Geschichte 1780—1790.

Wir Deutschen haben allzulange in dem Urtheil über unsere Nationalgeschichte von der Auffassung der Fremden uns leiten und bestimmen lassen. So hat die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts den Blick vornehmlich auf sich hingezogen; und die gleichzeitige Umwälzung und Neugestaltung der Verhältnisse in der deutschen Nation ist erst neuerdings von unserer deutschen Geschichtswissenschaft beleuchtet und erörtert worden. Alle Welt weiß, wie durchgreifend die Revision grade für die Epoche der Revolution ausgefallen ist, welche wir den Arbeiten v. Sybel's verdanken: aus ihnen

hat sich ergeben, wie sehr man bisher die französischen Ereignisse überschätzt und die gewaltige Veränderung des politischen und socialen Lebens in Deutschland zurückgesetzt hat.

Die französische Geschichte jener Jahre 1789—1799 etwas kühler, etwas objectiver und nüchterner als die französischen Civilisationsherolde selbst proclamiren, aufzufassen, werden heute in Deutschland wohl nicht allein die Historiker, sondern die literarisch und politisch zurechnungsfähigen Kreise überhaupt gelernt haben. Die unbefangene Kritik der Revolution durch Sybel und seine gleichmäßig auch die außerfranzösischen Bewegungen heranziehende Darstellung haben einer richtigen Auffassung der Dinge seit 1789 die Bahn eröffnet. Anders steht es noch mit demjenigen Zeitabschnitt, welcher der Revolution und den Revolutionskriegen vorangeht. An Geschichten der klassischen Periode unserer Literatur von allen möglichen und unmöglichen Standpunkten aus ist zwar kein Mangel; und auch zu einer mehr culturhistorischen Auffassung der literarischen Entwickelung ist schon ein vielversprechender Anfang gemacht. Was uns noch fehlt, ist die eingehende und umfassende Würdigung der politischen Zustände in Deutschland und ihrer Entwickelung vor der Revolutionszeit.

In den einzelnen Territorien des deutschen Reiches ist jene 30jährige Periode zwischen dem Hubertsburger Frieden und den Revolutionskriegen erfüllt und belebt von der staatlichen Arbeit, zu welcher ebenfalls die sogenannte Aufklärung den Antrieb gegeben. Dem glänzenden Beispiel des großen Preußenköniges folgten seine fürstlichen Zeitgenossen. Hebung der Volkskräfte, Bildung und Concentrirung derselben zu staatlicher Arbeit, vernunftgemäße Ausbildung der vorhandenen Organe und Einrichtungen, Verbesserung des Heerwesens, Verallgemeinerung der Schulbildung, Reform der Justizpflege: alle diese Bestrebungen erfüllen die verschiedenen Landschaften des Reiches: überall ist Leben und Bewegung, Fortschritt und Gedeihen. Nicht im Ganzen des Reiches, wohl aber in den Einzeltheilen erfreut Reichthum, vielgestaltige Fülle und Mannichfaltigkeit politischer Strebungen und socialpolitischer Weiterbewegung das Auge des Betrachters. Es ist ein entschiedener Fehler, an allem diesem vorbeizugehen und die guten Früchte, die im einzelnen und im kleinen uns auf jenen Feldern erwachsen, zu verachten oder zu übersehen.

In der eigentlichen Reichsgeschichte, in der nationalen Frage dagegen herrscht Stillstand. Anläufe, die man gewagt hat, führen zu nichts: hier ist trotz frommer Wünsche und gutgemeinter Pläne alles beim alten geblieben. Auf diese letztere Seite der deutschen Geschichte jener Zeit lenkt heute ein neues historisches Werk unsere Aufmerksamkeit hin, das, aus der Feder des eigentlichen Meisters uud Hauptes unserer deutschen Historiker herstammend, einigen kurzen Betrachtungen auch an dieser Stelle zum Gegenstand dienen mag.

Vor nun 24 Jahren hatte Leopold von Ranke, der Historiker des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts in Spanien, Italien, Deutschland, Frankreich und England auch schon einmal ein Stück der neueren politischen Entwicklung von Deutschland geschildert, den eigentlichen Werdeproceß des preußischen Staates. Seine „Neun Bücher preußischer Geschichte" hoben in kurzer Uebersicht die Momente der Entwicklung Preußens hervor und verweilten dann in eingehenderer Erörterung bei denjenigen Thaten Friedrichs II., welche die Machtstellung Preußens begründet und befestigt hatten. Zwar war diesem Buche nicht der ungetheilte Beifall geworden, der sonst Ranke's Leistungen begleitet, jedoch konnte kein Sachverständiger den feinen Blick, die umsichtige Erwägung, die glückliche Forschung, das gereifte Urtheil des Meisters verkennen: oft ist bedauert worden, daß beim Jahre 1756 Ranke abgebrochen hat. Wir unsererseits haben immer der Hoffnung gelebt, es werde Ranke uns noch mit einer Fortsetzung seiner Studien auf diesem Gebiete erfreuen. Und welchen außerordentlichen Genuß die Behandlung aller der nationalen politischen, socialen, literarischen Gegensätze und Parteikämpfe, die das Jahrhundert nach 1756 bewegt haben, von der Feder eines so unbefangenen und objectiven Historikers verspricht: das, meinen wir, könnten diejenigen ermessen, welche den akademischen Vorträgen Ranke's über diese neueren Perioden beigewohnt haben. Auch wo unsere eigene Auffassung der Dinge, unser eigenes, weit entschiedener Partei ergreifendes Urtheil von der Anschauungsweise Ranke's abweicht, ja vielleicht geradezu ihr entgegentreten müßte, auch da werden wir von Ranke lernen und aus seiner Darstellung unendlichen Nutzen ziehen können.

Wir haben öfters die Aeußerung gehört, ja, es ist auch wohl öffentlich schon ausgesprochen worden, daß man auf dem Gebiete der Revolutionsgeschichte, der Freiheitskriege Ranke lieber nicht begegnen würde. Wir sind durchaus entgegengesetzter Meinung. Wir hoffen, daß Ranke's Studien über die preußische und deutsche Geschichte seit 1756 recht weit auch ins 19. Jahrhundert hinein sich erstrecken. Wir begrüßen mit Freuden einzelne jetzt schon vorliegende Andeutungen, daß dies eben erschienene Buch über die Jahre 1780—1790 ein Bruchstück, ein Ausschnitt aus weiteren Arbeiten ist. Es heißt ja schon seit mehreren Jahren, Ranke beabsichtige eine umfassende Geschichte Hardenberg's; und ein gutes Stück europäischer Diplomatie bis 1822 würde dies umschließen. Wir sind auf's lebhafteste gespannt zu erfahren, welches Urtheil Ranke über die Haltung der deutschen Mächte 1792—1797 nach eigenem Studium der Acten fällen, wie er den unter auswärtigen Kriegen sich vollendenden Auflösungsproceß des alten deutschen Reiches ansehen will. Auch neben und nach den genialen Arbeiten Sybel's sind wir bereit, das kühlere Plaidoyer Ranke's anzuhören: grade die historiographischen

Eigenthümlichkeiten Ranke's erhöhen den Wunsch, auch über jene Periode sein wohl erwogenes, auf selbständiger und vielseitiger Kenntniß der Acten beruhendes Urtheil zu vernehmen.

In dem erschienenen ersten Bande seines neuen Buches („Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780 bis 1790. I. Leipzig, Duncker und Humblot. 1871") knüpft Ranke zunächst an seine frühere preußische Geschichte den Faden der Darstellung wieder an. „Friedrich hatte Schlesien dem Hause Oestreich abgerungen", beginnt er: „eine zweite Absicht aber, die er hegte, das Kaiserthum von diesem Hause loszureißen, und die oberste Gewalt im Reiche auf einer breiteren Grundlage neu zu gestalten, die hatte er nicht erreicht. Das Kaiserthum war und blieb ein Bestandtheil der Macht von Oestreich." Der Gegensatz des östreichischen Reiches der Maria Theresia („in Wahrheit war sie der Kaiser") und des emporstrebenden preußischen Staates Friedrichs des Großen, — dieser auf einem bleibenden Antagonismus ihrer eigentlichen Lebensprinzipien beruhende Gegensatz, hier und da seltsam durchkreuzt und gefärbt durch das Bedürfniß einer Verständigung und den Wunsch einer solchen: das ist das Thema, das Ranke durch eine Reihe von Jahren hindurch erörtert.

„Wie das Drama sich nicht durch lange Prologe vorbereitet, sondern durch dramatische Scenen, so will ich den Eingang meiner Erzählung nicht durch reflectirende Uebersicht einer früheren Epoche bilden, sondern durch Erinnerung an einige Ereignisse, in denen die vorwaltenden Persönlichkeiten und Tendenzen in unmittelbarer Wirksamkeit erscheinen." Er beginnt mit den Zusammenkünften des Königs Friedrich und des Kaisers Joseph, im August 1769 zu Neiße, im September 1770 im Lager bei Mährisch-Neustadt. Und die eigenthümliche Natur des östreichischen Fürsten weiß Ranke mit feiner Berechnung und dramatischer Geschicklichkeit sofort in Scene zu setzen und vor dem Auge des Lesers sich entwickeln zu lassen. Joseph, so führt Ranke ihn ein, „war davon durchdrungen, daß Oestreich einer inneren Regeneration bedürfe, um sich wieder einmal mit Friedrich zu messen. Er theilte die allgemeine Bewunderung, welche der König in der Welt erweckte, aber zugleich sah er einen allzeit gefährlichen Feind in ihm. Von seinem Beispiel dachte er Mittel und Wege zum Kampfe gegen ihn zu entnehmen." In knappen, stets das Einzelereigniß nur andeutenden Zügen vollzieht sich nun die Charakteristik des jungen Mannes. Man muß es in dem Buche selbst nachlesen, wie sich Joseph's Verhältniß zu seiner Mutter, zu dem großen Staatskanzler dem Fürsten Kaunitz entwickelt, wie er Beziehungen nach Rußland hin anknüpft und in den Angelegenheiten des deutschen Reiches immer unruhiger vorwärts drängt. In diesen außeröstreichischen Angelegenheiten hatte Joseph schon

seine eigenen Ansichten geltend gemacht, in den inneren Verhältnissen gelang ihm erst nach dem Tode der Mutter, seinen Charakter zu zeigen.

Die Persönlichkeit und die Regierung Joseph's II. hat in letzter Zeit mehrfache Beleuchtung erfahren. Eine sehr eingehende Würdigung lieferte die ausgezeichnete Skizze, welche der verstorbene Kenner Deutschlands im 18. Jahrhundert, Professor Perthes in Bonn, hinterlassen hatte.*) Die beiden Regierungen Maria Theresia's und ihres ältesten Sohnes, in ihren gemeinsamen, aber auch in ihren entgegengesetzten Tendenzen waren klar, übersichtlich, objectiv von Perthes dargelegt: was die östreichischen Forscher von Einzelheiten geleistet, war zu einem Gesammtbilde schon so umsichtig zusammengefügt worden, daß Ranke für seine Zwecke das Fundament gelegt und den Boden geebnet finden konnte. Die Veröffentlichungen Brunner's, trotz ihrer karrikirten Auffassung dem Inhalte nach äußerst dankenswerth, weit mehr aber noch die nicht genug zu preisenden Bücher, mit denen seit einigen Jahren aus den Schätzen des seiner Obhut anvertrauten Wiener Archives Alfred von Arneth uns beschenkt: diese neu eröffneten Quellen haben manche Züge des Bildes noch besser gezeigt und klarer ins Licht gerückt. Und trotz alle dem ist es Ranke noch geglückt, nicht unwichtige Beiträge neu auszugraben, durch seine Archivstudien auf Einzelnes noch helleres Licht zu werfen! Von dem größten Interesse sind die Enthüllungen aus dem politischen Verkehr zwischen dem Souverän und dem leitenden Minister: Joseph und Kaunitz in ihren gegenseitigen Beziehungen treten in ein bisher ganz ungeahntes Verhältniß. Es ergiebt sich, daß in allen und jeden Fragen der bei weitem energischere, principiellere, consequentere Politiker Kaunitz ist und nicht der seines aufgeklärten Despotismus wegen so berufene Kaiser. Die Meisterschaft von Kaunitz, des selbstbewußten Gründers der östreichischen Stellung in den europäischen Fragen, des verantwortlichen Advokaten einer bourbonisch-habsburgischen Allianz hat auch dem Kaiser Joseph imponirt, ihn beeinflußt, seine Action geleitet: Kaunitz war der Lehrer, mit dem Ansehen langer Geschäftserfahrung umgeben, Joseph war der strebsame, lernbegierige, aber auch folgsame Schüler. Dieses Bild entrollen uns die von Ranke dargelegten und erörterten Ereignisse.

Im allgemeinen Interesse werden aus der Regierung Joseph's eine hervorragende Stelle immer die geistlichen Angelegenheiten einnehmen. Auch Ranke hat ihnen scharfe Aufmerksamkeit geschenkt. Und grade in unserer Zeit mag eine Erinnerung daran besonders willkommen heißen. Joseph zeigte sich von dem antikirchlichen Züge jener Periode durchaus durchdrungen; und

---

*) Politische Zustände und Personen in den deutschen Ländern des Hauses Oesterreich von Carl VI. bis Metternich. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben. 1869.

von Schritten für eine Herſtellung allgemeiner Toleranz ging er dabei aus. Maria Thereſia ſchon hatte keine eigentliche Verfolgung oder Bedrückung der Proteſtanten mehr gewollt, Joſeph wollte Toleranz. „Das ſcheint," urtheilt Ranke, „ein geringer Unterſchied zu ſein, aber in dieſer Differenz will doch die Verſchiedenheit der Principien zu Tage." Joſeph's Abſicht war überhaupt, den Staat von dem geiſtlichen Begriff abzulöſen. Und ſobald er die Regierung angetreten, ging er mit einer Reihe von Maßregeln vor, in Befreiung der Proteſtanten von den bisherigen Einſchränkungen, in Ueberwachung der katholiſchen Kirche durch die landesherrliche Oberaufſicht. Gegen die Klöſter, gegen die Uebergriffe der Geiſtlichen in das bürgerliche Leben ging er ſcharf vor — in einen Conflict mit dem Papſtthum iſt er dadurch gerathen.

Es iſt ein Glanzſtück Ranke'ſcher Geſchichtskunſt, dieſes Capitel „Verhältniß zum Papſtthum." Wir enthalten uns eines jeden Auszuges aus demſelben: unſere Leſer mögen das Buch ſelbſt in die Hand nehmen! Jedes Wort, jeder Strich iſt auf's ſorgfältigſte berechnet: abkürzen hieße hier die Seele des Kunſtwerkes vernichten! Nur das berühren wir wenigſtens mit einem Worte: während des Aufenthaltes des Papſtes in Wien 1782, in den mündlichen Verhandlungen nimmt man faſt bei jedem Punkte der Forderung des Papſtes gegenüber eine gewiſſe Annäherung des Kaiſers, aber eine ſehr entſchiedene Zurückweiſung von Seiten des Fürſten Kaunitz wahr. Und daß Kaunitz auch in der kirchlichen Frage der energiſchere, conſequentere, principiellere Staatsmann, geweſen als der Kaiſer ſelbſt, das iſt eins der überraſchendſten Reſultate, das Ranke gewonnen und erwieſen hat.

Die auswärtige Politik Joſeph's wird dann von Ranke in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt. Seine Eingriffe in das Stillleben des deutſchen Reiches, ſeine Verſuche, die Stellung des Kaiſerthums über und zu den Landesfürſten wieder zu ſteigern und zu heben, werden kurz und bündig vorgetragen; und diejenige Richtung, die eigentlich charakteriſtiſch für ihn geworden, die Allianz mit Rußland, wird eingehend erörtert und motivirt. Merkwürdig genug, wie oft ſich in der Zeit von 1740 bis 1790 die Haltung der Großmächte zu einander verändert. Anfangs hatte Oeſtreich vornehmlich auf England ſich geſtützt, dann an Frankreich ſich angeſchloſſen, an daſſelbe Frankreich, das während der öſtreichiſch-engliſchen Allianz die Siege Preußens über Oeſtreich unterſtützt hatte. Nach dem ſiebenjährigen Kriege hatte Friedrich der Große verſtanden, durch freundliche Connexionen mit Rußland ſeine Geſchäfte zu machen: für Oeſtreich war nun die 1756 ſo begehrte Verbindung mit Frankreich werthlos geworden, nun galt es wiederum Friedrich ſeinen Alliirten zu rauben und, da ſich Rußland für Friedrich 1763—1778 von Vortheil erwieſen, ähnlich wie einſt Frankreich in den Jahren 1740—1746, jetzt zu ſehen, ob auch Oeſtreich ähnliche Vortheile aus der ruſſiſchen Allianz ziehen

könne, wie sie Friedrich eingeerntet hatte. Für Ranke hat sich ohne Zweifel herausgestellt, daß Kaunitz noch in den letzten Monaten der Maria Theresia diesen Curs eingeschlagen und die russische Allianz zu erlangen gestrebt: Joseph verfolgte mit Eifer diesen Weg. Die russisch-östreichische Verbindung, zunächst zur Lösung der orientalischen Frage, mußte aber Zerwürfnisse mit Preußen herbeiführen; und man kann nicht sagen, daß es Joseph darum zu thun gewesen wäre, diese Consequenzen seines Systemes zu vermeiden.

Jedermann weiß, auf welchem Punkte Joseph hatte weiterkommen wollen, durch welche Action er noch den Lebensabend Friedrichs beunruhigt. Ihm galt es den Erwerb Bayerns für Oestreich durchzusetzen. Wir folgen Ranke nicht in das Detail der diplomatischen Arbeiten in München; wir erzählen ihm nicht nach, wie Friedrich in einer sehr umsichtigen und großartig berechneten Operation seinen Widerstand gegen die bayerische Annexion erhoben und geltend gemacht hat. Es ist der Anlaß zur letzten großen That Friedrichs für Deutschland, zum Abschluß des Fürstenbundes. — Ueber den Fürstenbund ist nun in den letzten zwei Jahrzehnten viel geschrieben und geforscht worden: die Motive Friedrichs, den Hergang im Einzelnen, den Antheil verschiedener Persönlichkeiten an diesem Projecte hatte man festzustellen; und noch die weitere Frage hatte man ein großes Interesse anzuregen, die nach den letzten Absichten Friedrichs, nach dem eigentlichen idealen Ziele seiner Politik. Das ist selbstverständlich, daß Ranke alle diese Arbeiten und Erörterungen gekannt und verwerthet hat; manches neue Actenstück hat er außerdem noch zu benutzen das Glück gehabt und in seiner feinen, vorsichtigen, objectiven Weise zieht er aus Allem, was vorliegt, seinen allseitig erwogenen Schluß. Friedrichs Absicht war, die deutschen Reichsfürsten zum Schutze ihrer Autonomie, zur Vertheidigung der bisherigen Reichsverfassung in einem Bunde zu vereinigen: das bayerische Project war der letzte Anstoß, mit diesem Bunde nicht länger zu zögern. Friedrich kam mit seinen aus der allgemeinen Lage geschöpften Erwägungen dem Wunsche einzelner Reichsfürsten entgegen, welche schon mit dem Prinzen von Preußen über dergleichen Vorhaben sich in Beziehung gesetzt. „Womit sich König Friedrich von Anfang seiner Regierung an getragen, aber ohne es durchzuführen, die großen Interessen des deutschen Reiches mit dem Bestand und Wachsthum seines Staates zu vereinigen, das wurde jetzt möglich und dringend für beide Theile.“ Mit Hannover und Sachsen verständigte sich Friedrich; dann schlossen sich von den kleineren Fürsten eine ganze Anzahl an. Und wenn auch der Gedanke damals schon vorübergehend aufgetaucht ist: „der Gedanke, das deutsche Reich sowohl von Oestreich als von Preußen zu sondern“, zwischen der reichsständischen Opposition gegen Oestreich und dem preußischen Staate eine Vereinigung nicht zu Stande kommen zu lassen (Frankreich gebührt das Verdienst, darauf hin-

gewiesen zu haben); — so fand solche Idee eines mittleren Deutschland doch keinen Anklang und die deutsch-preußische Absicht des Fürstenbundes trat in's Leben ein. „Am meisten innere Verwandtschaft hat, wenn ich nicht irre," — so resumirt Ranke seine Darlegung — „die Vereinbarung von 1785 mit dem Verständniß, welches Kurfürst Moritz von Sachsen im Jahre 1552 durch den Passauer Vertrag mit den katholischen und geistlichen Fürsten traf. Wie in jener Zeit Karl V. unter Mitwirkung des deutschen Hauses Oestreich von dem Reiche ausgeschlossen wurde, so vereinigten sich jetzt die Stände gegen das deutsche Oestreich, wie es unter Joseph II. auftrat."

Ergreifend ist das Lebensende Friedrichs von Ranke hingemalt: seine ganze Meisterschaft bietet er auf, einen tiefen Eindruck im Leser zu erzielen, und in der That nicht leicht wird ohne Bewegung des Geistes Jemand diesen Abschnitt zu lesen im Stande sein.

Gehen wir weiter zu den Anfängen der Regierung Friedrich Wilhelm II., so können wir uns zunächst eines gewissen Gefühles der Ueberraschung nicht erwehren. Weit milder ist Ranke's Urtheil über diesen König ausgefallen, als wir erwartet oder als die Geschichtsschreibung bisher glaubte verantworten zu dürfen. „An Geist und Energie fehlte es dem neuen Fürsten nicht; aber die Verbindung schwärmerischer Anwandlungen mit sinnlichen Gelüsten kündigte nicht viel Gutes an." Von diesen vier Prädicaten, die dem Könige ertheilt werden, möchten wir jedenfalls eins, „Energie", gestrichen haben; Geist, schwärmerische Anwandlungen und sinnliche Gelüste wollen wir bei ihm nicht in Abrede stellen. Eine gewisse Theilnahme an den Interessen des preußischen Staates, eine gewisse Bereitwilligkeit auf die Forderungen der Zeit einzugehen, eine gewisse geistige Empfänglichkeit bewies der neue König sofort nach der Thronbesteigung; aber was ihm fehlte war der Ernst, die Ausdauer in seiner Berufsarbeit: weder Energie, noch Consequenz hielt bei ihm vor, und — wir wollen auch nach dieser sanfteren Schilderung Ranke's den harten Ausdruck nicht scheuen — das Traurigste war, daß die Cardinaltugend der Hohenzollern, das königliche Pflichtgefühl ihm so gut wie vollständig abging. Wir halten es weder für Sache historischer Gerechtigkeit, über die etwas bessere erste Zeit dieser Regierung stillschweigend hinwegzusehen, noch auch sie besonders stark zu betonen oder das Folgende gewissermaßen durch sie zu verschönern: nein, die ersten Monate einer neuen Regierung sehen sich oft leicht und rosig an, ohne daß die eigentliche Natur des ganzen Verlaufes diesem ersten Hoffnungsschimmer entspricht. Erst die Fortsetzung des Ranke'schen Werkes wird zeigen, in welche Verbindung und Beziehung Ranke das Vorspiel zu der Hauptsache gedacht haben will.

Die Jahre 1786—1788, in denen in Frankreich sich die Wolken der Revolution zusammenballen, gewinnen auch für Deutschland bei Ranke ein

hohes Intereſſe. Das merkwürdige Verhalten Oeſtreichs und Preußens zu einander ſteht hier im Mittelpunkt: dort Joſeph und Kaunitz, hier Friedrich Wilhelm und Hertzberg, welch intereſſante Parallele iſt in dieſen Namen enthalten! Eine gewiſſe Aehnlichkeit in den Beziehungen zwiſchen Souverain und Miniſter drängt ſich uns auf hüben und drüben. Und die beiden Staatsminiſter ſind es, welche das Princip der Machtſtellung ihres Staates ſicherer erfaßt haben, als die Fürſten ſelbſt: von dem Gegenſatz preußiſcher und öſtreichiſcher Intereſſen iſt ihre ganze Politik erfüllt, während doch die Fürſten Gelegenheit zu perſönlicher Annäherung ſuchen und ſogar von einem intimen Verſtändniß zu reden beginnen. Dieſen Velleitäten Joſeph's begegnete Kaunitz mit ſchneidender Kritik in einer vollkommen freimüthigen Auseinanderſetzung: er hielt geradezu für unmöglich, daß Oeſtreich und Preußen jemals Vertrauen zu einander faſſen ſollten; ihre Intereſſen ſeien einander diametral entgegengeſetzt: das einzig Gemeinſchaftliche zwiſchen ihnen liege in dem Streben eines jeden, den anderen ſo weit herabzudrücken, daß ihm derſelbe nicht mehr gefährlich werde. Und auf preußiſcher Seite gab Hertzberg ganz ähnlichen Erwägungen Ausdruck, indem er von einem Anſchluß an Oeſtreich abrieth und vielmehr ein gutes Einvernehmen mit Rußland befürwortete. Und dieſe politiſchen Geſichtspunkte der erfahrenen Miniſter haben denn auch, wenigſtens noch eine Weile, das Verhalten ihrer Fürſten beſtimmt.

Gelegenheit ſich zu erproben hatte Preußen in den holländiſchen Verwicklungen 1787. Es iſt ein ganz unbeſtreitbares Verdienſt Ranke's, daß er die Intervention Friedrich Wilhelm's in Holland zuerſt unter die richtigen Geſichtspunkte gebracht hat: die eigentliche Bedeutung der militäriſch-diplomatiſchen Action iſt zuerſt von ihm erkannt und der politiſche Zuſammenhang zuerſt hier aufgezeigt worden.

Die deutſche Politik, welche mit der Stiftung des Fürſtenbundes inaugurirt war, entſprach durchaus den perſönlichen Anſichten des neuen Königes. Schon als Prinz hatte er ſich dafür intereſſirt und Verbindungen in dieſer Richtung ohne Vorwiſſen Friedrichs, aber im Einverſtändniß mit Hertzberg an verſchiedenen Höfen angeknüpft. Als König hielt er daran feſt. Und der Herzog Karl Auguſt von Weimar, hierin des Königs Geſinnungsgenoſſe und Vertrauter, regte nun damals weitere Plane an, die man vermittelſt des Fürſtenbundes in's Werk ſetzen wollte. Man machte ſich damals wirklich daran zu verſuchen, „in wie fern eine enger zuſammenſchließende Geſtaltung von Deutſchland mit den beſtehenden Formen der Reichsverfaſſung ſich würde vereinigen laſſen oder nicht."

Es war nicht möglich, ſolche Abſichten zu verwirklichen. „Aber, wie Ranke ſehr treffend bemerkt: Von dem, was vorgeht, iſt nicht immer das Wichtigſte, was dabei zu Stande kommt. Die Entwürfe, mit denen man ſich damals

trug, werden allezeit als ein historisches Moment von Bedeutung betrachtet werden müssen." Ranke hebt wiederholt die guten Seiten dieser Reformtendenzen hervor; besonders Karl August erweckt ihm freudige Theilnahme und eine Art von Hochachtung und Bewunderung. Jedoch dringt auch bei ihm immer deutlicher aus dem Fortgang der Erzählung die Ueberzeugung hervor, daß innerhalb der Verfassung Deutschlands eine wirkliche Reform des Reiches ein Hirngespinnst oder Schattenbild und nichts anderes sein konnte. Zwar spricht Ranke es nicht aus, aber darauf führt auch seine ganze Erörterung hin, daß ohne eine Vernichtung des Reiches in seinen alten Formen eine Neubelebung nicht zu denken war. Nicht die frommen Wünsche einzelner Patrioten, erst das wuchtige Schwert des Stärkeren konnte Rettung schaffen.

Wir werden nicht versäumen, über den zweiten Band Ranke's, der die Einwirkungen der Revolution vom Westen her auf das alte Reich schildern muß, an dieser Stelle weiter zu berichten. wr.

Paris und Frankreich.

Es ist kein deutsches Urtheil, welches wir im Folgenden mittheilen. Ein französisches Blatt, das vielverbreitete „Salut Public" in Lyon, veröffentlicht schon seit einiger Zeit „Lettres d'un Villageois", deren 31., vom 27. October datirt und gleich den früheren von dem „ländlichen Wähler Jean Guillaume" unterzeichnet, eine gewisse Seite des Charakters der Pariser in nachstehenden überaus treffenden Worten abconterfeit:

„Die Pariser haben eine Art, frivol zu sein, an sich, die mich aus dem Häuschen bringt. Es ist ein Gethue, als ob sie über alles lachen müßten, was anderen Leuten die Thränen in die Augen treibt. Alles wird ihnen Gegenstand des Witzereißens, selbst das Unglück des Landes und Volkes, und sie bilden sich ein, das Vaterland gerettet zu haben, wenn sie den Feind unter dem Gewicht von ein paar Dutzend Calembours zerschmettert haben. Dazu kommt noch eine gewisse Gleichgültigkeit und Geringschätzung in Betreff alles dessen, was sich draußen vor ihren Thoren begiebt. Geht man aus ihrer Stadt hinaus, so giebts da nur noch mangelhafte Dinge und lächerliche Wesen. Der Mittelmann der Provinz ist ein wunderliches Ding, vom Schöpfer

nur erſonnen, um ihre Mußeſtunden zu erheitern; der Bewohner des platten Landes eine Art Thier mit etwas Verſtand, ein bischen weniger ungeſchlacht und unbequem als das gewöhnliche Heerdenvieh und eigentlich nur geduldet, weil er zum Säen und Ernten des Korns und zur Pflege des Weines nothwendig iſt. In den Augen der Pariſer erſtreckt ſich das, was man „das Land" nennt, von Batignolles bis nach Charenton, darüber hinaus fängt das Ausland an.

Offenbar war es dieſe ſonderbare Anſchauung, welche in den Zeiten der Commune beinahe alle Gemüther in Paris in die Irre führte. Viele Leute, die ungeheure Majorität ohne Zweifel, hatte Grauen vor dieſer gemeinen Regierung, deren Perſonal doch gar zu viel Canaille unter ſich zählte, aber die Idee lächelte ſie verwandtſchaftlich an. Ich habe damals die rechtſchaffenſten und wohlhäbigſten Leute, welche über den ſittlichen Werth der Miniſter ſehr gering dachten, mit lauter Stimme die Theorie preiſen hören, nach welcher Paris Meiſter in Frankreich zu ſein und es nach ſeinen Launen zu leiten berufen ſein ſollte, wie man einen Unmündigen oder einen für mundtodt Erklärten leitet.

Die logiſche Conſequenz dieſes Princips iſt, daß für die Pariſer der Einbruch der Deutſchen nur an dem Tage eine Wahrheit geweſen iſt, wo die Ulanen über die Champs-Elyſeés ritten und auf dem Place de la Concorde ihr Lager aufſchlugen. Oh! dieſer Tag war im Ernſt ein Tag der Trauer! Die Läden ſchloſſen ſich, Einſamkeit und Schweigen verbreiteten ſich über die Straßen. An dieſem Tage hörten die Pariſer auf zu lachen, das Vaterland war jetzt wirklich und wahrhaftig entweiht.

Die Zeitungen, die man in Paris ſchreibt, und die zu uns in der Provinz wie Moſes und die Propheten kommen, haben uns vom Eintritt der Barbaren in das Elſaß an ganz ſchöne Klagelieder geſungen über die Befleckung des geheiligten Bodens, dann über die Plünderung, die Verwüſtung des platten Landes und alle Bettelhaftigkeiten der Deutſchen, endlich über die Zerſtückelung, dieſe letzte fürchterliche Prüfung; aber der Bewohner der Rue Saint Denis, welcher nie auch nur die Spitze einer preußiſchen Pickelhaube geſehen hat, iſt beinahe verſucht, zu glauben, daß es nur ein Alpdrücken geweſen. Hätte er nicht etliche Monate das Fleiſch von ſchwindſüchtigen Pferden und Brod, aus dem Stroh alter Stühle gemacht, eſſen müſſen, ſo würde er dreiſt in Abrede ſtellen, daß ein Drittel von Frankreich mit Blut befleckt, ausgeplündert und in Aſche gelegt worden, da ja die Rue Saint Denis und ihre Umgebungen unbeſchädigt geblieben ſind.

Ich kann mir dieſe falſche Ungläubigkeit nicht aneignen, welche, um ihre eigne Sprache zu reden, nur eine künſtliche Abſägung der Hauptſtadt von der zu naiven Provinz iſt. Ich könnte mich noch weniger an die unanſtändige Art und

Weiſe gewöhnen, in welcher dieſe Hauptſtadt, unſer Kopf, unſer Gehirn, wie ſie ſelbſt ſich nennt, das Andenken an dieſen Einbruch bewahrt, der ſo viel Thränen und ſo viel Blut gekoſtet hat.

Uns Andere, uns in der Provinz, die wir ihn in der Nähe geſehen und von denen viele wenigſtens grauſam unter ihm gelitten haben, wird die Erinnerung an den Einbruch wie eine offene Wunde bleiben, welche viele Jahre nicht vernarben laſſen werden. Diejenigen unter uns, die ihren häuslichen Herd verletzt, ihre Felder verwüſtet, ihre Söhne getödtet und ihre Uhren nach Deutſchland entführt ſahen, werden das Andenken daran bewahren bis zu dem Tage, wo Preußen uns Alles wiedererſtattet hat, was es uns an Geld und nationaler Ehre geraubt hat*). Selbſt die, welche der Abſchaum nicht berührt hat, die, welche ihn nur mit ſolcher Beängſtigung ſich ihren Hütten nähern geſehen haben, werden ſich dieſer trauervollen Tage erinnern, wo — ich ſage es mit der Röthe der Scham auf der Stirn — der Schrecken die Vaterlandsliebe erſtickte. Lange Zeit werden die alten Leute davon erzählen. Es wird die wehmüthige Sage aller Dörfer ſein, es wird, wie ich hoffe, in den Gemüthern lange genug fortleben, um unſere kleinen Kinder, die in zehn Jahren Soldaten ſein werden, in einer Weiſe, die ſich nicht vergißt, die Aufgabe begreifen zu laſſen, die wir ihnen hinterlaſſen.

Ach! Ja wir haben Furcht gehabt. Furcht, nicht um unſre Haut, die uns die wenigſte Sorge macht, ſondern um unſre Häuſer, um unſre Kühe, um unſre Keller, unſre Weinberge, unſre Ernten. Wir haben, ohne zu zögern, unſre Söhne in's Feuer geſchickt, wir würden ſelbſt hineingegangen ſein auf unſern alten Beinen und mit unſern Jagdflinten, wenn der Feind den Durchmarſch durch unſere Thäler verſucht hätte. Aber wir zitterten um unſer Erbtheil und erſehnten den Frieden, ohne zu berechnen, was er uns koſten würde nachdem er uns den Krieg gekoſtet hatte. Die Ruhe iſt wieder eingetreten, eine ſchreckliche Ruhe, während welcher man ſeine Verluſte zählt. Eine Menge Wohnungen ſind in Trauer und werden in Trauer bleiben, ſo lange die, welche nicht zurückgekommen ſind, nicht ihren Rächer gefunden haben.

Sehen Sie, mein Herr, das ſind Dinge, um die man ſich in Paris nicht einmal die Mühe gibt, ſich zu kümmern.

Das deutlichſt erkennbare Ergebniß, die klarſte Wirkung des Einfalls der Deutſchen auf die Pariſer Sitten iſt der Einfluß, den er auf die Mode gehabt hat und unglücklicher Weiſe nicht in der Weiſe gehabt hat, daß er ſie vernünftiger gemacht hätte.

Ich rede nicht gerade von der Mode der Kleider, wiewohl die Weiber

*) Nicht doch! Ein verſtändiger Menſch, und ſo nachträglich, ſo rachgierig! Wir denken aber, das wird ſich bei ihm und Seinesgleichen geben, eher vielleicht, als Mancher glaubt. Sonſt müſſen wir ſie mit Gotteshülfe wieder niederwerfen und dann gründlicher.

ſich darin gefallen, daß ſie in der Art von Hüten kleine Helme tragen, denen nur die Spitze fehlt, um ſie zu preußiſchen Pickelhauben zu machen. Nein, ich meine jene Verrücktheit, nach welcher die Pariſer die glücklichen oder beklagenswerthen Ereigniſſe, welche ſich zutragen, nur als Gelegenheiten betrachten, die kleinlichen Spielereien zu variiren, die zu ihrer Exiſtenz nothwendig ſind.

So iſt z. B. gegenwärtig die preußiſche Granate in Gunſt. In Wirklichkeit wie figürlich iſt ſie das beliebteſte Spielzeug des Tages. Man verwendet ſie allenthalben, ſie bekommt Junge, ich weiß nicht, in was für hundertlei Saucen man ſie den Leuten ſervirt. Gewiſſe Gewerbsleute machen ein Geſchäft daraus, alle Geſchoſſe, die während der beiden Belagerungen nach Paris hineingefallen ſind (man nimmt es mit ihrer Nationalität nicht ſo genau), zu ſammeln und ſie zu allerhand Gegenſtänden zu verarbeiten, die irgendwie zum eleganten Leben gehören. Die ſprichwörtliche Erfindungsgabe der Pariſer Fabrikanten hat ſich mit vergnügtem Herzen daran gemacht, und Spielzeugfabrikanten und Juweliere haben um die Wette gearbeitet. Aus den großen, dicken Bomben, welche nicht zerſprungen und noch mit ihrem zerriſſenen Hemde von Blei bekleidet ſind, macht man Wanduhren. Man zerſchneidet ihnen den Bauch, um ein Uhrwerk mit Zifferblatt hineinzuſchieben, das nun die Stelle des Pulvers einnimmt. Ich würde mich freuen, dieſe Wanduhr auf jedem Kaminſims zu ſehen, aber unter der Bedingung, daß der Zeiger daran unbeweglich wäre und immer dieſelbe Stunde wieſe — die der großen Reveille. Aber ich vermuthe, daß dieſe furchtbaren Hausgeräthſtücke viel häufiger die Schlafkammer niedlicher Frauenzimmer als die von Liebhabern der Rache ſchmücken werden.

Wo aber das Genie der Künſtler ſich ſelbſt übertroffen hat, das iſt in der Art und Weiſe, in welcher man die Sprengſtücke der Geſchoſſe nützlich verwendet. Aus einer halben und der Länge nach durchgeſpaltenen Granate machen ſie eine Cigarrendoſe, aus ganz kleinen Bruchſtücken entſtehen unter ihren Händen Büchſen für Zündhölzchen, Uhrhalter oder Tintenfäßchen, oder ſie geſtalten ſie zu Briefbeſchwerern oder Stockknöpfen um. Durch eine ſehr ſinnreiche Zuſammenſtellung von größeren Kugeln, Zündnadelgeſchoſſen und Granatſpiegeln gewinnen ſie Lichthalter, Leuchter, Candelaber und ſelbſt Kronleuchter. Das ſieht häßlich, plump, unſauber aus, aber jedes dieſer Bruchſtücke hat vielleicht einen Franzoſen getödtet oder zum Krüppel gemacht, folglich iſt das Ding als Kunſtwerk von unſchätzbarem Werthe.

Die Juweliere treiben's in noch raffinirterer Weiſe. Nichts zeigt heutzutage beſſeren Geſchmack, als wenn man an ſeine Uhrkette eine allerliebſte Miniaturgranate hängt oder ſich über den Finger einen Ring ſtreift, welcher aus dem Sprengſtück einer deutſchen Bombe gegoſſen und von Froment Mau-

rice ciſelirt worden iſt. Die Modedamen tragen dergleichen als Halsband oder auch als Ohrgehänge. Die jungen Leute von der eleganteſten Sorte knüpfen ſich's als Manſchettenknöpfe ein oder ſchieben ſie als Ring um die Enden ihrer Cravatten. Etwas beſonders Exquiſites iſt es, wenn es in der Geſtalt von Lilienblumen auftritt.

Eine ganz beſondere Goldquelle aber hat die preußiſche Granate den Conditoreien geöffnet. Den nächſten Neujahrstag wird ein wohlerzogener Mann ſich nicht erlauben dürfen, einer Dame Bonbons zu überbringen, die nicht aus kleinen Zuckergranaten beſtehen, welche in einer großen Granate aus Pappe ſtecken. Die Leute, deren Söhne oder Brüder durch die deutſche Artillerie getödtet worden ſind, werden natürlich nicht umhin können, von dieſer niedlichen Gabe entzückt zu ſein.

Das iſt nur *eine* Seite der Pariſer Frivolität, welche man uns in der Provinz immer als ein Muſter geiſtreicher Anmuth und feinſten Geſchmacks empfohlen hat. Es gibt davon tauſend andere, aber eine, die mich auf jedem Schritt durch die Straßen abſtößt, und an die ich mich durchaus nicht gewöhnen kann, iſt die Neigung der Pariſer zur Karrikatur.

Es geſchieht häufig, daß ich bei meinen Gängen durch Paris über ein ſolches Bild roth bis über die Ohren werde, während Leute, die ohne Zweifel viel weniger bäueriſche Empfindungen haben als ich und viel mehr Verſtand für feine Witze beſitzen, darüber lachen, daß ſie ſich die Seiten halten müſſen. Und dieſe Allegorie, die ſo zartſinnig, ſo zeitgemäß und vor Allem ſo kühn iſt, vervielfältigt ſich in's Unendliche und nimmt tauſend und abertauſend verſchiedene Geſtalten an. Es gibt keinen Bilderhändler in Paris, bei dem nicht Frankreich durch Hunderte ſolcher Darſtellungen in Lithographie oder Photographie gerächt oder gerettet würde.

Und alles das in dieſem ſelben Augenblick, wo uns das Blut bis zum Bleichwerden abgezapft wird, um den Appetit deſſen, der uns beſiegt hat, zu befriedigen, und wo wir gezwungen ſind, ihm mit freundlichem Lächeln unſre Milliarden auf ſilbernem Teller zu präſentiren. Vermuthlich geſchieht es, weil kaum vor acht Tagen unſer Bevollmächtigter, um die Befreiung von fünf oder ſechs Departements eher als ausgemacht zu erlangen, mit dem Herrn v. Bismarck ſpeiſen und mit ihm jene Eßtourniere hat durchmachen müſſen, bei welchen demjenigen die Palme gereicht wird, der am meiſten eſſen kann. Um den Herrn Fürſten von Bismarck in gute Laune zu verſetzen, mußte man ſich*) von ihm in dieſem Freßkampfe (assaut de gueule) beſiegen laſſen und ſich dennoch ſoweit auf den Beinen halten, um ihn noch als Sieger an-

*) Guter Burſche, dieſer „electeur rural", aber welch komiſcher Aberglaube, vorausgeſetzt, daß es im Ernſte gemeint iſt, was zu bezweifeln ſein könnte.

zuerkennen. Unser Minister (Pouyer Quertier) besitzt, Dank sei ihm dafür gesagt, einen vortrefflichen Magen — so behauptet man wenigstens — und er hat sich desselben zum größten Nutzen der Verhandlungen bedient, aber, so fragen wir, ist der Moment, wo wir auf solche Mittelchen angewiesen sind, der geeignete, wo wir die Großmäuler und die Eisenfresser spielen dürfen? Dürfen wir jetzt die Lächerlichkeit begehen, im Bilde einen Feind zu verjagen, den wir nicht mit den Waffen in der Hand über die Grenzen treiben konnten?

Da haben Sie, mein Herr, ein Beispiel des Pariser Geistes. Man sieht Aehnliches häufig an die Wände angeklebt, aber weder die städtische Polizei, noch die öffentliche Schamhaftigkeit trägt Sorge, daß hier Ordnung gestiftet wird. Ich spreche nicht von allen Parisern, Gott sei Dank! Aber von jener stupiden und plumpen, unwissenden und anspruchsvollen Masse, die weder Scham, noch Würde hat und hundert Mal alberner und dümmer ist als die rüpelhaftesten unserer Bauern. Denn diese Gesellschaft hält sich für viel gescheidter und geschmackvoller als wir in der Provinz. Sie ist der Ueberzeugung, daß sie allein „das Volk" sei (was beiläufig auch Leute in Deutschland von sich meinen) und daß die ganze übrige Welt nichts zu bedeuten habe. Ich rede von dieser Masse, welche den 18. März machte oder — was schlimmer ist, — machen ließ.

Wenn ein Nationalunglück wie dasjenige, welches uns das Blut abzapft, ein Volk betroffen hat, und wenn dieses Volk, statt sich ernst und würdig von seinem Fall zu erheben, keine andern Kundgebungen seines Schmerzes und seines Ingrimms weiß, als solche erbärmliche Witze, so sage ich, daß dieses Volk auf dem Wege ist, der zum Nichts führt. Wenn man sich nicht beeilt, mit dem Elementarunterricht dieser drohenden Auflösung aller anständigen Empfindungen und aller Grundsätze entgegenzutreten, so bedarf es nur noch eines Schrittes, um in die letzte und äußerste Erniedrigung in politischer Beziehung zu verfallen, in die Einverleibung in das deutsche Reich.

Die Postanstalten der Kaiserstadt Berlin.

Wie das gesammte Staatsleben Preußens den aufstrebenden Zug energischer Kraftentwickelung zeigt, so findet sich auch in dem preußischen Postwesen diese Signatur in charakteristischer Schärfe ausgeprägt. Aus dem nationalen Aufschwunge von 1815 zog auch das Postwesen seine treibende Kraft und entfaltete unter der Leitung trefflicher Verwaltungschefs mehr und

mehr eine über die Grenzen der heimischen Schlagbäume hinausreichende Wirksamkeit. Von dieser Zeit beginnt auch das wunderbare Wachsthum der preußischen Metropole. Berlin, bekanntlich um die Mitte des 15. Jahrhunderts von dem Hohenzollernfürsten Friedrich II. dem Eisernen zur Hauptstadt Brandenburgs gemacht, hatte zu Ende des 15. Jahrhunderts nicht mehr als etwa 10.000 Einwohner. Bei dem Umsturze aller staatlichen und socialen Verhältnisse im dreißigjährigen Kriege sank die Einwohnerzahl auf 6000 herab, vermehrte sich aber gleich nach dem Eintritt friedlicher Zeiten sehr erheblich; 1680 betrug sie bereits 17,000, zu Anfange des 18. Jahrhunderts 50,000, stieg 1755 auf 100,000, 1804 auf 182,157, sank in Folge des Krieges 1807 auf 145,941, verdoppelte sich aber von 1815 bis 1823, und vervierfachte sich in dem weiteren halben Jahrhundert, so daß sie jetzt nahe an eine 1 Million beträgt, wie die Zählung im nächsten December darthun wird.

Nachdem zu Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts die Schnellposten, welche die 380 Meilen von Petersburg nach Paris in 15 Tagen zurück legten, die gerechte Bewunderung aller Pfahlbürger und Kleinstädter erregt hatten, blieb dem Einflusse des modernsten Verkehrsmittels: den Eisenbahnen vorbehalten, der Entwickelung des Posttransportwesens ungeahnte Impulse zu geben. In dieser Beziehung erwies sich die glückliche Lage Berlins, als eines commerciellen Centralpunkts, als einer Vermittlerin zwischen dem Westen und Osten Europa's, für den internationalen Verkehr von größter Bedeutung; schon früher durch die Verbindung der Flußsysteme von Elbe und Oder ein wichtiger Transit- und Speditionspunkt, wurde Berlin durch die Eisenbahnen das Hauptemporium des Binnenhandels in Mitteleuropa. Die Intelligenz seiner Fürsten verlieh ihm außer den Segnungen gewerblicher Blüthe durch Gründung von Academien und Hochschulen den Glanz Athens, das Prestige wissenschaftlicher und künstlerischer Größen, alles Factoren, deren Gesammtwirkung von hohem Einflusse auf das Emporblühen der Stadt „in der Sandbüchse des heiligen römischen Reichs deutscher Nation" war.

Mit diesem Aufschwunge der Hauptstadt ging die Reform der Postbetriebseinrichtungen Hand in Hand. Der lebendig pulsirende innere Verkehr Berlins hatte längst nach Herstellung eines Mediums für die Vermittelung von brieflichen Nachrichten innerhalb der Grenzen des städtischen Weichbildes verlangt. Man war zu Anfange dieses Jahrhunderts hierin bereits zur Selbsthülfe übergegangen, indem die Mitglieder der sehr ehrenwerthen „Kaufmannsgilde von der Materialhandlung" die Läden ihrer in der Stadt zerstreut wohnenden Gewerbsgenossen zu Briefsammlungen eingerichtet hatten, und die auf diese Weise colligirten Briefe durch Boten bestellen ließen, welche die Straßen Berlins durchzogen, und sich durch Klingeln mit einer Glocke bemerklich machten. Eine sehr primitive Einrichtung, aber doch eine Einrich-

tung! Das Institut fand bei der großen Zahl seiner Mängel (namentlich Unsicherheit und Langsamkeit) wenig Anklang und ging ein, als 1806 die französische Armee in Berlin einrückte. Im Jahre 1823 ergriff die Postverwaltung die Initiative zur Befriedigung des localen Verkehrsbedürfnisses, und nach Beendigung der Vorarbeiten trat am 1. December 1827 die „Stadtpost" zu Berlin in Wirksamkeit. An 60 Punkten in der Stadt wurden Briefsammlungen unter Controle der Staatspostanstalt eingerichtet; die Briefsammlungen nahmen Briefe jeder Art an, und beförderten solche durch Boten fünfmal des Tages nach dem Centralpostamte, von wo entweder die Absendung nach auswärts mit den Posten oder die Bestellung der nach Berlin selbst gerichteten Correspondenz durch die Briefträger in's Werk gesetzt wurde. Damals war Berlin in die bescheidene Anzahl von 36 Briefträger-Revieren getheilt. In den Vorstädten fungirten indeß besondere Briefträger, darunter ein „reitender." Die neue Einrichtung war das Ei des Columbus; sie bewährte sich vortrefflich und brachte schon 1828 eine Einnahme von 6595 Thalern Stadtporto; gleich in den ersten Tagen der Stadtpost wurden 3000 Briefe eingeliefert. 1832 stieg der Ertrag auf 12736 Thlr., 1840 auf 20,000 Thlr., 1850 auf 30,000 Thlr. Im Jahre 1870 belief sie sich auf mehr als 200,000 Thlr. Die Verwaltung versäumte im Laufe der Zeit nicht, das Stadtpostinstitut mit der fortschreitenden Steigerung des Verkehrs zu reformiren. 1851 traten an die Stelle der nicht mehr ausreichenden Briefsammlungen vollständige Districts-Postexpeditionen, und zwar außer den fünf Postämtern an den Eisenbahnhöfen noch acht Postexpeditionen an den verschiedenen Verkehrsbrennpunkten der Stadt. Die Briefeinlieferung wurde durch Aufstellung von 127 Briefkasten erleichtert, welche regelmäßig von den Districts-Postämtern aus abgeholt bzw. geleert wurden. Zwischen den letzteren Stellen und dem Central-Postamte in der Königsstraße richtete man eine Schnellverbindung durch regelmäßig coursirende einspännige Briefposten ein, welche zehn Minuten vor jeder vollen Stunde das Central-Postamt verlassen, nach den Districts-Postämtern diejenigen Briefe befördern, welche in den Briefträger-Revieren des Districts zu bestellen, d. h. den Adressaten ins Haus zu senden sind, und auf der Rückkehr nach dem Central-Postamte diejenigen Sendungen mitnehmen, die in den Districtsstellen aufgeliefert wurden. Dieser Beförderungsdienst ist mit minutiöser Genauigkeit regulirt. Bis 1842 bestand nur eine sechsmalige Briefbestellung während des Tages; seit 1851 wurde dieselbe unter Verdoppelung der Zahl der Briefträger (jetzt 440) zu einer zwölfmaligen erweitert. Zwölfmal des Tages wird auch jede Districtsstelle von dem Briefpostwagen des Centralamts berührt. Außer den Briefposten durcheilen noch zahlreiche Packettransporte und Geldposttransporte (Güterposten) Berlin in allen Richtungen. Täglich kommen auf den acht Eisenbahnhöfen der Metro-

pole insgesammt etwa 40 Postzüge an, und ebensoviele gehen ab. Von jedem dieser Züge und zu jedem derselben treffen Anschlußposten der anderen Eisenbahnrouten ein, da jedes ambulante Eisenbahn-Postbüreau directe Briefpackete mit den Postbüreaus der correspondirenden Bahnzüge wechselt. Die Anzahl dieser Bahnposttransporte in der Stadt wird durch die Nothwendigkeit der Arbeitstheilung in einem so mächtigen Organismus noch insofern verdoppelt und zum Theil verdreifacht, als von einem und demselben Zuge Briefbeutel, Päckereien und Geldsendungen abgesondert expedirt werden müssen, weil für jede dieser Kategorien in Berlin eine eigene Arbeitsstelle vorhanden ist. Alle diese Betriebszweige müssen trotzdem in lebensvoller Verbindung und Wechselwirkung bleiben, weil andernfalls sofort eine Betriebsstockung, und in ihrem Gefolge eine Benachtheiligung der Interessen des Publicums, eintreten würde. Deshalb ist der Gang aller dieser Brief-, Güter- und Bahnhofs-Posten nach dem Einheits-Princip genau geregelt; von der Centralstelle geleitet, fügen die einzelnen Betriebsorgane sich willig und schnell dem Interesse des Ganzen.

Die älteste Poststelle Berlins ist das von dem großen Kurfürsten gegründete „Hof-Postamt". Seine Geschichte, von kleinen Anfängen ausgehend, ist das lebendige Abbild der verschiedenen Phasen, welche der Verkehr der Hauptstadt durchlaufen hat. An die Stelle der alten Botengänge der Fürsten und Universitäten traten nach und nach wohlgeordnete Staatsposten; ehe noch Eisenbahnen und Telegraphen beflügelte Boten des modernen Verkehrslebens wurden, waren die Schnell- und Estafetten-Posten treue Vermittler der tausendfachen menschlichen Beziehungen, deren Pflege der brieflichen Mittheilung bedarf. Es war ein interessanter Moment, wenn die Brief-Ausgabe-Expedition des Hof-Postamts in alter Zeit die Posten von Hamburg, London, Paris und Wien ausgab. Hunderte von Menschen drängten sich in dem überfüllten Vestibül; es galt die neuesten Nachrichten, die letzten Course, die großen Staatsactionen des Auslandes zu erfahren. Allerdings bringt jetzt der Telegraph die neuesten Nachrichten, aber doch ist diese Halle fortwährend belebt; denn dort empfangen die Centralbehörden des Reichs und des Preußischen Staats, die großen Börsenmagnaten, die Geld-Institute und zahllose Firmen der Berliner Handelswelt ihre Correspondenz, nicht minder ist hier die Welt der poste restante Briefempfänger, eines specificischen Products der Neuzeit. Immerhin ist das Hof-Postamt noch die wichtigste Postbetriebsstelle Berlins; es zählt ein Personal von 324 Beamten u. s. w. und vermittelt einen Umsatz von 950,000 Thlr. in Einnahme und 1,251,000 Thlr. in Ausgabe (an Porto, Postvorschüssen, Ein- und Auszahlungen. Im Kriege von 1870—71 lag dem Hof-Postamte die wichtige Aufgabe ob, die Feldpostsendungen aus dem Osten zu sammeln (Sammelstelle) und die für die Feldpost bestimmten Briefsäcke für jedes Armeecorps, jede Division nach dem Felde abzufertigen.

Ein Bild von dieser Thätigkeit wird die Andeutung geben, daß von Berlin täglich colossale Massen von Feldpostcorrespondenz abgingen, z. B. am 14. Januar 1871 eine Post, bestehend aus 267 Briefsäcken mit etwa 160,000 Briefen in fünf großen Güterwagen. Die Feldposttransporte übertrafen die sonst für unerreicht gehaltenen Englisch-Ostindischen Posten oft um das Doppelte. Neben dem Hof-Postamte bestehen ein besonderes, ebenfalls sehr umfangreiches Stadt-Postamt, in welchem sich der gesammte Stadtpostbetrieb concentrirt und ein Päckerei-Amt für die Packetbestellung. Von dem letzteren werden täglich 3—4 mal die Colonnen der Factagewagen expedirt, mittelst deren man die von auswärts angekommenen Päckereien den Adressaten ins Haus schickt. Die Anzahl dieser Packete beträgt oft 15,000 täglich. Am großartigsten ist hier der Betrieb zur Weihnachtszeit, wo ganze Chimborassos von Kuchen-Packeten, „Weinachtspaudeln", Kisten, Wurst- und Butter-Päckchen, alles Wahrzeichen der deutschen Weihnachtsfreuden, von auswärts einlaufen. Wer hätte in Berlin nicht einmal an den Weihnachtsfeiertagen jene Kolosse von Wagenburgen auffahren sehen, die diese Päckereien aufnehmen und sie selbst nach den äußersten bewohnten Stätten Berlins, den ultima Thules, getreulich hinbefördern. Bis 100,000 steigt in den fünf Weihnachtstagen vom 20—24. December die Zahl der ankommenden Päckereien, so daß die Bewältigung dieser Massen wahrhaft staunenswerth ist.

Eine wichtige Betriebsstelle bildet auch das Post-Zeitungsamt. Wer die Fruchtbarkeit der deutschen Nation auf literarischem Gebiete kennt, wird zu ermessen wissen, welchen Geschäftsumfang eine Stelle erreichen muß, welcher obliegt, die gesammte Zeitungsproduction einer Weltstadt wie Berlin nach auswärts zu vermitteln. Insbesondere concentrirt sich bei dem Post-Zeitungsamte der Verlag der auf schnellen Versandt angewiesenen Zeitschriften, also der täglich erscheinenden Zeitungen jeder Art, sowie der politischen Wochen- und Monatsschriften, die dem Postdebit unterliegen. Die Gesammtzahl der abgesetzten Zeitungsexemplare betrug in vergangenen Jahre 353,000. Die Einnahme an Zeitungsprovision beziffert sich auf etwa 170,000 Thlr. jährlich und ist in stetem Steigen begriffen. Am belebtesten ist die Scene in dem Post-Zeitungsamte des Sonnabends, wenn die mächtigen Stöße des Kladderadatsch und der illustrirten Journale auf der Bühne erscheinen, um nach allen Richtungen der Windrose verschickt zu werden. Man stelle sich vor, daß der Kladderadatsch fast auf der ganzen civilisirten Erde gelesen wird und daß jeder Abonnent das Berliner Zeitungspacket mit dem beliebten Witzblatte sehnlich erwartet. Nun gilt es, im Zeitungsamte die Exemplare für jede einzelne Debitsstelle sorgsam abzuzählen, Tausende von Packeten daraus zu formiren, diese zu bezeichnen, zu schließen, endlich die Expedition mit den Posten zu bewirken. Schon früh Morgens am Samstage gehen 53,000 Zeitungs-

packete, darunter die sehr voluminösen für Rußland ab; im Laufe des Vormittags folgen 25,000 weitere Sendungen; endlich am Abend wird die Hauptmasse, 93,000 expedirt, im Ganzen also 171,000 Packete, eine wahre Herkulesarbeit! Punkt 9 Uhr muß das gesammte Sortir- und Verpackungsgeschäft vollendet sein, das nur von diesen fleißigen, zahlreicher traditioneller Handgriffe kundigen Händen bewältigt werden kann. Denn die Geschichte des Post-Zeitungsamts beginnt mit der Gründung der ersten Berliner Zeitung, der „Vossischen Zeitung" (1722); die Anzahl der seitdem expedirten Packete ist also Legion. An den übrigen Wochentagen werden 120—130,000 Sendungen abgelassen, wöchentlich gehen etwa 900,000 Packete ab welche die Gesammtproduction der politischen Presse und eines großen Theils der nicht politischen Presse der Residenz enthalten. In der neuesten Zeit ist der Verkehr des Zeitungsamts noch im Steigen begriffen, da die Einrichtung der extraordinairen Zeitungsbeilagen mit ihrer der Verbreitung von Preßerzeugnissen so ungemein günstigen Tendenz das Volumen der Zeitungspackete erheblich vergrößert. Das Post-Zeitungsamt ist, begünstigt durch Berlins Lage, zugleich ein wichtiger Factor für die Vermittelung des internationalen geistigen Verkehrs; seine Verbindungen erstrecken sich über das ganze Ausland, sodaß auch die Abrechnungsgeschäfte bei der Verschiedenartigkeit der Währungen, Tarife ꝛc. von großem Belange sind. Außer den geschlossenen Zeitungspacketen gehen noch zahlreiche Einzelsendungen unter Kreuzband ab. Wer vor den Schlußzeiten die Brief-Annahme-Expedition des Hof-Postamts besucht und die massenhaften Kreuzbandsendungen nach allen Welttheilen, namentlich nach America, aber auch nach Asien, Africa, Australien, sich aufthürmen und unter der Hand kundiger Expedienten „ins Weite schweifen" sieht, wird die Verbreitung geistiger Erzeugnisse, die Macht des Gedankens, welcher Raum überschreitend die Antipoden miteinander verbindet, in lebendiger Wirklichkeit vollzogen sehen und die universelle Bedeutung des Postwesens würdigen, das ein mächtiges Band um Welttheile schlingt.

Wir schließen diese Skizze des Berliner Postbetriebes, der vielleicht sehr bald eine Erweiterung auf dem Gebiete atmosphärischer Posten, durch die Luftballons, erfahren wird, mit der Zusammenstellung folgender statistischer Daten, welche die Großartigkeit des Verkehrs der Hauptstadt in Zahlen darthun: Es sind im Jahre 1870 befördert: Stadtbriefe 7,414,524, in Berlin eingetroffene Briefe distribuirt: 15,506,948, außerdem: 1,218,258 Drucksachen und Kreuzbandsendungen; ca. 3,400,000 Packete; 1,600,000 Werthsendungen. Von Berlin wurden abgesandt Briefe ca. 18,000,000, Packete 2,189,232, Werthsendungen 719,280. Der Betrag der Einzahlungen auf Postanweisungen belief sich auf 6,201,635 Thlr. die Summe der Auszahlungen auf

14,423.930 Thlr. Die Zahl der Postämter in den verschiedenen Stadttheilen betrug 41. Auf den Kopf der Bevölkerung Berlins treffen jährlich 31,5 Briefe (in ganz Preußen etwa 10.)

Berliner Briefe.

Berlin, 3. November.

Die Zeiten der Rue Quincampaix scheinen für uns gekommen zu sein. Es hat nach dem Frieden lange gedauert, ehe die Hausse der Börse in der Weise durchbrach, daß sie das große Publicum der kleinen Besitzer mit sich fortriß, daß die auri sacra fames sich Derer bemächtigte, welche bis dahin Arbeit und Sparsamkeit als die Quellen des Reichthums anzusehen gewohnt waren. Aber diese Leute sehen die Papiere steigen und immer höher steigen — in wenigen Wochen sind zwanzig, dreißig Procent verdient und wenn Jemand ein paar glückliche Treffer hat, so kann er in derselben Zeit sein Vermögen verdoppelt haben. Scheint da Der nicht ein Narr zu sein, der die goldene Fluth an sich vorüberrauschen läßt, ohne zu schöpfen?

So wenigstens urtheilt die Menge; Einen nach dem Andern ergreift das Fieber, die Börse wird von Tag zu Tage voller, in den Läden der Banquiers sitzen früh morgens die Kunden, geduldig auf ihre Abfertigung wartend, und des Abends spät sieht man noch Licht in den Comtoirs, und Chefs und Comtoristen arbeiten — auch, wenn es nicht Ultimo ist. Nichts wäre thörichter, als gegen die Börse als Institution etwas sagen zu wollen. Sie wird, so wenig wie das Welfenreich, obgleich sie streng genommen diesem an Ehrwürdigkeit des Alters überlegen war, bis an das Ende der Dinge dauern; in der heutigen Weltordnung aber hat sie ihre Nothwendigkeit und für das gegenwärtige wirthschaftliche System ist sie nicht bloß eine sehr wichtige Schraube, sondern vielleicht selbst der Schlußstein des ganzen Gebäudes.

Und gerade deßhalb ist es ein eigenes Ding um die Warnungen vor dem Börsenspiel. Sie finden noch hier und da einen braven Mann, der einen guten Gehalt bezieht und eine hübsche Pension in Aussicht hat und der sich ein solides Papier oder eine gute Hypothek in den Schrank legt, „um ruhig schlafen zu können" und an dem alle Verlockungen der Börse scheitern. Die abschreckenden Beispiele sind für ihn vorhanden. Aber ein unparteiischer Beobachter wird über diese abschreckenden Beispiele noch anders denken. Es ist wahr, von Zeit zu Zeit geht eine Katastrophe über diese Welt des Geldes hin, dann stürzen die neuen Vermögen (und auch manches alte) zusammen wie die Kartenhäuser, aber im Großen und Ganzen ist, in England seit der großen Revolution, auf dem Continent wenigstens seit 1815, die Ansammlung des Capitals immer rascher und rascher, in immer größerem Maßstabe vor sich gegangen, die Hausse — im weitesten Sinne des Wortes — ist die vorherrschende Richtung gewesen, unterbrochen nur durch verhältnißmäßig kurze Krisen, welche gleich Gewittern die Spannung der Atmosphäre milderten, und — unter den Spielern — ist die Zahl der Gewinnenden ungeheuer viel größer gewesen, als die der Verlierenden.

Aber außerhalb der Börse steht heute noch eine andere Industrie in vollster Blüthe: die der Gründungen. Wo irgend ein Unternehmen so weit ge-

diehen ist, daß der Unternehmer nicht mehr allein die Bücher führen kann, wo es einen einigermaßen ansehnlichen Umsatz hat, da finden sich sofort einige Personen, welche sich der Mühe unterziehen, dasselbe in eine Actien- oder Commanditgesellschaft zu verwandeln. Das Unternehmen, welches bisher einen Fabrikanten trug, wird fortan einen oder ein paar Directoren, Verwaltungsräthe, einen Syndicus und ein halbes Dutzend Beamte tragen — nachdem es vorher den Gründern einen unverhältnißmäßigen Gewinn abgeworfen hat. Die Geschichten, welche man über diese Profite erzählt, sind fabelhaft. Vier Herren — ich erzähle nur eine, die vielleicht lange nicht zu den fabelhaftesten gehört, verhandeln mit einem Fabrikanten wegen Ueberlassung seiner Fabrik. Der Vertrag ist abgeschlossen, aber der Fabrikant findet darin eine Lücke und als andere Gründer kommen und ihm zweimalhunderttausend Thaler mehr bieten, so schließt er mit diesen ab. Die ersten Gründer sind damit natürlich nicht zufrieden und drohen mit dem Proceß Um diesen zu vermeiden, zahlen ihnen die zweiten Gründer pro Mann 50,000 Thaler Entschädigung und — die Actien stehen heut weit über Pari. Ich glaube, daß dieses, wie manches andere junggegründete Unternehmen reussiren wird, denn wir sind in eine Periode großen Aufschwungs getreten und der Maßstab des Vermögens und der Gewinne ist rasch ein ganz anderer geworden, als er war, und wird es noch mehr werden. Aber die Thatsache ist unleugbar, daß diejenigen, welche etwas haben, und mit ihrem Pfunde wuchern, in immer kolossalerem Maße reich werden.

In den stenographischen Berichten unserer Parlamentsverhandlungen moderirt ein ungeheures Material von Kenntnissen, Beredtsamkeit und politischer Weisheit. Selten gelingt es, etwas davon für allgemeinen Gebrauch und allgemeines Leben zu retten, aber wenn man die heutigen Zustände betrachtet, wird man die merkwürdige Wahrheit eines Wortes erkennen müssen, welches Lasker bei der Debatte über das Gesetz gegen die Prämienpapiere sprach. Er schilderte die Börse und sagte: „Ich bin gewöhnt, aus Erscheinungen meine Anregungen herzunehmen, nicht schon sie für Gründe zu halten und ich frage weiter: Wodurch bildet sich ein Verein von begabten und mittelmäßigen Männern zu einer im ungewohntesten Maße gewinnbringenden Erwerbsklasse aus? Hierüber nachdenkend habe ich mich überzeugt, daß im Wesentlichen die Creditverhältnisse und die Vermittelung des Creditverkehrs so schlecht bei uns geregelt, ich will nicht sagen, durch welche Schuld, aber thatsächlich so schlecht geregelt sind, daß die Kunst, wie man zu den Mitteln kommt, die Creditbeförderung in Entrepriſe zu nehmen, das Geheimniß einer bestimmten, nicht völlig abgeschlossenen Kaste, aber jedenfalls das Geheimniß einer beschränkten Anzahl ist, welche aus dem Besitz dieses Geheimnisses den ungeheuersten Nutzen zieht."

Dieses „Geheimniß des Credits" ist es in der That, welches den tiefen Unterschied macht zwischen dem leichten und dem schweren, dem unbillig leichten und dem unbillig schweren Erwerb; denn das ist die richtige Differentiirung des Verhältnisses der Arbeit, während die des Socialismus zwischen Arbeitern und Nichtarbeitern eine ganz falsche ist. Wird die Frage richtig gestellt, so ist auch der erste Schritt zur Lösung gethan. — o. W. —

Napoleon III. und der Journalist Lessinnes.

Die Zeitungen haben vor einigen Wochen hinlänglich genau beschrieben, wie die französische Regierung vom 4. September 1870 bei Durchsuchung der geheimen Papiere des Kaisers Napoleon ein Packet von Schriftstücken fand, in welchen ein junger Belgier, Namens Lessinnes, der als Journalist in seinem Vaterlande nicht hatte zu Ehren kommen können, dem Kaiser Nachweisungen zu liefern sucht, wie man auf dem Wege der Corruption aller in Belgien einflußreichen Personen das Land in die Hände Frankreichs spielen könne. Unvergessen ist auch, wie der Kaiser, um die Harmlosigkeit seiner Beziehungen zu dem Individuum Lessinnes darzuthun, den englischen Blättern kürzlich eine Geschichte zum Besten gab, worin Lessinnes als romantischer Jäger nach einem Billet der großen Oper zu Paris, der Kaiser aber als die wohlthätige Allmacht des Märchens erscheint, welche dem verzweifelten Liebhaber zu dem Platz verhilft, von dem aus er seine Geliebte sehen kann.

Man mag an diese Geschichten kaum ein Achselzucken des Mitleids verschwenden, so armselig erscheint der ehemalige Kaiser. Gleich armselig als Opfer eines unverschämten Knaben, dessen unerfahrene Dreistigkeit wider Erwarten durch die Leichtgläubigkeit des mächtigen Alleinherrschers gerechtfertigt wird, der in der Verlegenheit seiner Begierde nach jedem Strohhalm greift. Armselig aber auch als Lügner, der der Welt einreden will, er habe den scherzhaft gnädigen Kalifen gespielt, um zu verbergen, daß er der Betrogene eines Narren geworden ist.

Es läge kein Anlaß vor, dieser Geschichten nochmals zu gedenken, wenn sie nicht das Nachspiel zu dem Buch des Herrn Benedetti bildeten. Unsere Leser erinnern sich, welch kunstfertiges Gewebe Herr Benedetti angelegt hatte, um zu beweisen, sein Herr, der Kaiser Napoleon, habe die preußische Lockung, mit deutscher Hilfe sich Belgiens zu bemächtigen, auf ebenso standhafte als feine Weise abgewiesen. Napoleon habe, so erzählt Herr Benedetti, als ihm Bismarck einen Vertrag mit dem Versprechen preußischer Hilfe bei der Wegnahme Belgiens zugeschickt, dem Erwerbungsobject durch Randbemerkungen rheinpreußische Gebietstheile und Luxemburg substituirt.

Die Funde in St. Cloud und auf Rouher's Landsitz straften diese Fabel schon arg genug Lügen, aber der Humor ist grausam, mit welchem das Schicksal auch das Nachspiel zu dem gescheiterten Plan Napoleons, Belgien mit preußischer Hilfe zu gewinnen, an den Tag bringt. Als der Schutz der preußischen Kanonen sich versagt, sucht der erwerbsüchtige Caesar seinen Trost in den frechen Fabeln eines jung verdorbenen Müßiggängers, der ihm sämmtliche Functionäre des belgischen Staates als käuflich vorspiegelt. Wie groß muß die Begierde gewesen sein, die ihren Sclaven so blind machte! Und diesen Sclaven wollte uns Herr Benedetti als Cato hinstellen, der jeder Versuchung zu unrechtmäßigem Erwerb edelmüthig und stolz, fein und unnahbar aus dem Wege gegangen! Wie unerbittlich wirkt doch der Contrast, diesen Cato auf der Leimruthe eines Gelbschnabels herumhüpfen zu sehen!

Wird dieser Cato noch einmal in Frankreich den Caesar spielen? Bei diesem Volk ist nichts unmöglich. Aber dieses Volk und dieser Caesar werden nicht wieder Europa an ihren Augenbrauen hängen sehen, wie es traurig genug seit dem December 1851 über 10 Jahre lang der Fall war. Eines Tages erkühnte sich dieser Caesar zu sagen: „Ist Frankreich zufrieden, so ist

Europa ruhig". Heut dürfen wir sagen: die Laune Frankreichs, mag es mit dem Communismus, mit dem alten oder einem jungen Caesar spielen, ist Europa gleichgültig, seitdem es den Arm besitzt, der die Ausschreitungen dieser Laune nöthigenfalls im Zaume hält.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 5. November 1871.

Am 30. October fand die erste Berathung der Reichhaushaltsaufstellung statt. Die erste Berathung eines so verwickelten und großen Gegenstandes gab erklärlicher Weise nur zu allgemeinen Bemerkungen von verschiedenen Seiten Anlaß. Der conservative Abgeordnete von Wedell lieh sicherlich mehr als einer Parteimeinung Ausdruck, wenn er den Etat als einen so großartigen und glänzenden bezeichnete, wie er kaum je einer Volksvertretung vorgelegt worden. Mußte doch der ultramontane Abgeordnete Greil denselben Eindruck anerkennen, natürlich um sich sofort zur Bekämpfung der „Militairlast" zu wenden. Die Beweggründe des Ultramontanismus in diesem Kampf gegen die deutsche Streitbarkeit sind nur allzu durchsichtig. So sahen wir denn den Abgeordneten Lasker, dessen Patriotismus niemals bezweifelt werden kann, zum ersten Male als Vertheidiger eines beträchtlichen Heeraufwandes hervortreten. Ein militärischer Tagesschriftsteller, der sich zur freiconservativen Partei zählt, schrieb kürzlich, der Abg. Lasker habe am 30. October nicht seinen glücklichen Tag gehabt. Wir fanden, daß dieser Abgeordnete noch niemals einen so guten Tag gehabt hat. Wir freuen uns, daß endlich einmal ein Vertreter des vorgeschrittenen Liberalismus den Muth und die Einsicht gehabt hat, die Ansicht für veraltet zu erklären, als sei eine starke Armee ein Hinderniß der Freiheit. Gewiß hatte der Redner Recht, wenn er sagte, es ist wichtig, auszusprechen und die Nation mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß ihre Freiheit und ihre Macht in Waffen nicht unverträgliche Gegensätze sind. Wir hätten noch lieber gesehen, wenn der Abgeordnete den Gegensatz etwas deutlicher gefaßt hätte. Es handelt sich darum, das großartige Institut des preußischen Heeres, wie es seit 1815 bis auf die Gegenwart sich entwickelt hat, nicht länger im Gegensatz zu denken mit der zukunftreichen Entwickelung des deutschen Staates. Es ist freilich längst Mode geworden, die allgemeine Wehrpflicht zu preisen und was in Preußen bereits Mode war, fängt jetzt an, in Europa Mode zu werden. Aber der unterscheidende Charakter des preußischen Heeres, dessen Charakter ja auf das deutsche Heer übergehen soll und zum Theil übergegangen ist, beruht *nicht allein* in der allgemeinen Wehrpflicht, sondern ebenso in denjenigen Institutionen, welche bewirkt haben, daß die allgemeine Wehrpflicht nicht eine ohnmächtige Miliz, sondern eine in Bezug auf Technik und kriegerischen Geist vollendete Armee geliefert hat. Es ist hohe Zeit, sagen wir, daß der Liberalismus, soweit er patriotisch sein will, die Aufgabe einsieht und sich zu ihr bekennt, das in seinem Wesen unangetastet zu erhaltende preußische Heer mit den künftigen Institutionen des deutschen Heeres organisch zu verschmelzen. Ohne das Bewußtsein dieser Aufgabe bleiben Liberalismus und Heer die feindlichen Pole des Staatswesens, die sich verhalten wie Staatszerrüttung

und Staatserhaltung ohne den Hauch erneuender Lebenskraft. Darum wiederholen wir, daß der Abg. Lasker seinen glücklichsten Tag hatte, als er zum ersten Male dieser Aufgabe seinerseits Ausdruck lieh, wenn wir auch den Ausdruck noch bewußter und erschöpfender gewünscht hätten. Im Uebrigen berührte der Abgeordnete die Frage, ob das für die Militär-Ausgaben des Jahres 1872 geforderte Pauschquantum seine verhältnißmäßige Niedrigkeit nicht der Gunst von Umständen verdanke, welche schon der nächsten Ausgabefeststellung nicht mehr zu Gute kommen werden. Der Bundesbevollmächtigte Graf Roon bestätigte diese Annahme mit den Worten: „ich wünsche keineswegs, daß Jemand damit überrascht werde, daß die Militär-Verwaltung für die Kriegsbereitschaft der Armee und die Waffenfähigkeit des Landes die Freigebigkeit der Nation in höherem Maße als bisher in Anspruch nehmen muß." Der Abgeordnete Richter, als Redner der Fortschrittspartei, erblickte in der Bewilligung eines Pauschquantums für einen Ausgabeplan, dessen einzelne Posten der Reichstag eines Tages vielleicht beanstandet, einen Wechsel auf die Zukunft, den er nicht unterschreiben zu können erklärte. Um den Klimax zu schließen, nahm auch der Abg. Bebel das Wort. Es ist nicht nöthig, auf die Reden dieses Abgeordneten einzugehen, sofern sie nicht gefährliche Irrthümer enthalten. In der Regel sind die Irrthümer, welche Herr Bebel vorträgt, zwar kräftig, aber nicht gefährlich. Diesmal warf er den Liberalen aller Schattirungen vor, daß sie nicht genug gegen die Erhaltung des Heeres opponirten. „Es sei dies aber nur die Folge des Selbsterhaltungstriebes; man suche den Schutz des Heeres gegen die sociale Bewegung. Bald würden jedoch die socialistischen Arbeiterelemente in das Heer dringen." Der Reichstag beschloß, den Reichshaushalt nicht an die Budget-Commission zu verweisen, sondern die zweite Berathung s. Z. sofort im Plenum vorzunehmen.

Am 31. October gelangte eine Vorlage zur ersten Berathung, betreffend die Ueberweisung eiserner Vorschüsse für die Verwaltung des Kriegsheeres aus der von Frankreich gezahlten Kriegsentschädigung. Wir bemerken für diejenigen Leser, die vielleicht den Gegenständen der Reichstags-Verhandlungen nicht mit beständiger Genauigkeit zu folgen vermögen, daß es sich hier nicht um den Kriegsschatz handelt, der nur zur Bestreitung der ersten Mobilmachungskosten bei entstandener Kriegsgefahr bestimmt ist. Bei der jetzt erwähnten Vorlage handelt es sich um die Bildung von Betriebsfonds für die laufenden Bedürfnisse des Heeres, deren die Reichskriegsverwaltung bisher entbehrte. Dieser Mangel führte zu einer großen Belästigung der Einzelstaaten, welche der Reichskriegsverwaltung die nöthigen Vorschüsse aus ihren Mitteln leisten mußten. Die Vorlage fand keinen Widerspruch. In Betreff der zweiten Lesung wurde ein Antrag des Abg. Hänel angenommen, dieselbe mit der zweiten Lesung des Reichshaushalts zu verbinden. In derselben Sitzung ging noch der Gesetzentwurf über die Unterstützung der Gotthardt-Bahn durch die erste und zweite Lesung, ohne zu erheblichen Bemerkungen Anlaß zu geben.

Am 2. November folgte die erste und zweite Berathung des von dem Mecklenburgischen Abg. Büsing und Genossen eingebrachten Antrages: hinter Artikel 3 der Reichsverfassung einen neuen Artikel aufzunehmen folgenden Inhaltes: In jedem Bundesstaat muß eine aus Wahlen der Bevölkerung hervorgehende Vertretung bestehen, deren Zustimmung bei jedem Landesgesetz und bei der Feststellung des Staatshaushalts erforderlich ist." Auch der unkundigste Leser weiß, daß die Spitze dieses Antrages gegen die feudalen Zustände in Mecklenburg gerichtet ist. Das Interesse aber, von welchem die Parteien in dem Verhalten zu diesem Antrag bestimmt wurden, liegt, wie

die Dinge heute stehen, bei den Gegnern nicht mehr sowohl in der Vorliebe für die mecklenburg'schen Zustände, als in den Bedenken gegen die Ausdehnung der Reichscompetenz.

Das Ereigniß der Sitzung war die Rede des Abgeordneten Treitschke. Nie haben wir den Reichskanzler einer parlamentarischen Rede solche Aufmerksamkeit schenken sehen. Man könnte sich einen Standpunkt denken, der bei aller Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit, ja Ungeheuerlichkeit mecklenburg'scher Zustände doch geneigt wäre, dergleichen Anträge für ungelegen zu halten. Man könnte fragen: wie lange kann das im schlimmsten Fall noch dauern? Wozu die unmittelbare Dazwischenkunft des Reiches hervorrufen und die heikle Frage der Competenz zur Unzeit beschwören? Diesem Standpunkt trat der Redner gegenüber in der schlagendsten und überzeugendsten Weise, die man nur denken kann. Ja er hat Recht, das neue Reich darf nicht wie der alte Bundestag sich incompetent erklären, wo es gilt, einem schreienden Nothstande im deutschen Volke irgendwo abzuhelfen. Es ist wahr, kein vernünftiger Mensch wird dem Reich nachsagen, was dem Bundestag nachzusagen war, daß er überall bedrücke und nirgend fördere, nirgend helfe. Aber zu den großen Segnungen des Reiches muß auch die Fähigkeit zur unmittelbaren Hilfe für schreiende Nothstände kommen, wenn es sich im Glauben der Nation festsetzen und behaupten soll. Wir glauben, daß von dieser Nothwendigkeit jeder Hörer und Leser der Treitschke'schen Rede sich so durchdrungen finden wird, daß auch das Bedenken nicht mehr aufkommt, ob die Einführung einer Volksvertretung für Mecklenburg das rechte Mittel ist. Vor allem gilt es zu zeigen, daß dem Reich Macht und Wille zu helfen innewohnt, und den Anfang der Hilfe zu leisten. Das Weitere gehört der Zukunft.

Am 4. November erfolgte die zweite Berathung über die Bildung eines Reichskriegsschatzes. Man erinnert sich, daß das Gesetz auf Miquel's Antrag nach der ersten Berathung einer Commission überwiesen wurde. Das Hauptinteresse der zweiten Berathung bewegte sich um den § 2, welcher bei eingetretener Verminderung des Normalbestandes dem Kriegsschatz die zufälligen Einnahmen des Reiches zuführen wollte. Die Commission hat diesen Paragraphen abgelehnt. Ein Antrag des Abgeordneten Bodelschwingh verlangte eine von der Regierungsvorlage abweichende Fassung. Die Regierungsvorlage hatte unter zufälligen Einnahmen solche verstanden, welche aus anderen Bezugequellen fließen, als den im Artikel 70 der Reichsverfassung dem Reich zugewiesenen. Der Antrag Bodelschwingh verlangte, daß diejenigen Einnahmen in den Kriegsschatz fließen, welche nicht in den Reichshaushalt aufgenommen sind. Die Regierung schloß sich durch den Bevollmächtigten Camphausen dem Antrag Bodelschwingh an.

Die Institution des Kriegsschatzes hat keinen Sinn, wenn nicht Vorsorge getroffen wird, und zwar in einer die Factoren der Reichsgesetzgebung bindenden Weise, zur Wiederergänzung des Schatzes, wenn derselbe ganz oder theilweise verwendet worden. Diejenigen Redner, welche die Wiederergänzung dem Zufall, eventualiter Vereinbarungen unterstellen wollten, widerlegte der Abgeordnete Gneist in seiner überlegenen Weise. Uns dünkt jedoch, das Widerstreben, außeretatmäßige Einnahmen zuzulassen, habe ebenfalls seinen guten Grund. Der Antrag Bodelschwingh wurde schließlich angenommen. Wir würden vorgezogen haben, wenn der Antrag dahin gelautet hätte: der Reichskriegsschatz muß, sobald er seinen Normalbestand nicht mehr erreicht, jedesmal aus den Einnahmen des Reiches und nöthigenfalls durch Eröffnung außerordentlicher Einnahmequellen bis zur vorgeschriebenen Höhe wieder ergänzt werden.

Das Bestreben des Abgeordneten Hoverbeck, den Gebrauch des Kriegsschatzes bei dringender Kriegsgefahr von der vorgängigen Berathung und Beschlußfassung des Reichstags abhängig zu machen, bedarf keiner Charakterisirung, obwohl ihm die Ehre einer Widerlegung durch den Reichskanzler zu Theil wurde. C—r.

Kleine Besprechungen.

Johann Heinrich Merck, seine Umgebung und Zeit, von Dr. Georg Zimmermann. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1871.

Eine vollständige und allen Anforderungen entsprechende Biographie Merck's ist eine dankenswerthe Arbeit; unstreitig wird durch sie eine fühlbare Lücke in der deutschen Literaturgeschichte ausgefüllt.

Wir verkennen nicht, daß der Verfasser trotz des reichen biographischen Materials manches Versteckte oder Unbekannte herangezogen nnd für die Biographie Merck's verwerthet hat. Andererseits aber haben wir kein Verständniß dafür, daß er auf halbem Wege stehen geblieben und den Weimarischen Briefschatz zu heben nicht einmal versucht hat. Denn sicherlich berechtigt doch nichts zu der Annahme, daß eine Wiederholung des vor mehr als 30 Jahren mißglückten Versuches heute von ganz demselben Erfolge begleitet sein müsse. — Weimar ist zwar neuerdings durch die Haltung der Goethe'schen Erben etwas in Mißcredit gerathen, aber da wohl die Correspondenz Merck's mit Carl August und Amalia nicht in dem Goethe'schen Archive ruht, so hätte der Herr Verfasser wenigstens ein Fünkchen Muth haben sollen, um dieser unstreitig höchst wichtigen Correspondenzen habhaft zu werden.

Was die Arbeit selbst anlangt, so beschränkt sich der Verfasser, wie der Titel des Buches besagt, auf Merck's Person nicht allein, sondern er hat es in völlig berechtigter Weise unternommen ein Bild der Zeit zu geben, in dem er alle möglichen Verhältnisse und Persönlichkeiten beleuchtet, die mit Merck einen Berührungspunkt gehabt haben. Daß die Arbeit schwierig ist, unterliegt keinem Zweifel. Wir halten nicht dafür, daß sie dem Verfasser geglückt ist. Es fehlt dem Buche die klare Entwickelung des Merck'schen Lebensganges und seines Charakters, dem am Schluß des Buches ein großes Capitel gewidmet ist, aber das doch nicht in wünschenswerther Weise aus den Verhältnissen heraus das Werden des Mannes schildert. Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn man am Schlusse eines so mächtigen Buches eine Reihe von Merck'schen Portraits nach Goethe und Andern geschildert findet, die gar nicht erkennen lassen, welcher Zeit jene Portraits angehören. Ebenso wenig ist dem Verfasser geglückt, ein treues einheitliches Bild der Zeit zu geben, denn mit einer Masse von eingeflochtenen Biographien verschiedener Persönlichkeiten, die doch nur bis zu einem gewissen Punkt für das Leben Merck's von Bedeutung sind, ist nichts geleistet. Auch befriedigt die Darstellung nicht, der es an Knappheit und guter Verarbeitung des Materials fehlt; das Buch ist breit, weil viel unnütze Briefe in extenso abgedruckt sind, die man wohl in einem Briefwechsel, nicht aber in einer Darstellung wieder lesen kann. Mit einem Worte: Das Buch liest sich nicht. Als Hülfs- und Nachschlagebuch erfüllt es allein seinen Zweck. Dr. C. B—dt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 47.

Ausgegeben am 17. November 1871.

Inhalt:

Die Polen und die communistische Revolution . . . . . Seite 801
Hausmusik. IV. 820
Vom deutschen Reichstag 827
Berliner Briefe 830
Die kirchlichen Vorlagen an den preußischen Landtag 832
Aus dem englischen Leben. Baby Farming 834
Kleine Besprechungen 840

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Duncker & Humblot in Leipzig.
Literarische Beilage von Adolph Müller in Brandenburg a. H.
Literarische Beilage von Otto Spamer in Leipzig.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Polen und die communiſtiſche Revolution.

Die Betheiligung der „rothen Partei“ unter der polniſchen Emigration an den Plänen, welche die Internationale verfolgt und die pariſer Commune für eine kurze Zeit verwirklicht hat, reicht weit in die Vorgeſchichte jenes revolutionären Arbeiterbundes zurück. Die erſten Anſätze zu denſelben traten bei dem großen Meeting in die Oeffentlichkeit, welches am 22. Juli 1863 in St. James Hall zu London vorzüglich von engliſchen Arbeitern abgehalten und von einer Deputation der pariſer Werkſtätten beſchickt wurde, und deſſen Zweck war, vor Europa die Sympathien der Verſammelten mit dem damaligen Verſuche der Polen auszuſprechen, die Herrſchaft Rußlands abzuſchütteln. Seit dieſer Zeit hat die Befreiung Polens in den Programmen der kosmopolitiſchen Revolutionäre, aus deren Vereinigung ſpäter die Internationale hervorging, ſtets eine hervorragende Stelle eingenommen. Unmittelbar nach jenem Meeting fanden in London Berathungen der von Georg Odger geleiteten engliſchen Communiſten mit jener pariſer Deputation ſtatt, welche die Gründung eines allgemeinen Arbeiterbundes bezweckten, und deren nächſtes Ergebniß eine Anſprache Odgers an die Arbeiter Frankreichs war, in der wir folgenden Hauptſtellen begegnen:

„Franzöſiſche Brüder! Euer willkommener Beſuch bei der großen Verſammlung, die den Zweck hatte, unſere Entrüſtung über die Uebelthäter auszudrücken, welche ſo viele Jahre jenem edlen, aber unglücklichen Volke, den Polen, die grauſamſte Unbill zugefügt haben, hat uns mit der Hoffnung erfüllt, für die verachteten und vernachläſſigten Völker Europas eine hellere Zukunft tagen zu ſehen. Könige und Kaiſer haben ihre feſtlichen Zuſammenkünfte, und ihre pomphaften Ceremonien prunken vor der Welt, erfreuen die Leichtfertigen und thun den Wohlhäbigen gut, erſchweren aber die Bürde, unter welcher der ehrliche fleißige Arme ſchwitzt. Erfolgreiche Verbrechen werden gerechtfertigt, und gewiſſenloſe Miniſter (Palmerſton iſt gemeint, auf deſſen Entſchlüſſe in Betreff der polniſchen Revolution die Verſammlung vom 22. Juli hatte drücken ſollen) erklären ſie für geſetzlich und die Verbrechen

für lobenswerth. So laſſen wir denn als ein Mittel, dem gegenwärtigen Mißbrauch der Gewalt Schranken zu ſetzen, unſern Aufruf zu einer Verbrüderung der Völker wiederhallen. Möge eine Verſammlung ſtattfinden von Vertretern Frankreichs, Italiens, Deutſchlands, Polens, Englands und aller Länder, wo man für das Heil der Menſchheit mitzuwirken gewillt iſt. Halten wir Congreſſe, discutiren wir die großen Fragen, von welchen der Völkerfriede abhängt, bringen wir mit gebührender Würde unſern Verſtand und unſer moraliſches Recht zur Geltung gegenüber den Schlichen und Gewaltthaten der ſogenannten Herrſcher, und unſere Ueberzeugung iſt, daß die Macht der Deſpoten geſchwächt werden wird, und verſchlagene Ränkeſchmiede, (wieder iſt Palmerſton gemeint) ſtatt die höchſten Aemter zu ſchänden, indem ſie ihren geheiligten Auftrag zur Vereitelung der edelſten Anſtrengungen des menſchlichen Geiſtes mißbrauchen, geſtürzt in Dunkelheit enden werden. Dieß würde für ehrenwerthe Männer mit klarem Verſtand den Weg ebnen, hervorzutreten und Geſetze zu geben für die Rechte der Vielen und nicht für die Vorrechte der Wenigen. Eine Verbrüderung der Völker iſt höchſt nothwendig für die Sache der Arbeit, und wir finden, daß jedes Mal, wenn wir unſere ſociale Stellung durch Herabſetzung der Arbeitszeit oder Erhöhung des Lohnes für unſere Arbeit zu beſſern verſuchen, die Arbeitgeber uns drohen, Franzoſen, Deutſche, Belgier und Andere herüberzubringen, um unſere Arbeit für geringeren Lohn zu thun."

Mit dieſen Wendungen geht die Anſprache auf die Wege über, auf denen der projectirte Verein das Loos der Arbeiter verbeſſern ſoll. Man ſieht aber, daß politiſche Zwecke damals an der Spitze des Programms ſtanden, und daß die Förderung der polniſchen Sache im Sinne der Revolution unter dieſen Zwecken die erſte Stelle einnahm.

Dieß war ſpäter nicht mehr der Fall, aber immer ſpielte die Wirkſamkeit für die Befreiung Polens bei den Proclamationen und in den Berathungen der Herren Odger, Marx, Engels, Tolain, Major Wolff und wie die Gründer der Internationale ſonſt heißen, eine Rolle, und ſtets ſtanden dieſelben in Verbindung mit dem demokratiſchen Flügel der polniſchen Emigration. Als 1864 der proviſoriſche Centralrath der Internationale zuſammentrat, waren zwei Polen Mitglieder deſſelben, A. Zabicki, der Herausgeber des in London erſcheinenden „Glos Wolny" (Freie Stimme) und ein gewiſſer Bobczynski. Dieſe beiden Flüchtlinge delegirten zwei andere Polen, A. Bobrownicki, einen früheren Kaufmann, der in Warſchau Bankrott gemacht hatte und ſich nun als politiſcher Refugié geberdete, und Mroczkowski, der jetzt Mitarbeiter an der communiſtiſchen „Egalité" iſt, um unter den polniſchen Flüchtlingen Propaganda zu machen, und gründeten polniſche Bureaus der Internationale in Paris, Brüſſel, Wien, Genf und Poſen. Die polni-

schen Flüchtlinge traten dem Bunde in Masse bei und veröffentlichten in ihren Journalen alle Manifeste desselben. Bei dem von der Internationale veranstalteten zweiten großen Polenmeeting, welches am 28. September 1864 in der St. Martins Hall zu London stattfand, faßte man unter andern Resolutionen auch die folgende:

„In Anbetracht dessen, daß alle Regierungen Polen aufgegeben haben, vertraut dieses sich durch die Stimme seiner im Ausland beglaubigten Vertreter dem Schutze der Arbeiter der verschiedenen Länder an. Die polnische Section hofft zuversichtlich, daß die Mitwirkung und die vollständige Befreiung der arbeitenden Klasse, die Wiederherstellung der polnischen Nationalität zur Folge haben werden, die um so nothwendiger ist, als die Polen, an der Spitze der slavischen Civilisation einherschreitend, allein die sociale Belehrung der slavischen Völker bewirken, und das Proletariat in Rußland und in den slavischen Ländern befreien können, welche in die Conföderation der Vereinigten Staaten von Europa eintreten werden."

Zabicki ließ von der polnischen Uebersetzung der bei diesem Meeting gehaltenen Reden hunderttausend Exemplare abziehen und über die von Polen bewohnten Landstriche vertheilen. Desgleichen besorgte man eine Uebertragung derselben ins Russische, ins Tschechische und ins Ruthenische.

Einige Wochen nach dem Meeting vom 28. September verschickte das polnische Centralcomité (Ognisko) an seine Anhänger ein Manifest mit einem rothen Stempel und dem Motto „Laboremus", in welchem es hieß:

„Indem wir uns der Internationale anschließen, geben wir unser Interesse an der uns so theuren Frage nicht auf. Wir haben erkannt, daß wir zwei Aufstände, 1830 und 1831 und wiederum 1863 und 1864 unternommen und daß dieselben nur deshalb keinen Erfolg gehabt haben, weil ihnen die Stütze des Volkes fehlte. Wir müssen jetzt eine gründliche, nicht blos formelle Revolution machen. Das wahre Gebiet, mit dem wir beginnen müssen, ist die von der Internationale auf den Schild gehobene sociale Frage, die uns so am Herzen liegt. Wir müssen zunächst die Geistlichkeit und den Adel bekämpfen, welche die Hauptstützen der Tyrannei sind."

Die Mehrzahl der polnischen Mitglieder der Internationale wohnte dem ersten Congreß derselben bei, welcher am 3. September 1866 zu Genf zusammentrat.*) Sie nahmen keinen Antheil an der Erörterung der rein socialen Fragen, vertheidigten aber mit Entschiedenheit die von den französischen Delegaten angefochtene Beibehaltung des achten Paragraphen des Programms der Versammlung, der „von der Nothwendigkeit" handelte, „den Einfluß des

*) Wir folgen von hier ab auszugsweise der soeben erschienenen Schrift: „Les Polonais et la Commune de Paris par de Belina." Paris, Librairie Générale.

ruſſiſchen Deſpotismus auf Europa durch Anwendung des Rechts der Völker, über ſich ſelbſt zu beſtimmen, und durch Wiederherſtellung Polens auf ſocialdemokratiſchen Grundlagen zu vernichten." Der Pole Cwierciakiewicz forderte den Congreß auf, nicht aus den Augen zu laſſen, daß die ruſſiſche Regierung das mächtigſte Hinderniß des Triumphes der ſocialen Revolution ſei. Ein anderer Pole, der General Boſſak, proteſtirte im Namen ſeiner Landsleute gegen den neunten Paragraphen, der von der Abſchaffung der ſtehenden Heere handelte, mit folgenden Worten: „Wie ihr, verdammen wir die ſtehenden Heere, aber wir wollen die allgemeine Volksbewaffnung. Die Polen werden ſtets bewaffnet bleiben, ſo lange Polen nicht frei iſt. Ihr Feldgeſchrei iſt: Für unſere Freiheit und für die eure."

Als der Kaiſer Alexander 1867 Paris beſuchte, veröffentlichte der Graf Victor de Rochtin in den dortigen radicalen Blättern eine von circa fünfhundert zur Internationale gehörigen Arbeitern unterzeichnete Adreſſe, in welcher es hieß:

„Vor vier Jahren forderten wir für Polen Hülfe, Unterſtützung, Gerechtigkeit, Schutz. Andere Kundgebungen haben damals die Oberhand behalten. Heute bitten wir, ſämmtlich Wähler, franzöſiſche Arbeiter in Paris, ſämmtlich gleich, Väter, Brüder, niedergeſchlagen in der Erinnerung an unſere Ohnmacht und zu gleicher Zeit ergriffen von dem Unglück Polens, den geſetzgebenden Körper, dem Beiſpiele glorreicher Vorgänger zu folgen und gewogentlich in ſeiner Anſprache an den Kaiſer Alexander den Zweiten bei ſeinem bevorſtehenden Beſuch im Palaſt des allgemeinen Stimmrechts an den früheren Beſchluß zu erinnern: die polniſche Nationalität bleibt allezeit ungeſchmälert beſtehen."

Und ſo ging dieſes herzliche Einverſtändniß und dieſes wechſelſeitige Auftreten für einander zwiſchen den Polen und der communiſtiſchen Arbeiterpartei in den Jahren bis zum deutſch-franzöſiſchen Kriege fort.

Auf dem Congreß von Lauſanne (2. September 1867) unterzeichneten die Polen eine Adreſſe an den Genfer Friedenscongreß, in der ſie ſich „die Soldaten der ſocialen Revolution" nannten. Am 23. September desſelben Jahres erſchien eine von dem obenerwähnten Ogniſko verfaßte Adreſſe an den jungen Berezowski (der während der Anweſenheit Alexanders des Zweiten einen Schuß auf denſelben abgefeuert), in welcher die Demokratie gebeten wurde, ſich für das Schickſal „dieſes Opfers der moskowitiſchen Tyrannei zu intereſſiren und Verwahrung einzulegen gegen das ungerechte Urtheil der verderbten Richter, welche dieſen edlen Jüngling verurtheilt haben."

Im September 1868, während des Congreſſes der Internationale zu Brüſſel, lud die polniſche Section die andern Abgeordneten des Bundes ein, hinſichtlich der Frage: „Welche Stellung müſſen die Arbeiter im Fall eines

Krieges zwischen den europäischen Mächten einnehmen?" zu Gunsten Polens Vorbehalte zu machen. Der Pole Jaroslav Dombrowski, soeben dem Bunde beigetreten, erklärte, daß seine politischen Ueberzeugungen ihn verhinderten, gegen den Krieg zu protestiren, so lange die Völker nicht das Recht hätten, über sich selbst zu verfügen. Er las dann eine Adresse an den Congreß vor, in welcher 228 in Paris lebende polnische Flüchtlinge ihr republikanisches Glaubesbekenntniß ablegten und dem Centralrathe der Internationale ihre unbedingte Hingebung erklärten. Ein anderer Pole, Zionkowski, schlug eine Adresse an den Präsidenten Juarez vor, welche demselben Glück wünschte zu dem Befehle, „den Tyrann Maximilian, den Bruder eines der Unterdrücker Polens," erschießen zu lassen, ein Vorschlag, der von dem Congresse mit einigen Abänderungen angenommen wurde.

Einige Wochen später erschien ein Manifest der polnischen Section der Internationale, in welchem jene mit Namensunterschrift ihrer Mitglieder erklärte, „daß sie die Waffen so lange nicht niederlegen werde, so lange eine Monarchie oder irgend eine nicht republikanische Regierung besteht, so lange es eine Geistlichkeit und eine Aristokratie giebt, welche der republikanischen, demokratischen und socialen Regierungsform entgegen sind, die allein den Grundsätzen und dem Ziel entspricht, nach welchem jeder Patriot von Gesinnungstüchtigkeit hinstreben muß. Sie erklärt, daß sie sich als republikanische, demokratische und socialistische Gesellschaft constituirt hat. Ihr Wirkungsgebiet ist nicht blos in Polen, sondern in jedem Lande, wo die Freiheit noch nicht festgestellt ist."

Bei den späteren Zusammenkünften der Internationale machten die Polen sich stets durch ihre gewaltigen Reden bemerklich, und zu gleicher Zeit predigten ihre Journale die wildesten Grundsätze, Atheismus, Fürstenmord, Gütergemeinschaft, Abschaffung der Familie und dergl. Dinge, die sie auch in den abendlichen Clubs der pariser Demokraten vortrugen und zwar mit einem Fanatismus, der selbst den der Jacobiner und Hebertisten überbot, welche 1871 den Generalstab der Commune bildeten.

Voll Eifer für die von den verschiedenen Congressen der Internationale aufgestellten Ideen constituirten sich die polnischen Flüchtlinge dieser Klasse 1868 zu einer Centralcommune in Paris, die Provinzialcommunen in den Städten Frankreichs und an verschiedenen andern Orden Europas errichtete, wo es Gruppen von Flüchtlingen gab.

In einem Manifest, unterzeichnet von Alexander Biernawski, Bossak, Jaroslav Dombrowski, Jarmund, Boleslav Swietorzecki, Valerius Wroblewski und dem Abbé Zulinski, hieß es:

„Das Comité, welches die polnische Emigration vertritt, beschließt zum Zweck einer festen Organisation der Emigration, wie folgt: 1. An jedem Orte

hat sich die Emigration als Commune zu constituiren und einen Kassierer sowie einen Secretär zu erwählen, der sich mit dem Comité in Verbindung setzt; 2. Die schon bestehenden Vereine sind als organisirte Communen anerkannt; 3. Die Stadt Paris wird auf Grund ihrer Ausdehnung wenigstens drei Communen bilden; 5. Außer den Beiträgen zu besonderen Zwecken ist jeder Flüchtling verpflichtet, für die allgemeinen Angelegenheiten monatlich 25 Centimes zu steuern. Dieser Beitrag wird von dem Kassierer der Commune in die Hände des Kassierers des Centralcomités gezahlt." Und weiter hieß es in dem Manifest: „Die Emigration kann sich nicht damit begnügen, im Innern des Landes Propaganda zu machen. Sie muß sich in allen ihren Beziehungen zu dem Auslande kundgeben. Sie hat nicht blos in der ausländischen Presse und im Angesicht freier Völker die Bedürfnisse und Hoffnungen des Landes auszusprechen, sondern auch an jedem zur Befreiung eines unterdrückten Volkes unternommenen Kampfe mit den Waffen theilzunehmen, gleichviel, welches Volk es sei. Sie wird so ihr Verwachsensein mit der republikanischen Idee zeigen."

Infolge dieses Aufrufs wurden 91 polnische Communen als Succursalen der pariser Centralcommune errichtet. Man hielt periodische Versammlungen ab, zu denen man die leitenden Geister der Clubs von Belleville, von Vaux Hall, von Vieux Chêne und Pré aux Clercs einlud. Raoul Rigault, Ducasse, Briosne, Amouroux und andere Radicale waren fast unausbleibliche Theilnehmer an den polnischen Versammlungen in Villette und beim Pantheon. Sie wurden dort durch die Polin Paula Minck eingeführt, die in einer ihrer Reden mit den Worten schloß: „Wir erkennen die Macht Gottes nicht an, weil wir weder Gott, noch irgend eine Macht wollen," eine Rede, welche die Dame zu Nutz und Frommen „ihrer lieben Landsleute daheim" ins Polnische übersetzt verbreiten ließ.

Die polnische Commune des Pantheon schickte zu dem Congreß der Internale, der 1869 zu Lausanne stattfand, einen Abgeordneten, Bossak, welcher dort einen Bericht über die gegenwärtige Lage Polens vorlas. Der Congreß erklärte, man werde eine Commission von fünf Mitgliedern bestellen, welche alle die polnische Frage betreffenden Documente sammeln solle.

Es besteht zu Paris eine polnische demokratische Gesellschaft, welche in ganz Frankreich gegen 2000 Mitglieder zählt. Diese Gesellschaft hat zum Präsidenten den General Mieroslawski, welcher sich an der pariser demagogischen Bewegung von 1871 nicht mehr betheiligt hat, als an der warschauer von 1863, aber nur weil bekanntlich dieser große Lama der polnischen Demokratie der Ansicht huldigt, daß Vorsicht die erste aller Tugenden ist. Eine erhebliche Anzahl von Mitgliedern dieser Gesellschaft hat der Commune von Paris ihren Arm geliehen und erwartet jetzt in Versailles ihr Urtheil. Ihr

Vorſitzender aber hat ſich ſorgfältig ſeine Haut gehütet, trotz ſeines 1845 und ſpäter abgelegten Glaubensbekenntniſſes, in welchem es hieß, „die ganze Zeit der revolutionären Periode bis zum Triumphe des Volkes muß eine unabläſſige Verſchwörung ſein, die ſtets zum Kampfe bereit iſt.“ Das Ideal des Herrn Mieroslawski, wie wir es in dem Journal „Le Peuple Polonais“ vom 1. Sept. 1869 formulirt finden, lautet: „Die ganze ernſthafte und aufrichtige Demokratie, in eine homogene Körperſchaft vereinigt, handelt ohne Unterlaß wie eine für jedes Ereigniß bereite Verſchwörung, offen in den Ländern, wo ſie geduldet iſt, verborgen in denen, wo ſie ſich bei Tageslicht nicht zeigen darf. Dieſe Verſchwörung der gewiſſenhaft demokratiſchen Elemente pflanzt, indem ſie ſich a priori als einzige Vertreterin des Volkes betrachtet, in der Perſon ihres Präſidenten ihr Banner vor aller Welt auf und vertraut ihm als dem Haupte der Demokratie die Ordre de Bataille und alle politiſchen Angelegenheiten ohne Ausnahme an.“ Mieroslawski ließ trotz all ſeinem Pathos ſeine Soldaten allein kämpfen, ſteckte ſeine Fahne in die Taſche und verſchwand ohne Geräuſch.

Dennoch glauben wir den Leſern einige Auszüge aus dem „Peuple Polonais“ vorlegen zu müſſen, welche beweiſen, daß die polniſche demokratiſche Geſellſchaft und ihr vorſichtiger Präſident die Anſichten der Internationale ſtets getheilt haben und durchaus würdig waren, ein Bataillon der Commune von Paris zu bilden.

Den 1. September 1869 ſagte das genannte Organ Mieroslawskis in Bezug auf den baſeler Congreß:

„Wir haben wiederholt ſchon unſere Grundanſicht ausgeſprochen: wir glauben an keine politiſche Befreiung ohne ſociale Umgeſtaltung, wie wir an keine ſociale Umwälzung ohne politiſche Befreiung glauben... Da die Socialdemokratie Europas mit uns iſt, ſo werden unſere Brüder, wenn ſie ſich befreien, unſerer gemeinſamen Lehre folgen, und der alte Continent wird eine neue Welt werden.... Der Congreß kann jedem das Recht beſtätigen, das Stück Land zu behalten, welches ſeine Vorfahren ſich genommen oder welches er von einem andern erkauft hat, der es unter gleichem Rechtstitel beſeſſen. Wäre das ſocialiſtiſch? Brauchte man ſich zu einem Congreß zu verſammeln, um das feſtzuſtellen? Es iſt unbeſtreitbar, daß jeder andere Beſchluß, die Gütergemeinſchaft, der Staat, die Nation, die Provinz, die Gemeinde zum Eigenthümer erklärt und ebenſo der Beſitz für erwerbbar nur durch directe und perſönliche Arbeit oder durch die Arbeit von Genoſſenſchaften hingeſtellt, daß, ſagen wir, alle dieſe Löſungen, indem jede einzelne einem Todesurtheil gegen alle gegenwärtigen Eigenthümer, d. h. alle, welche die Stütze der gegenwärtigen Regierungen bilden, gleichkäme, nichts geringeres wären, als Herausforderungen an alle Mächte Europa's“... „Der Congreß kann das Erbrecht

als existirend anerkennen und zu gleicher Zeit erklären, daß er nichts damit zu thun habe. Aber wenn er es für die Grundursache der socialen, politischen und internationalen Sclaverei erklärt, so spricht er damit dem monarchischen, dem aristokratischen, dem kirchlichen Erbrechte und dem der Eroberung das Todesurtheil, d. h. er erklärt logisch jeder Unterdrückung den Krieg und empfiehlt Frieden und Unterwerfung im Hinblick auf das individuelle Wohlbefinden. Jedermann weiß, daß der Credit sich auf die Menge der productiven Arbeit und nicht auf die Menge des Metalls gründet, welches das Kapital vertritt, d. h. für den Augenblick das Mittel vertritt, die productive Arbeit zu seiner Verfügung zu haben. Folglich ersetzen die Arbeitergenossenschaften ihren Mangel an Geld durch eine Collectivgarantie der Arbeiter. Sie werden nicht nur den unmittelbaren Credit heben, sondern das Todesurtheil über jede andere Art von Credit aussprechen, d. h. über alle Besitzenden und folglich über alle Staaten, die sich auf die ihnen Steuerpflichtigen stützen." .. „Euer Werk ist groß, Freunde! Es trägt in sich das Heil der Welt. Versucht, euch zur Höhe eurer Aufgabe zu erheben."

In Nummer 22 desselben Journals aber finden wir Folgendes: „Wir verlangen, daß der Grund und Boden und alle Arbeitswerkzeuge als Gemeinde-Eigenthum anerkannt werden, ohne welches es keine politische Gleichheit giebt. Wir verlangen die Zutheilung aus den Gemeinde-Erzeugnissen an die Familienmutter, ohne welche es keine sociale Freiheit giebt. Wir verlangen die Abschaffung jedes religiösen Monopols, ohne welche es keine Gewissensfreiheit giebt."

Der Verfasser des von uns hier benutzten Buches führt noch verschiedene andere Beispiele für die Denkart und die Ziele der demokratischen polnischen Gesellschaft unter Mieroslawski's Leitung an. Indem aus dem von uns Mitgetheilten schon hervorgeht, daß diese Gesellschaft sich in ihren Grundsätzen von der polnischen Commune kaum unterschied, wundern wir uns nicht, daß so viele Polen für die rothe Fahne des 18. März 1871 gefochten haben. Mieroslawski allerdings versuchte nicht, Dictator von Frankreich zu werden, aber nur deshalb nicht, weil er dabei mit seiner Person hätte eintreten müssen und dieß ihm widerstrebte.

Vom Jahre 1869 bis zum Juli 1870 überschwemmten die Polen Landowski, Babinski, Jaroslav Dombrowski, Mieroslawski und J. B. Ostrowski die radicale Presse von Paris mit Versicherungen ihrer Hingebung an die demokratische und sociale Sache. Ein anderer Pole, Bronislav Wolowski, hatte, nachdem er Mitarbeiter am „Phare de la Loire", dem „Progrès de Lyon", am „Peuple de Marseille" gewesen, die Dreistigkeit, in Lyon eine öffentliche Versammlung zu veranstalten, um vor derselben ein socialistisches Programm zu entwickeln. Man empfing ihn mit Hohngelächter; denn man

wußte, daß er einmal für die Polen gesammelt und das Erträgniß in seinen Nutzen verwendet hatte, und man ersuchte ihn, das französische Gebiet zu räumen. Verdrießlich über diesen Mangel an Achtung, trat Herr Bronislav unter die Brüder von der Internationale, bei denen er noch jetzt die Stelle eines Secretairs der polnischen Section in Genf bekleidet.

Trotz ihrer Verbindung mit der kosmopolitischen Revolutionspartei und trotz ihrer Theilnahme an allen demagogischen Ränken vom Baudin-Schwindel an bis zu den Kundgebungen gegen das Plebiscit, die sie beiläufig nicht das Mindeste angingen, beeilten sich doch die polnischen Flüchtlinge, als 1870 der Krieg mit Deutschland ausbrach, dem Kaiser Napoleon ihre Dienste anzubieten. Sie verlangten die Erlaubniß, eine besondere Legion zu bilden, welche eine Landung bei Danzig bewerkstelligen sollte. Napoleon, der sich Rußland nicht zu Feinde machen wollte, lehnte das Anerbieten ab, obwohl der bekannte Julian Klaczko seinen Hofrathsposten unter Graf Beust verlassen hatte, um in Paris den Plan zu unterstützen. Auf die ersten Nachrichten von den Niederlagen der kaiserlichen Heere klagten die Polen vor der französischen Demokratie, das käme davon, daß man ihre Dienste zurückgewiesen; hätte man sie angenommen, so wären die Sachen ganz anders verlaufen. Schrecklich wurden die französischen Generale von Strategen wie Matuszewicz, Wroblewski und Dombrowski in den Journalen der Rothen abgekanzelt. Zuletzt trat der große Mieroslawski (der natürlich wußte, daß man sich mit ihm nicht einlassen konnte) mit dem ihn so schön kleidenden Selbstgefühl in den Vordergrund, um dem Grafen Palikao sein gewichtiges Schwert anzutragen. Selbstverständlich dankte der ihm höflichst.

Bald darauf gab's in Frankreich wieder einmal Republik, und abermals verlangten die Polen die Erlaubniß, eine Legion zu bilden. Von der Mehrheit der Regierung abgewiesen, traten sie schließlich auf die Seite der Opposition. Mieroslawski trug dem General Leflô seine Dienste an, der ihm für seinen guten Willen dankte. Das war Alles, was der brave General wollte: er hat jetzt das Recht, zu sagen, man habe ihn nicht gemocht, weil er republikanischen Grundsätzen huldige, die Republik sei nicht lebensfähig, weil die Regierung der nationalen Vertheidigung die republikanischen Generale zurückstoße u. s. w., während der wirkliche Weigerungsgrund der Regierung gegen die Annahme des Anerbietens der Polen vorzüglich der war, daß kein einziger polnischer Flüchtling als Soldat dienen wollte, alle vielmehr höhere Befehlshaberstellen beanspruchten. Ueberdieß aber wußte Jules Favre von 1848 her recht wohl, daß die politischen Flüchtlinge ein Krankheitsstoff sind, welchen Frankreich sich eingeimpft hat, und welcher sehr wesentlich zu seinem immer wiederkehrenden revolutionären Wechselfieber beiträgt. Er erinnerte sich ohne Zweifel des Wortes von Lamartine:

„Die Polen sind die Gährungshefe von Europa. Ebenso tapfer auf dem Schlachtfelde, wie tumultuarisch auf den öffentlichen Plätzen, sind sie die Revolutionsarmee des Continents. Ueberall ist ihr Vaterland, vorausgesetzt, daß es da zu wühlen giebt."

Die Polen reorganisirten bald ihr pariser Comité und eröffneten einen Club im Casino Cadet, wo sie die Frage erörterten: „Wie kann der jetzige Krieg den Gang unserer Propaganda beeinflussen?" Sie protestirten gegen die Weigerung der Regierung, sich auf die Bildung einer polnischen Legion einzulassen, und ließen sich von Felix Pyat eine Ansprache an die in der preußischen Armee dienenden Polen anfertigen, welche dieselben zur Desertion aufforderte.

Die „Gesellschaft der polnischen Militärs", welche sich bei der Agitation für eine polnische Legion an die Spitze gestellt, ersuchte nun durch Rundschreiben jedes Mitglied der Emigration, Frankreich zu dienen, so gut es gehen wolle. Man entschied sich, in die Nationalgarde einzutreten, aber dazu mußte man Franzose sein. Herr Arago half hier, indem er allen Polen, welche die Absicht zum Eintritt in die Nationalgarde kundgaben, die französische Nationalität zusprach.

Bald sah man, daß die Polen, nicht zufrieden, die Revolution außerhalb Frankreichs geschürt zu haben, sich in Paris den Gesellschaften anschlossen, an deren Spitze Blanqui und Consorten standen. Man entzog den Gefährlichsten welche sich in die von Jaroslav Dombrowski organisirte Garibaldianer-Legion einschreiben ließen, die Staatsunterstützung, die sie bisher erhalten, was Journalen wie dem „Reveil" und dem „Combat" eine schöne Gelegenheit verschaffte, gegen den Despotismus der Regierung zu donnern. Hörte man sie so waren alle diese Flüchtlinge Leute, die kein Wässerchen trübten und an nichts weniger dachten, als an revolutionäre Pläne.

Allerdings gab es in diesen Tagen auch einige Polen, welche für die Sache der Ordnung eintraten und sich dabei durch die Entschlossenheit auszeichneten, mit welcher sie als Officiere oder simple Legionäre in der Nationalgarde dienten. Aber die Mehrzahl begnügte sich damit, den Clubs der Demagogen beizuwohnen, wo jede Regierung und jeder nicht zu den Rothen Gehörige verarbeitet wurde. Vorzüglich der Club Blanqui wurde von den Polen viel besucht, vermuthlich, weil dort die tollsten Uebertreibungen und die wildesten Zwecke florirten. Die Polen trieben die Frechheit so weit, daß sie durch Artikel des „Combat" und der „Patrie en Danger" die Forderung an die Regierung stellten, man möge den Fürstenmörder Berezowski in Freiheit setzen, und so groß war damals die allgemeine Gährung, daß nicht ein einziges Journal gegen die Keckheit der polnischen Réfugiés Ein-

ſpruch zu thun wagte. Die Regierung ging zwar nicht darauf ein. Aber die Polonophilen Arago und Floquet, die in ihr ſaßen, behandelten bei dieſer Gelegenheit ein Mitglied der ruſſiſchen Geſandtſchaft, welches vor ihnen der Beunruhigung ſeiner Regierung Worte gab, in einem Styl, den ihnen nur ihre Antipathie gegen Rußland eingeflößt haben konnte, und gleich nachher gab Arago die beiden Brüder Wilkoszewski frei, welche drei Monate vorher durch den Aſſiſenhof der Seine wegen Ausgabe falſcher ruſſiſcher Bankbillets zu fünfjähriger Einſperrung verurtheilt worden waren. Der ruſſiſche Reſident proteſtirte dagegen vergeblich. Aber hodie mihi, cras tibi. Im Juni 1871 las man in den Pariſer Blättern, daß man zu Yverdon in der Schweiz eine Fabrik falſcher Bankſcheine, darunter auch Billets der Bank von Frankreich, entdeckt und aufgehoben habe. „Dieſe Fabrik" — ſo hieß es da — „war ein Zweiggeſchäft von Jaroslav Dombrowski, und die Fälſcher ſind Polen und einige Franzoſen, welche in Beziehungen zu der pariſer Commune geſtanden haben. Die von dieſen Elenden fabricirten und ausgegebenen falſchen Werthpapiere ſind zahlreich. Man hat Coupons der Bank von Frankreich zu 25 Francs, Billets der ruſſiſchen Bank zu 50 Rubel und Coupons von 12 Rubel und 50 Kopeken, Scheine der öſterreichiſchen Bank zu 10 Gulden, Hundertthaler-Scheine der preußiſchen Bank und endlich Hundert-Dollar-Noten der Vereinigten-Staaten-Bank fabricirt."

Die polniſchen Banknotenfabrikanten, die auf Befehl des Juſtizminiſters der Regierung der nationalen Vertheidigung aus der Haft entlaſſen wurden, traten in die Pariſer Nationalgarde ein, wurden alſo nach dem Obigen Franzoſen. Sie verſtärkten die Zahl der 25,000 Verbrecher, welche nach Trochu's Rede vor der Nationalverſammlung (14. Juni) in der Pariſer Armee dienten. Wer ſtützte ſich auf dieſe entlaſſenen Sträflinge?

Am 18. März 1871 erließ das Centralcomité, in welchem eine Anzahl Mitglieder der Internationale ſaßen, einen Aufruf an eine große Anzahl fremder Flüchtlinge und verwandelte ſich damit in ein Centrum der europäiſchen Umwälzungspartei. Die Claſſe der polniſchen Flüchtlinge bildete die Pflanzſchule der Chefs der Anarchie. Unter ihren Befehlen ſtanden Leute, die von ultrademokratiſchen und communiſtiſchen Meinungen in die Irre geführt, andere, die von niedrigſten Leidenſchaften angetrieben waren. Viele von den Anhängern der Commune verdienten Mitleid. Man hatte ſie in die Bataillone derſelben eingereiht, indem man ihnen dreißig Sous tägliche Löhnung gewährte, und ſie auf dieſe Weiſe von ihrer Arbeit wegzog, um Faulenzer, Trunkenbolde und Beſucher der Clubs der Demagogen aus ihnen zu machen. Die Andern waren von Natur und Geburt an Taugenichtſe, ſie ſuchten in einer Revolution nur das Mittel zur Befriedigung ihrer Wünſche, die von Trägheit und Liederlichkeit eingegeben waren, wie ihre Anführer der

Mehrzahl nach dabei nur die Befriedigung ihrer Begier nach einem vergnügten und luxuriösen Leben erstrebten.

Aber wir schreiben hier keine Geschichte der Commune mit ihren Communisten, ihren fahnenflüchtigen Soldaten, ihren Verbrechercohorten, ihren Mörder- und Mordbrennerbanden und dem Abschaum der europäischen Revolution, der sich an ihre Fersen hing und seine schmutzigen Ziele mit dem kleinen Kern berechtigter Zwecke mischte, den man in ihrem wüsten Treiben immerhin erkennen konnte. Wir liefern nur einen Beitrag zu dieser Geschichte. Wir beschäftigen uns einzig und allein mit den Polen, welche an der demagogischen Orgie vom 18. März bis zum 26. Mai 1871 einen so großen Antheil hatten.

Beginnen wir mit dem letzten General der Commune, mit Jaroslav Dombrowski.

Einige Journale haben aus diesem Chef der Insurrection von Paris einen Mann von außergewöhnlichen Fähigkeiten gemacht und behauptet, er habe früher eine hohe Stellung in der russischen Armee eingenommen. Ja er sollte sogar der Person des Großfürsten Constantin attachirt gewesen sein.

Diese Behauptungen sind in keiner Weise begründet. Jaroslav Dombrowski hat in seinen früheren Jahren niemals eine besondere Begabung verrathen und niemals eine andere als eine untergeordnete Stellung gehabt, d. h. er ist in der russischen Armee nie über den Subalternofficier hinausgekommen, und somit kann nicht davon die Rede sein, daß er irgendwie in nähere Beziehung zu einem Prinzen des kaiserlichen Hauses hätte treten können.

Der Gegenstand dieser kurzen Biographie ist todt, ist im Kampfe gefallen. Aber wir schreiben hier Geschichte, und vor der darf Wahrheit nicht Gewalt leiden. Damit sei entschuldigt, wenn wir hier auch das Unreinliche dieses Lebens unverschwiegen lassen, zumal mit ihm ein sehr großer Theil seiner Genossen, dieser Barrikadenhelden von Profession, dieser politischen Industrieritter, charakterisirt wird.

1862 finden wir Dombrowski in Gemeinschaft mit einigen jungen Leuten beschäftigt, in der russischen Armee eine Verschwörung in Gang zu bringen. Es galt der Gründung einer geheimen politischen Gesellschaft, die in der That zu Stande kam und den Namen „Zemlia i Wolia" (Land und Freiheit) führte. Dieselbe bestand aber nur kurze Zeit, dann entdeckte die Behörde sie. Alle Mitglieder des Comités wurden zur Haft gebracht, nur Dombrowski, der Schuldigste, entkam der Untersuchung. Die Affiliirten des Comités klagten ihn darauf an, die Sache der Polizei verrathen zu haben, und drohten, ihn zu ermorden.

Als die Insurrection in Polen ausbrach, bot Jaroslav Dombrowski dem Centralcomité seine Dienste an, und da dieses in dem Augenblicke eben

über nicht viele Officiere unter seinen Anhängern verfügte, wurde das Anerbieten mit großem Danke angenommen. Man übertrug Dombrowski die Stelle eines Organisateurs des Uebertritts von Deserteuren aus dem russischen Heere und stellte zu diesem Zwecke die Summe von 6000 Rubeln zu seiner Verfügung. Es gelang ihm auf diesem Posten nicht, auch nur einen einzigen russischen Officier in die Reihen der Aufständischen zu verführen. Ueber die Verwendung der 6000 Rubel aber legte er niemals Rechnung ab.

1863 wurde Dombrowski von den Russen verhaftet und in die Citadelle von Modlin gebracht. Die Einen behaupteten damals, daß das polnische Centralcomité selbst zu seiner Verhaftung beigetragen, weil ihm die Verschleuderung der Scherflein des Revolutionsfonds, die man ihm anvertraut, nicht gefallen habe. Die Andern wollten genauer unterrichtet sein, und wissen, Dombrowski habe sich fangen lassen und zwar in der Absicht, den Märtyrer spielen und in dieser Eigenschaft den guten Glauben seiner patriotischen Landsleute ausbeuten zu können. Diese letztere Meinung scheint mehr für sich zu haben. Denn der Bürger Dombrowski bekam in der That während der vier Monate seiner Gefangenschaft ganz erhebliche Summen von verschiedenen polnischen Patrioten, die sich mehr eines großmüthigen Herzens als eines scharfen Blickes erfreuten.

Zuletzt zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt, entkam Dombrowski auf dem Transport dahin, was, wie man sagt, jemandem, den die Behörden den Führern der Sträflingszüge als eine Person von Bedeutung bezeichnet haben, äußerst selten gelingt.

Im Jahre 1865 bewarb sich der Gegenstand dieser Skizze, nach Frankreich gelangt, in Paris um den Posten eines Mitglieds des Ausschusses der polnischen Emigration, bekam ihn und mußte ihn nach kurzer Zeit wieder aufgeben und zwar in Folge dessen, daß in der Casse des Comités ein Deficit entdeckt wurde.

1866 begab sich Dombrowski nach Florenz, setzte sich in Verbindung mit Garibaldi und erhielt den Auftrag, eine polnische Legion zu gründen, welche den Italienern in ihrem Kampfe mit Oestreich Beistand leisten sollte. Er erließ in Folge dieses Auftrags einen Aufruf zu Geldzeichnungen, um sich die zur Bewaffnung und Ausrüstung seiner Legion erforderlichen Mittel zu verschaffen. Drei Tage nach Sadowa hatte er circa 45,000 Lire für diesen Zweck eingenommen, aber die Zahl der Mannschaften, welche die Legion bilden sollten, betrug nicht mehr als sieben Köpfe. Natürlich ließ er jetzt das weitere Rekrutiren sein, aber weniger natürlich erschien, daß er niemals für nöthig hielt, über die Verwendung der 45,000 Lire öffentlich Rechnung abzulegen.

1867 kam Dombrowski nach Frankreich zurück, nachdem er in der Schweiz

und in England gewesen. Kaum war er in Paris eingetroffen, als ein polnischer Flüchtling ihn öffentlich der Verfertigung und Verbreitung falscher Noten der russischen Bank anklagte. Dombrowski forderte seinen Ankläger zum Zweikampf heraus, hielt es aber für besser, sich nicht zu schlagen.

1869 wurde unser Held nebst mehreren andern polnischen Flüchtlingen auf Grund einer Anzeige verhaftet, welche jene Anklage wegen Banknotenverfälschung wiederholte. Er verstand indeß, sich von der Schuld zu reinigen und wurde daraufhin entlassen, während die Leute, welche seine Geldfabrikate in den Verkehr gebracht hatten, verurtheilt wurden.

Während der ersten Wochen der Belagerung von Paris durch die deutschen Heere saß Dombrowski in dem Gefängniß von Mazas, indem eine gewisse Susanne Lagier eine Klage gegen ihn eingereicht hatte, in der er beschuldigt wurde, mit der feindlichen Armee in Verbindung zu stehen. Es war eine um so schwerere Beschuldigung, da Dombrowski im Augenblick seiner Verhaftung eben beschäftigt war, wieder einmal für eine Garibaldi'sche Legion, die er organisiren wollte, Gelder zu sammeln. Wir haben aber die Genugthuung, entgegen den Andeutungen unserer französischen Quelle, hinzufügen zu können, daß diese Beschuldigung völlig unbegründet war. Dank einer Depesche Gambetta's wurde Dombrowski vom General Trochu in Freiheit gesetzt, und bald nachher flog er in einem Luftballon über die deutschen Linien hinweg zu Garibaldi, der ihm ein Commando anvertraute. Nach Eintritt des Waffenstillstandes, der den Friedenspräliminarien vorausging, kam Dombrowski mit einem preußischen Passirschein nach Paris zurück. Wie er dann als der Nachfolger Bergeret's der Oberbefehlshaber der Insurgentenarmee wurde, welche Großthaten er verrichtete, wie er zuletzt, mehrfach verwundet, im Hospital Lariboisière starb, sind bekannte Dinge. Weniger bekannt möchte das Folgende sein, das von Sempronius in seiner „Histoire de la Commune de Paris en 1871" als „ein Beispiel unter tausenden" für das Verfahren der Communarden mitgetheilt wird.

„Dombrowski hatte in einem gewissen Augenblick zu Ende des April sein Hauptquartier in Neuilly aufgeschlagen und seine rothe Fahne auf einem der schönsten Häuser des Orts aufgepflanzt, welches einem Herrn D. gehörte. Diese Gunst trug dem Hause die Ehre ein, Zielpunkt der Granaten der Versailler zu werden und völliger Zerstörung anheim zu fallen. Aber die Regierungstruppen zerstörten nur die Mauern. Das Hausgeräth wurde von den Communarden weggebracht, und selbst die Fensterscheiben wurden von ihnen als vorsichtigen Leuten ausgehoben und davongeschafft. Dieß war indeß nur eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, was sich dann begab. Auf Befehl des Chefs des Generalstabes wurde der Hausmann der Villa in den bereits ausgeleerten Keller gesperrt und dessen junge Frau, die Mutter von zwei

kleinen Kindern, dem Ungeheuer zugeführt. Nachdem er an ihr mit Hülfe seiner Genossen seine Brutalität verübt, überließ er sie keuchend, blutend, erschöpft, wie sie war durch den greuelvollen Kampf, dieser Rotte. Die Elenden behielten sie achtundvierzig Stunden unter sich und setzten das Thun ihres Chefs fort, worauf sie ihnen entfloh. Die Unglückliche eilte nach dem Flusse, um der Sache zugleich mit ihrem Leben durch einen resoluten Sprung ein Ende zu machen. Nachbarn retteten sie. Sie war wahnsinnig geworden und ist es geblieben."

Bei der Ernennung Dombrowski's zum Oberfeldherrn der Commune richtete ein Pole den folgenden Brief an die Pariser Journale:

„Herr Chefredacteur!

Ich finde in der „Vérité" vom 10. April einen Artikel, in welchem gesagt ist, daß der Bürger Dombrowski, welchen man zum Nachfolger des Bürgers Bergeret erwählt hat, nicht der polnischen, sondern der russischen Nation angehöre ... und daß die in Paris lebenden Polen ihn nicht als ihren Landsmann betrachten.

Die Sache ist in soweit auf Wahrheit begründet, als die Herren Jaroslav und Theophil Dombrowski zwar wirklich polnischen Ursprungs sind, sich aber seit bald vier Jahren von aller Gemeinschaft mit der polnischen Emigration losgetrennt haben und nicht mehr als unsere Landsleute angesehen werden.

Ich füge noch hinzu, daß alle polnischen Emigrationen von 1831 bis 1864 sich ein absolut bindendes Gesetz auferlegt haben, welches ihnen verbietet, sich in die innern Angelegenheiten des Landes zu mischen, welches ihnen Gastfreundschaft gewährt hat. So ist denn die offene Verletzung dieses Gesetzes dem vollständigen Verzicht auf den polnischen Ursprung gleich. Empfangen Sie u. s. w. J. Odravonge, polnischer Flüchtling."

Sofort ließ die Commune die folgende Bekanntmachung an die Ecken anschlagen:

Commune von Paris.

An die Nationalgarde.

Bürger!

Wir vernehmen, daß in der Nationalgarde gewisse Beunruhigungen in Betreff des Bürgers Dombrowski bestehen, der zum Commandanten des Platzes ernannt worden ist.

Man wirft ihm vor, ein Fremder zu sein und der Pariser Bevölkerung unbekannt.

In Wahrheit ist der Bürger Dombrowski ein Pole.

Er ist Oberfeldherr der letzten polnischen Erhebung gewesen und hat der russischen Armee mehrere Monate die Spitze geboten! Er ist General unter

den Befehlen Garibaldi's gewesen, der ihn ganz besonders hochschätzt. Von dem Augenblick an, wo Garibaldi Befehlshaber der Vogesenarmee wurde, war es seine erste Sorge, sich der Mitwirkung des Bürgers Dombrowski zu versichern. Trochu weigerte sich, ihn aus Paris abreisen zu lassen und ließ ihn sogar in's Gefängniß werfen.

Der Bürger Dombrowski hat auch im Kaukasus Krieg geführt, wo er, wie hier, die Unabhängigkeit einer Nation vertheidigte, welche von einem unversöhnlichen Feinde bedroht war. *)

Der Bürger Dombrowski ist also unbestritten ein Kriegsmann und ein der allgemeinen Republik ergebener Soldat.

Die Executiv-Commission der Commune.

Diese Erklärung wurde durch den Polen Kuszinski bestätigt, welcher an ein Pariser Blatt Folgendes schrieb:

„Herr Redacteur!

Ich lese in Ihrem schätzbaren Journale eine Notiz, welche den Bürger Dombrowski betrifft und seine polnische Nationalität in Zweifel zieht.

Der Bürger Dombrowski ist aber wirklich ein Pole. Gestatten Sie mir, hinzuzusetzen, daß er während der Epoche der letzten Insurrection Polens von den russischen Behörden sehr gefürchtet war. Nach Sibirien transportirt, wußte er sich zu befreien. Er durchwanderte mit Gefahr seines Lebens ganz Rußland und kam 1865 in Frankreich an. Genehmigen Sie u. s. w.

August Kuszinski."

Wir haben diese Documente hier wiedergegeben, weil aus ihnen hervorgeht, daß die „weise Partei" der polnischen Emigration oder die aristokratische Clique derselben den Versuch gemacht hat, den Generalissimus der Commune in einen russischen Unterthan zu verwandeln, während er in Wirklichkeit ein polnischer Refugié war.

Das „Journal Officiel" von Versailles hat die folgenden Mittheilungen in Betreff Dombrowski's gebracht:

„Eine von den Häuptern des Aufstandes zu Neuilly veröffentlichte Notiz versucht die Beunruhigungen zu zerstreuen, welche die Ernennung des Ausländers Dombrowski zum Platzcommandanten hervorgerufen hat. Wir sind in der Lage, über diese Persönlichkeit Mittheilungen zu machen, welche die Menschen, die im Hotel de Ville sitzen, in ihrem wahren Lichte zeigen werden.

Jaroslav Dombrowski ist in Krakau geboren. Er ist fünfundvierzig Jahre alt. 1863, während der polnischen Insurrection, kämpfte er mit dem Grade eines Obersten mit. Im Jahre 1865 in einen Proceß wegen des Ver-

*) Abgesehen von diesem Vergleich der Pariser mit den Tscherkessen, ist diese Behauptung völlig grundlos. Dombrowski hat den Kaukasus so wenig gesehen wie den Himalaya, und der Krieg der Russen in jenem Gebirgslande war längst vor dem ersten Auftreten dieses Abenteurers zu Ende.

brechens der Anfertigung und Ausgabe falſcher ruſſiſcher Bankbillets verwickelt, wurde er kraft einer Freiſprechung wegen Mangel mehreren Verdachts entlaſſen. Er erſchien ein zweites Mal unter derſelben Anklage vor dem Aſſiſenhofe der Seine und wurde freigeſprochen.

Jaroslav Dombrowski fabricirte falſche Päſſe und falſche Beſcheinigungen, in welchen er bezeugte, daß gewiſſe von ſeinen Landsleuten, die er mit erfundenen Graden bedachte, an der Inſurrection activ Theil genommen hätten, während ſie derſelben vollkommen fremd geblieben waren. Dieſe Beſcheinigungen hatten den Zweck, Flüchtlingen, welche um Staatsunterſtützung einkamen, zur Erlangung derſelben zu verhelfen. Im Laufe des letzten Februar war Dombrowski bemüht, die Inſurrection in Bordeaux zu ſchüren, und es erging ein Verhaftsbefehl gegen ihn. Er entwiſchte, indem er ſich in die Schweiz begab, wo er bis in die letzten Tage des März verblieb. Während der Belagerung von Paris wurde er, in Verdacht gerathen, mit den Preußen im Einverſtändniß zu ſein, mehrmals arretirt. Er ſoll ſelbſt die feindlichen Linien mit einem falſchen Paſſirſchein durchſchritten haben. Kurz vor den letzten Ereigniſſen wurde er in dem Augenblick verhaftet, wo er den Wunſch verrieth, die franzöſiſche Armee völlig vernichtet zu ſehen. (?)

Das iſt der Menſch, dem die aufſtändiſche Commune den Oberbefehl in Paris anvertraut hat."

Der zweite polniſche Flüchtling, der während des Bürgerkriegs in und bei Paris von ſich reden machte, war Valerius Wroblewski. Er war General der Commune und gilt jetzt für verſchollen. Doch wird von anderer Seite behauptet, daß es ihm gelungen, nach London zu entkommen, und daß er hier ein neues polniſches Comité gegründet. Sein Vorleben iſt ebenfalls unſauber, mindeſtens voll bedenklicher Stellen. Vor 1863 war er Muſikmeiſter in einem ruſſiſchen Regimente. In dem genannten Jahre trat er zu den polniſchen Inſurgenten über, die ihn zum Organiſateur und zum Chef einer ihrer Banden machten. In dieſer Eigenſchaft zeichnete er ſich durch wilde Grauſamkeit aus. Man ſagt, die Zahl der Unglücklichen, die er habe henken laſſen, habe mehr als dreihundert betragen. Zuletzt gelang ihm die Flucht über die ruſſiſche Grenze, und er kam 1864 nach Paris, wo er Mitglied des Comités der polniſchen Emigration wurde. Seine Landsleute klagen ihn an, in Polen beträchtliche Summen den Zwecken, für die ſie beſtimmt geweſen, entfremdet zu haben, auch ſoll er die Mitſchuld tragen, wenn gewiſſe der Emigration gehörige Gelder vergeudet wurden.

Theophil Dombrowski, der Bruder Jaroslav's, iſt verſchollen. Er war 1870 in eine Unterſuchung wegen der Verbreitung falſcher Fünfzig-Rubel-Noten der ruſſiſchen Bank verwickelt, und als er unter der Commune Oberſt geworden, rächte er ſich an dem Inſtructionsrichter Bernier, welcher den

Proceß der Fälscher geleitet hatte, dadurch, daß er dessen Haus plündern ließ.

Ein andrer polnischer Oberst im Dienste der Commune war Bonoldi. Er starb an den Folgen einer Verwundung im Hospital. In dem Jahre 1863 hatte er unter dem Namen Jablonowski als Führer von Insurgentenbanden in Lithauen eine Rolle gespielt. Bevor er in Paris Oberst wurde, trieb er erst das Gewerbe eines Bierfiedlers, dann das eines Photographen. Dieser Communard ist den Parisern genügend bekannt durch die Rechtfertigungsschrift Mieroslawski's, welche ihn anklagte, im Jahre 1863 mehr als 300,000 Rubel der polnischen Revolutionspartei gehöriger Gelder vergeudet zu haben. Da sein Name Bonoldi an seine geringe Herkunft erinnerte, legte er sich in Frankreich den fürstlichen Namen Jablonowski bei, den man im Gothaer Almanach findet, und den die Nachkommen des berühmten Hetmans Jablonowski führen.

Von den vier polnischen Officieren Alexander Wernicki, Dalewski, Dowgiello und Ladislas Stawinski, die im Mai im Garten des Luxembourg erschossen wurden, war der erste bei verschiedenen Processen, die im Jahre 1869 zu Verurtheilungen wegen Ausgabe falscher Bankbillets führten, betheiligt.

Okolowicz, auch ein General der Commune, war früher Bedienter und dann beim Casino Cadet angestellt. Verwundet von den Versailler Truppen gefangen genommen, sollte er, nachdem er aus dem Hospital entlassen worden, eben vor das Kriegsgericht kommen, als einer seiner Brüder ihm aus dem Gefängniß wegzuhelfen wußte. Zwei andere Brüder von ihm, der Major und der Capitän Okolowicz, wurden zu Vincennes erschossen. Der letztere der beiden, der sich Mitglied der Nationalakademie zu Warschau nannte und das Comthurkreuz des Stanislausordens trug, war seines Zeichens ein Fleckausmacher und der Erfinder eines Wassers für Zwecke dieses Gewerbes.

Unsre Schrift bringt 281 Polen zusammen, welche für die Commune die Waffen getragen haben, mehr als die Hälfte derer, welche in die Nationalgarde getreten waren, als die Belagerung durch die Deutschen begann, und fast ein Viertel der Polen, welche in Paris leben, und dabei hat der Verfasser noch nicht einmal alle Gefangnenlisten benutzen können.

Die „Gazeta Narodowa" brachte eine Liste von Insurgenten polnischer Nationalität, welche bei den Kämpfen mit den Versaillern getödtet oder später von denselben erschossen wurden oder verschwanden. Im Kampfe getödtete finden wir darunter nur drei. Verschwunden, und seitdem zum Theil wieder aufgetaucht, sind nach der Liste folgende höhere Officiere: Rosalewski, Director der Telegraphenlinie (in diesem Augenblick in London), Swidzinski, Major (ebenfalls nach London entkommen), Karl Kwiatkowski, Legionscommandant, Kopanski, Capitän im Generalstabe und Organisator der Cavallerie der Com-

mune, Suchocki, Legionscommandant, Ch. Sokulski, Schuhmacher und Generalstabsofficier, Czekalski, Schuhmacher und Commandant, der Dr. Rymarczewski und der Capitän Kostrzewski, ein Mitglied der demokratischen polnischen Gesellschaft. Mit Pulver und Blei hingerichtet wurden zufolge dieser Liste 18 polnische Officiere, darunter Waszkowski, der Adjutant von Okolowicz, Potapenko, der Generalstabschef Dombrowski's, der Schneider und Cavallerielieutenant Worytko und der Schuster und Bataillonschef Filipowski, sowie der Capitän Renbowski, der als „ehemaliger preußischer Officier" bezeichnet wird; an Gemeinen wurden 6 erschossen.

Dasselbe polnische Blatt gibt ferner die Namen von 31 Polen, welche in Versailles vor die Kriegsgerichte gestellt werden sollten, und unter denen wir dem nach Brest auf die Pontons gebrachten General Waligorki, dem Adjutanten Dombrowskis, Landowski, und dem Mitglied der Internationale Alexander Babinski begegnen.

Diese Listen der „Gazeta Narodowa" geben aber die polnischen Flüchtlinge, welche für die Pariser Insurrection vom 18. März bis 26. Mai gefochten haben, keineswegs alle an. In dem Buche von Enault „Paris brulé" begegnen wir noch einer ganzen Reihe von Polen, welche der Commune an hervorragender Stelle dienten. An der Spitze steht: Babick, Mitglied der Commune, dann folgen Becka, Adjutant des 207. Bataillons, Jalowski, Oberarzt bei den „Zuaven der Republik", Olinski, Chef der 17. Legion, Ploubinski, Generalstabsofficier, Pazdzierski, Commandant des Forts Vanves, Rodzycki, Oberchirurg des 141. Bataillons, Rubinowicz, Generalstabsofficier, P. Rubinowicz, Oberchirurg der Marinefüsiliere, Syneck, Oberchirurg des 151., und Skalski, Oberchirurg des 240. Bataillons der Nationalgarde.

Endlich trifft man in den zehn ersten Listen der von der Armee von Versailles zu Gefangenen gemachten Pariser Insurgenten noch eine große Anzahl polnischer Namen an, von denen unsre Schrift 35 anführt, alle mit Angabe der Bataillone der Nationalgarde, in denen sie gedient haben.

Wir kommen zum Schluß. Die Polen haben von 1848 an zu allen revolutionären Erhebungen, welche in Europa von Paris bis nach Posen und Warschau, von Rom bis nach Konstantinopel stattgefunden haben, ihr starkes Contingent gestellt. Man hat Polen auf den Barrikaden von Paris, von Berlin, von Prag, von Dresden, von Frankfurt, von Wien und von Jassy gesehen. Mit Mieroslawski fochten sie in Posen und Baden, mit dem General Bulgarin in Ungarn, mit Bem in Siebenbürgen, mit Bakunin in Prag. Sie bildeten die dreistesten Parteigänger der Rothen in Rumänien, sie waren die wildesten Fanatiker unter den Rednern, die sich auf den Congressen der Internationale hören ließen, sie waren die eifrigsten Paladine der Commune von Paris. Ueberall, wo die rothe Fahne, das Symbol der radi-

calen Umwälzung der beſtehenden politiſchen und geſellſchaftlichen Ordnung, die Oriflamme der communiſtiſchen Meuchelmörder und Mordbrenner, aufgepflanzt wurde, ſah man ſie herbeifliegen wie die Geier zum Aaſe, wie die Motten zur Flamme. Wie die Motten zur Flamme — das war ihr Loos in Paris, möge es immer das Loos dieſer ruchloſen Rotte von Handwerksrevolutionären ſein!

Hausmuſik.

IV.

Die koſtbaren und prachtvollen Unternehmungen, welche londoner und pariſer Buchhändler wagen dürfen, da ſie eines gewiſſen Abſatzes ſtets ſicher ſind, ſind in Deutſchland ganz unmöglich. Prachtausgaben, wie ſie England und Frankreich von ſeinen Klaſſikern beſitzt, kennen wir erſt in vereinzelten Verſuchen. Von wie vielen unſerer Schriftſteller beſitzen wir überhaupt kritiſche Ausgaben? Sieht es nun ſchon ſchlimm aus auf dem Gebiete des Buchhandels, trauriger iſt es noch auf dem des Muſikaliengeſchäftes. Man muß aus Erfahrung die Abneigung kennen, mit der ſich Eltern und Schüler zur Beſchaffung eines Notenheftes entſchließen. Bücher werden wenigſtens heute nicht mehr abgeſchrieben, aber die Muſikalien copirt man immer noch. Glücklicher Weiſe iſt endlich der Buch- und Muſikalienhandel zu der Erkenntniß gelangt, daß man dem Publicum entgegenkommen und ihm möglichſt billige Ausgaben bieten muß. In Folge deſſen ſind denn auch die Werke unſerer Klaſſiker zu fabelhaft wohlfeilen Preiſen zu haben und heute bereits in weiteren Kreiſen verbreitet, als dies gehofft werden durfte. Nachdem man ſich nun mühelos in den Beſitz des Beſten, was auf geiſtigem Gebiete überhaupt geſchaffen wurde, ſetzen kann, vermag ſich das Urtheil zu bilden, der Geſichtskreis zu erweitern, der Geſchmack und die Einſicht zu befeſtigen. Das muſikaliſche Publicum ſcheidet ſich aber trotzdem noch in zwei große Hälften. Zur einen, kleineren, zählen die wirklich begeiſterten, ſtrebſamen ernſten Kunſtfreunde, die in den Werken unſerer großen klaſſiſchen Tonſetzer die höchſten Offenbarungen der Kunſt verehren und erkennen; zur anderen, größeren, diejenigen Muſiktreibenden, welche eine Sonate nur ſpielen, weil es die Mode erheiſcht, in Concerte nur gehen, um ſagen zu können, daß ſie dortgeweſen.

Ihnen ist Bach ein Gräuel, Händel ein Zopf, Haydn großentheils auch, und Mozart ein überwundener Standpunkt. Sie schwärmen für die Heroen der Zukunft und cultiviren mit Vorliebe Tageserscheinungen des Salons. Ein Notenheft, das ein reichverziertes und geschmackvoll illustrirtes Titelblatt und eine recht widersinnige Ueberschrift hat, erregt schon zum Voraus ihre Begeisterung. Ihr musikalisches Empfinden bewegt sich in Zephyrsäuseln, Quellenrauschen, Frühlingsdüften, Glockenklingen, Liebesflüstern, Meeresbrausen, Alpenglühen u. s. w.

Jene erstere Hälfte scheidet sich mehr oder minder wieder in zwei Parteien, deren eine mit den besten Erscheinungen der Zeit vorwärts geht, während die andere den Blick mehr rückwärts in die Vergangenheit kehrt. Erstere schließen ihre Studien mit Beethoven nicht ab; nach ihm kommen ja noch Weber, Spohr, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Brahms. Letztere, und das ist auch hier wieder die kleinere Zahl, suchen ihre Lieblinge in den Meistern, die vor Haydn liegen; ihnen gilt gewöhnlich J. S. Bach als die bedeutendste und großartigste Erscheinung im Reiche der Töne. Es ist nicht gut, allzu einseitig nur gewisse Richtungen in der Kunst zu verfolgen und dem großen Publicum wäre ein derartiges Verfahren am allerwenigsten zu empfehlen; aber eine gewisse Berechtigung hat das schwärmerische, oft fanatische Vertiefen Einzelner in bestimmte Kunstbranchen denn doch. Sorgfalt, Mühe und Fleiß, die man solchen Liebhabereien opfert, kommen in ihren Resultaten doch der Gesammtheit wieder zu Gute. Mag die profane Welt die Schatzgräber von Profession immerhin verhöhnen, — Betrug und Aberglauben reichen sich hier ja die Hand. — Die Schatzgräber auf den Gebieten der Literatur und Kunst müssen uns immer ehrwürdig und achtungswerth erscheinen. Möglich, daß sie sich einseitig in gewisse Anschauungen verrennen, daß sie sich im Werthe des Gefundenen oft täuschen, das Entdeckte vielfach überschätzen, sehr häufig haben sie doch wirkliche Schätze gehoben. Der Sinn für antiquarische Forschungen liegt in der Regel in der Zeit und äußert sich zugleich in den verschiedensten Zweigen des Wissens und der Kunst. Die Schätze unserer alten Literatur, bisher nur den Fachleuten zugänglich, erschließen sich jetzt auch für das größere Publicum; wir erinnern hier nur an die Brockhaus'schen Ausgaben der Classiker des Mittelalters und der Dichter des 16. Jahrhunderts, an Goedecke's, Simrock's, Wackernagel's und Scherr's Publicationen. Die musikalischen Bestrebungen suchen mit den literarischen gleichen Schritt zu halten. Aus geringen Anfängen sind sie bereits recht erfreulich gediehen. Fast gleichzeitig ist ihnen von zwei Seiten her, nachdem ernstliche kunstgeschichtliche Forschungen vorausgegangen, äußerer Anstoß geworden. 1840 erschien K. F. Becker's treffliche Arbeit: Die Hausmusik in Deutschland im 16., 17. und 18. Jahrh., und 1841 R. G. Kiesewetter's: Schicksale und

Beſchaffenheit des weltlichen Geſangs. Bald darauf veröffentlichte erſterer aus den reichen Schätzen ſeiner Bibliothek: „Ausgewählte Tonſtücke für das Pianoforte von berühmten Meiſtern aus dem 17. u. 18. Jahrh.“ (Scarlatti, Pescetti, Muffat, Couperin, Kuhnau, Benda, Böhm) und damit beginnt nun die Reihe der Ausgrabungen, die bis in die jüngſte Zeit eifrig fortgeſetzt, beſonders das Gebiet der Clavier- und Geſangmuſik bereicherten. Die gleichzeitigen Forſchungen auf dem Felde der kirchlichen Hymnologie und des Choralgeſangs, ſowie mit dieſen zuſammenhängend, auf dem des Volksliedes, haben jene im hohen Grade gefördert und belebt. Werke einer Kunſtepoche, die der Gegenwart fernab liegt, haben in ihrer äußeren Erſcheinung immer etwas Befremdliches. Man findet ſich leicht in den Ideengang und die Form eines modernen Tonſtücks, wenn daſſelbe ſeinem Inhalt nach weniger originell als conventionell gedacht iſt. Geht man aber in Zeiten zurück, wo ein anderer Gehalt erſtrebt wurde, die inſtrumentalen Mittel, die Technik ganz andere als heute waren, ſo handelt es ſich für den Ausführenden nicht allein darum, der Noten und Schwierigkeiten Herr zu werden, ſondern ein Werk nach Geiſt und Weſen, ſo zu ſagen von innen heraus, vom Standpunkte des Tonſetzers und ſeiner Zeit aus, zu reproduciren. Derartiges iſt aber nicht leicht; das ſetzt eine ungewöhnliche hiſtoriſche und muſikaliſche Bildung, gründliche Kenntniſſe, ernſtes Studium voraus. Virtuoſen von Fach, darauf angewieſen, das Brillante und Beſtechende zu cultiviren, Muſiker von Profeſſion, auf den Kampf um die Exiſtenz beſchränkt, vermögen, ſelbſt die nöthigen Vorbedingungen vorausgeſetzt, ſelten neue intereſſante literariſche Erſcheinungen zu erfaſſen und zu würdigen. Kunſtgelehrte und paſſionirte Dilettanten ſind in der Regel einſeitige Starrköpfe. Da nun aber nach jeder neuen Entdeckung, nach jedem intereſſanten Fund, großer Lärm geſchlagen wird, ſo können Virtuoſen, die den Schein tieferer Einſicht bewahren wollten, den ſich auf den Markt drängenden Ausgrabungen ſich doch nicht völlig verſchließen und durch ſie wurden denn auch viele alte, längſtverſchollene Tonſätze endlich ſogar hoffähig gemacht und in die Concertſäle verpflanzt. Aber mit dem Vortrage derſelben fanden ſich dieſe Herren meiſt ziemlich übel ab. Nicht im Geiſte des Componiſten und der Zeit, ſondern im modernen Geſchmack, aufgeputzt mit allen koketten Künſten und ſentimentalen Zierrathen einer überfeinerten Technik, hört man in der Regel derartige Schöpfungen ſpielen. Der Concertſaal iſt wohl der Ort vielen Hörern gleichzeitig die Bekanntſchaft mit einem muſikaliſchen Werke zu vermitteln, aber er iſt kaum die geeignete Stätte, kleinere Tonformen, einfache Sätze, Stücke, die öfter gehört werden müſſen, zum Verſtändniß zu bringen. Ueberlaſſen wir dem Concertſaale große Werke für Orcheſter und Chor und ſelbſt die umfangreicheren und ſtärker beſetzten der Kammermuſik. Kleinere und feinere Piecen, denen

ein, ihre Eigenthümlichkeiten vernichtendes Aufſtutzen zum Concertvortrag nur nachtheilig iſt, die einen ernſten Sinn, ein liebevolles Eingehen, je nach ihrem Inhalte einen ſchmuckloſen, kräftigen oder zierlichen Vortrag erfordern, gehören in's Haus. Für das Haus, für die Familie, ſind auch die zahlreichen Ausgrabungen beſtimmt, die in den letzten Jahrzehnten an die Oeffentlichkeit traten. Die gehobenen Schätze werden daher, wenn man ſie nur beachten will, in erſter Linie gebildeten Dilettanten zum Segen werden.

Es gab eine Zeit, und ſie liegt uns nicht ſehr ferne, wo man die Klaviermeiſter, die Beethoven unmittelbar vorausgegangen waren: Mozart, Clementi, Duſſek, Kramer, Haydn, faſt vergeſſen hatte. Es iſt ein Verdienſt der neuen billigen Klaſſikerausgaben, die nun faſt in Jedermanns Händen ſind, daß dies heute nicht mehr der Fall iſt. Die eigentlichen Ausgrabungen aber beginnen erſt mit dem Wirken des am 14. Sept. 1788 in Hamburg verſtorbenen K. Ph. E. Bach, des berühmten Sohnes des großen J. S. Bach. Es iſt gewiß auffallend, daß man bei einem Componiſten, der zu den bedeutendſten ſeiner Zeit zählte, ſchon nach 80 Jahren von Ausgrabung ſprechen kann, und doch iſt dem ſo. Die Maſſe des täglich neu ſich an die Oeffentlichkeit Drängenden gleicht einer Sturmflut. Was in zehn Jahren allein erſcheint, ſchwillt ſchon berghoch an. Nach acht Jahrzehnten iſt auch der beſte Meiſter begraben, wenn nicht im Laufe der Zeit immer neue Auflagen ſeiner Werke nöthig werden. Im günſtigſten Falle wird er ſich in einzelnen ſeiner hervorragendſten oder zugänglichſten Schöpfungen, oft nicht einmal in ſeinen beſten und höchſten, lebendig zu erhalten vermögen. Wir haben die Gründe auseinander zu ſetzen geſucht, zufolge deren in Deutſchland die Ausgabe älterer Tonwerke ſo ſehr erſchwert wird. Umfangreiche, weitgreifende Unternehmungen ſind da kaum möglich. Man muß für die ängſtlichen und ſchüchternen Verſuche, die bei uns hier und da gemacht werden, uns einzelne ältere Tonſetzer in ſparſamen Proben und Muſterbeiſpielen wieder vorzuführen, ſchon dankbar und erkenntlich ſein. Frankreich iſt uns hierin bedeutend voraus. Es beſitzt unter andern vorzüglichen Editionen in dem Trésor du Pianiste par M. A. Farrens eine Muſterſammlung alter Claviermuſik. Wie ſchade, daß ſie durch den Tod des Unternehmers unterbrochen wurde. Dieſe Ausgabe hat vor allen ähnlichen deutſchen Unternehmungen den großen Vorzug voraus, daß ſie nur vollſtändige Werke enthält, während unſere Verlagshandlungen kaum Bruchſtücke zu bringen wagen. Doch ſcheint ſich auch hier allmälig Manches zum Beſſern zu wenden. Wir haben die Ausſicht, Bachs und Händels ſämmtliche Werke im Laufe der Zeit zu erhalten. Die von Chryſander ins Leben gerufenen: Denkmäler der Tonkunſt (8 Lieferungen: Paleſtrina's Werke von H. Bellermann, Cariſſimi's Werke und Te Deum von F. A. Vrio von Fr. Chryſander, Corelli's Werke von J. Joa-

chim, Couperin's Werke von J. Brahms) machen einen hoffnungsvollen Anfang mit der Edition completer Werke. Möchte dies Unternehmen nur die wünschenswerthe Theilnahme finden, damit das begonnene vollendet, das zu erwartende rascher gefördert werden könnte. Im Anschlusse daran sind rühmend zu nennen die Ausgaben der J. S. Bach'schen Instrumentalwerke in 6 Serien (I. Werke für Clavier allein, 13 Hefte; II. für ein und mehrere Claviere mit Begleitung anderer Instrumente, 13 Hefte; III. Für Violine und für Flöte, 8 Hefte; IV. für Cello, 2 Hefte; V. für Orgel, 8 Hefte; VI. für Orchester, 9 Hefte, zusammen 1110 Nummern, und Anhang zweifelhafter Compositionen zu Serie I. III. V. und VI., zus. 121 Nummern) Leipzig bei C. F. Peters. Ferner C. Ph. E. Bach's Claviersonaten, Rondo's und freie Fantasien für Kenner und Liebhaber (von Dr. E. F. Baumgart herausgegeben, 6 Lief. L. b. F. E. C. Leuckart; G. Fr. Händels Suiten (1—17), Clavierstücke (1—6) und Chaconnen (1—2; herausgeg. von G. A. Thomas); G. B. Martini's Sonaten und Clavierstücke (5 Hefte, herausgeg. von C. Banck); beide L. b. Fr. Kistner und D. Scarlatti's Sonaten (6 Hefte, 60 Piecen enthaltend, herausgeg. von G. Nottebohm) L. b. Breitkopf und Härtel. Was nun noch an ähnlichen Veröffentlichungen vorliegt, enthält nur ausgewählte Stücke, meist in Sammlungen zusammengestellt. Hierher gehören: Anthologie classique. Berlin b. A. M. Schlesinger. Collection de morceaux classiques et modernes. Berlin b. T. Trautwein. Anthologie historischer Tonwerke herausgeg. von L. A. Zellner, Wien b. C. A. Spina. Alte Meister. Sammlung werthvoller Clavierstücke des 17. und 18. Jahrh. (40 Hefte herausgeg. von E. Pauer) Leipz. b. Breitkopf und Härtel. Klassische Claviercompositionen aus älterer Zeit (7 Hefte gesammelt von G. M. Schletterer.) Leipz. b. Rieter-Biedermann. Clavierstücke aus den Concert-Programmen von Frau W. Szarrady, geb. Klauß (3 Hefte mit 9 Piecen) und Alte Claviermusik in chronologischer Folge (6 Hefte mit 18 Piecen, herausgeg. von E. Panier) Leipz. b. B. Senff. Ein moderner Concertspieler muß, das gehört zum guten Ton, irgend ein altes Clavierstück aufgefunden, zum Concertvortrage ver- und zerarbeitet und veröffentlicht haben. J. S. Bach und seine Söhne, Händel, Scarlatti und andere ehrwürdige Meister sind auf diese Weise vielfach grausam mißhandelt und in die Zwangsjacke virtuoser Technik gepreßt worden. Wenn eine solche barbarische Behandlungsweise selbst den Meistern unseres Jahrhunderts, z. B. Weber, nicht erspart blieb, so darf sie bei ältern Tonsetzern noch weniger verwundern. Es giebt eben Herausgeber, die zuerst sich und dann erst die Werke, die sie ediren wollen, gedruckt zu sehen wünschen. Aus jedem fremden Tonstücke strahlt uns also ihr eignes anmuthiges Bild entgegen. Mit diesen Editoren

aber haben wir hier nichts zu thun. Es sei hier nur noch bemerkt, daß bei Rieter-Biedermann einzeln erschienen sind: Clavierstücke von W. Fr. Bach, Graun, Kirnberger und G. Muffat, bei G. P. Witting in Dresden Sonaten von B. Marcello und G. B. Martini (herausgeg. von M. Krebs) bei B. Senff: 8 Piecen von Fr. Couperin und daß fast jede größere Handlung das eine oder andere derartige Stück gebracht hat.

Im Zusammenhang mit diesen Publicationen für Pianoforte allein, stehen die Streich- und Blasinstrumente mit Begleitung des Claviers. Sonaten von J. S. Bach und Händel für Violine, Cello, Flöte und Oboe sind in mehrfachen Bearbeitungen erschienen. Ebenso liegen einzelne Stücke von C. Ph. E. Bach, Corelli, Fiorillo, Rust, Tartini, Veracini vor. Die beiden hervorragendsten Unternehmungen auf diesem Gebiete aber sind: D. Alards: „Les Maitres classiques du Violon". 40 Hefte, Mainz b. Schott, und F. David's: „Die hohe Schule des Violinspiels," 20 Hefte Leipz. b. Br. und H. Außer Allard und David haben sich durch Herausgabe und die Bearbeitung der Clavierpartie Verdienste in dieser Richtung erworben: Mendelssohn, Schumann, Stade, Goltermann, Wasielewki, Dessoff, Hellmersberger, Mortier de Fontaine, Grüdener, Zellner u. A.

Ziemlich gleichen Schritt mit den Ausgrabungen auf dem Gebiete der Pianoforteliteratur hielten die auf dem des Gesanges. Jedoch gingen sie nicht so weit zurück. Das einstimmige Lied mit Clavierbegleitung ist verhältnißmäßig ein Product der neueren Zeit, die alte Gesangmusik, Arie und Chanson nicht ausgenommen, fast durchweg mehrstimmig. Erst im 17 Jahrh. erschienen Sammlungen einstimmiger Arien, vorzugsweise von deutschen Componisten gepflegt (Kapsberger, Albert, Briegel, Krieger, Schop, Jacobi, Ahle, Coler, Peter, Fischer, Kunstmann, Stierlein, Macer, Speer, Erlebach u. s. w.) während die gleichzeitig sich entwickelnde Cantatenform a voce sola con Basso continuo fast nur durch italienische Tonsetzer vertreten ist. Eine Sammlung von Liedern, welche die historische Entwickelung der Liedform in Musterbeispielen vorführte, besitzen wir leider noch nicht. Unsere Verleger sind mit der Herausgabe von Gesanghesten noch ängstlicher wie mit der von Clavierpiecen. Einzelne Tonsätze enthalten die bereits angeführten Werke von Becker und Kiesewetter. Letzterer giebt Melodien aus dem 12.—14. Jahrh. (von Châtelain de Coucy, Thibaut von Navarra, Adam de la Halle, Guillaume de Machault) und uralte Volksweisen; ersterer deutsche Gesänge aus dem 17. Jahrh. (von H. Albert, J. Schop, M. Coler, J. Rist). Beispiele älterer Melodiebildungen finden sich zahlreicher in A. Reißmann: Das deutsche Lied in seiner historischen Entwicklung dargestellt. Cassel 1861, und Dr. R. F. Schneider: Das musikalische Lied in geschichtlicher Entwickelung. 3 Bde.

Leipz. 1863—65. Eine interessante Melodiensammlung verdanken wir dem fleißigen C. F. Becker: Lieder und Weisen vergangener Jahrh. Leipz. 1853. Damit ist aber auch, will man die Publicationen auf dem Gebiete des geistlichen und des Volksliedes hier unberührt lassen, fast alles genannt, und es erübrigt nur noch weniges nachzutragen: zwei Liebeslieder von A. Scarlatti. Leipz. b. B. Senff und ein deutscher Liederkranz aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts 1627—50. (Lieder von Albert, Voigtländer und Mauerach), Leipz. b. Breitkopf und Härtel. Beide Hefte hat der verdienstvolle K. Banck in Dresden zum Drucke befördert. In der letztgenannten Verlagshandlung sind ferner drei Duette von Lully, Händel und Haydn für zwei Sopranstimmen und in kleiner Zahl Lieder von Reinhardt und Haydn erschienen. Umfangreichere Auswahl, besonders älterer Gesangsmusik, findet man in Musica sacra, Bd. IV. Sammlung klassischer Gesänge für eine Altstimme (Berlin b. Bote und Bock); in Cantica sacra, Bd. I. Sammlung geistlicher Gesänge für Sopran, Bd. II. für Baß (Berlin b. Trautwein); im Orion (Leipz. b. Leuckart); der Anthologie historischer Tonwerke von L. A. Zellner (Wien b. Spina); in der Sion, 3 Bde. für Alt (Berlin b. Schlesinger) u. s. w.

Viele Nummern der vorstehend aufgezählten Sammlungen enthalten Gesangstücke, die über die Liedform weit hinausgehen; große und nicht selten sehr schwierige Arien. Aber diese Tonsätze sind nicht allein fast ohne Ausnahme von großem musikalischen Werthe und hohem künstlerischen Interesse, sie sind zugleich vorzügliche Uebungsstücke für alle diejenigen, welche eine mehr als gewöhnliche Gesangsbildung erstreben; und gerade in unserer Zeit scheint die Aufmerksamkeit des größeren musikalischen Publicums einem gründlicheren Gesangstudium sich mehr und mehr wieder zuzuwenden, wenigstens ist ein rühmliches Streben bemerkbar, für die Ausbildung der Stimme, eine der edelsten Gottesgaben, etwas zu thun. Das erklärt auch das Erscheinen von Werken wie: VI Duetti latini, sopra la Passione di Gesu Christo da Nic. Porpora, herausgeg. von G. Nava (L. Br. und H.), welche sich nach jeder Richtung würdig andern ältern Gesangswerken z. B. den XII Duetti da Camera da Fr. Durante (ebenfalls b. Breitkopf und Härtel) anschließen.

Kunstgeübten Dilettanten dürften sich aber als wahrhafte Bereicherungen häuslicher Musikgenüsse ganz besonders einige Sammlungen von Arien und Duetten von Händel empfehlen, die kürzlich, von R. Franz edirt, bei Fr. Kistner in Leipzig erschienen sind (12 Sopran-, 12 Altarien und 12 Duette). Diese Sammlungen zählen unstreitig zu den werthvollsten und willkommensten Publicationen der neuesten Zeit. Es wird hier aus einem Borne, der über ein Jahrhundert verschlossen war, geschöpft, und wahrlich, wie ein Wunderquell drängt sich diese Gesangsgabe jugendfrisch aus Tageslicht. Indem wir sie freudigst begrüßen, soll nicht behauptet werden, daß diese Sologesänge

Händels nicht Spuren ihrer Zeit, in Form und Melodiegestaltungen nicht hier und da veraltetes empfinden ließen oder gar, daß sie das Höchste enthielten, was Händel geschaffen; aber kleine Mängel verschwinden vor der innern Vorzüglichkeit, Frische und Kraft dieser Tonsätze. Ueberall erkennt man den Meister, der unbeschränkt, sicher und mit bewundernswürdiger Leichtigkeit seine Tongebilde gestaltete, dessen originelle Erfindung, meisterhafte Technik und virtuose Macht uns stets aufs neue fesseln und der, wird er von einer tieferen lyrischen Seelenstimmung erfaßt, nur Vorzügliches leistet und in solch glücklichen Momenten ächteste Kunstwerke schafft, die über alle Wandlungen der Zeiten erhaben sind. Hier stehen wir wieder vor edelster Hausmusik. Nirgends wo selbige nun Stätte gefunden, sollte man diese Sologesänge Händels unbeachtet lassen. Sie gehören nicht den bekannten Oratorien, sondern nur (bis auf drei Kammerduette) unbekannten und verschollenen Opern an. Der Herausgeber, R. Franz, hat mit feinem Verständniß, großer Geschicklichkeit und Sachkenntniß ein Clavierarrangement zu sämmtlichen Singstücken gegeben, das sich den Melodien glücklich anschmiegt und von einem innigen Hineinleben des Bearbeiters in Händels Geist, Art und Weise Zeugniß giebt, obgleich man sich dem Eindruck nicht verschließen kann, daß das Accompagnement in einzelnen Sätzen etwas überladen und allzumodern erscheint; die geistige Verbindung der neuen Hülle mit dem älteren Original würde noch wohlthuender und befriedigender wirken, hätte der verdienstvolle Bearbeiter minderen Aufwand von eigener Kunst dabei bethätigt. Doch auch diese Ausstellung verschwindet vor der Vortrefflichkeit der ganzen Arbeit, die man alle Ursache hat froh und dankbar aufzunehmen.

H. M. Schletterer.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 12. November 1871.

Am 6. November fand die dritte Lesung und Schlußabstimmung über das Gesetz in Betreff des Reichskriegsschatzes statt, nachdem vorher der Gesetzentwurf über die Einführung des Bundesgesetzes in Würtemberg und Baden, welches den Unterstützungswohnsitz regelt, in erster und zweiter Berathung erledigt worden.

Die Bildung des Reichskriegsschatzes, deren Bestimmungen schließlich so angenommen wurden, wie sie bereits in unserem letzten Reichstagsbrief an-

gegeben ſind, gab nochmals zu einer erregten Verhandlung Anlaß. Geſichtspunkte indeß, die zur allgemeinen Belehrung beitragen, kamen darin nicht zum Vorſchein. Sollen wir uns des längeren mit Herrn Ewald beſchäftigen, der unter anderem bemerkte, ein Kriegsſchatz ſei unzweckmäßig, weil er im Fall einer Niederlage die Beute des Feindes vermehre? Die überaus kindliche Vorſtellung, daß ein Kriegsſchatz ſelbſt im Kriege zum Anſehen da ſei, wie etwa ein Antikenkabinet, erregte natürlich ſtürmiſche Heiterkeit, ſowie mehr oder minder die ganze Rede. Es mag bei dieſer Gelegenheit bemerkt ſein, daß wir die Anweſenheit des Herrn Ewald im Reichstag allerdings für nützlich halten. Es iſt gut, daß die Nation ſich einprägt, wie der Preußenhaß nur in den lächerlichſten Charakteren jemals naturwüchſig hat gedeihen können. Solche antediluvianiſche Erſcheinungen, zumal wenn eine glückliche Selbſtgefälligkeit die Umgebung der Nothwendigkeit des Mitleids enthebt, wirken durchaus wohlthätig als abſchreckendes Beiſpiel einer ebenſo traurigen als einſt gefährlichen Vergangenheit.

Auf Herrn Ewald folgte Herr Sonnemann mit den ebenſo oft widerlegten als vorgebrachten national-ökonomiſchen Bedenken. Miquel übernahm dies Mal die Widerlegung.

Das Bedenken, welches wir unſererſeits gegen diejenige Beſtimmung des Geſetzes hegen, nach welcher ſogenannte zufällige Einnahmen ohne beſondere Zuſtimmung des Reichstags in den Kriegsſchatz fließen ſollen, während andererſeits die Verpflichtung des Reichstags, den Kriegsſchatz nach theilweiſer oder ganzer Aufwendung ſofort wieder zu füllen, bezüglich zur Aufbringung der Füllungsgelder mitzuwirken, nicht kategoriſch ausgeſprochen iſt, trifft nunmehr den endgültigen Reichstagsbeſchluß, der wohl die Zuſtimmung des Bundesrathes finden wird.

Die Sitzung vom 7. November, in welcher das Geſetz über die Einführung der Gewerbeordnung in Württemberg und Baden in erſter und zweiter Berathung erledigt wurde, worauf die Ueberſicht der Ausgaben und Einnahmen des Norddeutſchen Bundes für das Jahr 1870 mit Ausſchluß der Kriegsposten zur Verhandlung kam, bot nichts Bemerkenswerthes dar.

Die Sitzung vom 8. November, auf deren Tagesordnung die dritte Berathung des Antrags Büſing, betreffend die Nothwendigkeit einer aus Volkswahl hervorgehenden Vertretung in allen Bundesſtaaten, ſich befand, erhielt eine üble Auszeichnung durch das Auftreten des Herrn Bebel, dem endlich der Präſident das Wort entziehen mußte. Man weiß längſt, daß Herr Bebel nur von Zeit zu Zeit in den Reichstag kommt, um ſeinem Aerger über die deutſche Nation und das, was ſie heute iſt, in beleidigenden Reden Luft zu machen. Das Mittel des Ordnungsrufes und der Wortentziehung, die ſtärkſten, welche der Reichstag beſitzt,

reichen aber ganz und gar nicht aus gegen ein Individuum, das mit der Versammlung, zu der zu reden es den Schein annimmt, nicht das Geringste gemein hat, das nur in derselben erscheint, um sie mit einer fremden Atmosphäre zu verunreinigen und zu beleidigen. Unseres Erachtens würde die Mitgliedschaft des Herrn Bebel im Reichstag einen wesentlichen Vortheil haben, wenn sie dem allgemeinen Bewußtsein die Nothwendigkeit klar machte, daß der Reichstag das verfassungsmäßige Recht erhalten muß, unwürdige Mitglieder auszuschließen, und dem betreffenden Wahlkreis, wenn er auf der Wiederwahl solcher Mitglieder beharrt, periodisch die Vertretung zu entziehen. Man kann immerhin solche Beschlüsse an eine $^2/_3$ Majorität binden, aber das Recht, sie zu fassen, ist dem Reichstag unentbehrlich.

Die Sitzung vom 9. November brachte die erste Berathung des von den Abgeordneten Lasker und Genossen eingebrachten Gesetzentwurfes über die Ausdehnung der Reichsgesetzgebung auf das bürgerliche Recht und die Gerichts-Organisation. Es wurden vortreffliche und beherzigenswerthe Worte gesagt. So von Miquel, dessen Rede schloß: „Ohne gleiches Recht kein deutsches Recht; ohne deutsches Recht keinen deutschen Staat!“ Der ultramontane Führer Herr August Reichensperger setzte sich natürlich dem Antrage entgegen, aber in würdiger Form. Die Gegengründe freilich entlehnte er der alten erstaunlichen Fabel, daß die deutschen Particularstaaten den sogenannten deutschen Stämmen entsprechen, und daß die Rechtsbuntheit in Deutschland auf der Stammesverschiedenheit beruht. Abgeordneter Friedenthal entgegnete vortrefflich, daß der Rechtszustand, welchen Herr Reichensperger erhalten wolle, nicht zur Zeit einer Blüthe des nationalen Lebens entstanden ist, sondern durch muthwillige Gesetzmacherei in der Periode der willkürlichen Zerreißung unseres Volkes. Fortschritt des Rechts, Entstehung neuer von den gesellschaftlichen Bedürfnissen erforderter Bildungen, die Bildung eines wahren Juristenstandes, alles hängt ab von dem Boden eines einheitlichen deutschen Rechtes. Der bayrische Abgeordnete Herz wies nach, daß in Bayern allein 80 geltende Landrechte bestehen, zu welchen die vollständigen Systeme des römischen, bayrischen, preußischen und französischen Rechtes hinzutreten. Derselbe Abgeordnete bemerkte sehr wahr, daß nicht die bayrische Regierung verantwortlich zu machen sei. „Derartige Dinge können nur in einem großen Staat zur heilsamen Reform gebracht werden, dem alle Mittel und Kräfte zu Gebote stehen, über die man verfügen muß, um in dieser Richtung umgestaltend vorzugehen und Ersprießliches zu schaffen.“ Sehr erfreulich für den Reichstag wie für die öffentliche Meinung in Deutschland war es, daß der sächsische Abgeordnete Generalstaatsanwalt Schwarze sich für den Antrag erklärte und zwar auf Grund der Erfahrungen, welche der Abgeordnete bei der Theilnahme an den Arbeiten des Reichstages gemacht. Bei dem immer wiederkehrenden

praktiſchen Bedürfniß einer gemeinſchaftlichen Geſetzgebung führt, wie Schwarze bemerkte, der bisherige Ausſchluß des bürgerlichen Rechts von der Reichscompetenz lediglich dahin, in jedem Ausnahmefall die Reichsverfaſſung zu ändern. Es iſt namentlich die Unmöglichkeit, das der Reichsgeſetzgebung ſchon zugewieſene Obligationenrecht von dem bürgerlichen Recht zu trennen, welches den Antrag, abgeſehen von den nationalen Gründen, aus techniſchen Nothwendigkeiten faſt unvermeidlich macht. Zuletzt ſagte noch der bayeriſche Abgeordnete von Stauffenberg das durchſchlagende Wort: „Kein Rechtsgebiet war bisher groß und ſelbſtſtändig genug, einen eigenen Juriſtenſtand zu ernähren; daher die große Unſicherheit in unſerer gerichtlichen Praxis.“ Wollte man die Rechtszerſplitterung nur innerhalb der Einzelſtaaten aufheben, ſo würde man eine falſche, künſtliche Centraliſation an die Stelle der wahren und natürlichen ſetzen.

Der Reichstag ſchritt ſogleich zur zweiten Berathung und genehmigte den Antrag mit ſtarker Mehrheit.

Am 11. November ſtand das wichtige Münzgeſetz zur erſten Berathung, die an dieſem Tage noch nicht geſchloſſen wurde. Wir ziehen daher vor, über dieſe Berathung erſt zu berichten, wenn die ganze Verhandlung mit ihrem Reſultate vorliegt. C—r.

Berliner Briefe.

Unter den ältern Zuſchauern, welche geſtern der Enthüllung des Schillerdenkmals beiwohnten, mögen ſicher nur wenige geweſen ſein, die nicht das geiſtige Auge zurückſchweifen ließen über das Jahrzwölft, welches verfloſſen iſt, ſeitdem der Grundſtein dieſes Denkmals gelegt wurde. So hoch waren die Wogen des deutſchen Enthuſiasmus vorher niemals geſtiegen, als an jenem 10. November des Jahres 1859, wo es galt den hundertjährigen Geburtstag, wenn nicht des größten, ſo doch des volksthümlichſten Dichters Deutſchlands zu feiern. Bis nach Rußland und nach Amerika hatte die Begeiſterung mächtige Wogen geſchlagen, von allen Seiten kamen Zeugniſſe der Sympathie und einen Augenblick konnte es wirklich ſcheinen, als ob das deutſche Volk über alle Barrièren hinweg, welche der Eigennutz und das Vorurtheil aufgerichtet hatte, in brüderlicher Umarmung und in friedlichem Wetteifer das

Gebäude der deutſchen Einheit aufrichten würde, welches ſelbſt Schiller in ſeinem prophetiſchen Geiſte nur ganz dunkel geahnt haben mochte, zu welchem er aber durch ſein mächtiges Wort in Millionen Herzen Keime gelegt und die vorhandenen geweckt hatte. Wenn Erfahrungen im Stande wären, Träumer zu belehren, ſo hätten es die Nachklänge jener Feier thun können. Wie ein paar Monate vorher Alexander v. Humboldt's Begräbniß, ſo machte ſich der Pöbel Berlins auch die Grundſteinlegung Schiller's zu Nutze, um ſeine Orgien zu feiern, und zu zeigen, wie wenig ſelbſt bei uns die ſittliche Macht in die niedern Klaſſen gedrungen iſt. Es war eine beſchämende Lection für alle Diejenigen, welche glaubten, daß Dichterwort und die Begeiſterung, welche dasſelbe erzeugt, gewaltige politiſche Umwälzungen hervorbringen könne. Die herben Lehren haben ſich ſeit jenem Tage gezeigt. Auf die blonde Schwärmerei, welche der Nationalverein angefacht hatte, der im Sommer jenes Jahres ſchon ziemlich den Gipfel ſeines Anſehens in raſchem Laufe erklommen, folgte ein eiſernes Zeitalter: harter Kampf im Innern und bald Krieg auf Krieg, in welchem mit Blut und Eiſen das Gebäude von Deutſchlands Einheit und Größe gekittet wurde, deſſen Aufführung ſich die Phantaſie ſo leicht vorgeſtellt hatte.

Ohne gewaltigen Eindruck ſind die Lehren dieſer Zeit allerdings nicht vorübergegangen und die Zahl Derjenigen, welche glauben oder zu glauben vorgeben, daß der politiſche Baumeiſter ganz unnöthige Anſtrengungen gemacht habe, iſt ſehr zuſammengeſchmolzen. Dafür fehlt es nicht an ängſtlichen Gemüthern, welche Deutſchland nun auf einen Gipfel der Macht angelangt ſehen und mit der klugen Vorausſicht Eulenſpiegel's den bevorſtehenden Niedergang bejammern. Wenn man dieſen Leuten glauben ſoll, ſo wäre die deutſche Nation in die blindeſte Machtanbetung verſunken, der Chauvinismus graſſire in viel ſchlimmerer Weiſe, als jemals in Frankreich, und der Idealismus wäre gänzlich aus den Herzen ausgerottet. In Wirklichkeit verhält ſich die Sache wohl anders. Allerdings wird es nur noch Wenige geben, welche glauben, daß der Idealismus in Deutſchland mehr als bisher gepflegt werden müſſe, denn er iſt eine Pflanze, die in unſerm Klima ſelbſt ohne große Aufmerkſamkeit vortrefflich fortkommt, aber, wenn man nicht verkennt, wie es vor Allem darauf ankommen mußte, die Nation auf praktiſche Ziele zu richten, ſo will auch Niemand das aufgeben, was lange Zeit hindurch die Quelle unſerer Schwäche, aber auch unſerer Stärke war und was vor Allem unſere Eigenthümlichkeit allen andern Völkern gegenüber ausmacht, die Pflege des Idealen. Daß dieſer Gedanke noch lebendig iſt, zeigte die geſtrige Schillerfeier. Ihr fehlte freilich die Ueberſchwänglichkeit, mit welcher man die Grundſteinlegung begangen hatte, aber gerade darum hatte die Feier den gebührenden Charakter und wie aus allerlei Sturm und Drang das Marmor-

bild Schiller's aus Begas' Hand zur leuchtenden Tageshelle hervorgegangen ist, um für lange Zeiten (freilich nicht für zu lange, denn unser Himmel ist dem Marmor abhold) ein Schmuck dieser Stadt zu sein, so wird auch unter den neuen und so vielfach veränderten Verhältnissen Schiller nach wie vor der Liebling des Volkes und vor Allem der Jugend bleiben und in immer weitern Kreisen, welche der Fortschritt der Zeit ihm eröffnet hat, den Samen der Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne ausstreuen. —

Der Fall Beust's ist, soweit man hört, in den Regierungskreisen mit ziemlichem Gleichmuth aufgenommen worden. Das versteht sich von selbst, daß die deutsche Regierung nichts gethan hat, um diesen Sturz herbeizuführen (was sie, auch wenn sie gewollt, sicherlich nicht gekonnt hätte) aber über einen gewissen Grad kühler Freundlichkeit ist man wohl selbst in Salzburg nicht hinausgekommen, und da der Graf Andrassy sicherlich ebenso wie Graf Beust eine friedliche Politik verfolgt, auf die Oestreich durch jede Erwägung hingewiesen wird, so kann man hier dem erfolgten Wechsel ruhig zusehen. Das Prestige des jungen deutschen Reiches kann ohnedies nur gewinnen, wenn man sieht, wie das alte Oestreich immer aus einer Krisis in die andere fällt. Man muß die — staunenswerthe Consequenz des Herrn Professor Ewald haben, um zu wünschen, daß Preußen 1866 nicht die Bande zerrissen hätte, die Deutschland an Oestreich knüpften — das ist aber gewiß, daß sehr Wenige Lust haben werden, diese Bande wieder anzuknüpfen. — o. W.

Die kirchlichen Vorlagen an den preuß. Landtag.

Mehrere Blätter haben eine Mittheilung gebracht, wonach am 1. November eine Gesammtsitzung des preußischen Staatsministeriums stattgefunden, um über die kirchlichen Vorlagen zu beschließen, welche an den noch im Laufe dieses Monats zusammentretenden Landtag gebracht werden sollen. Nach weiteren Mittheilungen verlautet, daß bis zur Eröffnung des Landtags wohl noch mehrere Staatsministerial-Sitzungen stattfinden werden, um die Gestalt der kirchlichen Vorlagen endgültig festzustellen. Am 1. November scheint man nur über die Grundsätze einig geworden zu sein.

Wenn sonach auch bis ins Einzelne feststehende Beschlüsse noch nicht vorliegen, so kehrt doch von unterrichteter Seite die Versicherung wieder, daß

es nicht halbe Maßregeln sind, denen wir diesmal entgegenzusehen haben. Solcher Maßregeln wird die öffentliche Meinung sich überdies niemals versehen, wenn sie wahrnimmt, daß Fürst Bismarck der Vorbereitung eines Gesetzentwurfs seinen thätigen Antheil zuwendet.

Welcherlei Maßregeln aber können es sein, die in Gestalt von Gesetzesvorlagen jetzt an den Landtag kommen sollen? So fragt sich Jeder, der die ungewöhnliche Bedeutung der kirchlichen Fragen gerade im gegenwärtigen Moment ermißt.

In dem Vortrag, welchen im vorigen Monat der bayrische Staatsminister von Lutz dem dortigen Abgeordnetenhause gab, war in schlagender Weise der staatsgefährliche Charakter des seit dem Concilsbeschlusse vom 18. Juli 1870 der katholischen Kirche aufgedrungenen Dogmas von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes beleuchtet. Zugleich aber fügte der bayrische Staatsmann hinzu, daß die geltende Gesetzgebung der Regierung gegen diese Gefahr keine Waffen leihe. Eintretenden Falles müsse die Regierung mit Hilfe der Landesvertretung sich die gesetzlichen Waffen erst bereiten. Dagegen sei die Regierung in der Lage, allen katholischen Staatsangehörigen geistlichen und weltlichen Standes, welche die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen, den vollen in den Gesetzen des Landes begründeten Schutz gegen den Mißbrauch geistlicher Gewalt zu gewähren. Die Regierung sei entschlossen, das religiöse Erziehungsrecht der Eltern gegenüber dem Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes anzuerkennen. Wenn von Anhängern der alten katholischen Lehre Gemeinden gebildet werden sollten, so gedenke die Staatsregierung diese Gemeinden als katholische anzuerkennen, und ihnen wie ihren Geistlichen alle jene Rechte einzuräumen, welche sie gehabt haben würden, wenn die Gemeindebildung vor dem 18. Juli 1870 vor sich gegangen wäre. Fest entschlossen, jeden Eingriff in die Rechte des Staates mit den verfassungsmäßigen Mitteln abzuwehren, erkläre sich die bayrische Staatsregierung bereit, die Hand zu Gesetzen zu bieten, durch welche die volle gegenseitige Unabhängigkeit sowohl des Staates gegenüber der Kirche, als umgekehrt begründet werde.

Man wird schwerlich fehl gehen, wenn man in diesen Erklärungen auch die Grundzüge für das nächste Vorgehen der preußischen Regierung findet.

Wir glauben, die kirchlichen Vorlagen, welche dem Landtag zugehen sollen, werden vor Allem darauf Bedacht nehmen, den kirchlichen Rechten der Altkatholiken den Schutz des Staates zu sichern, und zu verhüten, daß die Altkatholiken durch die vatikanische Neuerung des vorigen Jahres, deren Annahme ihr Gewissen verbietet, um die Rechte einer vom Staat anerkannten, ja des Staatsschutzes in einer besonderen Weise theilhaftigen Kirchengemeinschaft gebracht werden.

Das ist aber das Wenigste.

Wir glauben, die preußische Staatsregierung wird den Weg betreten, welcher zur Herstellung der Unabhängigkeit des Staates von der Kirche führt. Dazu gehören Civilstandsregister für Geburt, Eheschließung und Tod. Dazu gehören Begräbnißstätten, welche der Obhut bürgerlicher Behörden anvertraut sind. Dazu gehört vor Allem die Durchbildung des staatlichen Charakters der Schule. Mit dem Gegensatz zwischen confessioneller und confessionsloser Schule ist eine Menge leeres Stroh gedroschen worden. Die wahre Thesis ist aber weder die confessionelle noch die confessionslose, sondern die königlich preußische Staatsschule. In der Staatsschule kann der Religionsunterricht confessionell ertheilt werden. Die Aufsicht über die ganze Schule aber, einschließlich des Religionsunterrichts, gebührt den Organen des Staates. Der Staat kann seine Schulinspectoren auch unter den Geistlichen der verschiedenen Confessionen wählen, aber unter der Bedingung gewährter Bürgschaft, daß die Inspection nach den Pflichten und Gesichtspunkten des Staats geführt wird. Es können Schulen errichtet werden, die nicht vom Staat geleitet werden, aber sie müssen sich einer negativen Staatsaufsicht unterwerfen, und die Bildung, welche zu bürgerlichen und staatlichen Stellungen befähigt, muß der Bildung entsprechen, welche die Staatsschule gewährt.

Dies sind ungefähr die Grundzüge, auf denen die erste Stufe der Selbstständigkeit des Staates zu errichten ist. Wir glauben nicht viel weniger von den Vorlagen erwarten zu dürfen, welche die preußische Regierung jetzt beschäftigen. Nach dem bisherigen Stand der Dinge ist dies eine gewaltige That, nach der inneren Natur der Aufgabe dagegen ein erster und mäßiger Schritt.

Aus dem englischen Leben.

II. Baby-Farming und Kindermord in England.

In demselben Maße, wie der Engländer meint, daß er, weil er die meiste Seife verbrauche, die reinlichste Creatur der Welt sei, so ist er auch steif und fest überzeugt, daß die englische Gesellschaft die frömmste und moralischste hienieden sei. In diesem seinem Pharisäerglauben, in welchem er an seine Brust schlägt und Gott dankt, daß er nicht so ist, „wie andere Leute," wandelt er stolz einher, moralisirt, philosophirt, humanisirt, kritisirt seine Nachbarn,

hält ihnen Vorlesungen über ihr Thun und stellt sich ihnen als ein Musterbild von Tugend und Humanität vor. Welchem Deutschen sind nicht die Moralpredigten John Bull's aus dem letzten Kriege gegenwärtig? Dieser Vertrauensdusel über seine Moralität und die Gesundheit seiner gesellschaftlichen Institutionen gleicht dem Novembernebel, der, wenn er sich über London lagert, alles in tiefe Finsterniß hüllt, zuweilen aber plötzlich von einem Windstoß zerrissen wird und dem umnachteten Auge einen Blick in die Ferne und die Tiefe gewährt. Nicht selten geschieht, daß so ein unerwarteter Windstoß den züchtigen Schleier und den Mantel der Liebe lüftet, mit dem die heuchlerische, aristokratische Gesellschaft Englands ihre ekelhaften Gebrechen und ihre Laster deckt und diese der Welt in einem so scheußlichen Lichte, einem so verrotteten Zustande zeigt, daß John Bull vor Scham seine Augen schließt, oder in einem Wuthausbruch das Individuum trifft und vernichtet, das ihn aus seinem Traum aufrüttelt. Ein solcher Windstoß ist der vor Kurzem beendigte Proceß gegen die jugendlichen Gentlemen in Frauenkleidern Bulton und Park, ein solcher Windstoß, der die Gesellschaft bis in die innersten Tiefen aufregte, war der Proceß gegen die Engelmacherin Waters. Die Enthüllungen, welche dieser Proceß herbeiführte, legten eine eiternde Wunde der englischen Gesellschaft, nämlich das Baby-Farming und den Kindermord, in allen ihren Schrecken bloß. Das Baby-Farming, oder vielmehr das gewerbsmäßige In-Wohnung- und Pflegnehmen von mehreren Säuglingen, durch eine Person, ist das Resultat, nicht gerade der modernen Civilisation, sondern einer gewissen Art von modernem Barbarismus. Unkeuschheit, wenn von unehelicher Geburt gefolgt, nimmt in England seit den letzten Jahrzehnten zwei verschiedene Formen an. Auf dem Lande hat sich die praelibatio matrimonii zu dem Rang einer anerkannten Institution aufgeschwungen. Zwei junge Leute in einem Dorfe thun sich zusammen, wohnen mit einander so lange bis die Bevölkerung Aussicht auf Vermehrung hat, und dann heirathen sie sich. Der Fehltritt ist ausgeglichen und die fehlende Braut wird ein ehrsames Eheweib. Wenig oder gar keine Schande heftet sich — nach dem Urtheil der Menge — an dies freie und leichte System. In den Städten aber, sieht es anders aus. Fabrikmädchen, Dienstboten, die Töchter kleiner Handwerker unterliegen diesen kleinen Zufällen, ohne daß ein Theil an Heirath denkt. Es liegt im Interesse von Vater und Mutter, das ganze Vorkommniß zu vertuschen. Daher die Institution des Baby-Farming. Diese Institution, die sich auch drüben im großen Vaterlande, und vorzüglich in der neuen Kaiserstadt eingewurzelt hat, präsentirt sich unter manchen scheinbar humanen Außenseiten. Zuerst einmal das arme Opfer der Indiscretion, die junge Mutter. Ist nicht besser, ihr zu einem neuen Anlauf im Leben zu verhelfen? Wenn sie nicht der Schande ihres außer der Ehe geborenen Kindes entledigt

wird, könnte ſie nicht auf üble Wege gerathen? Sie iſt nun gewarnt worden, und zwar auf eine ſehr empfindliche Weiſe. Sie oder ihr Liebhaber iſt natürlich verpflichtet, das Kind zu unterhalten: das iſt — in den Augen der Meiſten — Strafe genug. Hier iſt der Punkt, wo Gerechtigkeit und Nachſicht ſich die Hände reichen und ein geſellſchaftliches Arrangement willkommen heißen, das eine Heirath und Mutterliebe in Stellvertretung durch jene warmherzigen Matronen darbietet, die eine ſo innige, aufopfernde, chriſtliche Liebe für Säuglinge haben, deren höchſter Genuß die Sorgen und Mühen der Kinderſtube ſind, und die deßhalb in Zeitungen Annoncen erlaſſen um Kinder zur Wartung, zur Pflege, zur Erziehung und zur endlichen Adoption, anzunehmen. Und dann vom ökonomiſchen Standpunkt aus läßt ſich gleichfalls manches für das Baby-Farming vorbringen. Gewöhnlich ſind dieſe engelmachenden Inſtitutionen mit einer anderen Form von Philanthropie verbunden; der Eigenthümer der Farm iſt häufig zu gleicher Zeit Dirigent einer Privatentbindungsanſtalt. Hier wird nach dem Grundſatz verfahren, die Maſſe muß es bringen. Ein Kind, das im Geheimen geboren werden ſoll, koſtet in einem Privathaushalt große Summen, Summen, deren Ausgabe vermieden werden kann. Ein einzelner Kranker koſtet mehr als ein ſolcher, der im Hoſpital behandelt wird. Ein in der Ehe gebornes Kind iſt ſehr koſtſpielig und ſeine Auferziehung muß nach einem ſehr unökonomiſchen Maßſtab ausgeführt werden. Eine Kuh iſt ruiniös, aber eine Heerde Kühe bringt Geld ein. So auch vollzieht ſich die Pflege eines Säuglings auf ſehr koſtſpielige Weiſe, aber einige Dutzend kann man recht billig durchbringen. Das ſind die Gründe, die man hier zu Lande von philanthropiſcher wie ökonomiſcher Seite für das Collectivverfahren in der Auferziehung von Säuglingen vorbringt. Bei dieſen Inſtituten, wo jene armen Weſen untergebracht werden, die ſchlimmer daran ſind, als jene, die durch einen Zufall Vater und Mutter verloren, muß man niemals den Umſtand außer Acht laſſen, daß eine runde Summe im Voraus bezahlt werden muß. Fünfzig bis hundert Pfund Strl. werden eingezahlt für den lebenslänglichen Unterhalt des unehelichen Kindes. Dieſe ganze Transaction hat das Ausſehen einer hazardöſen Speculation in Lebensverſicherungspolicen, oder beſſer geſagt in Leibrenten. In alten Zeiten machte man ſich das Ding bequemer, da ſetzte man die Kinder, die dem Staat oder den Eltern eine unnütze Laſt zu werden drohten, auf dem Taygetus aus. Und in gewiſſen Vorſchlägen, die ſo natürlich ausſahen, daß ſie von manchen für Ernſt genommen wurden, rieth Swift, zur Verminderung der iriſchen Bevölkerung Cannibalismus und Züchtung der Kinder für die Tafel an. Ein jedes dieſer Auskunftsmittel iſt für die armen Opfer weniger grauſam, als das, was heute in England angewandt wird, und das durch den Proceß gegen die Waters auf ſo furchtbare Weiſe aufgedeckt wurde. Bei der Leichenſchau der Opfer dieſes

Scheusals bemerkte der Coroner von Surrey, in dessen Amtsbezirk das Verbrechen verübt worden war, daß man innerhalb weniger Wochen, unabhängig vom vorliegenden Falle, an 16 Kinderleichen in seiner Grafschaft aufgefunden habe. Und in der That hat die Zerstörung von Kindern durch die Hand der eignen Eltern in den letzten Jahren einen solchen Grad erreicht, der neben einer souveränen Verachtung des Gesetzes eine tiefe, bodenlose Verderbtheit aller besseren Gefühle bekundet. Der epidemische Charakter, die Recrudescenz dieses Verbrechens hat auf hervorragendste Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, beschäftigt alle Geister. Die ganze englische Presse stieß einen Alarmschrei aus. Und höchst auffallend: nicht nur die politischen Zeitungen, auch die Organe der Architektur, der Marine, der Finanz u. s. w. vereinigten ihre Stimmen, um das Uebel zu bezeichnen, seine Ursachen aufzusuchen und ein promptes energisches Hülfsmittel zu fordern. An diesem außergewöhnlichen Zeichen, das nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten sich zeigt, kann man erkennen, daß das Uebel in der That existirt und daß es ein großes ist. Will man noch einen überzeugenderen Beweis? In London existirt eine aus angesehenen Personen zusammengesetzte Gesellschaft,*) die es sich zur Aufgabe gemacht hat, dem Kindermord zu steuern. Eine Gesellschaft ausdrücklich gegründet um Väter und Mütter zu verhindern, ihre Kinder umzubringen!

Diese unzähligen Kindermorde kommen theilweise daher, daß in England nicht Anstalten genug vorhanden sind, um die verlassenen Kinder aufzunehmen, und daß die vorhandenen Anstalten eine höchst mangelhafte Organisation besitzen. In ganz England und Irland existirt nur ein einziges Hospiz für die Aufnahme verlassener Kinder und zwar in London: sein Name Foundling Hospital, zu deutsch „Findelhospital." In den übrigen Theilen des Landes in Wales, wie in Irland — Schottland ausgenommen — müssen die Workhouses, wörtlich Arbeitshäuser, in der That aber ungeheure Armendepots, wohl oder übel die Rolle der Findelhäuser versehen. Das Foundling Hospital zu London ist nur für London und seine Vorstädte angelegt. Da nun aber die Bevölkerung Londons 3,251,804 Personen zählt, so sieht man leicht, daß das Foundling Hospital, obgleich es ungeheure Revenüen hat und gut verwaltet wird, den Bedürfnissen der Metropole nicht genügen kann. Denn einmal nimmt es kein Kind auf, das wirklich verlassen aufgefunden wird, ein Verfahren, das im directen Widerspruch mit seinem Namen steht. Man läßt nur Kinder zu, deren Mütter sich selbst präsentiren und auf „zufriedenstellende Weise," die an sie gestellten Fragen beantworten. Diese Zurückweisung jedes Findlings und die peinlichen Maßregeln, welchen die Mütter unterworfen werden, bilden ein bedauerliches System, das vielmehr zum Verbrechen antreibt, anstatt es zu verhindern. So weit für London.

*) The national Society and Asylum for the prevention of infanticide.

Bleiben anderwärts nur die Workhouses übrig, Zufluchtsstätten des höchsten kaum denkbaren Elends. In diesen Workhouses, wo Wärter und Wärterinnen hausen, die es mit dem besten Sclavenaufseher aufnehmen, werden die unehelichen Kinder, gegen eine von der Mutter oder dem Vater, oder von beiden zu zahlende regelmäßige Pension aufgenommen, was für arme Leute eine schwere Last ist, eine Last, die, weil vorher gekannt, gar häufig ein schlechter Rathgeber ist, und zum Verbrechen treibt. Das ganz ohne Hülfsquellen dastehende, verlassene, verrathene Mädchen kann an die Thür des Workhouse klopfen; sie wird sich ihr öffnen, aber weder guter Rath, noch Tröstung wartet der Aermsten. Das Exclusionssystem existirt in diesen Häusern, wie es in London, in England existirt; nur in einer anderen, mehr barbarischen Form: in der schlechten Behandlung. Die Interessirten kennen das Los, das sie erwartet, durch die Erfahrung derjenigen, die vor ihnen die bitteren Wohlthaten dieser harten, ächt englischen Wohlthätigkeitsanstalt angenommen haben. Ihre Kenntniß dessen, was sie dort erwartet, bezeichnet jener Ruf, den wir nicht blos von verlassenen Unglücklichen, sondern von rechtschaffenen, brotlos gewordenen Arbeiterfamilien so häufig vernahmen: „lieber am Galgen, als ins Workhouse."

Eine Menge Kindermorde enspringen indessen nicht aus der Furcht vor Schande, nicht aus der doppelten Perspective der Ausgabe, die sich vor der Mutter, und des Elendes, die sich vor dem Kinde aufthut; bei nur zu Vielen ist die Triebfeder Habsucht, Gierde nach Gold. In diesem Falle begegnet man bei der gezwungenen Explication des Verbrechens nicht mehr jenem furchtbaren Kampf zwischen mütterlicher Zärtlichkeit und den moralischen Strafen, welche die Gesellschaft für das gefallene Mädchen in Reserve hat, jenem Kampf, dem die Unglückliche in der Entbindungsstunde und in momentaner Geistesabwesenheit unterliegt: man findet sich plötzlich am Rande eines Abgrundes moralischer Verderbtheit, in den man kaum, ohne von Schwindel ergriffen zu werden, hinabzuschauen vermag. Die Triebfeder des Verbrechens nichts als Speculation! Ja, die Eltern speculiren auf den Tod ihrer Kinder, und wenn der Tod sich nicht ihren Wünschen gemäß einstellt, so rufen sie ihn mit Gewalt herbei und überliefern ihm, was zu nehmen er sich sträubt. Die großen Fabrikstädte und die Dörfer sind der gewöhnliche Schauplatz dieser entsetzlichen Thaten. Die dabei obwaltenden Umstände sind in der Regel folgende. Unter dem Namen Burial-Clubs, oder Begräbnißkassenvereine existiren, wie ja auch in Deutschland, durch ganz England auf Gegenseitigkeit gegründete Hülfsgesellschaften, die im Princip den Zweck haben, ihren Mitgliedern ein anständiges Begräbniß zu sichern. Die Zahlung geschieht analog der in Deutschland; ein geringer Beitrag bei jedem in der Gesellschaft eintretenden Sterbefall. In England läßt man ohne Weiteres Kinder als Mitglieder dieser Vereine zu. Die Verworfenen lassen denn auch ihre Kinder als Mitglieder in die Register der Clubs einschreiben, zahlen eine kurze Zeit lang

ihre Cotisation und wenn sie sich gegen Verdacht sicher glauben, dann machen sie sich an ihr teuflisches Werk. Das Kind stirbt. Sie empfangen eine gewisse Summe: ihr Zweck ist erreicht. „Jedes Jahr," so sagt der Rev. J. Clay in seinem vor einigen Jahren veröffentlichten Buche: Infanticide and Burial-Clubs, „werden eine Menge unschuldiger Wesen in die Ewigkeit befördert durch diejenigen, welche ihnen am engsten durch die Bande der Natur und des Bluts, wenn nicht durch Elternliebe verbunden sind, und das um einiger Pfund Sterl. wegen." Die Unzahl gerichtlicher Untersuchungen und Verurtheilungen, die Angaben und Artikel in den öffentlichen Blättern, vornehmlich in der Times vom 20. Septbr. 1864, sind Beweise, daß wir nicht übertreiben. So z. B. hat man constatirt, daß nicht selten kleine Tagelöhner, die unfähig gewesen waren, ihre Miethe zu bezahlen, diese Unfähigkeit nach dem plötzlichen Tode eines ihrer Kinder beseitigt sehen. Aus der vergleichenden Statistik, die man angestellt, geht hervor, daß die Mortalität unter den bei den Burial-Clubs eingeschriebenen Kindern größer ist, als bei denen, die es nicht sind: die Differenz ist 8 — 9 Procent, obgleich die Kinder erst in einem Alter von zwei Monaten eingekauft werden können und eine 16wöchentliche Cotisation nöthig ist, ehe auf eine Prämie Anspruch gemacht werden kann. Ferner hat sich herausgestellt, daß die Landfrauen, die als Ammen Kinder in Pflege nehmen, solche bei den Burial-Clubs einschreiben lassen. Endlich werden die unehelichen Kinder, gleich den ehelichen, zur Mitgliedschaft zugelassen. Welche Sorge, so muß man sich fragen, werden unwissende und verbrecherische Eltern für jene Kinder tragen, die für sie eine Anklage sind, und deren Tod ihnen 50 — 100 Thlr. einbringt? Welches kann das Loos dieser Klasse von Kindern sein, wenn man sieht, was mit so manchen ehelichen Kindern geschieht? Die Burial-Clubs sind nicht die Ursache der Verderbtheit des moralischen Gefühls, aber sie tragen zu dieser Verderbtheit bei, sie muntern dazu auf, entweder die gesunden Kinder zu tödten, oder krank gewordene Kinder aus Mangel an Nahrung und nach Berechnung sterben zu lassen. Der Kindermord entspringt also in England aus zwei verschiedenen Ursachen, von denen eine dem Lande eigenthümlich ist. Kann man sich deßhalb wundern, wenn die Presse früher schon, und auf's Neue während des Processes gegen die Waters im vergangenen Sommer, energisch darauf drang, dem Uebel einen Damm entgegenzusetzen, und wenn mehrere Gesellschaften sich gebildet haben, eine von großer Notorietät, um denselben Zweck anzustreben? Was hat man bis jetzt gethan, um dem Uebel zu steuern? Das ist die Frage, die sich dem Beobachter von selbst aufdrängt, und die zu beantworten die Zeit in England gekommen ist. Wir werden uns in unserm Nächsten damit beschäftigen.

C. B—g.

Kleine Besprechungen.

Aus großer Zeit für die große Zeit. Ode Friedrichs des Großen an die Preußen (1752) und Gedächtnißrede Johannes von Müller's auf Friedrich den Großen, gehalten 1807. Herausgegeben von Dr. Wilh. Schröder. Berlin, F. Kortkampf 1871.

Genealogie des deutschen Kaiserpaares Wilhelm I. und Augusta, zurückgeführt auf den Kaiser Sigismund. Von Dr. Otto v. Nordenskjöld. Mit einer lithographirten Stammtafel. Berlin, F. Kortkampf 1871.

Die unermüdlich thätige Verlagsbuchhandlung von Kortkampf in Berlin hat zum Siegesfeste dieses Sommers die genannten beiden Festgaben gebracht. Die Erste ist dankbarer Erinnerung an Friedrich den Großen gewidmet, der doch zu den heutigen großen Dingen den Grundstein gelegt: der Herausgeber bringt „zwei historische Aktenstücke" wie er in etwas seltsamem Ausdrucke sagt. 1) Friedrichs Ode aux Prussiens mit einer recht wohl gelungenen deutschen Uebersetzung und 2) die Rede, die Johannes von Müller am 29. Januar 1807 zum Andenken Friedrichs gehalten in der Berliner Akademie. Die Wahl grade dieses Stückes zum Wiederabdruck halten wir allerdings nicht für eine glückliche: nur mit Zorn vermögen wir die erbärmlichen speichelleckerischen Redensarten zu lesen, die der große Historiker seiner Zeit dem siegreichen Franzosenkaiser an den Kopf wirft! Weßhalb grade jetzt diese Rede zur preußischen Siegesfeier abgedruckt werden mußte, das begreifen wir nicht; Müllers Andenken ehren wir am besten, wenn wir diese Rede ganz zu vergessen suchen! Und zur Erhebung unseres patriotischen Gefühles hätte sich doch ohne Schwierigkeit irgend ein anderes Gedächtnißmal auf Friedrich den Großen geboten.

Hübsch ist die Idee, die der zweiten kleinen Schrift zu Grunde liegt. Es soll gezeigt werden, wie die Ahnenreihe Kaiser Wilhelms und Kaiserin Augusta's auf denselben Kaiser Sigismund zurückzuführen sind, welcher die hohenzollersche Kur in Brandenburg geschaffen und die sächsische Kur dem Wettinerhause verliehen. In kurzer Skizze ist die Geschichte dieser Dynastie gegeben und zugleich auf einer ganz zweckmäßig angelegten genealogischen Tafel dieses Verhältniß deutlich gemacht. Mit uns wird Mancher sich des kleinen Büchleins erfreuen und für die Zusammenstellung dieser Notizen dankbar sein.

Wr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 48.

Ausgegeben am 24. November 1871.

Inhalt:

Die Mormonen am großen Salzsee. I. Die Geschichte der Secte. Seite 841
Miß Vera im Krieg. Von Karl Braun. 856
Berliner Briefe 868
Die directen Dampfschiffverbindungen zwischen Deutschland und Westindien und deren Benutzung zur Correspondenz-Beförderung 870
Vom deutschen Reichstag 872

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Mormonen am großen Salzsee.

1. Die Geschichte der Secte.

Vom großen Salzsee jenseit der Rocky Mountains kommt die Kunde, daß die Regierung Uncle Sams endlich begonnen hat, der scandalösen Anomalie des neunzehnten Jahrhunderts, die sich die „Gemeine der Heiligen vom jüngsten Tage" nennt, und die wir Profanen mit dem Namen des Mormonenthums bezeichnen, endlich ein Ende zu machen. Fast ein Viertelsäculum spielte diese greuelvolle Posse in der Einsamkeit hinter der Prairienwüste des Fernen Westens, schwer erreichbar vom Arm des Gesetzes, für uns von Halbdunkel umhüllt, und von freundlichen und feindlichen Fabeln umwoben. Jetzt haben Eisenbahn und Telegraph ihr längst erwartetes Werk gethan, das Halbdunkel wurde zu Licht, die Fabeln zerrannen, die Mormonen sind mit der civilisirten Welt in Verbindung gebracht und werden sich nun ihren Regeln und Anforderungen zu fügen haben, oder sich entschließen müssen, den drei „Auszügen aus Aegyptenland," in denen sie vor den Geboten der Civilisation entwichen, einen vierten folgen zu lassen und ihr Zion auf die Sandwichs-Inseln zu verlegen, wo ihre Apostel bereits seit Jahren ein Asyl für die Brüder bereitet haben.

Geschichte, Glaube, Organisation und Sitte der Mormonen liegen in verschiedenen mehr oder minder ausführlichen Darstellungen vor. Aber alle sind lückenhaft, die Meisten von zu viel Wohlwollen oder zu viel Abneigung dictirt. Die gründlichste und gewissenhafteste Schrift über diesen großartigen religiösen Humbug ist unstreitig die von Moritz Busch*), die aber gleichfalls noch der Ergänzung bedarf. Im Folgenden geben wir eine Skizze dieser Erscheinung, die manchem Leser wie ein häßliches Gespenst oder wie ein Stück auf die Erde gefallenes Mondmenschenthum vorkommen wird, die uns aber nicht zu sehr wundern darf, wenn wir daran die Thatsache halten, daß der

*) Geschichte der Mormonen nebst einer Darstellung ihres Glaubens und ihrer gegenwärtigen socialen und politischen Verhältnisse von Dr. Moritz Busch. Leipzig, Verlag von Ambrosius Abel. 1870.

absurde Schwindel des Spiritualismus in Amerika zu einer Religion geworden ist, die nach den mäßigsten Angaben drei Millionen Bekenner zählt.

Ueber die Geschichte der Secte fassen wir uns so kurz als möglich, um Raum für eine ausführliche Schilderung ihrer gegenwärtigen Verhältnisse, Einrichtungen und Glaubensmeinungen zu behalten.

In den zwanziger Jahren lebte im Norden des Staates Newyork, zuletzt im Städtchen Manchester, eine gottesfürchtige Familie Smith, die aus dem Yankeestaat Vermont eingewandert war. Den zweiten Sohn derselben, Joseph Smith, erwählte Gott in seiner Gnade und Weisheit, um den Plan einer dringend nothwendig gewordenen religiösen Wiedergeburt der Menschheit zu dem Gnadenstand der alten Zeit auszuführen. Zu diesem Zwecke ließ er ihn 1827 in einem Berge bei Palmyra die auf Goldplatten mit ägyptischen Charakteren verzeichnete Chronik der Wunder finden, welche der Herr auf dem westlichen Continent in der Zeit vor der Entdeckung Amerikas gewirkt hatte, und setzte ihn, den ungelehrten Bauernsohn, durch eine bei den Platten liegende Brille in den Stand, eine Uebersetzung derselben zu besorgen. Erscheinungen von Teufeln, Kämpfe mit denselben, Offenbarungen von Propheten und Aposteln, von Christus, von Gott selbst begleiteten diesen Fund, und Joseph Smith erhielt den Auftrag, eine Kirche zu gründen, die er in stetem unmittelbaren Verkehr mit dem Himmel regieren sollte, und der verheißen wurde, sie solle am jüngsten Tage die herrschende werden.

Nicht doch. Das ist die Geschichte, wie sie die mormonischen Schriftgelehrten erzählen. Die Wahrheit ist in Kurzem folgende:

Joseph Smith war ein Taugenichts, der, statt zu arbeiten, von Speculationen auf den Aberglauben seiner Nachbarn lebte, sich mit Graben nach Schätzen, Geisterbeschwörungen und Teufelsbannerei beschäftigte und allerlei andere Possen trieb. Um das Jahr 1827 hielt er sich im benachbarten Pennsylvanien auf, und hier machte er die Bekanntschaft des Campbelliten-Predigers Sidney Rigdon, eines ehemaligen Buchdruckers, mit dem er den Plan verabredete, das Manuscript eines Romans, welcher, von einem gewissen Salomo Spaulding verfaßt, die Herkunft der Indianer von den zehn verlornen Stämmen Israels nachweisen sollte, mit dem Rufe des Wunderbaren auf den Markt und somit vortheilhaft unter die Leute zu bringen. Der Verfasser war gestorben, Rigdon hatte dessen Werk als Lecteur eines Buchhändlers in die Hände bekommen, und nun sollte es, von jenem in eine Art Indianerbibel umgeschmiedet, von Smith, dem weithin bekannten Schatzgräber, in einem Berge gefunden worden sein. Bei den Verhandlungen hierüber verwandelte und erweiterte sich dieser Plan. Rigdon und Smith fanden, daß sich darauf eine neue Religion gründen ließ, und dieselbe wurde wirklich gegründet, indem Rigdon in Ohio, Smith im nördlichen Newyork damit auf-

trat. In letzterer Gegend wollte es mit der Sache nicht recht vorwärts, da es hier schon zu licht in den Köpfen und Smiths Vergangenheit zu bekannt war. Desto besser hatte inzwischen Rigdon, ein Mann von der wilden, phantastischen Beredsamkeit der Hinterwaldsprediger, in Ohio gearbeitet, wo damals „Erweckungen" an der Tagesordnung waren, und neue Secten wie die Pilze aus dem noch jungfräulichen Boden wuchsen.

So beschloß Smith mit seinen Leuten nach Ohio zu ziehen und dort sein Zion zu gründen. Der Ort war das Städtchen Kirtland, nicht weit vom Erie-See, wohin er sich, angeblich in Folge einer Offenbarung, im Januar 1831 begab. Rasch hatte man sich dort eingerichtet, und wenn Rigdon gemeint hatte, in der Gemeinde die erste Rolle zu spielen, so mußte er bald gewahr werden, daß sein Genosse der Stärkere war. Smith allein empfing echte Offenbarungen, die auch seinen leiblichen Bedürfnissen zu Gute kamen. Rigdon besorgte das Enthusiasmiren und Fanatisiren mit Virtuosität. Smith, verständiger und praktischer, zog das Regieren und Speculiren vor. Er war der Organisator und der Geschäftsführer der Secte, die bald auf 2000 Seelen angeschwollen war und durch ausgesendete Apostel in den verschiedensten Gegenden des Westens von sich reden machte.

Ein anderer Geistlicher, der sich den Mormonen angeschlossen, Peter Perley Pratt, schrieb Pamphlete zur Empfehlung und Vertheidigung des Glaubens derselben, der damals noch nicht viel mehr enthielt, als daß Gott in den „Heiligen vom jüngsten Tage" der Welt das verloren gegangene Priesterthum wiedergeschenkt habe, daß das „Buch Mormons", welches Smith gefunden, der Bibel gleich zu achten sei, und daß der Secte in Zukunft die Herrschaft über die Welt zufallen werde. Rigdons Predigten riefen in Kirtland allerlei seltsame Erscheinungen hervor. In den öffentlichen Versammlungen fielen die Leute, Männlein und Weiblein, zuckend zu Boden und sahen himmlische Gesichte, Wolken von Seligen, Aposteln und Märtyrer, den Herrn Jesus und Gott Vater. Andere verkündeten predigend und singend von Zäunen und Baumstümpfen den Anbruch des jüngsten Gerichts. Wieder Andere „redeten in Zungen", d. h. sie stießen unarticulirte Töne aus, die sie für die Sprache der Rothhäute ausgaben, zu deren Bekehrung sie aufbrechen zu müssen glaubten. Noch Andern fielen vom Himmel Pergamentrollen auf den Kopf, welche mit dem Siegel des Heilands gesiegelt waren, und deren Inhalt sie nicht sobald abgeschrieben hatten, als sie unsichtbar wurden. Dieser fromme Wahnsinn, bei dem vermuthlich auch ein wenig frommer Betrug mit unterlief, galt als „Pfingstzeugniß" für die Wahrheit der neuen Lehre. Zu gleicher Zeit wußten die Führer ihre Anhänger aber auch zur Arbeit anzuhalten, und so gedieh die Secte, die nunmehr eine stramme Organisation in Priester verschiedener Grade bekommen hatte und durch verhältnißmäßig

bedeutende Steuern der Einzelnen im „Speicher des Herrn" einen Schatz für das Ganze sammelte, einige Jahre recht gut.

Indeß erregte dieses Gedeihen und der Stolz der Mormonen auf dasselbe bald den Neid der Nachbarn und namentlich den Haß anderer Secten. Rings um Kirtland, wo sich im Lauf der nächsten Jahre der erste Tempel der Latterday-Saints erhob, empfand man die Mormonen als eine Unbequemlichkeit. Drohungen erfolgten. Es kam zu Thätlichkeiten. Es geschah sogar, daß Smith und Rigdon bei einer Bekehrungsreise von bösen Gesellen gefaßt und der Procedur des Theerens und Federns unterworfen wurden.

So sah Smith, der jetzt allein regierte, ein, daß auch Ohio noch nicht die rechte Stelle für sein Zion sei und daß er, um mit den Seinen ungestört zu wachsen und zu blühen, weiter nach Westen gehen müsse. Er schickte infolge dessen Kundschafter nach Missouri aus, die dort nach einiger Zeit bei dem Städtchen Independence eine Zweigniederlassung gründeten, welcher nunmehr die von den Wanderpredigern der Secte gemachten Proselyten zuströmten, während der Prophet, einige Besuchsreisen desselben bei den Brüdern im neuen Zion abgerechnet, in Kirtland zurückblieb, um noch ein paar Jahre mit den Geldern und dem Credit seiner Leute Geschäfte zu machen.

Die Colonie in Missouri gedieh anfangs ebenfalls nach Wunsch. Mit der Zeit aber wurden die Nachbarn auch hier den „Heiligen" auffässig. Man ärgerte sich über das Selbstgefühl, welches sie gegenüber den „Heiden" zur Schau trugen. Man beneidete sie. Man sagte ihnen nach, daß sie in Güter- und Weibergemeinschaft lebten und Gauner und Viehdiebe unter sich hegten. Es hieß, daß sie die Aufhebung der Sclaverei predigten und sich mit den Indianern verschworen hätten, um den ganzen Westen zu erobern. Manches von diesen Anklagen war begründet, anderes Mißverständniß, Uebertreibung und Erfindung. Die Scenen in Ohio wiederholten sich in Missouri in verstärktem Maße. Von Neckereien kam es zu Schlägereien. Eine Volksversammlung beschloß, die unliebsamen Gäste zum Abzug aus dem County bis zu bestimmter Frist aufzufordern, und als diese verstrichen war, ohne daß die Mormonen die Aufforderung erfüllt hatten, erfolgten zu Ende October 1833 verschiedene Angriffe von Pöbelrotten auf sie. Die „Heiligen" erwehrten sich der „Heiden" zwar mit den Waffen, als aber dann die Miliz des Staats gegen sie aufgeboten wurde, sahen sie ein, daß ihnen keine andere Wahl blieb, als Nachgeben, und den 7. November verließen sie in Masse die Gegend von Independence, um nach den auf dem andern Ufer des Missouriflusses gelegenen Grafschaften, vorzüglich nach Clay- und Caldwell-County auszuwandern. Hier wurde das Städtchen Far West ihr Hauptquartier, und wieder verhalf ihnen ihre Rührigkeit und ihre wohlausgedachte Organisation zu Wohlstand und Gedeihen.

Nicht so glücklich wirthschafteten Smith und Rigdon in Kirtland, und im Januar 1838 erlitt die von ihnen hier begründete Bank einen schmählichen Bankerott, der dem Propheten gerathen erscheinen ließ, sich eiligst aus dem Staube zu machen. Er ging nach Far West. Der größte Theil der in Kirtland ansässigen Mormonen folgte ihm im nächsten Frühling in großen Zügen, und von jetzt an war das westliche Missouri der Sammelplatz der Secte, die in dieser Zeit hier gegen zwölftausend, in ganz Amerika aber mindestens drei Mal so viele Mitglieder zählte.

Als Smith in Missouri eintraf, fand er diese „Kirche" in Verwirrung. Allerlei zweideutige Persönlichkeiten hatten sich unter die „Heiligen" gemischt, der Ehrgeiz der Führer hatte zu bitteren Zerwürfnissen geführt. Der Prophet war der Mann, Ordnung zu stiften, und so wurde sie gestiftet. Mehrere der Schuldigen wurden von der Gemeinde ausgeschlossen. Für die Beseitigung der falschen Jünger, die sich in dieselbe eingeschlichen, sorgte eine Art geheimer Polizei, welche „die Schaar der Daniten" oder, weil sie die Spreu vom Weizen sondern sollte, „die große Wurfschaufel" hieß und starke Aehnlichkeit mit den späteren polnischen Hängegendarmen gehabt zu haben scheint.

Weniger gut als die inneren Angelegenheiten wußte der Prophet die auswärtigen zu ordnen. Auch in dieser Gegend Missouris hatten die Mormonen das anfängliche Wohlwollen der Nachbarn allmählig verscherzt. Es hieß, sie gedächten sich zunächst der Regierung in den Counties, die sie bewohnten, und dann der Herrschaft im ganzen Staate zu bemächtigen, und sie hätten erklärt, daß Smiths Offenbarungen über dem Gesetze des Landes ständen. Rigdons Fanatismus riß ihn zu unüberlegten Predigten gegen abtrünnige Mormonen hin, die, wie er sagte, gleich Judas Ischarioth behandelt werden müßten, dessen Eingeweide die Apostel mit Füßen getreten hätten. Bei der Feier der Unabhängigkeitserklärung Amerikas kündigte der wilde Zelot in einem Vortrag, den man „die gesalzene Predigt" nannte, dem Staat Missouri geradezu den Frieden auf, und rief Wehe über denselben im Namen des Herrn. Die Folge dieser Reden und der mit denselben parallellaufenden Hetzartikel in den Zeitungen der Secte war, daß die Nachbarn, die überdieß über die „große Wurfschaufel," über gelegentliche Viehdiebstähle der Mormonen, über die ihnen nachgesagten geschlechtlichen Vergehen, Gaunereien u. d., namentlich aber wohl auch über das rasche Gedeihen der Secte ergrimmt waren, ganz wie früher die Nachbarn auf dem andern Ufer des Missouri auf die Austreibung derselben aus dem Staate dachten. Bei einer Wahl im Städtchen Gallatin kam es zu einer blutigen Rauferei, in welcher die Mormonen das Feld behaupteten. Sie durchzogen darauf die Umgebung des Ortes, plünderten die Häuser ihrer Gegner und brachten den Raub in den „Speicher des Herrn" zu Far West. Die Antimormonen übten Vergeltung. Zuletzt ent-

wickelten ſich förmliche Gefechte, und nun ſchritt der Staat ein, und der Gouverneur Lilburn Bogs nahm entſchieden Partei gegen die verhaßte Secte. Die Miliz wurde in der Stärke von ungefähr 10,000 Mann aufgeboten, der Widerſtand der Mormonen niedergeſchlagen, der Prophet mit einigen andern Führern verhaftet, und die ganze übrige Mormonenſchaft gezwungen, ohne Verzug, obwohl der Winter nahe war, den Staat Miſſouri zu räumen. Eine große Anzahl der Heiligen war bei dieſen Vorgängen grauſam umgebracht worden. Andere erlagen den Mühſeligkeiten und Entbehrungen des Zuges durch die Wildniß, als ſie ſich nun nach dem Nachbarſtaate Illinois wendeten.

Dieß war zu Ende des Jahres 1838 geſchehen. In Illinois, wo die Maſſe der Mormonen zunächſt ein großes Lager bei Quincy am Miſſiſſippi bezog, nahm man die Flüchtigen mit Wohlwollen auf, da man in dem noch wenig bewohnten Staate fleißige Leute brauchen konnte, und darüber ihre unbequemen Eigenſchaften vergaß, und als Smith, im Frühling 1839 aus dem Gefängniß in Miſſouri entwichen, bei den Seinen anlangte und bald nachher das Städtchen Commerce zum Hauptquartier der Secte machte, gewährte ihm die Legislatur Bedingungen, welche ihn und ſein Volk faſt unabhängig von der Staatsbehörde hinſtellten.

Waren die Mormonen eine Zeitlang in Miſſouri wohl gediehen, ſo geſtaltete ſich ihre Lage in Illinois bald noch weit günſtiger. Commerce, von Smith in Nauvoo umgetauft, „was auf neuägyptiſch die Schöne heißt," wurde im Verlauf von vier Jahren aus einer ſchmutzigen Gruppe von Blockhütten zu einer hübſchen lebhaften Mittelſtadt, und die benachbarte Prairie bedeckte ſich mit freundlichen Farmhäuſern, gutbeſtellten Mais- und Weizenfeldern und ſtattlichen Viehheerden. Maſſenhaft ſtrömten Bekehrte nach dem neuen Zion, jetzt auch aus England, wo die Apoſtel der Secte inzwiſchen beſonders in Wales und in den Fabrikdiſtricten von Lancaſhire bedeutenden Erfolg gehabt hatten. Man ſchuf in der Stadtverfaſſung einen Staat im Staate, und man gewann durch Errichtung einer wohlbewaffneten Legion ein kleines Heer zur Stütze dieſer Unabhängigkeit. Auf Befehl des Mormonengottes begann man, einen prachtvollen Tempel zu bauen, der, als er fertig war, eine halbe Million Dollars koſtete. Ein anderer Befehl „des großen Jehova" ordnete den Bau eines Gaſthofs an und ernannte den Propheten, der bereits Bürgermeiſter von Nauvoo und General der Legion war, zum Wirthe in demſelben, als welcher er und die Seinigen „auf ewige Zeiten" freie Wohnung darin haben ſollten. Noch nie war es den Mormonen ſo wohl geworden wie in der Zeit nach den erſten drei oder vier Jahren ihres Aufenthalts in Illinois.

Allmählig indeß erwies ſich auch hier, daß eine Gemeinſchaft von Menſchen wie die „Heiligen vom jüngſten Tage" ſich auf die Dauer nicht mit

dem modernen Staate verträgt. Die treuloſe Schaukelpolitik Smiths, die es erſt mit den Whigs, dann mit den Demokraten hielt, und dann wieder zu jenen hinüberſchwankte, verdarb es zuletzt mit allen Parteien. Mit jedem Tage trat er dreiſter und anmaßender auf, und im Sommer 1844 hatte er allen Ernſtes den Uebermuth, ſich in einer langen pomphaften Anſprache an das Volk der Vereinigten Staaten zum Präſidenten der Union zu empfehlen. Dennoch würde Smith ſich noch eine Weile gehalten haben, wenn nicht wieder infolge innerer Streitigkeiten der Secte ein Schisma ausgebrochen wäre, welches, indem der Prophet in ungeſetzlicher Weiſe gegen ſeine Feinde einſchritt, zu einer Einmiſchung des Staates führte.

Unter einem Theile der mormoniſchen Prieſterſchaft hatte ſich, wie es ſcheint ſchon in Miſſouri, insgeheim die Lehre verbreitet, daß es geſtattet ſei, neben ſeiner Ehefrau noch eine „geiſtliche Frau" oder mehrere zu haben. Der Urheber dieſer Doctrin war Rigdon. Smith begann ſich erſt in Nauvoo mit ihr zu befreunden, indem er 1843 eine ſie empfehlende Offenbarung erhielt. Im nächſten Jahre ſcheint er durch Anknüpfung von Liebeshändeln mit den Frauen anderer Mormonen der Empfehlung nachgelebt zu haben. Als ihm dieß von ſeinen Gegnern in Nauvoo in deren Blatte, dem „Expoſitor" öffentlich vorgeworfen wurde, ließ er die Druckerei derſelben zerſtören. Dieß rief in der Nachbarſchaft von Nauvoo die größte Erbitterung hervor, welche noch ſtieg, als Smith und ſeine Genoſſen ſich weigerten, dem von den Beſchädigten beim Grafſchaftsgericht im benachbarten Carthago gegen ſie erwirkten Verhaftsbefehl Folge zu leiſten. In Maſſen ſammelte ſich das Volk der Nachbarſchaft zum Angriff auf die Mormonenſtadt, und als der Prophet ſich ſchließlich den Behörden doch noch ſtellte und in das Gefängniß von Carthago gebracht wurde, ſtürmte eine bewaffnete Rotte das Haus und ermordet ihn und ſeinen Bruder Hiram.

Dieß geſchah am 27. Juni 1844. Die Mormonen wollten zuerſt den Tod ihres Propheten mit Feuer und Schwert rächen, beſannen ſich aber auf Zureden verſtändiger Leute eines Beſſeren und verhielten ſich ruhig. Der alte Rigdon verſuchte nun, die Stelle des Propheten einzunehmen, wurde aber damit zurückgewieſen und in feierlicher Verſammlung von Brigham Young excommunicirt und „im Namen des Herrn den Püffen des Satans überantwortet," worauf alles Volk Amen ſagte. Er zog ſich nach Pittsburgh, ſeiner Geburtsſtadt, zurück, wo er einige Jahre ſpäter in Vergeſſenheit ſtarb. Ebenſowenig Erfolg hatten andere Bewerber um die erledigte erſte Stelle unter den Heiligen vom jüngſten Tage, z. B. Gladden Biſhop, welcher ſich für die Wiederkunft Chriſti ausgab und ganze Bände voll Geſpräche mit himmliſchen Geiſtern zur Unterſtützung ſeiner Anſprüche aufzuweiſen hatte. Brigham Young, der „Löwe Gottes," ein Yankee aus Vermont, der,

seines Zeichens ursprünglich Zimmermann, nach seinem 1835 erfolgten Eintritt in die Secte durch Verstand und Rednertalent sowie durch die Energie seines Wesens rasch bedeutenden Einfluß gewonnen hatte, wurde als der Nachfolger Smiths anerkannt und hat diese Stellung bis jetzt behauptet.

Der neue Prophet war ganz, was die Secte unter den schwierigen Umständen, in die sie gerathen war, bedurfte, wenn sie nicht untergehen sollte. Ringsum waren die Leidenschaften gegen sie aufgeregt, und nur mit der größten Schmiegsamkeit waren Angriffe der Nachbarn auf Nauvoo fernzuhalten. Auf die Dauer wollte dieß aber auch der Gewandtheit und Umsicht Young's nicht gelingen. Wie früher in Missouri, so begann jetzt in Illinois die Verfolgung der Mormonen mit Privatraufereien. Dann folgten Plünderungen und Brandlegungen, die gegen die vor der Stadt und weiterhin im Lande zerstreut wohnenden Mitglieder der Secte verübt und von Nauvoo aus mit Repressalien beantwortet wurden.

Zuletzt sahen die Führer der Mormonen ein, daß eine abermalige Austreibung nur durch freiwilligen Abzug verhütet werden könne. Am 20. October 1845 schlossen sie mit den Abgeordneten der gegen sie verbündeten Grafschaften einen Vertrag ab, nach welchem die Mormonen sich verpflichteten in ihrer Hauptmasse nächstes Frühjahr den Staat Illinois zu verlassen, wogegen der andere Theil sich anheischig machte, die Zurückbleibenden so lange unbehelligt in Nauvoo zu lassen, bis die Vorausgehenden einen passenden Ort zu einer Niederlassung gefunden und die Uebrigen Gelegenheit gehabt hätten, ihr Grundeigenthum in Illinois seinem wahren Werthe nach zu veräußern. Am 1. November wurden die Heiligen durch ein Rundschreiben ihrer zwölf Apostel benachrichtigt, daß man zu dem Entschlusse gelangt, „die Gotteskraft und das Priesterthum zum großen Troste Israels von den Heiden wegzunehmen, auf daß die Wildniß blühe wie eine Rose und Babylon falle wie ein ins Meer geworfener Mühlstein." Am 20. Januar 1846 erging dann die Bekanntmachung des Hohen Rathes an die Latterday-Saints in aller Welt, daß man sich jenseit der Felsengebirge, auf damals noch zu Mexiko gehörigem Gebiet eine neue Heimath suchen wolle, und vierzehn Tage später schon brach, da die Feinde in ihrer Ungeduld mit neuen Feindseligkeiten drohten, der Vortrab des Auswandrerheeres zum Marsche durch Jowa nach der großen Indianerwüste am obern Missouri auf. Diesem Zuge, der circa 1600 Personen zählte, folgte in den ersten Tagen des Mai ein stärkerer, dem sich auch Brigham Young und die zwölf Apostel angeschlossen hatten, und um die Mitte des Monats setzte sich die Hauptmasse der Mormonen in Bewegung, der dann im Juni, Juli und August wieder mehrere kleinere Trupps folgten, sodaß sich gegen das Ende des Sommers bereits 16000 mormonische Emigranten auf der Prairie zwischen dem Mississippi und Missouri und nicht viel mehr als 1500 noch in Nauvoo befanden.

Die in Nauvoo Zurückgebliebenen hatten Mitte Mai den eben fertig gewordenen Tempel mit einem großen Feste eingeweiht, und daraufhin behaupteten die Gegner, sie wollten in der Stadt bleiben. Pöbelrotten sammelten sich, rückten gegen Nauvoo mit Kanonen, beschossen es und trieben die gesammte Einwohnerschaft nach Jowa hinüber, von wo sie den vorausgegangenen Brüdern nachzog. Die Stadt verfiel, und ist noch heute ein unbedeutender Ort. Der Tempel wurde, nachdem die Jesuiten von St. Louis in Verhandlungen eingetreten waren, um ihn zu einem Seminar anzukaufen, im November 1848 von einem Nichtswürdigen in Brand gesteckt und bis auf die Außenwände vom Feuer verzehrt. Später erwarb der Communist Cabet die Ruinen für die Icarier, mit denen er hierher ausgewandert war, und eben war man dabei, den Tempel in eine Phalanstère umzubauen, als im Mai 1850 ein furchtbarer Orkan die stehengebliebenen Mauern desselben zum größern Theil niederwarf. Der metallne Engel mit der Posaune oben, welcher die Thurmspitze des Gebäudes als Wetterfahne geschmückt hatte, wird jetzt in Barnums Newyorker Raritäten-Museum gezeigt.

Die nach dem fernen Westen abgezogenen Mormonen blieben monatelang so gut wie verschollen. Endlich erfuhr man, daß sie nach unsäglichen Leiden und nach Ueberwindung von tausend Hindernissen, die ihnen die Winterstürme, die furchtbare Sommersgluth und die tödtliche Fieberluft dieser unwirthlichen Gegend, sowie die Raubsucht der dort hausenden Indianerstämme bereitet, ihr Ziel, das Becken des großen Salzsee's im Lande der Utahs erreicht und sich dort angesiedelt hatten. Der Vortrab der Emigranten kam in der vorletzten Juniwoche des Jahres 1847 hier an, und einer der nächsten Tage sah nun den Propheten der Heiligen den Boden segnen, wo der Grund zu einem dritten „Neujerusalem im Westen" gelegt wurde. Im folgenden Jahre trafen die Uebrigen, die in verschiedenen Lagern am obern Missouri den Winter verbracht hatten, ebenfalls in Utah ein, und bald erhob sich nun mitten in der Wildniß unter den Schneegipfeln des Gebirges eine Stadt, der später in andern günstig gelegenen Thälern des Landes eine Anzahl anderer kleinerer Ansiedlungen folgten. Man errichtete ein Fort zum Schutz gegen die Rothhäute, legte eine Anzahl Mahl- und Sägemühlen an, machte den Anfang mit Herstellung verschiedener Straßen, dämmte einen Fluß ein und bestellte weite Strecken des Prairiebodens mit Getreide. Eine schwere Heimsuchung durch Heuschreckenschwärme wurde mit dem Beistand von Möven überwunden, die, wie die Chronisten der Secte sagen, „von der Kraft des Gebetes" herbeigeführt wurden, um die gefräßigen Insecten zu vertilgen. Eine andere Prüfung kam über die Heiligen mit der Entdeckung des Goldes im benachbarten Californien. Die Lockung war stark, die Führer der Kirche hatten Mühe, ihr Volk durch Ermahnungen und Warnungen zusammenzu-

halten. Aber der Glaube, der die Schrecken der Wanderung durch die Wüste überwunden, blieb auch in dieser Versuchung siegreich. Nur einige Hunderte gingen, und diesen ertheilte man den freundlichen Rath, sich auf Nimmerwiederkehr zu verabschieden.

Als für die ersten Bedürfnisse gesorgt war, wurde zur Regelung des Verhältnisses der Mormonenkirche zu den Vereinigten Staaten geschritten. Young berief im März 1849 eine verfassunggebende Versammlung in die Stadt am Salzsee, und dieselbe faßte den Beschluß, „eine freie und unabhängige Regierung unter dem Namen des Staates Deseret*) zu errichten, und entwarf eine Verfassung, welche diesem Staate ein Stück Californiens zutheilte, das bis an die Küste des Stillen Oceans reichte. Sodann ordnete dieser Verfassungsentwurf die Wahl eines Senats und eines Repräsentantenhauses, eines Gouverneurs und anderer Staatsbeamten, wie sie die andern Glieder der Union haben, an, sowie die Vereidigung derselben auf die Verfassung der Vereinigten Staaten. Endlich untersagte er das Halten von Sclaven innerhalb der Grenzen von Deseret.

Diese Verfassung ließ man, obwohl sie noch der Genehmigung in Washington bedurfte, sogleich in Kraft treten. Young wurde als erster Präsident der Kirche zum Gouverneur, der Nächste in der mormonischen Hierarchie zum Vicegouverneur, das dritte Mitglied der Präsidentschaft zum Staatssecretär ernannt, und so war bis auf Weiteres die Theodemokratie fertig, welche zu allen Zeiten das Ideal der Mormonenführer gewesen war. Die Centralregierung und der Congreß gingen indeß darauf nicht ein. Sie lehnten die Anerkennung der Ansiedlergenossenschaft am Salzsee als eines Staates ab und organisirten dafür nur ein Territorium, welches Utah, nicht Deseret heißen sollte. Sie steckten endlich die Grenzen von Utah erheblich enger ab, als die Mormonen gewünscht hatten, und entzogen ihnen namentlich die in Anspruch genommene Küstenstrecke. Im October 1850 ernannte dann der Präsident Fillmore die Beamten für die Regierung des neuen Territoriums, sieben an der Zahl, von denen außer Young, den er zum Gouverneur bestimmte, noch drei aus der Mitte der Mormonen selbst genommen waren.

Im Herbst 1851 trat die erste Versammlung zusammen, die ein Gesetzbuch annahm, welches sich nur dadurch wesentlich von denen der nördlichen Staaten der Union unterschied, daß es keine Strafen für Bigamie kannte, daß es nach den Grundsätzen, die der Prophet Smith bei seiner Candidatur für den Präsidentenstuhl in Washington ausgesprochen, andere schwere Verbrechen nicht mit Zuchthaus, sondern mit Zwangsarbeit an öffentlichen Bauten ahndete, und daß es sich sehr eingehend mit der Errichtung und Ein-

*) Deseret „heißt im Neuägyptischen," der heutigen Sprache der Mormonen, die Honigbiene, die auch im Wappen des Territoriums figurirt.

übung der militärischen Corps beschäftigte, welche das Territorium vertheidigen sollten. Bald war in Folge dessen die Legion wieder organisirt, und im Stillen wirkte, wie behauptet wird, auch die „Große Wurfschaufel" wieder, die jetzt den Namen der „Gideonsbrüder" führen soll.

Mit den Indianern, welche den Nordosten von Utah bewohnten, hatten die Mormonen wiederholt zu kämpfen. Der Punkt, wo diese sich zuerst niederließen, lag auf den „Kriegsgründen" der Wurzelgräber (Root-Diggers) und somit auf niemand gehörigem Boden. Als die Eingewanderten sich aber weiter nach Süden und Norden ausbreiteten, kamen sie auf Stellen, welche die Indianer als ihr Eigenthum betrachteten. Die Shoshones drohten mit einem Angriffe, überlegten sich's aber dann eines Bessern und hielten Frieden. Die Utahs zeigten sich bösartiger, beraubten einzelne Farmhäuser, erschossen mehrere Stücke Vieh und nöthigten endlich die Colonisten der Gegend zur Flucht. Nachdem man sie vom Hauptquartier der Secte aus vergeblich durch gütliche Mittel davon abzubringen versucht, wurden sie mit den Waffen zur Raison gebracht, wobei viele derselben umkamen. Im nächsten Winter bedurften die Rothhäute eine neue Züchtigung, die ihnen denn so gründlich zu Theil wurde, daß sie auf geraume Zeit Vernunft annahmen. Der Versuch aber, sie an ein civilisirtes Leben zu gewöhnen, schlug gänzlich fehl, und das mußte den Heiligen besonders schmerzlich sein, da die Indianer, nach dem Buche Mormons und der Lehre Smiths, Nachkommen des auserwählten Volkes und ein zwar von Gott abgefallenes, aber der Barmherzigkeit des Himmels noch nicht entrücktes Geschlecht sind, welches vielmehr meist sich zur wahren Kirche bekehren und dann in sein Erbtheil wieder eingesetzt werden wird. Sogar ihre schmutzig rothe Hautfarbe wird sich dann ändern und einer schönen weißen Platz machen, heißt es in der betreffenden Offenbarung.

Inzwischen wuchs die Stadt am Salzsee immer mehr und enthielt auch mehrere öffentliche Gebäude, ein „Tabernakel", wo bis zur Vollendung eines neuen großen Tempels der Gottesdienst abgehalten wurde, einen „Speicher des Herrn" für die Zehnten der Gemeine, eine Gerichtshalle und ein Statehouse, endlich sogar ein Ballhaus und ein Theater.

Als die Mormonen sich auf diese Weise in der neuen Heimath vorläufig eingerichtet hatten, trat Young mit einer Neuerung hervor, welche für das Schicksal der Secte verhängnißvoll werden sollte: er erklärte die Polygamie auf Grund der oben erwähnten Offenbarung Joseph Smith's vom Jahre 1843 nicht nur für erlaubt, sondern für ein Mittel, höhere Seligkeit zu gewinnen. Das war allerdings nur in so fern etwas Neues, als diese Lehre bis dahin nur im Kreise der am tiefsten in die Geheimnisse der Secte Eingeweihten bekannt gewesen und nur von einzelnen Aposteln und Aeltesten befolgt worden war, während sie jetzt in die Oeffentlichkeit trat.

Mit allen Mitteln versuchte man, das Volk für die Sache zu gewinnen. Reden und Gedichte priesen sie an. Jesus selbst sollte drei Frauen gehabt haben, Martha und Maria, die Schwester des Lazarus, sowie Maria Magdalena, die er alle drei auf der Hochzeit zu Cana geheirathet hätte. Weibliche Prediger forderten die Gemeinde auf, „Buße zu thun und zu den Grundsätzen des Lebens der Patriarchen zurückzukehren." Diese Manöver wirkten. Eine große Versammlung von zweitausend Aeltesten nahm am 29. August 1852 die Anträge Young's an, die Vielweiberei wurde auf diese Weise ein Theil des religiösen Glaubens der Secte, und allmälig ließen sich nach dem Beispiele des Propheten selbst und seiner Vertrauten Heber Kimball, Hyde und Orson Pratt, die schon um das Jahr 1850 dem „System der Pluralität", wie man die Polygamie nannte, praktisch gehuldigt hatten, mehrere Hundert Aelteste neben ihrer ersten Frau zwei, drei und mehr andere Gattinnen „ansiegeln."

Indeß gab es auch Mormonen, welche nichts von der Hühnerehe wissen wollten. Mehrere angesehene Leute konnten sich nie mit ihr befreunden, und einige hatten den Muth, offen dagegen aufzutreten. Zunächst machte ein gewisser Bishop mit Eifer dagegen Opposition. Dann erklärte sich die Familie des Propheten Smith, dessen Wittwe mit ihren Söhnen, entschieden gegen die Echtheit der Offenbarung von 1843 und gegen die ganze Lehre von den „geistlichen Frauen", und als dieß nichts half, trennte sie sich von den Heiligen in Utah und kehrte nach Illinois zurück. Endlich stellte sich Georg A. Smith, ein Vetter Josephs, Mitglied des Apostelcollegiums und Geschichtschreiber der Kirche, an die Spitze der Anhänger Bishops, der inzwischen gestorben war, und predigte in so heftigem Tone gegen Bruder Brighams „patriarchalisches Leben", daß dieser ernstlich besorgt wurde, und mit Verhaftung gegen ihn einschritt. Später scheint Smith in seinem Eifer nachgelassen zu haben, und zuletzt finden wir ihn selbst als Vorstand einer Haushaltung mit mehreren Frauen. Dagegen gab es bis auf die neueste Zeit zahlreiche Mormonen, welche, ohne gerade aus der Kirche zu treten, sich doch entschieden von Young und den Polygamisten lossagten, und nach Dixons Bericht, der indeß die Zahl der Mormonen überhaupt viel zu groß angibt, lebten deren allein in Californien an zwanzigtausend.

Mit der Bundesregierung in Washington haben die Mormonen sich bis zu Anfang dieses Jahres leidlich vertragen. Man nahm die im Jahre 1851 anlangenden Richter, die der Präsident geschickt, höflich auf, brachte seine Processe aber nicht vor sie, sondern vor die Bischöfe der Kirche, und gab den Herren aus dem Osten später ausdrücklich zu verstehen, daß sie als „Heiden" nur geduldet und eigentlich überflüssig seien. Sie sahen dieß und reisten nach Hause, worauf der Präsident andere Richter ernannte. Auch diese hielten es

in Utah nicht lange aus, und ebenso wenig wohl befanden sich ihre Collegen, die von Washington zu den Mormonen gesandten Staatssecretäre.

Erst 1854, mit dem Erscheinen des Oberrichters Kinney, trat ein besseres Verhältniß ein. Als aber in diesem Jahre Young's Amtszeit als Gouverneur abgelaufen war, und Präsident Pierce denselben nicht wieder wählen wollte, da er in Bigamie lebe, brachen neue Mißhelligkeiten aus. Pierce wollte den Obersten Stepton, der als Befehlshaber eines Bataillons regulärer Truppen in der Salzseestadt stand, zum Gouverneur ernennen. Als darauf aber die Mormonen in einer Monstrepetition um Belassung Young's im Amte baten und Stepton sich derselben anschloß, ging Pierce auf diesen Wunsch ein, und Young, das geistliche Oberhaupt der Secte, blieb weitere vier Jahre zugleich der höchste weltliche Beamte in Utah. Er benutzte dies zu einem tyrannischeren Auftreten gegen die Gegner der Polygamie. Einigen derselben wurde ihr Eigenthum confiscirt, andere brachten die „Gideonsbrüder", Young's Trabanten, insgeheim um, allen wurde verwehrt, sich aus dem Bereich der Gewalthaber in der Mormonenstadt zu entfernen. Die vom Präsidenten eingesetzten nicht mormonischen Richter, bei denen die Bedrückten Hülfe suchten, wurden nicht anerkannt. Beschwerden, die darüber in Washington geführt wurden, veranlaßten neben andern Klagen den Präsidenten Buchanan im Jahre 1857 zum Einschreiten mit Gewalt. Doch vermochten die Truppen, die er unter dem zum Gouverneur ernannten Obersten A. Cumming gegen die Mormonen marschiren ließ, nicht viel auszurichten. Nach einem Treffen an den Pässen von Utah rückten sie zwar in die Salzseestadt ein, und es kam zu einem Vergleich, durch welchen den Bedrückungen und Verfolgungen der Feinde der Vielweiberei ein Ende gemacht wurde und die Heiligen eine starke Truppenmacht der Vereinigten Staaten bei sich aufzunehmen verpflichtet wurden. Aber Young blieb Gouverneur, und in den nächstfolgenden Jahren hatte man in Washington in Folge des Bürgerkrieges mit den Südstaaten zu viel mit sich selbst zu thun, um sich um das ferne Utah kümmern zu können. Die Folge war, daß Young und seine Partei dort während dieser Zeit und noch mehrere Jahre nach Wiederherstellung des Friedens im Osten factisch das Regiment in den Händen hatten. Dagegen ist es den Mormonen noch nicht gelungen, die Aufnahme Utah's in den Kreis der selbstständigen Staaten der Union durchzusetzen, obwohl die dazu erforderliche Einwohnerzahl von sechzigtausend Seelen im Territorium schon vor einigen Jahren vorhanden gewesen sein wird.

Diese Zahl in den Thälern um den Salzsee zu versammeln, ist in den letzten zwanzig Jahren das Hauptstreben der Latterday-Saints neben ihren Colonisationsarbeiten gewesen, und, wie diese mit Eifer und Geschick betrieben, hat es wie diese auch zu verhältnißmäßig bedeutenden Erfolgen geführt. Allenthalben erschienen die Sendboten der Kirche und predigten unverdrossen

und unabgeschreckt von Spott und Hohn ihr wunderliches Evangelium, und alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um die über die ganze Erde zerstreuten Gläubigen zur Einwanderung in das gelobte Land in den Felsengebirgen zu bewegen. Den Wohlhabenden wurde es als ein Paradies geschildert, die Aermeren wurden von der Präsidentschaft aus einem eigens zur Beförderung der Zuwanderung gebildeten Fonds mit Vorschüssen unterstützt, um ihrer religiösen Pflicht genügen zu können.

Die meisten Proselyten machten die Apostel der Mormonen, die nach der alten Welt auszogen, in Großbritannien. Hier, wo in den letzten dreißiger Jahren Brigham Young selbst gewirkt und geworben, zählte die Kirche der Heiligen vom jüngsten Tage im Jahre 1851 nicht weniger als 30,747 Mitglieder, darunter 12 Oberpriester, 1761 Aelteste und 1590 Priester, und binnen vierzehn Jahren hatten die Missionen derselben über 50,000 Engländer und Waliser auf das neue Evangelium getauft und davon fast 17,000 nach Amerika befördert. Ein zweiter starker Stützpunkt des Mormonenthums in der Diaspora sind die Sandwichs- und die Freundschaftsinseln, und zwar sollen sich hier gegen fünftausend Eingeborne zu dem Glauben der Latterday-Saints bekennen. Endlich haben Dänemark und Norwegen seit dem Jahre 1853 mehrmals große Züge ihrer Bewohner, meist Landleute, als Beitrag zur Bevölkerung Deserets abgehen lassen, so daß sich hier gegenwärtig wohl drei- bis viertausend dänisch redende Mormonen befinden mögen. In der Schweiz scheinen ebenfalls einige Bekehrungen erfolgt zu sein, da Dixon in der Salzseestadt eine Anzahl Schweizer traf. Ferner gibt es in Paris und Havre schwache Gemeinden der Secte, die sich durch Vertreibung des vom Apostel Taylor in's Französische übertragenen „Book of Mormon" und durch die Zeitung „Etoile du Deseret" zu vergrößern streben. Auch in Rußland und in Italien erschienen im Laufe der letzten zehn Jahre Mormonenprediger, deßgleichen in den Ländern der Levante. Ja selbst in Indien und China verkündeten nach der biblischen Anweisung „Schreie laut und schone niemand" Sendlinge von Neuzion, daß das Himmelreich nahe herbeigekommen. Doch verlautet nichts von Bekehrungen in diesen Ländern. Wenn die Führer der Secte endlich in Deutschland Geschäfte zu machen hofften, so wurde ihnen von löblicher Polizei das Handwerk gelegt. Busch berichtet darüber a. a. O.: „1851 kam Taylor nach Hamburg, um dort eine Zeitung zu gründen, welche den Titel „Zions Panier" führte, aber, nachdem vier Nummern erschienen waren, aus Mangel an Theilnahme einging. Ihm folgte 1852 ein anderer Sendling vom Salzsee, Daniel Caire, aber nur, um beim ersten Versuche zu öffentlichem Auftreten aus der Stadt gewiesen zu werden. Kein besseres Resultat wurde von den im Süden und Westen sich zeigenden Mormonen erreicht, und mit der im Jahre 1853 erschienenen deutschen Uebersetzung der

Indianerbibel wird man schwerlich auf die Kosten gekommen sein. Endlich ist hier noch ein Vorfall aus dem Jahre 1854 zu erwähnen, welcher zeigt, bis zu welchen Regionen die Erwartungen der Führer sich verstiegen. Die Präsidentschaft in England hatte erfahren, daß der König von Preußen sich für die Latterday-Saints interessire und von seinem Gesandten in Washington Aufklärung über sie verlangt habe. Sie deutete sich dieses Interesse als Neigung, und so erschien im Herbst des gedachten Jahres eine förmliche Gesandtschaft aus der Mitte der Secte in Berlin, um dem König eine Adresse zu überreichen. Die Herren waren aber nicht sobald im Bahnhof abgestiegen, als die Polizei sich einstellte und sie zu sofortiger Umkehr nöthigte."

Unter solchen Umständen haben die Seelenfischer vom Salzsee in ihren Netzen bei uns nur wenige Fische fangen können. Schiel fand 1853 in ganz Utah nur drei Deutsche, die der Gemeinschaft der Heiligen vom jüngsten Tage angehörten. Der Vornehmste darunter war ein verkommener Student, der in Provo, der zweiten Stadt des Territoriums, den Ingenieur spielte, aber noch mit Ungeduld darauf wartete, daß der heilige Geist ihm die Mysterien der Lehre von der Congruenz und der Aehnlichkeit der Dreiecke offenbare, da ihm ohne deren Kenntniß sein Geschäft sehr sauer wurde. Der zweite Landsmann war ein Barbier, der nebenher ein wenig Doctorei betrieb, der Dritte ein gewöhnlicher Mensch.

Die neueste Wendung der Dinge in Utah ist aus den Tagesblättern bekannt. Im Jahre 1870 sah der Congreß in Washington ein, daß er den vielen Klagen über das Mißregiment am Salzsee gerecht werden müsse, und daß die dort im weitesten Umfang geübte Vielweiberei ein Schandfleck der Union sei, den er wegzuschaffen habe. Nach langen Verhandlungen, die sich meist um den Einwand drehten, daß die Religionsfreiheit nicht angegriffen werden dürfe, wurde ein Gesetz beschlossen, welches vor Allem eine ordnungsmäßige Handhabung des Rechts in dem Territorium ermöglichte. Die Entdeckung von Goldlagern in Utah hatte inzwischen auch sehr viele Nichtmormonen dorthin geführt, die zwar im Allgemeinen sich nicht durch gesetzlichen Sinn auszeichneten, aber in diesem Fall doch hinter den Bundesbeamten zu stehen versprachen, falls Young und sein Volk sich den Forderungen derselben nicht zu fügen Miene machen sollten. Richter Mac Kean, dem das Einschreiten gegen die Vielweiberei oblag, war ein Mann von unerschrockenem Sinn. Er säuberte zunächst das große Schwurgericht der Salzseestadt von Leuten, welche an die Polygamie als eine göttliche Einrichtung glaubten, und schritt dann kühn gegen Young und Kimball ein, die er „wegen unzüchtigen Zusammenlebens mit mehreren Weibern" in Haft nehmen ließ. Die Untersuchung anderer Verbrechen, Veruntreuungen öffentlicher Gelder, Mordthaten u. dergl., die dem Propheten Schuld gegeben werden, dürften bald folgen.

Die Mormonen haben nichts Ernſtliches dagegen unternommen. Eine Volksverſammlung ſchrie Wehe über die Behörde, die ſich an der heiligen Perſon des Propheten vergriff. Ein paar Zeitungen führten drohende Reden. Mehrere tauſend Weiber richteten an den Congreß eine Petition, in der ſie die Polygamie als ihre Gewiſſenspflicht unangetaſtet wiſſen wollten. Das ungefähr iſt bis jetzt Alles geweſen.

Das Mormonenthum wird als Religion vermuthlich noch eine geraume Zeit das Leben friſten. Als politiſche Einrichtung, als Prieſterſtaat iſt es am Sterben. Das Gold, welches ihm ſchon einmal gefährlich wurde, die Locomotive, die es aus der einſamen Wildniß unter Menſchen zog, für welche die Fabeln ſchlauer Betrüger wie Smith und Young keine göttlichen Offenbarungen ſind, haben ihm den Garaus gemacht. Nur eine abermalige Auswanderung könnte ihm für eine kleine Zeit weiter die Exiſtenz in der alten Weiſe ermöglichen. Aber es fragt ſich, ob das alte Geſchlecht, welches die Wanderung vom Miſſiſſippi durch die Wüſte der Sioux und Pottowattomis nach dem Salzſee unternahm, nicht zu alt und ob das neue noch fanatiſch genug iſt, um ſich an dieſe Aufgabe zu wagen.

Miß Vera im Krieg.

Von Karl Braun.

Wahrlich, man würde Eulen nach Athen tragen, wenn man jetzt noch lange „Berichte vom Kriegsſchauplatze" publiciren wollte; was ſich der Art noch an die Oeffentlichkeit wagt, bedarf einer beſonderen Legitimation.

Hier handelt es ſich um die Erlebniſſe einer engliſchen Dame in den deutſchen Hospitälern auf franzöſiſchem Boden. Sie ſelbſt erzählt uns dieſelben unter dem nom de guerre „Vera" und der Ueberſchrift: „Unter dem rothen Kreuz", in einem der jüngſten Hefte von „Blackwood's Magazine", einer Tory-Zeitſchrift, die ſich ſonſt gerade nicht durch eine allzugroße Sympathie für Deutſchland auszeichnete. Auch viele deutſche Frauen haben als „Krankenpflegerinnen" den Kriegsſchauplatz beſucht und dort Erſprießliches geleiſtet; allein ich kann mich, obgleich ich der einſchlagenden Kriegsliteratur mit aller Aufmerkſamkeit gefolgt bin, nicht erinnern, von irgend Einer derſelben eine ausführliche Darſtellung ihrer Schickſale, Beobachtungen und

Leiſtungen geleſen zu haben.*) Möglich, daß den barmherzigen Schweſtern, den Johanniterinnen und Diaconiſſinnen ihre Amts- oder Ordenspflichten verbieten, zur Feder zu greifen oder das Gebiet der Oeffentlichkeit, und namentlich der Preſſe, zu betreten. Ich weiß es nicht. Jedenfalls aber iſt, nachdem wir ſo viele und treffliche Berichte von Männern geleſen haben, von Intereſſe zu erfahren, wie ſich dieſe Welt (der Kriegsſchauplatz) in dem Kopfe einer Frau ſpiegelt. Und daß es gerade eine engliſche Dame iſt, welche hier das Wort ergreift, vermindert auf keinen Fall dieſes Intereſſe. Man kann der pſeudonymen Miß Vera nicht abſprechen, daß ſie ſcharf beobachtet und eben ſo genau, als lebhaft und unterhaltend ſchildert.

Als der Krieg ausbrach, reiſte ſie in Italien. Dort entſchließt ſie ſich, ihre Kräfte der Krankenpflege im Kriege zu widmen. Sie eilt nach München und erlangt dort durch Vermittelung des preußiſchen Geſandten das „rothe Kreuz“ und die Legitimation Seitens des „Königlich Bayeriſchen Vereins zur Pflege und Unterſtützung im Felde verwundeter oder erkrankter Krieger“, — eine Benennung, über deren Weitſchweifigkeit die an Kürze gewöhnte Engländerin ſich einer ſpöttiſchen Bemerkung nicht enthalten kann. Sie fährt dann mit einem bayeriſchen Spitalzug nach München, und zwar in Geſellſchaft einiger barmherzigen Schweſtern, gegen welche ſie eine (gewiß nicht gerechtfertigte) Abneigung an den Tag legt, und einer bayeriſchen Wittwe, welche ſchon im Jahre 1866 ſich der Krankenpflege gewidmet und jetzt wieder das Kreuz genommen hat. Mit dieſer, der Frau Schmidt, einer energiſchen und praktiſchen Dame, welche jedoch die Kinderkrankheit der Boruſſophobie noch nicht ganz überwunden zu haben ſcheint, ſchließt Miß Vera gute Kameradſchaft. Sie theilen von da an ihre Schickſale mit einander. Letztere beginnen ſchon während des Transports. Die Eiſenbahnen ſind überall verſtopft. Die Reiſe geht langſam. Die Damen leiden von der Kälte, zuweilen auch von Hunger. Doch tröſten ſie ſich damit, daß ihnen Züge mit Verwundeten begegnen und ſie ſo unterwegs ſchon Gelegenheit haben, Dienſte zu leiſten. So geht es über Straßburg, Nancy, Bar le Düc nach Meaux und Lagny. In Lagny verſagen ihr alle Empfehlungen. Selbſt der Johanniter-Delegirte auf dem Etappen-Commando Graf H. kann oder will nicht helfen. Endlich findet ſich eine franzöſiſche Geſellſchaft, ein Buchhändler Namens Picard und ein Tabackhändler Namens Louit, nebſt ihren Frauen. Dieſelben waren vor dem Kriege geflohen. Als ſie aber hörten, daß die „Barbaren“ ganz gute Europäer ſeien und Alles baar bezahlten, und ſogar viel theurer als andere Leute, entſchloſſen ſie ſich, wieder zurückzukehren. In Lagny wurde Herr Picard von den Deutſchen arretirt. Er war in großer

*) Der Artikel über das Tabakſpital zu Danzig im I. Quartal 1871 d. Bl. war aus der Feder einer deutſchen Frau. d. R.

Todesangst, wurde aber durch Miß Vera, welche seine Unschuld nachwies, gerettet. Diese Franzosen und die beiden Damen miethen sich nun in Lagny einen gemeinschaftlichen Omnibus und gelangen endlich post tot discrimina rerum nach Corbeil. Unterwegs hatte noch ein bayerischer Hauptmann versucht, sie ihres Fuhrwerks zu depossediren. Allein Frau Schmidt verstand sich auf ihre Landsleute. Die bayerische Wittwe überbayerte den bayerischen Hauptmann so mit bajuvarischer Grobheit, daß er ganz verdutzt stehen blieb.

Von Corbeil an mag nun Miß Vera selbst das Wort nehmen. Sie erzählt also:

„Corbeil ist bedeutend größer als Lagny. Die Häuser und Läden standen auch nicht verlassen da. Die Einwohner hatten Verstand genug gehabt um einzusehen, daß es ebenso sicher und dabei weit vortheilhafter ist, die Soldaten einzuquartieren (wofür sie eine bestimmte Summe von der Gemeinde bekommen) und hinter den Ladentischen zu stehen, als ihre Häuser verwüsten zu lassen und heimathlos in anderen Departements herum zu ziehen. Als die Preußen ankamen, fanden sie natürlich einige Bogen der Brücke zerstört. Gleich befahlen sie den Franzosen auf ihre eigenen Kosten die Brücke wiederherzustellen; falls sie nicht in der festgesetzten Zeit fertig wäre, legten sie ihnen eine tägliche Geldbuße von Tausend Francs auf.

Beinahe auf einem Dache um das andere wehte die Fahne mit dem rothen Kreuz. Jedes einigermaßen entbehrliche Gebäude, selbst das Theater, war in ein „Lazareth" verwandelt. Auch aus dem angrenzenden Schlößchen (Corbeil war seiner malerischen Lage wegen im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der Pariser), welches von seinen Besitzern verlassen war, hatte man „Spitäler für Schwerkranke und Reconvalescenten" eingerichtet. Die Straßen waren voll von Soldaten, auch sah man einige Einheimische. Nachdem wir die Adresse des Oberchirurgen von Grauvogel beim Etappencommando erfahren hatten, eilten wir hin, um uns anzumelden und unsere Dienste anzubieten. Da rief plötzlich eine Stimme hinter uns: „meine Damen!" Wir drehten uns um und sahen einen feinaussehenden Mann mit grauem Ueberrock und grünem Kragen und dem Johanniterkreuze im Knopfloche. Sind Sie schon lange in Corbeil, und gehören Sie da zu einem Spital", fragte er. — „Nein," antworteten wir, „wir sind erst vergangene Nacht angekommen und wollen jetzt bei dem Oberchirurgen Arbeit suchen." — „Nun," sagte er, „ich bin Delegirter der freiwilligen Krankenpflege hier und wenn Sie einen Augenblick nebenan in mein Büreau kommen wollen, möchte ich Ihnen etwas vorschlagen. Wir gingen mit ihm, und nachdem er unsere Papiere geprüft hatte, fragte er Frau Schmidt, ob sie die Oberaufsicht in der Küche übernehmen wolle. Sie sagte ihm, daß sie das früher noch nie gethan hätte, da sie aber hinlänglich Erfahrung darüber hatte, was den Kranken und Verwundeten gut ist, und sich in irgend einer Weise nützlich machen wollte, versprach sie, es zu

verſuchen. — „Und Sie“ ſagte darauf der Delegirte zu mir, „könnten die „Haushaltung“ zweier Lazarethe übernehmen, da Sie Franzöſiſch können und ohne Zweifel auch im decimalen Münz- und Gewichtweſen bewandert ſind. Es ſteht nämlich da ſo: Wir haben die zwei nebeneinanderliegenden Schlöſſer, etwa vier Meilen von der Stadt, zu zwei Spitälern für Kranke d. h. für Fieber- und Ruhrkranke gemacht, welche die Schwerkrankenlazarethe verlaſſen und ſich hier herſtellen, ehe ſie in ihr Regiment zurückkehren. Es ſind außer dem „Verwalter“ noch einige „Krankenpfleger“ da; aber der Chirurg beklagt ſich immer darüber, wie ſchlecht die Nahrung für die Kranken zubereitet wird; und auch die Spitäler ſehen traurig aus, da es an weiblicher Einwirkung fehlt, um Syſtem, Ordnung und Reinlichkeit hinein zu bringen; wollen Sie das übernehmen?“ „Gewiß, wenigſtens will ich mein Beſtes verſuchen,“ antwortete ich. „Sie kommen mir beide wie gerufen,“ ſagte er dann, „denn ich war in großer Verlegenheit, die richtigen Frauen zu finden, und dieſen Morgen ſchrieb ich in meiner Verzweiflung nach Berlin. Doch jetzt iſt alles gut. Morgen kommt der „Verwalter“ um Sie zu holen und nach Bellegarde zu fahren, wo ich Sie morgen beſuchen werde, um nachzuſehen, ob Sie auch gut und bequem einlogirt ſind.“

Unſere Wirthe, Monſieur und Madame Herbert, waren ein neuverheirathetes Paar, „deſſen Flitterwochen durch die Ankunft de ces brigands de Prussiens geſtört worden waren.“ Der Mann, huissier de son état, dachte die Occupation würde nur von kurzer Dauer ſein und blieb daher auf ſeinem Poſten; aber als er die gegentheiligen Gerüchte aus den Zeitungen vernahm, ſchickte er ſeine junge Frau zu ihrer Mutter, die in einem ſo entlegenen Dorfe wohnte, daß, wie er dachte, die Preußen es wohl nie erreichen würden. Jedoch ſelbſt dieſer entlegene Diſtrict blieb von den Ulanen nicht verſchont. „Ich würde viel beſſer daran gethan haben, zu Hauſe zu bleiben“ ſagte Frau Herbert; „denn mein Mann, der Officiere zur Einquartierung bekam, mußte ſich eine Frau miethen, die kochte und das Haus reinigte. Meine Mutter und ich lebten währenddeſſen in ſteter Furcht und Angſt, denn wir waren ganz allein in ihrem kleinen Hauſe.“ „Und wie benahmen ſich die „Brigands“ fragte ich? „In der Nacht als ſie ankamen, nahmen 40 unſere Küche in Beſchlag; wir ſaßen zitternd in einem der oberen Zimmer. Plötzlich kam ein Unterofficier herauf, klopfte an unſere Thüre, ſtreckte ſeinen Kopf herein und rief nur: „Nix avoir peur, matame,“ dann verſchwand er. Aber ſie machten ſolchen ſchrecklichen Lärm unten, daß wir nicht wagten zu Bette zu gehen. Am nächſten Morgen kam der Feldwebel wieder. Als er meine Photographie auf dem Kamine ſah, ging er durch das Zimmer, nahm ſie zu ſich und als er ſie ganz ruhig in ſeine Taſche ſteckte, ſagte er: „Soufenir, matame, merci!“ Dann ging er fort und mit ihm auch alle andern. — „Und haben ſie etwas

gestohlen?" — „Nein; aber sie haben, um ihr Essen zu kochen, die Stühle zum Feuern benutzt und außerdem schrecklichen Lärm gemacht." — „Oh, pour ça", setzte ihr Mann hinzu, „il faut être juste: Ils gaspillent, salissent et cassent tout, mais au moins, il vous respectent les femmes, et payent comptant pour tout ce qu'ils boivent et mangent." — „Und wie benahmen sich Ihre?" — „Nun, einige von ihnen waren roh und herrschsüchtig, schworen und fluchten, wenn sie ihr Essen nicht pünktlich bekamen, doch im Ganzen benahmen sie sich sehr anständig. Da verließ uns gestern ein Hauptmann, der 10 Tage bei uns einquartirt war. Er war immer höflich und anständig, kaufte sich sein eigenes und regelrechtes Essen, und bat uns, ihm dasselbe zu geben, wenn es uns paßte. Die Preußen sind bei weitem die Besten von Allen. — „Dann wünsche ich Ihnen nur, daß Sie nie einen gewissen uns bekannten bayrischen Hauptmann zur Einquartierung bekommen," (wie leid thut es mir doch, daß ich seinen Namen nicht weiß, sonst würde ich ihn hier mit großen Buchstaben dem Publicum zu Gute vor die Augen führen!) Am nächsten Tag fuhren wir in unsere Spitäler. Ein Militärkutscher fuhr uns, und ein Bursche folgte uns. So traten wir unsere Aemter an.

Das Schloß war auf beiden Ufern der Seine sehr schön gelegen. Es war ein großes modernes Gebäude ohne jede architektonische Schönheit. Trotzdem es nur für eine bequeme Sommerresidenz gebaut worden war, ließ es sich doch ganz gut durch zwei große „calorifères" heizen. Die Wohnzimmer zu ebener Erde und im ersten Stock, 7 an Zahl, waren jetzt Krankensäle; die Zimmer des zweiten Stockes hatten Verwalter, Pfleger und Soldaten inne und die Vorrathskammern und Küchen waren im Souterrain. Die Unordnung, die Unreinlichkeit, die hier herrschte, war wirklich erschreckend.

Ich muß hier einen Augenblick innehalten um zu erläutern, wie bei dem Ausbruche des Krieges viele junge Männer, die „Turnvereinen" oder dergleichen angehörten, also z. B. — Künstler, Studenten, Apotheker, Barbiere, Zuckerbäcker, Wirthshausbesitzer und Maschinenarbeiter — verschiedene Corps gebildet und unter der Leitung eines „Führers" ihre Dienste als Krankenpfleger angeboten hatten. Sie waren den verschiedenen Ambulancen und Lazarethen zugetheilt worden, die, als der Krieg vorschritt, entstanden waren und durch die vielen Schlachten auch immer voll von Kranken und Verwundeten waren. — Viele Theile dieser Corps waren nicht nur auf den Schlachtfeldern unschätzbar, sondern auch in den Spitälern von großem Nutzen und diese machten sich sehr verdient um ihr Vaterland; viele aber auch machten weit mehr Mühe und Störung, als ihre gelegentlichen Dienste werth waren —; sie betrachteten ihren Beruf als eine Vergnügungstour, deren Ziel der triumphreiche Einzug in Paris war — und lebten auf Kosten des Landes. — Zu diesen unnützen Theilen gehörten leider, mit wenigen Aus-

nahmen, auch unsere Freiwilligen. Sie hatten die Arbeit in dem Gebäude je nach ihrem Geschmacke untereinander getheilt: der eine übernahm die Küche, der andere die Ställe, ein dritter die Einkäufe, ein vierter die Vorrathskammer und die Keller; und von den anderen „vermuthete" man, daß sie nach den Patienten sähen. — Der Chef, welcher zwei gedungene Französinnen unter sich hatte, verbrachte seine Morgen mit Reiten auf den Pferden des Verwalters. In die Küche kam er mit seinen Courierstiefeln und Sporen nur dann, wenn er essen wollte. Die Hüter der Vorrathskammer und Keller nahmen das Beste für sich; die anderen strolchten herum in ihren Costümen (rothes Hemde und graue Hosen in lange Stiefeln gesteckt) und kamen nur beim Essen zum Vorscheine. Die Kranken, welche bei ihnen erst in zweiter Linie zu stehen schienen, waren der Fürsorge einzelner Ausnahmen, die ich eben erwähnt habe, überlassen. Daß diese „faulen Köpfe" fort mußten, wenn überhaupt wieder Ordnung in das Ganze kommen sollte, war natürlich. Doch ich sah voraus, daß zu diesem Zwecke viel Diplomatie und ménagement nöthig war; denn nichts hassen die Männer mehr, als wenn sie von dem schwachen Geschlechte verdrängt werden aus einem Gebiete, was sie für „ihr Recht" halten.

Unser „Verwalter", Herr Müller, sah aus wie ein richtiger Preuße — jung, groß, sehr dünn, mit den schwarzen Augen und dem schwarzen Haar eines Spaniers, dabei sehr regelmäßige Gesichtszüge und farblosen Teint; er hatte einen kräftigen, guten Körperbau, der genug von der harten Arbeit, die er gewählt und von den gelegentlichen Waffenübungen erzählte. — Nachdem er meiner Gefährtin die Pflichten und Verantwortlichkeiten in ihrem neuen Amt klar gemacht und uns den Schlüssel zu den Vorrathszimmern überreicht hatte, führte er mich mit folgenden Worten in meinen Beruf ein: — „Das nöthige Fleisch und Brod für das Spital wird jeden Morgen aus dem Dorfe gebracht; Sie müssen dann darauf sehen, daß es stets vom Besten und gut gewogen ist; und ferner eine Quittung auf französisch geben, deren Abschrift Sie in die Bücher deutsch eintragen. Dann werden Sie auch allen Vorrath, wie Gewürze, Gemüse, eingesalzenes Fleisch, Mehl und den Wein, der den Patienten gebracht wird, in Empfang nehmen und aufschreiben. Letzteren werden Sie nach Vorschrift unseres Chirurgen unter die Kranken vertheilen. Zweimal am Tage müssen Sie Portionen Fleisch zurecht schneiden lassen, und nachsehen, ob das Essen auch ordentlich und reinlich in die verschiedenen Zimmer gebracht wird. Dann haben Sie die Aufsicht über alles Weißzeug, die Sorge für Heizung und Beleuchtung des ganzen Gebäudes und für die gehörige Nachtwache. Was die Krankensäle und überhaupt die Patienten betrifft, so ist dafür Ihre einzige Autorität der Oberchirurg. Sollte im übrigen irgend Jemand Ihnen Störung machen, so können Sie immer auf meine Hülfe zählen."

Der „Stabsarzt", welcher zwei Zimmer parterre bewohnte, war ein Mann von 60 Jahren, sehr groß und mager (die höherstehenden schienen also alle nicht von dem Fette des Landes zu leben!) klug, gutbelesen und sehr sprachkundig, aber ein sehr strenger Zuchtmeister, dessen erstes Wort immer „das Gesetz" war. Doch trotzdem hatten sie ihn alle sehr gern, denn er war gütig und mitfühlend.

Die ersten Tage meines neuen Lebens verstrichen bei sehr unbedeutender Arbeit, denn da einer der Freiwilligen (der beste unter ihnen) am Typhus erkrankt und gestorben war, wollten wir vor den Begräbnißfeierlichkeiten keine Neuerung mehr beginnen. — Armer junger Mann! er war der einzige Sohn einer Wittwe, und mußte sein Leben, welches er der Sorge für Andere gewidmet hatte, in dieser Weise opfern. Es war sonst Regel, daß, sobald neue Fälle von Typhus oder Pocken kamen, die Kranken in den ersten Stock nicht weit von den Lazarethen der Schwerkranken gebracht wurden, aber Heinzemann war nur kurz krank und starb sehr unerwartet.

Am Abend nach dem Begräbnisse kamen der „Stabsarzt" und der „Verwalter" in unser Wohnzimmer und wir hielten nun „Kriegsrath" über die Reorganisation. Ich schlug vor, daß die beiden französischen Frauen, die den Tag 6 Francs bekamen, dabei aber, außer ihrer vollständigen Unwissenheit im Kochen, noch Fehler, wie Faulheit, Unreinlichkeit und Unehrlichkeit besaßen, durch zwei genesende Soldaten unter der Obhut von Frau Schmidt ersetzt werden sollten, und außerdem noch eine ehrliche femme de peine als Scheuerfrau mit täglich 2 Francs angestellt würde. Ferner müsse allen überflüssigen Freiwilligen unter dem Vorwande, daß ihre Dienste anderswo nöthig seien, von dem Delegirten der Befehl gegeben werden, abzumarschiren. Das „Vertrauensvotum" wurde uns ertheilt, und am folgenden Tage fingen wir mit den Veränderungen an, die sehr gut verliefen. Aber bald wurde meine Arbeit sehr vergrößert, denn Herr Müller bekam plötzlich das Fieber und mußte viele Wochen lang im Bette bleiben. Während dessen hatte ich seine Arbeit zu thun, und außerdem noch ihn zu verpflegen. Durch diesen Zwischenfall wurde ich verhindert, den Pflichten in unserem anderen Hospital, dem Chateau Bruyères, obzuliegen, und lieferte dorthin den Wein und den Vorrath, welcher verlangt wurde.

Von unseren 60 Patienten waren die meisten gesund genug, um im Hause herumzugehen und sich Mittags auf der Terrasse zu sonnen. Sie waren je nach der Größe der Zimmer einlogirt. Jeder Saal war benutzt; und je ein Saal stand unter der Aufsicht eines „Zimmercommandanten", der für Reinlichkeit, Ordnung und Gehorsam gegen die Vorschriften und auch für solche Verbrechen, wie Aufbrechen von geschlossenen Schenktischen und Verderben der Möbel, verantwortlich war. Fünfmal am Tage bekamen die Pa-

tienten zu eſſen. Um 8 Uhr Morgens „Café au lait“ und Brod, um 10 Uhr Vormittags ein Stück Brod, entweder mit Butter oder mit einem Stück Schinken, Wurſt oder Häring und ein Glas Portwein. Am Nachmittag bekamen ſie ein Eſſen, welches aus einer dicken Suppe (entweder von Erbswurſt, Reis oder Gerſte), einer gehörigen Portion Fleiſch (Ochs, Hammel, Kalb oder Lamm) und Gemüſe beſtand. Um 4 Uhr Nachmittags gab es wieder Brod und kaltes Fleiſch und etwas mehr Portwein; am Abend Suppe und aufgewärmtes Fleiſch mit dicken Saucen, die reichlich mit Eſſig und Zwiebeln verſehen waren.

Mit dem Oberchirurgen Doctor Meyer ſtand ich auf einem eigenthümlichen Fuß, bald die vollkommenſte Höflichkeit, bald ſtrengſte Disciplin. So oft meine Geſchäfte mich in ſein Zimmer führten und ich mit einem aus dem Hoſpital hinging, ſtand er nie auf, ſondern drehte ſich nur um und gab entweder Befehle, oder beantwortete mir meine Fragen kurz und bündig. Wenn ich aber allein kam, ſchien er zu vergeſſen, daß ich nur eine „Pflegerin“ ſei, dann erhob er ſich, ſchlug mit einer Verbeugung ſeine Hacken zuſammen und fragte mich höflichſt, mit was er mir dienen könne. — Eines Morgens ward ich zu ihm gerufen. Er ſagte mir: „Fräulein, obgleich Sie nicht dazu verpflichtet ſind, bei den Kranken zu wachen, weiß ich doch, daß Sie ſchon aus Intereſſe für das Wohl meiner Patienten dieſe oft beſuchen; und ich ſowohl als ſie, ſind Ihnen für die günſtigen Veränderungen, die Sie eingeführt haben, ſehr dankbar. Darum iſt es auch meine Pflicht, Ihnen jetzt mitzutheilen, daß heute Morgen ein Pockenfall im Saal Nr. 5 aufgetreten iſt.“ — „Sie brauchen darob ſich meinethalben nicht zu ängſtigen, Herr Stabsarzt“, ſagte ich, „denn ich habe nicht die geringſte Furcht vor Anſteckung, und habe auch ſchon oft Pockenkranke gepflegt.“ — „So, ſo“, ſagte der ſtrenge Mann, und ſtrich ſeinen Bart, „Sie fürchten ſich alſo gar nicht?“ — „Nein, gar nicht.“ — „Nun denn, das iſt gut. Ich habe Befehl gegeben, daß der Mann in einer Stunde nach Vitry geſchafft wird; ſehen Sie darauf, daß er ſeine Bettdecken mitnimmt, und daß ſeine zurückbleibende Strohmatratze gleich verbrannt wird.

Während der erſten drei Wochen, die ich in Bellegarde war, hatte ich von Morgens früh bis Abends, d. h. bis zur Vertheilung der Lichter für die „Nachtwache“, mit der mein Tagewerk beendet war, ſo viel zu thun, daß ich oft ſtehend aß und nie Zeit hatte, vor die Thüre zu gehen und die anderen Gebäude zu inſpiciren. Und wirklich, wenn ich nicht zufällig, als ich eines Abends aus dem Fenſter blickte, geſehen hätte, daß es wieder Vollmond war, hätte ich nicht gewußt, daß wir in einem neuen Monat wären. — Briefe von zu Hauſe erreichten mich nicht, ſondern halfen wahrſcheinlich nur jene Correſpondenz „des Todtenbrieſamts“ vermehren; etwas Aehnliches ſchien

bei der Beförderung der Zeitungen vorgefallen zu ſein. So blieb ich denn in vollſtändiger Unwiſſenheit über Alles, was draußen vorging, obgleich das fortwährende Schießen mir kund that, daß das Bombardement ſein mörderiſches Werk noch nicht vollendet hatte.

Trotz aller Verſuche, in ſeinen Meinungen und Urtheilen unparteiiſch zu ſein, glaube ich doch kaum, daß man von jener Schwäche, Lieblinge zu beſitzen, ganz frei iſt. So ging es auch mir. Einige unſerer Patienten genoſſen meine ganz beſondere Fürſorge und mein Intereſſe. Nicht die Dankbarkeit und das Vergnügen, das in ihren Augen leuchtete, ſo oft ich kam, und ihnen Cigarren oder „Titbits“ oder eine beſondere Taſſe Kaffee brachte, belohnte meine Eitelkeit, ſondern die Verſtändigkeit und Lauterkeit, die ſie bei freundlichem „Plaudern“ an ihrem Bette in der Unterhaltung entfalteten, und das veranlaßte mich, ſie gern zu haben — doch die Ordnung verbot Vertraulichkeit. Eins ihrer Hauptvergnügen war Kartenſpielen; doch ſo ſehr ſie auch in das Spiel vertieft waren, verſäumten ſie doch nie, wenn ich durchging, ſchnell ihre Pfeifen vom Mund zu nehmen und nicht eher ihre grüßende Stellung aufzugeben, bis ich ſie bat, ſich zu ſetzen. Es war jedoch auch ein Saal (Nr. 7) da, den ein roher Schlag Baiern inne hatte, an deren Spitze ein ſehr ungehobelter „Zimmercommandant“ ſtand. Dieſen Saal betrat ich nie. Die Inſaſſen hatten oftmals von dem Oberchirurgen ſcharfe Verweiſe erhalten, da ſie muthwillig Bäume und Sträucher ausriſſen.

Als wir eines Abends ſpät aus der Stadt zurückkamen, fiel mir die ungewohnte Bewegung an unſerem Hauſe auf. Die Eiſenbahnſtrecke zwiſchen Paris und Orléans theilte den Park in zwei Theile, welche dicht am Gebäude ſich herzogen. Vor dieſem hielt jetzt ein Zug; die Locomotive ziſchte laut durch die Nacht; das hatte alle Einwohner des Hauſes, ſelbſt die Patienten, aus den Zimmern hervorgelockt. Sie überſchütteten den Locomotivführer mit tauſenderlei Fragen. Was war geſchehen? Eine boshafte, unſichtbare Hand hatte eine lange, ſchwere Stange Eiſen (wahrſcheinlich von der nahegelegenen Eiſengießerei) quer über die Schienen gelegt und zwar gerade vor den Zug mit Verwundeten und mit franzöſiſchen Gefangenen. Glücklicherweiſe hatte der Locomotivführer, der dieſen Hang der Franzoſen, ihren „Patriotismus“ auf ſolche Weiſe zu offenbaren, kannte, da er langſam fuhr und ſtets ſcharf ausſchaute, den dunklen Gegenſtand quer über den Weg liegen ſehen und gerade noch Zeit gehabt zu hemmen. So war der Zug nur einige Ellen lang aus den Schienen geſtoßen. Wer war der Verbrecher? Niemand war geſehen worden und niemand konnte es ſagen. Doch es war nichts zerſtört, ſonſt hätte die Gemeinde eine ſchwere Buße bezahlen müſſen. Jeder bot jetzt ſeine Hülfe an; und in ein paar Stunden war der Zug wieder in Bewegung geſetzt (die Verwundeten und Gefangenen waren verſorgt und geſpeiſt wor-

den). Seitdem war die ganze Strecke bis zur nächsten Station Tag und Nacht mit Wachen versehen.

Unser Militärarzt, der immer erst die Speisen kostete, ehe sie den Kranken gebracht wurden, sprach mit dankbarer Anerkennung von den Einrichtungen der Frau Schmidt. Und wirklich, auch mir schien, als ob Einige, die gerade aus den Typhushospitälern blaß und schwach angekommen waren und kaum gehen konnten, oder noch Spuren der Pocken an sich hatten, schnell stark und gesund würden; und es kam jetzt auch viel häufiger vor, daß die Leute ganz gesund wieder zu ihrem Regiment zurückkehrten.

Es war so eingerichtet, daß die bedeckten Wagen, die neue Convalescenten brachten, zugleich die, welche fortgingen, beförderten, und sie also nicht der Kälte und dem ermüdenden Marsche ausgesetzt waren. Eines Tages kam es nun vor, daß 22 Leute, die mit dem nächstankommenden, angekündigten Zuge befördert werden sollten, Befehl bekamen, sich für die Reise zu rüsten. Sie kamen zu mir, um sich alle Arten Unterkleider, wie Socken, Hosen, wollene Hemden und Jacken zu holen, die wir vorräthig hatten. Auch wollten sie ihre Brodsäcke versehen und ihre „Feldflaschen" mit Branntwein gefüllt haben; und dann gaben wir ihnen noch (besonders unsern Lieblingen) Cigarren, Tabak, Lumpenzucker und geröstete Kaffeebohnen mit. Aber es verging geraume Zeit und die Wagen kamen nicht; die Abreise wurde also mehrere Tage verschoben. Als ich in dieser Nacht in den unteren Räumen nachsah, ob auch alle Lichter aus wären, sah ich einen Soldaten in gespensterhaftem Gewande unschlüssig auf der Treppe stehen. Er sah todtenblaß aus und schien nicht zu wissen, wo er war. Ich beachtete ihn weiter nicht und setzte meinen Weg fort. Als ich wieder herauf kam, stand mein Freund noch immer auf derselben Stufe. — „Was wollen Sie, lieber Mann?" Keine Antwort. „Sind Sie krank?" Dasselbe Schweigen. Ob er nachtwandelte? Es sah so aus. Ich nahm ihn also an der Hand, führte ihn wieder (er folgte mir ohne Widerstand) in die Nähe seines Krankensaales und sagte zu ihm: „So, nun gehen Sie in Ihr Zimmer zurück!" aber der Mensch rührte sich nicht. — „Bedürfen Sie des Doctors?" Wieder keine Antwort. — Die Nachtwachen waren gerade wie die Polizei: sie sind nie bei der Hand, wenn sie am nöthigsten sind. Ich klopfte deßwegen an der Thüre des Chirurgen, erzählte ihm, was vorgefallen und ging dann hinauf zu Herrn Müller, der unruhig und fiebernd war. Ich blieb die Hälfte der Nacht bei ihm auf und hörte nichts mehr von dem nächtlichen Wanderer. — Am nächsten Morgen wurde ich zum Dr. Meyer befohlen. — „Sie gaben den zweiundzwanzig Leuten, die gestern Abend abreisen sollten, Branntwein?" fragte er. — „Ja, Herr Stabsarzt, Ihren Anordnungen gemäß." — „Richtig, ich konnte nicht die Folgen voraussehen: es haben nämlich verschiedene unter ihnen den Inhalt ihrer Feldflaschen

gestern Abend geleert und sich betrunken. Der Mensch, dem Sie gestern Nacht begegneten, wandelte nicht im Schlafe, sondern war in einem schweren Zustande der Betrunkenheit; er hat sich so krank gemacht, daß er wenigstens acht Tage das Bett hüten muß; aber die Anderen müssen bestraft werden." — „Wie?" — „Drei Tage lang bekommen sie weder Wein, noch Cigarren; und wenn sie fortgehen, füllen Sie ihnen zwar ihre Flaschen, aber — mit Wasser." — Die Schuldigen gehörten zum Saal Nr. 7. Ihre Strafe wurde vollzogen.

Die Inspectionsbesuche des Delegirten hatten keine bestimmte Zeit. Doch es war immer für unsere Amour propre ein Gegenstand der Genugthuung, wenn der Inspector sich recht befriedigt über das Ganze aussprach und es sein „Musterspital" nannte. Frau Schmidt verdiente auch wirklich dieses Lob, denn ihr Bezirk war wirklich ein Wunder von Reinlichkeit und Ordnung. Die zwei Militärköche waren ausgezeichnete Bursche, obgleich sie manchmal das Temperament ihrer „Chefesse" erhitzten. Die Scheuerfrau sagte mir wirklich einmal: „C'est une excellente femme, mais elle s'emporte comme une soupe au lait!"

Sonntag Nachmittags hielt ein Feldkaplan (einer der beredetsten Menschen, die ich je gehört habe) in dem größten Krankensaal Gottesdienst. Dieser dauerte ungefähr eine halbe Stunde und bestand aus sehr gutem Kirchengesang ohne Begleitung, einem unvorbereiteten Gebet und einer Predigt. Die Patienten aus dem Spital in Château Bruyères kamen herüber und alle, Katholiken wie Protestanten, nahmen an dem Gottesdienst Theil. Die, welche nicht stark genug waren, blieben auf ihren Betten sitzen; die Andern standen kreisförmig um den Tisch in der Mitte des Zimmers, worauf das einzige Buch aus dem der Kaplan schöpfte, die Bibel, lag. Es war rührend die gespannte Aufmerksamkeit dieser Menschen zu sehen, die mit gesenktem Blicke dastanden. Unter den Soldaten war auch ein großer Ulan, der erst kürzlich angekommen war und sehr blaß und schwach aussah; er hatte Typhus und Ruhr gehabt. Als nun der Kaplan sie auf die Dankbarkeit hinwies, die sie Gott gegenüber haben müßten, nicht nur weil er ihnen Erfolg gewährt hätte, sondern auch weil sein besonderer Segen sie vor dem schrecklichen Ende so vieler Kameraden bewahrt hätte, und die Hoffnung auf einen baldigen Frieden aussprach, damit sie alle in ihr „Vaterland" und zu ihren Familien zurückkehren könnten — da hörte man gar manches Schluchzen. Als ich aufsah um mir diese einfache, aber doch so imposante Scene zu betrachten, sah ich, wie der große Ulan immer weißer wurde, und die blauen Ringe um seine Augen immer dunkler; im Augenblick drauf schwankte er nach vornen, zwei Krankenwärter hielten ihn und brachten ihn in den nächsten Saal. Ich holte Eis und Aufschläge und ging an sein Bett, worin er ganz bewußtlos lag. Die Beredtsamkeit des Kaplans und die Erwähnung der „Heimath"

waren zu viel für ihn — und doch war es Einer von jenen Ulanen, von welchen man in Frankreich sagte: „qui il n'y avait rien de sacré pour ces gens là!“

Die Zahl unserer Patienten, die sich auf fünfzig reducirt hatte, war jetzt wieder plötzlich gestiegen, da das Lazareth in Corbeil, ein Theater, niedergebrannt war. Das Parterre und die Bühne, welche mit Betten bestellt waren, waren durch einen „calorifère“ geheizt und von einem Franzosen errichtet. Eines Morgens als der Chirurg bemerkte, daß der „Chauffeur“ viel später wie gewöhnlich kam und die Patienten sehr über Kälte klagten, verwies er dem Schuldigen seine Unaufmerksamkeit; in weniger als einer halben Stunde aber brach Feuer durch Ueberhitzung des calorifère aus. Die folgende Scene stellte mir Frau Louit als sehr schrecklich dar: Die Kranken, aus Furcht bei lebendigem Leibe zu verbrennen, stürzten wild auf die Straße —, und die Angstrufe der Verwundeten, die nicht gehen konnten — das Knistern der Flamme, das Krachen der Balken, alles das zusammen hätte selbst die Herzen der Tapfersten mit Schrecken erfüllt. Doch es ging alles so schnell und glücklich vorüber, daß nicht ein Leben verloren war; grade als der letzte Verwundete hinaus getragen war, wich die Decke und nach einigen Augenblicken war von dem hölzernen Gebäude nur noch dampfende Asche zu sehen. Einige hatten sogar die Geistesgegenwart gehabt an die Rettung der „caisse“ zu denken; aber alle Betten, Wäsche, Instrumente und Medicamente waren ein Raub der Flammen geworden. Manche sagten, daß der „Chauffeur“ absichtlich den „calorifère“ überheizt hätte, aus Aerger, daß der Chirurg ihn grob behandelt hatte. Aber viele, zu denen auch ich gehörte, hielten für wahrscheinlicher, daß es „par surcroit de zèle“ geschah, weil der Mann die verlorene Zeit nachholen wollte. Denn ich glaube, daß nur ein wirklicher Feind zu solchen Mitteln greifen kann um sich zu rächen. Diese Ansicht der Sache theilten auch die mit dem nächsten Zug ankommenden Richter und so wurde der Franzose von allen bösen Absichten freigesprochen. Nichts kann Einen vorsichtiger und klüger bei ähnlichen Vorfällen machen, als eine solche Katastrophe. So mahnte auch mich dieser Brand, augenblicklich die Schornsteine in unserem Lazareth fegen zu lassen, denn ich wußte, daß dies seit dem Anfange des Winters nicht mehr geschehen war. Der „fumiste“, aus einem einige Meilen weit entfernten Dorfe, wurde bestellt, und dieser kam mit den unvermeidlichen kleinen Savoyarden (es müssen nur wenige Savoyarden in ihrer Heimath bleiben, denn sie scheinen überall Schornsteinfeger und Schleifer zu sein). Als die kleinen Kerls von ihren luftigen Regionen herabgestiegen waren, sagten sie aus, daß es hohe Zeit gewesen wäre, die Schornsteine, besonders in den oberen Stockwerken zu fegen. Aber am nächsten Tag war es unmöglich die Küchenräume zu benutzen. Der

Schlot hatte offenbar mancherlei Biegungen, Winkel und Ecken, bevor er zu Tage trat, und als er ausgefegt worden war, hatte sich der Ruß offenbar dort angehäuft und eingenistet, so daß der Rauch, als er keinen Durchgang fand, wieder zurückkam und die Küchen zum Ersticken füllte. Es wurde wieder nach dem „fumiste“ geschickt, aber er kam nicht. Am Morgen beklagte sich der Chirurg, daß das Essen verräuchert war — kein Wunder! Ein anderer Bote wurde zu dem Schornsteinfeger geschickt, der auch versprach gleich zu kommen; doch er kam nicht. Zuletzt ging ich zum Chirurgen: — — „Der Rauch unten ist nicht zum Aushalten,“ sagte ich; — „wir müssen die Fenster offen lassen; der „fumiste“ kommt nicht; Frau Schmid und ihr Gehülfe haben geschlossen; und wenn nicht gleich etwas geschieht, können die Patienten keine Suppe bekommen!“ — “Gehen Sie“, erwiederte der Chirurg, und sagen Sie zweien dieser Soldaten, die unten Holz sägen, daß sie ihre Uniform anziehen, ihre Gewehre nehmen und den Burschen gleich sofort gefänglich herführen“. In weniger als einer Stunde kam der Gefangene zwischen seinen zwei Wachen, und sah sehr verdonnert aus; hinter ihm kamen die zwei kleinen Feger, ganz blaß vor Schrecken, an. Als sie in der Küche waren, blieben die Soldaten als Wache an der Thür, bis der Rauchfang auseinander genommen, gereinigt und wieder an Ort und Stelle gebracht, ja bis das Feuer angezündet war, und gut zog. Dann begleiteten sie die „Missethäter“ bis an das Thor und entließen sie. (Schluß folgt.)

Berliner Briefe.

Berlin, den 18. November.

Wenn Stahl heute noch lebte, so müßte er seine Freude an Dem haben, was er bei uns sähe und hörte. Auf der ganzen Linie der öffentlichen Meinung tönt, wie der Nachklang von jenem berühmten Worte: die Wissenschaft muß umkehren! Von der Wissenschaft zwar spricht man im Augenblick nicht, aber die ganze wirthschaftliche Gesetzgebung der letzten Jahre, die noch vor wenigen Monaten der Gegenstand allgemeinen Preises war, die als das Product der tiefsten Weisheit der Regierung und des Parlaments gerühmt war, soll auf einmal nichts taugen, soll eine Uebereilung sein, welche möglichst rasch wieder gut gemacht werden muß. Die Auflösung verbreitet sich durch alle Klassen der Gesellschaft, das rothe Gespenst, vor welchem Romieu den Franzosen so viel Angst einjagte, daß sie sich den Staatsstreich gefallen ließen und das in den Tagen der Commune sich aller Welt in seiner Wirklichkeit

gezeigt hat, ist längst über die deutsche Grenze geschritten. Was Noth thut, ist Umkehr, Gliederung. Ordnung der Gesellschaft und Niemand versteht das Lied davon so kunstvoll zu singen, als die Kreuzzeitung; sie hat es ja oft genug gesungen. Aber sie findet heute Zustimmung in Kreisen, auf deren Beifall sie früher niemals rechnen konnte. Die Parteien sind sich in den letzten Jahren ohnedies näher gerückt, die Unterschiede sind weniger scharf geworden, und da nach wie vor die Kreuzzeitungspartei die einzige ist, welche durch ein Klassen-Interesse geeinigt wird, so bleibt sie — trotz aller äußerlichen Veränderungen — im innersten Wesen unverändert, und wenn die Liberalen Fehler machen, so können sie ganz sicher sein, daß dieselben von der anderen Seite bestens benutzt werden.

Den ersten Anstoß zu dem Reactionsfieber hat bekanntlich nicht unmittelbar der Socialismus gegeben, sondern der lautschallende Ruf nach Sittlichkeit. Lange genug hatten die Berliner mit Kalisch spottend gesagt: Berlin wird Weltstadt! und hatten sich damit über alle großen und kleinen Leiden getröstet, welche das Wachsthum der Stadt über Jeden verhängt, der das Glück hat, ihr anzugehören, von der Wohnungsnoth an, bis zur schlechten Milch. Daß sich im Laufe der Jahre der Standard der öffentlichen Tugend gehoben, kann man allerdings nicht behaupten, aber die Sache war gegangen, wie es mit dem Kalbe des Krotoniaten ging. Das Uebel wurde alle Tage etwas größer, ohne daß man es recht merkte. Endlich genügte ein ganz unbedeutender Vorfall, wie er in dieser Zeit ähnlich unzählige Mal vorgekommen war, das Gefäß zum Ueberlaufen zu bringen. Von allen Seiten erschollen Anklagen gegen die Polizei, welche ihre Pflicht nicht erfüllt habe, und der biedere Provinziale mußte glauben, daß Berlin ein Pfuhl des Lasters geworden sei. Die Agitation war in gewissen Grenzen ganz nützlich. Ein paar Polizeipatrouillen des Abends, ein paar Revisionen in gewissen Localen, ein paar Concessionsentziehungen reichen hin, und haben zum Theil schon hingereicht, äußerlich den Zuständen einen bessern Anstrich zu geben. Ob das auf die Dauer helfen wird, namentlich ohne eine bedeutende Vermehrung der Polizeikräfte, ob, wenn ein strengeres Polizeisystem eingeführt wird, nicht alsbald die Klagen über Belästigungen und Eingriffe in die persönliche Freiheit, an die Stelle der jetzigen Klagen über zu große Freiheit ertönen würden — mögen Die beantworten, welche sich einigermaßen der Verhältnisse in den fünfziger Jahren erinnern.

Jedenfalls ist unleugbar, daß die Liberalen zuerst den großen Klageschrei erhoben zur Freude von „Germania" und „Kreuzzeitung", welche beide vollkommen darin einverstanden ist, daß umgekehrt werden muß; nur über die Mittel herrscht zwischen ihnen einige Meinungsverschiedenheit. Auf dem wirthschaftlichen Gebiete schloß sich diesen Beiden auch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" an, in welcher der Socialismus eine Privatdomäne des Herausgebers ist, der nicht müde wird, den „Liberalismus" zu bekämpfen. Das hat er schon lange gethan und das Concert würde nichts zu bedeuten haben, wenn es nicht an eine gefühlvolle Saite träfe. Aber so schön die Gewerbefreiheit und das Associationsrecht in der Theorie sind, so ist in der Praxis die Concurrenz und der Strike für den es trifft, sehr unangenehm. Besonders die Strikes. Für diese Striker ist nichts heilig: selbst die Geheime Oberhofbuchdruckerei haben sie nicht respectirt und viele hundert Damen gekränkt, denn wegen des Strike's konnte die lange Liste der Ordensverleihungen an Damen, welche der Staatsanzeiger brachte, nur in kleinen Portionen fortgesetzt werden. Der Bourgeois hat auch schon in eminenter Weisheit heraus-

gefunden, daß die Strikes zu gar nichts führen, denn wenn alle Preise steigen, so hat der Arbeiter zuletzt nicht mehr als vorher.

Nichts ist leichter zuzugeben, als daß die Arbeiter recht oft über das Ziel hinausschießen, daß die Strikes manchmal unbillig und sogar widersinnig sind, daß besonders die Socialdemokraten, ob sie zur Fraction Tölcke oder Bebel-Liebknecht gehören, unangenehme Leute sind, mit denen man nicht gern umgeht, wenn man nicht gerade muß — aber trotz alledem muß man die Dinge nehmen, wie sie sind. Der Gedanke, die wirthschaftliche Gesetzgebung der letzten Jahre rückgängig machen zu wollen, ja selbst nur zu beschränken, ist eine Absurdität und alle Armeen und Polizisten der Welt würden nicht hinreichen, um eine „sociale Gliederung" wieder herbeizuführen.

Soll man deßhalb verzweifeln? Wird die Welt zu Grunde gehen, weil es uns unbehaglich wird? Bisher hat sich die Menschheit in solchen Lagen immer selbst geholfen. Aus wilden, chaotischen Zuständen haben sich wirklich neue Organisationen gebildet. Auch wir befinden uns in einer solchen Gährungsepoche. Eine Organisation wird daraus unzweifelhaft hervorgehen, aber sicher keine, für die man das Muster nur aus der Vergangenheit zu nehmen braucht. Und es ist außerdem gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wenn die Arbeiter heut übermüthig sind, so kommt es daher, daß wir in einer Periode beispiellosen Aufschwungs uns befinden. Die Nachfrage nach Arbeitskraft ist viel größer als das Angebot und der Arbeiter stellt danach seine Forderungen. Sollte, was Gott verhüten wolle, einmal eine Zeit des Rückgangs kommen, so würden dieselben Arbeiter froh sein, wenn sie nur die Lebensnothdurft verdienten.

Aber es geht mit den großen Reformen den Völkern, wie es den Juden erging. Bei den ersten Unannehmlichkeiten, welche die neue Freiheit bringt, sehnen sie sich stets nach dem Fleischtöpfen Aegypten zurück. Womit nicht gesagt sein soll, daß wir gerade dem gelobten Lande entgegensteuern.

— o. W. —

Die directen Dampfschiffverbindungen zwischen Deutschland und Westindien und deren Benutzung zur Correspondenz-Beförderung.

I. Route Bremen-Colon.

Die Schiffe des Norddeutschen Lloyd in Bremen coursiren zur Zeit wie folgt:

A. Aus Bremen	am 7. d. M.	B. Aus La Guayra	am 7. d. M.
in Southampton	" 10. "	in Puerto Cabello	" 9. "
" St. Thomas	" 23. "	" Savanilla	" 17. "
" Colon	" 28. "	" Colon	" 21. "
" Savanilla	" 2. "	" St. Thomas	" 25. "
" Puerto Cabello	" 5. "	" Southampton	" 7. "
" La Guayra	" 6. "	" Bremen	" 10. "

In Panama ist Anschluß an die am 1. jedes Monats nach der Westküste von Süd-Amerika abgehenden Dampfer vorhanden.

II. Route Hamburg-Colon.

Der Fahrplan der Schiffe der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft in Hamburg ist folgender:

A. Aus Hamburg	am 23. d. M.	B. Aus Colon	am 4/5. d. M.
in St. Thomas	" 15. "	in Curaçao	" 8. "
" La Guayra	" 17. "	" Puerto Cabello	" 9. "
" Puerto Cabello	" 19. "	" La Guayra	" 10. "
" Curaçao	" 21. "	" Trinidad	" 13. "
" Colon	" 20. "	" Plymouth	" 30. "

In Panama besteht Anschluß an die am 25. jedes Monats nach der Westküste von Süd-Amerika abgehenden Dampfer.

Nach Maßgabe dieser Fahrpläne hat die Bremer Linie ihren Hauptwerth für die Correspondenz-Beförderung nach und aus Central-Amerika und der Westküste von Süd-Amerika, die Hamburger Linie für die Correspondenz-Beförderung nach und von Venezuela. Seitdem die Schiffe beider Linien auf der Hinfahrt in St. Thomas anlegen, ist eine monatlich zweimalige directe Postverbindung zwischen Deutschland und Westindien gewonnen.

Mit den gedachten Schiffen werden gewöhnliche Briefe, Zeitungen und sonstige Drucksachen, sowie Waarenproben nach folgenden Ländern ꝛc. versandt: Bolivia, Chili, Ecuador, Peru, Costa-Rica, Nicaragua, Guatemala, Honduras, St. Salvador, Venezuela, den Vereinigten Staaten von Columbien und Westindien. Recommandation ist nicht zulässig. Sämmtliche Correspondenzen unterliegen dem Frankirungszwange bis zu dem betreffenden Ausschiffungshafen.

Zur Vermittelung des Correspondenzverkehrs werden Seitens der Ober-Postämter in Bremen und Hamburg folgende Briefpackete gefertigt.

A. Von Bremen

1. nach Colon für die dortige Britische Postagentur mit der Correspondenz nach Greytown und der Westküste Süd-Amerikas,
2. ebendahin für die Landes-Postanstalt in Colon mit der Correspondenz nach Columbien und Central-Amerika,
3. nach Savanilla
4. " Puerto Cabello } an die Agenten des Norddeutschen Lloyd mit der bezüglichen Correspondenz für Venezuela.
5. " La Guayra
6. " St. Thomas an das dortige Britische Postamt mit der Correspondenz für Westindien excl. St. Thomas und
7. ebendahin an das Dänische Postamt in St. Thomas mit der für diese Insel bestimmten Correspondenz.

B. Von Hamburg.

Briefpackete nach Colon, Puerto Cabello, La Guayra und St. Thomas wie ad 1. 2. 4. 5. 6. und 7. außerdem nach Curaçao an das dortige Niederländische Postamt mit der Correspondenz für diese Insel. Die Hamburger Kartenschlüsse nach Puerto-Cabello und La Guayra nehmen die dortigen Agenten der Hamburger-Amerikanischen Packetfahrt-Actien Gesellschaft in Empfang. Um diejenigen Correspondenz aus Westindien, Central- und Süd-Amerika, welche mit den Hamburger Schiffen Beförderung erhält, in der Richtung nach Deutschland eine größere Beschleunigung zu sichern, werden die Briefpackete von den Schiffs-Capitainen in Plymouth an die Britische Post-

verwaltung abgegeben und auf dem Landwege durch England und Belgien befördert, wodurch die Correspondenz um mehrere Tage früher nach Deutschland gelangt, als wenn sie erst in Hamburg gelandet würde.

Neuerdings werden mit den Bremer Lloyddampfern auch die Englisch-Westindischen Posten befördert. Dieselben werden aus Southampton am 10. jeden Monats abgefertigt.

Um die Agenten beider Gesellschaften in den Stand zu setzen, Briefe ꝛc. nach Deutschland, welche die Absender zu frankiren wünschen, annehmen zu können, sind die Agenten des Norddeutschen Lloyd zu Colon, Savanilla, Puerto-Cabello und La Guayra sowie die Agenten der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft zu Colon, Puerto-Cabello und La Guayra mit Briefwaagen und einem Bestande Norddeutscher Freimarken versehen worden, so daß jetzt die Möglichkeit geboten ist, von den genannten Orten aus völlig frankirte Briefe nach Deutschland abzusenden.

Ursprünglich war es in Folge der hohen Forderungen, welche der Norddeutsche Lloyd für die Seebeförderung erhob, — dieselben, welche den Englischen Gesellschaften gezahlt werden, — nicht angänglich, das Porto niedriger zu normiren, als es noch jetzt für den Versendungsweg über England besteht. Nachdem jedoch die Direction der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft in entgegenkommender Weise sich mit der Hälfte der an den Norddeutschen Lloyd gezahlten Vergütungssätze zufrieden gestellt erklärt und der Norddeutsche Lloyd demgemäß seine Forderungen herabgesetzt hatte, ist es der Deutschen Reichs-Postverwaltung möglich geworden, das Porto wie folgt zu ermäßigen:

für Briefe nach Venezuela, Columbien und Central-Amerika (excl. Greytown) sowie nach St. Thomas von $11\frac{3}{4}$ Gr. im Frankirungsfalle und von $14\frac{1}{4}$ Gr. im Nichtfrankirungsfalle auf 6 Groschen pro Loth,

für Briefe nach Westindien (excl. St. Thomas, wohin das Porto nur 6 Gr. beträgt), von $11\frac{3}{4}$ Gr. bezw. $14\frac{1}{4}$ Gr. auf 9 Gr.,

für Briefe nach Bolivia, Chili, Ecuador und Peru von $16\frac{3}{4}$ Gr. bezw. $19\frac{1}{4}$ Gr. auf 12 Gr. pro Loth.

Es macht hierbei keinen Unterschied, ob die Sendungen frankirt sind oder nicht.

Weitere Portoermäßigungen stehen in naher Aussicht. —

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 20. November 1871.

Am 11. November gelangte die lange und vielbesprochene Münzvorlage im Reichstag zur ersten Berathung. Man mußte vor Allem gespannt sein, ob vom Tisch des Bundesrathes aus die gerechten Bedenken ihre Widerlegung finden würden, welche die Vorlage in ihrer ursprünglichen Gestalt fast allenthalben erregt hatte. So wie die Vorlage aus dem Reichskanzleramt an den Bundesrath gekommen war, hatte sie nicht nur Bedenken, sondern vielfaches Erstaunen hervorgerufen. In Nord und Süd waren Stimmen laut gewor-

den mit dem Rufe: Man sieht, sobald einer Maßregel ihres technischen Charakters wegen die Einsicht des Reichskanzlers fehlt, kommt nichts zu Tage, als zaghafte Halbheiten, ein gefährliches: wasche den Pelz und mach' ihn nicht naß.

Im Bundesrath ist nun zwar die Münzvorlage des Reichskanzleramtes in wesentlichen Beziehungen verbessert worden, aber es bleiben der Bedenken noch immer genug übrig. Sehen wir zu, was die Verhandlung zur Beruhigung geleistet hat. Wir wollen uns jedoch in dieser Frage nicht, wie sonst, dem Gange der Verhandlung Schritt für Schritt anschließen. Wir wollen vielmehr den Stoff nach den einzelnen in Frage kommenden Gesichtspunkten ordnen.

Die erste Frage, die sich bei der Gründung eines deutschen Münzsystems erheben muß, lautet: Soll bei der Wahl des deutschen Münzsystemes ein künftig zu erreichendes Weltmünzsystem in's Auge gefaßt werden?

Man weiß, wie sich um diesen Punkt, bevor die jetzige Münzvorlage erschien, verschiedene Parteien gebildet hatten. Der Präsident des Reichskanzleramtes berührte die Frage in seinem Einleitungsvortrag. Er sagte ungefähr: es habe sich in den 60er Jahren eine bemerkenswerthe Neigung zu einer internationalen Goldmünze gezeigt. Seit der am Schluß des Jahres 1865 erfolgten lateinischen Münzconvention zwischen Frankreich, Belgien, Italien, der Schweiz, welchen Ländern drei Jahre später Griechenland hinzutrat, gewann diese Neigung einen festen Anhalt und im Jahre 1867 verhandelten die Vertreter aller civilisirten Nationen zu Paris über eine internationale Goldmünze. Aber bald, so fuhr der Präsident des Reichskanzleramtes fort, zeigte sich die Macht der Verhältnisse stärker, als der ideale Zug nach Münzeinigung, und die Verhandlungen zu Paris verliefen in der Hauptsache ohne Ergebniß. Seit der Gründung des norddeutschen Bundes lag den Mitgliedern desselben die Frage vor, ob sie bei Schaffung eines nationalen Münzsystems den künftigen internationalen Charakter desselben in Aussicht nehmen sollten. Der Präsident machte an dieser Stelle seines Vortrages aufmerksam auf den Unterschied zwischen Münzen einerseits und Maaßen nebst Gewichten andererseits. Die letzteren sind in der That nichts als Größenbestimmungen, an denen Werthe nach Umfang und Schwere gemessen werden. Münzen aber sind beides, Werthzeichen und zugleich concrete Werthgestalten. Aus diesem Unterschied wollte der Präsident folgern, daß ein internationales Maaß- und Gewichtssystem empfehlenswerth sein könne, während ein internationales Münzsystem noch zu den unerreichbaren Wünschen gehöre.

In dieser allgemeinen Geltung kann auch Niemand den Satz bestreiten. Aber ist es wahr, daß ein internationales Münzsystem heute noch zu den nicht zu erreichenden Dingen gehört? Der Präsident machte folgende Schwierigkeiten gegen die Erreichbarkeit geltend. Die Regierungen, welche Münzen ausprägen, müssen zugleich verpflichtet sein, für eine vollwichtige Circulation zu sorgen; mit anderen Worten: Die Regierung, welche die Münzen schlägt, muß die im Verkehr zu leicht gewordenen Stücke an ihren Kassen gegen vollwerthige Stücke eintauschen, so lange dieselben — so muß man hinzusetzen — nicht eine ein gesetzlich bestimmtes Gewicht überschreitende Schmälerung erfahren haben. Denn ohne einen solchen Zusatz würde bald ein Geschäft damit gemacht werden, Goldmünzen, bis auf ein Minimum beschnitten, an den Staatskassen gegen vollwichtige einzutauschen. Herr Delbrück meinte nun: schon die Pflicht, eine vollwichtige Circulation aufrecht zu erhalten, bedinge die Nothwendigkeit, von einem internationalen Münzsystem abzusehen,

und ein auf die nationalen Grenzen beschränktes ausschließlich im Auge zu behalten.

Ist das aber ein richtiger Schluß? Sicherlich müßten alle Mitglieder einer internationalen Münzconvention sich unter einander verpflichten, daß jedes Mitglied die mit seinem Stempel ausgegebenen internationalen Münzen innerhalb einer gewissen Grenze der Beschädigung und Gewichtsverminderung an seinen Cassen eintauscht. Wäre dies aber etwas Unmögliches? Es gäbe auch noch andere Wege einer nationalen Münzconvention. Die Einlösung der verminderten Stücke könnte für gemeinschaftliche Rechnung geschehen. Die internationalen Münzen könnten auch einen einheitlichen Stempel tragen und die Quantität der von jedem Conventionsmitglied auszugebenden internationalen Münze könnte einer gemeinschaftlichen Beaufsichtigung unterworfen werden.

Man sagt nun wohl: das sind alles schöne Träume! Dasjenige Mitglied einer solchen Convention, welches beispielsweise einen Krieg im Schilde führt, wird in der Vorbereitungsfrist alle Schranken der Convention umgehen und zugleich das Vertrauen, welches ihm die Convention sichert, zum Schaden anderer benutzen.

Wir aber sagen: es ist Gespensterfurcht, an solche Wahrscheinlichkeiten zu denken. Das Mitglied einer von mächtigen Genossen gebildeten internationalen Convention kann nicht in einer solchen Weise das Vertrauen seiner Verbündeten mißbrauchen, ohne sich die Execution des ganzen Bundes zuzuziehen. Eine internationale Münzconvention, an der, wenn auch nicht die ganze Welt — dies ist freilich ein leerer Traum — sondern nur einige Großmächte Theil nähmen, wäre vielmehr von allen Mitteln das am meisten praktische, einem Theil der Welt einen guten Frieden zu sichern.

Die wahre Schwierigkeit einer internationalen Münzconvention in größerem Styl liegt nicht in der Gefahr, daß ihre Segnungen muthwillig mißbraucht und gefährdet werden können, sondern vielmehr in den Hindernissen, die ihrem Zustandekommen entgegentreten. Da glauben wir aber allerdings, daß, wenn dem deutschen Reichskanzler die Frage eines internationalen Münzsystems, die er für eine technische und merkantilische halten mag, nach der Seite ihrer politischen Segnungen aufgegangen wäre, er die unerschöpflichen Handhaben seines fruchtbaren und energischen Geistes an ihre Lösung gesetzt haben würde. So wie die Dinge liegen, müssen wir nun freilich auf das internationale Münzsystem verzichten und dies vielleicht für eine Zeitdauer, die sich unserem sterblichen Blick entzieht. Alle Welt beruhigt sich dabei, angesichts der Schwierigkeiten, die so recht gemacht sind, dem Alltagssinn einzuleuchten. Man fühlt sich versucht, bei diesem Anblick auszurufen: die Verfinsterungen und Erleuchtungen des Fürsten Bismarck sind die Marksteine seiner Zeit. Wo er nicht hell sieht, da bleibt die Zeit kurzsichtig in der Mittelmäßigkeit stecken. Wäre dem Fürsten die Münztechnik hinlänglich geläufig gewesen, um sie mit seiner Politik zu combiniren, so wäre er vielleicht der Begründer einer westeuropäischen Solidarität und einer westeuropäischen Friedensära geworden — trotz Frankreichs nimmerruhendem Groll. An der Solidarität des westeuropäischen Geldmarktes hätte sich dieser Groll gebrochen, den in seiner nationalen Isolirung keine Vernunft besänftigen kann, den in derselben kein Wall von Bajonetten uud Gußstahlblöcken von einem Verzweiflungskrampf zurückhalten wird. Trösten wir uns damit, daß es keinem Theil der sterblichen Menschheit jemals irgendwo zu gut werden darf.

Wenn man von dem Gedanken einer internationalen Münzconvention absehen muß, dann ist es freilich leicht, die gleichwerthige Ausprägung unserer künftigen Hauptgoldmünze mit irgend einer bestehenden ausländischen Gold-

münze zu widerlegen. Denn natürlich würde eine solche Gleichwerthigkeit nur dann Sinn haben, wenn man die analoge ausländische Goldmünze, beispielsweise das französische 25 Frankstück, im inländischen Verkehr regelmäßig zuließe. Ohne Convention würde dies nun seine Gefahren haben, und ohne erstere mag es besser sein, von jeder Uebereinstimmung unserer Hauptgoldmünze mit einer ausländischen abzusehen. Minister Delbrück brachte gegen diese Uebereinstimmung noch die Schwierigkeit einer Umrechnung sämmtlicher bei uns in Silber eingegangenen Verbindlichkeiten vor: eine Schwierigkeit welche sogar Verluste zur Folge haben müsse. Wir vermögen diese Schwierigkeit freilich nicht einzusehen. Wenn beispielsweise das künftige 10 Markstück anstatt, wie beabsichtigt ist, im Werthe von 6 Thlr. 20 Sgr. vielmehr nach dem Vorschlage des Abgeordneten Mohl im Werthe von 6 Thlr. 22½ Sgr. ausgeprägt worden wäre, wodurch es dem 25 Frankstück gleich geworden, so hätte man damit doch nicht die Umrechnung der Thalerbeträge in Zehnmarkstückbeträge mit unlösbaren Schwierigkeiten umgeben.

Die zweite Frage, welche durch die Gründung eines deutschen Münzsystems hervorgerufen wird, betrifft die Modalitäten des Ueberganges zur Goldwährung. Denn die Goldwährung selbst ist für jeden Urtheilsfähigen keine Frage mehr. Die Beibehaltung der einfachen Silberwährung wird kaum noch von einigen Sonderlingen befürwortet. Es ist also nur die sogenannte Doppelwährung noch, welche hier und da die Köpfe verwirrt. Namentlich seit der bekannten Ausführung, welche der Professor Wolowsky in Paris Ende 1868 über diesen Gegenstand erscheinen ließ. Es ist uns immer eine der befremdendsten Erscheinungen gewesen, daß die Häupter unserer deutschen Manchester-Schule von diesen Wolowsky'schen Trugschlüssen sich sofort überwältigen ließen. Heute scheint freilich nur der eigentliche Patriarch der Schule, Prince-Smith, noch den Wolowski'schen Thesen anzuhängen. Glücklicherweise mußte er im Reichstag seinem Bekenntniß für die Doppelwährung hinzufügen, daß dies nur eine subjective Ansicht sei, mit der er so gut wie allein stehe. Vom Reichstag war also für die Goldwährung nichts zu befürchten. Die Frage war blos, wie die Reichsregierung den Uebergang zu bewerkstelligen gedenke.

Man weiß, wie die ursprüngliche Vorlage des Reichskanzleramtes die Aufgabe mit gefährlicher Zaghaftigkeit und Halbheit anfaßte. Die deutschen Goldmünzen sollten vorläufig nur einen Cassencours haben, d. h. sie sollten in einem festen Verhältniß zur bestehenden Silberwährung bei den öffentlichen Cassen angenommen werden. Aber im Privatverkehr sollte Niemand zur Annahme von Goldmünzen verpflichtet sein. Der Bundesrath hat nun diese Bestimmung bekanntlich dahin abgeändert, daß die neuen Goldmünzen im Privatverkehr als Zahlungsmittel überall angenommen werden müssen. Wir unsererseits hätten für richtig gehalten, zu bestimmen, daß von einem gewissen Zeitpunkt an Jedermann das Recht hat, seine Zahlungen in Gold zu fordern. Dies wäre die Einführung der alleinigen Goldwährung von einem bestimmten, wenn auch nicht ganz nahen Termin ab gewesen. Eine solche Bestimmung hätte dazu geführt, daß wir das Gold im Lande behalten. Das große Bedenken gegen die Regierungsvorlage, wie sie der Bundesrath verbessert und der Reichstag in den beiden ersten Lesungen bestätigt hat, ist die Wahrscheinlichkeit, daß alles Gold, das wir durch einen beispiellos siegreichen Krieg in unseren Cassen haben, sobald wir es in Gestalt einheimischer Münzen in den Verkehr bringen, unaufhaltsam wie durch das Sieb der Danaiden nach dem Ausland abfließt. Diese Gefahr liegt in dem Umstand, daß der deutsche Verkehr einen Ueberfluß von Circulationsmitteln in Silber und Papier besitzt. Dieser Umstand muß in hohem Grade die Operation begünstigen, das

Gold in Deutschland mit einem mäßigen Aufschlag anzukaufen und es im Ausland zu höheren Preisen zu verkaufen, wo aus der zeitweiligen Goldanhäufung in Deutschland ein entsprechender Goldmangel entstanden ist. Der Umstand, daß wir das Gold jetzt in unseren Münzkellern liegen haben, entbindet uns nicht von der Nothwendigkeit, unserem Verkehr die dauernde Attractionskraft für das Gold zu geben.

Hören wir, wie dieses unabweisbare Bedenken im Reichstag beseitigt worden. Der Abg. Bamberger, der den Gegenstand zuerst berührte, faßte die Sache mehr humoristisch an, so zwar, daß er, obwohl seinem Beruf nach Sachverständiger, im Ganzen darüber im Dunkeln ließ, die Frage gar nicht beherrschte. Er meinte, wir könnten nicht in Verlegenheit sein, was mit dem überflüssigen Papiergeld anzufangen sei. Das wußten wir aber schon lange vor dieser Rede. Desto nöthiger wäre gewesen, die Einziehung des Papiergeldes und ihre Modalität sofort festzustellen. Es hätte können das Papiergeld der sämmtlichen deutschen Staaten von Reichswegen eingezogen und einstweilen durch Goldanweisungen ersetzt werden. Dabei hätten sich die Einzelstaaten freilich dem Reich gegenüber zur Anschaffung desjenigen Goldes verpflichten müssen, das ihrem Papiergeldbetrage entspricht, wenn auch in einer nicht allzukurzen Frist, so daß das Reich den Einzelstaaten nur Vorschuß geleistet hätte. Diese Anwendung unserer durch die französische Kriegsentschädigung erlangten Goldvorräthe wäre wohl die denkbar weiseste gewesen, aber sie wäre dem Particularismus sauer angekommen. So unterbleibt sie freilich, aber, wir wiederholen es, auf die Gefahr, daß die papiernen Zeichen, welche in Deutschland einen Werth von 400 Millionen Thaler tragen, uns das Gold aus dem Lande fegen. Bamberger meinte noch, es seien keinem Menschen zwei Taschen angeboren, die eine mit Gold, die andere mit Silber. Jeder zahle mit dem, was er habe. Wenn aber in Gold gezahlt werden muß, so muß derjenige, der nur Silber hat, sein Silber um jeden Preis verkaufen. Dadurch bleibt das Gold im Lande, soviel der Verkehr davon bedarf. Kann aber nach Belieben in Silber bezahlt werden, so kauft uns das goldbedürftige Ausland das Gold auf. Davon mögen die Banquiers einen Gewinn haben, der inländische Verkehr aber wird sich bald wieder auf Papier und Silber beschränkt sehen. Wir wissen nicht, ob es blos an der scherzhaften Ausdrucksweise des Herrn Bamberger liegt, daß diese Wahrheiten in seinem Vortrag verdunkelt erschienen. Das Verdienst wenigstens dürfen wir ihm nicht bestreiten, daß er die Ungehörigkeit fortgesetzter Silberausprägung nachdrücklich hervorhob.

Mit allgemeiner Spannung wurde der Vortrag des Ministers Camphausen vernommen, welcher die zum Theil unbegreiflich erscheinenden Unterlassungen der Regierungsvorlage rechtfertigen sollte. Der Bevollmächtigte des Bundesrathes begann damit, die Hauptschwierigkeit der Maßregel auf einen ganz anderen Punkt zu verlegen. Es habe einen wahrhaft unheimlichen Eindruck auf ihn gemacht, das eigentliche Problem kaum erörtert zu hören, nämlich die Tarifirung des Verhältnisses zwischen Gold und Silber. Herr Camphausen setzte nun auseinander, wie beruhigend für ihn die wachsende Gewißheit sei, mit der Bestimmung dieses Verhältnisses = 1 zu 15,5 das Richtige getroffen zu haben.

Mit aller Hochachtung vor einem so bedeutenden Techniker, wie dem Minister Camphausen, erlauben wir uns zu bezweifeln, ob es wirklich dieser Punkt ist, an dem die größte Schwierigkeit liegt. Gesetzt, wir hätten den Silberpreis etwas zu niedrig tarifirt, so würde das Reich bei Einziehung der Silbermünzen auf Kosten seiner Angehörigen einen Gewinn machen, der einer Steuer gleich käme; oder wir hätten ihn zu hoch tarifirt, so würde das Reich

seinen Angehörigen ein kleines Geschenk machen, das wahrscheinlich auf dem Steuerweg zurückgenommen würde. Schließlich können wir unsere Silberbarren doch nicht nach irgend einem Tarif, sondern nur nach dem gerade herrschenden Cours verkaufen, wobei die Reichsregierung als Verkäufer einen mäßigen Verlust oder auch Gewinn haben wird. Das im Lande bleibende Silber aber ist als Scheidemünze zu betrachten, dessen Werth nicht von seinem Weltmarktpreis, sondern von seiner inländischen Leistung als Scheidemünze abhängt. Erfreulich war die Mittheilung, daß Deutschland schon jetzt eines Quantums von Silber sich entledigt habe, und dazu durch seine günstige Handelsbilanz in den Stand gesetzt worden sei. Es scheint demnach, wir sind einen Theil unseres Silbers los geworden, weil das Ausland geglaubt hat, ein gutes Zahlungsmittel für seine Verbindlichkeiten an uns dadurch zu erhalten. Von dauerndem Nutzen kann diese Silberausfuhr doch nur sein, wenn wir uns gegen die Wiedereinfuhr schützen, was nur durch den baldigen Uebergang zur reinen Goldwährung geschehen kann. Sehr erfreulich war ferner die Mittheilung, daß die deutschen Schatzanweisungen bereits in großer Menge zu einem billigen Marktpreis zurückgekauft sind, so daß ihre Einlösung uns nicht den vollen Betrag kosten wird. Unklar blieb dagegen in dem Vortrag des Herrn Camphausen die Widerlegung der Furcht vor einer Verdrängung des Goldes durch das überflüssige, aber noch in gesetzlicher Geltung stehende Papiergeld. Der Redner meinte, wo bisher ein Depositum von Bankgeld angelegt worden, werde dasselbe nunmehr von Goldgeld geschehen. Das scheint uns doch mehr als unsicher. Ferner meinte der Redner, die einzelnen Bundesregierungen würden ohne besondere Reichsmaßregel von selbst auf die Einschmelzung der Silbermünzen Bedacht nehmen. Das scheint uns noch weniger sicher. Groß ist also die Beruhigung nicht, die wir aus den Worten des Herrn Camphausen schöpfen können. Es bleibt der Trost, daß die Versäumnisse des jetzigen Gesetzes vielleicht durch neue Bestimmungen nachgeholt werden können, bevor ihre nachtheiligen Wirkungen zu einschneidend geworden. Die Resolution des Abgeordneten Tellkampf, welche am Schluß der zweiten Berathung einstimmig angenommen wurde und welche beantragt, daß dem Reichstag in der nächsten Session der Entwurf eines Bankgesetzes vorgelegt werde, stellt wenigstens die Regelung des Papiergeldwesens nahe genug in Aussicht, wenn, wie zu hoffen, die Regierung dem Wunsche des Reichstags nachkommt. Eine andere wichtige Bestimmung für den Uebergang zur reinen Goldwährung ist auf den Antrag des Abgeordneten Bamberger in den § 11 der Regierungsvorlage aufgenommen worden. Der Paragraph handelte ursprünglich nur von der Einziehung der bisherigen Goldmünzen. Durch eine von Bamberger hinzugefügte und vom Reichstag genehmigte Bestimmung wird der Reichskanzler ermächtigt, die Einziehung der bisherigen groben Silbermünzen der deutschen Bundesstaaten anzuordnen und die Mittel dazu aus den bereitesten Beständen der Reichskasse zu entnehmen. Freilich ist dies nur eine Ermächtigung. Unsererseits müssen wir darauf zurückkommen, daß uns die Beseitigung des Papiergeldes als Circulationsmittel dringlicher scheint, als die des Silbers. Der Abgeordnete Bamberger meinte freilich, das Silber könne später entwerthet werden und dadurch dem deutschen Nationalbesitz einen Verlust zufügen. Uns scheint diese Gefahr nicht so dringlich, wenn man den großen Bedarf an neuer Scheidemünze erwägt, welcher einen Theil der bisherigen schweren Silbermünzen absorbiren muß. Wären wir zu einer mittel- und südwesteuropäischen Münzconvention gelangt, welche zugleich die Bürgschaft eines langen Friedens in sich getragen hätte, so fände unser Silber seinen natürlichen Abfluß in die durch ihre Papier-

geldwirthschaft der edelmetallenen Circulationsmittel fast beraubten Länder, wie Oestreich und Italien. Wenn dieser Ausweg nun auch ein frommer Wunsch bleibt, so bringt uns das Silber als Verdrängungsmittel des Goldes doch weniger Gefahr, als das Papiergeld, weil Silber allein das Gold nicht entbehrlich macht. Wenn aber das Papiergeld die unheilvolle Function der Goldverdrängung ausüben sollte, so fügt es unserm Nationalreichthum einen Schaden zu, der größer ist als der Verlust, welchen die Werthminderung des Materials bei dem Silbergeld herbeiführen kann.

Die dritte Frage, welche bei der Gründung eines deutschen Münzsystems in Betracht kommt, ist die Eintheilung der Münzen. Darüber bestand kein Zweifel, daß eine decimale Theilung eingeführt werden müsse. Es handelte sich also um die Rechnungseinheit, d. h. um diejenige Münze, von der die kleinsten Münzstücke als decimale Theile, von der die größten Münzstücke als decimale Vielfache im Verkehr mit Bequemlichkeit zu bezeichnen sind. Die Frage stand zwischen dem Thaler, dem Gulden und der Mark, oder zwischen dem Thaler, dem Zweidrittelthaler und dem Eindrittelthaler. Denn die Forderung war unumgänglich, daß die kleinste Theilung, der neuen Rechnungseinheit, mochte sie als halber Kreuzer, als Pfennig oder sonst wie bezeichnet sein, ohne Bruch aufgehen mußte in die bisherigen Theilungen des Thalers bis zum Groschen und womöglich bis zum halben Groschen herab. Der Thaler ist dem decimalen System nicht günstig, indem die decimalen Vielfachen des Thalers zu große Münzstücke geben, die decimalen Theile aber keine passenden Kleinmünzen bilden. Für den Gulden oder Zweidrittelthaler sprach Vieles. Die Regierung adoptirte ihn gleichwohl nicht, wobei sie sich hauptsächlich auf zwei Gründe stützte. Der eine Grund besagte, daß der hundertste Theil des Guldens, der Kreuzer, eine Münze, die gleich ist zwei sächsischen Pfennigen, als kleinste Münze noch zu groß sei. Man hätte freilich neben den Kreuzern halbe Kreuzer schlagen können. Die Regierung erklärte aber, daß damit das System der decimalen Theilung durchbrochen werde. Uns will scheinen, als würde es mit dieser Durchbrechung nicht viel auf sich gehabt haben. Wichtiger war der andere Grund. Der deutsche Gulden gleich dem Zweidrittelthaler würde eine solche Aehnlichkeit mit dem östreichischen Gulden gehabt haben, um im Verkehr mit dem letzteren zu alterniren. Es hätte aber keine Veranlassung vorgelegen, den deutschen Gulden, der nur eine Scheidemünze sein soll, schwerer auszuprägen, als genau im Werthe eines Zweidrittelthalers. Damit wäre er leichter geworden, als der östreichische Gulden, der bei der östreichischen Münzreform in den funfziger Jahren etwas schwerer ausgeprägt wurde, weil er als Hauptmünzstück dem östreichischen Gelde einen guten Klang verschaffen sollte. Die Reichsregierung hat nun erklärt, es entspreche nicht den Beziehungen guter Nachbarschaft, ein ganz ähnliches Münzstück, wie das des Nachbars, von leichterem Gewicht auszuprägen. Wir glauben freilich, die Oestreicher wären froh, wenn sie viele solcher neudeutschen Gulden in ihre Circulation bekommen hätten, da die östreichischen Gulden schon jetzt unaufhaltsam nach Deutschland abfließen. Man muß jedoch der Reichsregierung darin beistimmen, daß eine äußerliche Annäherung des deutschen Münzsystems an das östreichische ohne eine umfassende Münzconvention ihre Unbequemlichkeiten und selbst ihre Gefahren gehabt haben würde. So entschied sich denn die Reichsregierung für die Mark, und wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß die Wahl sich bewähren wird. War mit der Mark die Rechnungseinheit gefunden, so handelt es sich um die Hauptmünze und um die Theilung. Was die Hauptmünze betrifft, so hatte die Regierung in der ursprünglichen Vorlage drei Sorten derselben vorgeschlagen: ein sogenanntes 30-Markstück, in Wahrheit

ein goldnes 10-Thalerstück; ein 20-Markstück und ein sogenanntes 15-Markstück. Schon der Bundesrath hatte das letztere Stück glücklicherweise aus der Gesetzesvorlage entfernt. Der Reichstag that das seinige und beseitigte das 30-Markstück. Man frägt sich vergebens, was die Regierung mit diesen beiden Stücken gewollt hat. Wäre es in der That auf die Beibehaltung des Thalers als Rechnungseinheit abgesehen gewesen? Aus den Reden der Bundescommissare war nichts Deutliches zu ersehen. Allerdings fand das goldene 10-Thalerstück nicht nur in den Herren Delbrück und Meineke, sondern in dem Reichskanzler selbst einen Vertheidiger. Aber das beweist nur, wie äußerlich dem Reichskanzler diese Frage ist, wie wenig er aus Mangel an Zeit oder einer zufällig günstigen Beleuchtung bis jetzt den Kern der Sache gesehen hat.

Was die Theilung der Rechnungseinheit betrifft, so verstand sich die Theilung der Mark in 100 Pfennige von selbst. Aber ihrem Charakter zaghafter Halbheit getreu, hatte die Regierungsvorlage Mark und Pfennig durch eine Zwischentheilung getrennt, den alten wohlbekannten Groschen. Als ob es nicht ein Hauptmangel der Thalerrechnung gewesen wäre, daß man mit dreierlei Münzgrößen rechnen mußte, daß man die Pfennige addiren, dann durch 12 dividiren, dann noch einmal durch 30 dividiren mußte und umgekehrt! Als ob nicht Jeder von uns, der einmal in Oestreich gewesen ist, die Vortheile der dortigen Theilung der Rechnungseinheit hätte mit Händen greifen müssen! Als ob nicht jeder in Oestreich Reisende gesehen hätte, wie die dortige Rechnung in allen Volksschichten, deren Schulbildung doch viel mangelhafter ist, als in Deutschland, mit vollkommner Sicherheit gehandhabt wird! Jede Bauerfrau weiß dort, daß sie die Kreuzer addirt und bei der Summe zwei Stellen von rechts nach links durch ein Komma abtrennt. Dann hat sie Gulden und Kreuzer. Aber die handgreifliche Zweckmäßigkeit dieser Rechnungsart wurde von den Herren Camphausen und Patow, zwei Finanzkennern, deren Autorität wir nicht verkleinern wollen, allerdings im Namen des Volkes, geleugnet. Indem der Reichstag auf Bambergers Anregung den Groschen ausschloß, vollbrachte er den wohlthätigsten Mord, der je einer gesetzgebenden Versammlung gelungen ist. Dafür ruft allerdings die heutigen Nationalzeitung dem Groschen ein jammervolles Wehe nach und ein strafendes Wehe auf den Reichstag herab. Das beweist aber nur, wie schwer die einfachsten Dinge oft in den Verstand der Verständigen eingehen. Wir geben dem Reichstag mit sicherer Ueberzeugung den Ruhm, daß er sich um die rationelle Eintheilung unseres neuen Münzsystems wohlverdient gemacht hat. Dies ist auch dadurch geschehen, daß die Ausprägung eines goldenen 10 Markstückes in die Vorlage aufgenommen worden.

Die vierte Frage endlich, welche bei der Gründung eines deutschen Münzsystems in Betracht kommt, lautet: Reichsmünze oder Landesmünze? Wenn der Inhalt dieser Frage nur der wäre, welches Bild auf den neuen Münzen stehen soll, dann würde uns die Antwort sehr ruhig lassen. Aesthetisch würden wir am passendsten finden, wenn die Münzen gar kein Bildniß trügen, wie die Bildnisse erfreulicherweise von den Postmarken verschwunden sind. Wir denken, es kann für die Allerhöchsten Herrschaften keine behagliche Empfindung sein, ihre Gesichtszüge auf den Münzen mit Stoffen, die nicht dahin gehören, bald an der bald an dieser Stelle überzogen zu sehen. Sollen aber die Münzen einmal Bildnisse tragen, so wollen wir uns die Mannigfaltigkeit derselben ebenso gern gefallen lassen, wie der Abgeordnete Treitschke.

Aber die Frage: Reichs- oder Landesmünze, schließt noch ganz andere, viel erheblichere Dinge ein. Das Reich würde Eine Münzwerkstatt errichten,

der Particularismus der Münzprägung schafft uns eine Mehrzahl. Gegen die Gefahren dieses Umstandes trifft nun zwar das Gesetz Vorsorge, insofern es dem Reichskanzler die Bestimmung der auszumünzenden Goldquantitäten, die Vertheilung der Quantitäten auf die Münzgattungen und die Münzstätten und endlich die Erstattung der Prägungskosten an die Münzstätten überträgt. Daß aber mit der Oberaufsicht des Reichskanzlers über die Münzprägung eine ausreichende Bürgschaft gleichmäßiger Ausprägung nicht erlangt wird, trat sehr auffällig in einer Aeußerung des Bundesbevollmächtigten Camphausen zu Tage. Es entsteht nämlich die weitere Frage, wer soll die im Verkehr abgenutzten Münzen einlösen? Die Consequenz der jetzigen Vorlage erheischt die Einlösung durch die Einzelstaaten. So ist auch in der Vorlage bestimmt worden und der Reichstag hat auf Andringen der Regierung diese Bestimmung angenommen. Das ist aber eine Sache, die ihre eigenthümlichen Folgen hat. Man kann gewiß sein, daß von allen deutschen Goldmünzen die des größten Staates, die preußischen, am meisten in Circulation kommen. Die hamburgischen oder reußischen Goldstücke verlassen vielleicht zeitlebens auf ein paar Tage die Keller irgend einer Bank, in denen sie sonst ungestört schlummern. Der Zufall wird hierbei ein Mehr oder Minder bedingen; aber das ist klar, die preußischen Münzen werden das Hauptcirculationsmittel werden. Wie kommt nun Preußen dazu, den Verlust, den die Circulation im ganzen Reiche verursacht, allein zu tragen? Nichts scheint also rationeller, als daß die Kosten der Einlösung vom ganzen Reich getragen werden. Da sah sich Herr Camphausen gedrungen, zu erklären: Die Einlösung abgenutzter Münzen durch das Reich werde dazu führen, daß manche Einzelstaaten die Münzen so ausprägen, daß ihr Feingehalt gerade nur das nothwendige Passirgewicht erreicht! — Es kann keine deutlichere Illustration geben zu den Gefahren particularistischer Münzhoheit oder auch nur Münzverwaltung. Gegenüber der Camphausen'schen Erklärung nahm sich Lasker's Phrase, es sei keiner Münzverwaltung eine mala fides zuzutrauen, der „unser Braun" beistimmte, recht gutmüthig aus.

Die Nachtheile particularistischer Münzverwaltung treffen auch die an sich so nothwendige Befugniß, daß Privatpersonen auf ihre Kosten Gold in den Münzstätten des Reiches ausprägen lassen können. Das geht natürlich nicht an, wenn die einzelne Münzverwaltung die Kosten tragen soll für die vermehrte Einziehung, welche aus der vermehrten Circulation der in ihrer Werkstatt geprägten Münzstücke entspringt. Und doch ist jene Befugniß durchaus unentbehrlich, wie der Abgeordnete Sonnemann sehr gut ausführte, weil nämlich ohne das Recht der Privatausprägung der deutsche Geldmarkt das Mittel entbehrt, die Veränderungen des Wechselcourses, so wie er es nöthig hat, zu benutzen.

Indessen wollen wir uns bei dieser Frage mit dem Worte Camphausens getrösten, daß Rom nicht an einem Tage gebaut worden und daß das jetzige Gesetz nur ein provisorisches ist. In Anbetracht unserer Vergangenheit und Gegenwart mit ihren verschlungenen Interessen dürfen wir uns dieses Münzgesetz, das wohl die dritte Lesung nur bestätigen wird, als eines großen und segensreichen Fortschrittes freuen. Die weitere richtige Entwickelung wird nicht ausbleiben.

Was der Reichstag in den zwei Sitzungen dieser Woche, die nicht der Münzvorlage gewidmet waren, verhandelt, mag dem heutigen Brief zu übergehen gestattet sein. C—r.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 49.

Ausgegeben am 1. December 1871.

Inhalt:

Die Mormonen am großen Salzsee. 2. Ihr Glaubensbekenntniß, ihr Priesterthum und ihre Ehegesetze . . . . . Seite 881
Selfgovernment und Parlamentarismus 896
Miß Vera im Krieg. Von Karl Braun. (Fortsetzung.) 903
Vom deutschen Reichstag 913
Berliner Briefe 917
Vom preußischen Landtag 919

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Ferd. Dümmler's Verlag in Berlin.
Literarische Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Soeben erscheint in unserm Verlage:

Deutsche Stimmen aus dem Elsaß.

16. eleg. geh. 10 Sgr.

Diese kleine Sammlung auf elsässischem Boden entsprungener Gedichte aus alter und neuer Zeit, geleitet durch einen Aufsatz über die elsässische Dichterschule, will darthun, daß Liebe zur deutschen Spr und Sitte, wie das Gefühl des Zusammenhanges mit dem deutschen Vaterlande im Elsaß stets lebe geblieben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlu
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen

E. T. A. Hoffmann's
gesammelte
Schriften

Neue illustrirte Ausgabe in zwölf Bänden.
Erster Band.
Preis: 8 Sgr.

Shakespeare's
dramatische Werke
übersetzt von
August Wilhelm v. Schlegel und Ludwig Tieck.
Neue zwölfbändige Taschenausgabe in klein Octav.
Erster Band.
Preis: 8 Sgr.

J. C. Nelkenbrecher's
allgemeines Taschenbuch
der
Münz-, Maaß- und Gewichtskunde,
der
Wechsel-, Geld- und Fonds-Curse u. s. w.
Bearbeitet
von
Dr. **H. Schwabe,**
Chef des statistischen Bureaus der Stadt Berlin.
Neunzehnte Auflage.
Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erscheinen und sind in jeder Buchhandlung vorrä

Alfred Meissner's
Gesammelte Schriften.

Volksausgabe in ca. 60—70 Lieferungen à 5 Ngr.
Bis jetzt erschienen Lief. 1/6. — **Jede Woche erscheint eine Lieferung.**

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung vorräth

Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens von W. F. Carl S

Ein Band gr. 8°. Preis 2 Thlr.

Das Buch enthält eine vollständige Darstellung des Eisenbahnwesens seit dem Entstehe bahnen bis in das gegenwärtige Jahr, seine Fortschritte und Erfolge, seinen Einfluß auf S Industrie, Geldmarkt, auf alle Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen, auf Krieg und

Die Mormonen am großen Salzsee.

2. Ihr Glaubensbekenntniß, ihr Priesterthum und ihre Ehegesetze.

Von den alten Secten hat Gott sich abgewandt, und so ist ihr Glaube steril geworden und seit Jahrhunderten schon derselbe geblieben. Wir dagegen, mit denen Gott täglich verkehrt, erfahren täglich mehr von den himmlischen Geheimnissen, und so ist unsre Lehre steter Veränderung und Erweiterung unterworfen. In dieser Weise erklären die Kirchenlichter der Mormonen die vielfachen Umgestaltungen, die das Glaubensbekenntniß der Secte im Laufe der Jahre erlitt.

Die Latterday-Saints waren Anfangs im Wesentlichen eine Abart der chiliastischen Campbelliten-Secte, die sich nur durch ihren Glauben an die Indianerbibel vom Berge Cumarah und an die göttliche Sendung Joseph Smiths von den übrigen Gemeinden derselben unterschied. Allmählig erfand Smith verschiedene neue Dogmen dazu, und zwar nicht aus religiöser Grübelei, sondern zur Rechtfertigung und Empfehlung bestimmter weltlicher Absichten oder gar zur Heiligung unsauberer Gelüste. In der ersten Zeit verbrämte Rigdon diese Dogmen mit Blumen seiner Phantasie, später, unter Young, der jenes Geschäft der Dogmenverfertigung fortsetzte, versuchte Orson Pratt, der sich in der Geschichte der Philosophie und der Religionen umgesehen, die Erzeugnisse Smiths und Youngs in ein organisches System zu bringen und mit allerlei Anklängen an die Gnostiker und Mystiker, an den Parsismus und das Brahmanenthum, an die Materialisten und dann wunderlicher Weise wieder an die Schellingsche Philosophie und gewisse Lehren der Spiritualisten zu verschönern, wovon aber Young als rein praktischer Mann nur das zu seinen Plänen Passende anerkannte, und wofür die Masse der Mormonen schwerlich ein Verständniß hatte. Der Glaube der Secte war in diesen Händen ein Flickwerk aus aller Welt Lappenschublade geworden, ein Mischmasch aus Heidenthum und Christenthum, in welchem ersteres stark überwog, voller Widersprüche und ohne andern Grund als jene weltlichen Zwecke, unter denen die Vielweiberei die erste Stelle einnahm und vorzüglich

die Mutter einer Vielgötterei wurde, die den Unsinn dieser Sorte von Dogmenentwickelung auf den Gipfel brachte.

Die Bibel gilt für die Mormonen als erste Glaubensquelle, nur muß sie richtig übertragen und verstanden werden. Ihr Inhalt ist allenthalben buchstäblich zu nehmen, denn „Gott ist ehrlich, wenn er mit den Menschen redet und fern von aller Wortspielerei und Doppelsinnigkeit." Allein das Wort Gottes findet sich nicht blos in der Bibel, sondern auch in andern heiligen Schriften, vornehmlich im „Book of Mormon und im „Book of Doctrine and Covenants", welches einen großen Theil der sogenannten Offenbarungen Gottes an den Propheten Smith enthält. Die Hauptperlen dieser „dreifachen Schnur" sind folgende:

Gott ist kein Geist, sondern „eine Persönlichkeit aus Stoff und Geist, die sowohl einen Leib als Theile hat. Er hat die Gestalt eines Menschen, oder vielmehr, der Mensch hat die Gestalt Gottes." Die Bibel sagt uns, Exod. 33, V. 22 und 23 und Exod. 24, V. 10, daß er Hände und Füße, ein Antlitz und einen Rücken hat. Nach Exod. 33, V. 11 redet er, nach Genes. 18, V. 5 ißt und trinkt er. Die Meinung, daß dieses göttliche Wesen zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten sein könne, also allgegenwärtig sei, ist grober Irrthum, wohl aber kann es mit Leichtigkeit von einem Planeten zum andern gelangen. Und ebensowenig wie Gott allgegenwärtig ist, ist er von Ewigkeit da. Vor dem Anfang aller Dinge, im Urgrund alles Seins oder dem „ewigen Evangelium" gab es zwei durch sich selbst existirende Prinzipien: Geist und Materie, Intelligenz und Leiblichkeit. Das Zusammengehen, die Vermählung derselben war „das Gesetz", aus dem der Urgott entstand. Oder wie Pratt sagt: „In der fernen Ewigkeit verglichen zwei Atome der Materie ihre Intelligenz miteinander und riefen dann ein drittes Atom zur Berathung herbei, worauf sie zu Einem Willen zusammengingen, der die erste Kraft war. Als solche vereinigten sie mehr und mehr Atome mit sich, und daraus entstand eine Fülle von Kraft, die alle andern Atome in ihr Gesetz zwang. Aus dieser Intelligenz wurde nach dem Gesetze ein Gott erzeugt, nicht gemacht, aus dem dann andere Götter als Kinder hervorgingen. Durch das Gesetz der allgemeinen Ordnung war die Geschlechtlichkeit als gleich ewig mit allem sittlichen Dasein und Leben gegeben, und so entstanden nicht nur Könige des Himmels, sondern auch Königinnen. Letztere wurden, mit den ersteren vermählt, die Mütter anderer Götter, von denen jeder seine bestimmte Sphäre im Universum hat" und inmitten derer der Ur- oder Obergott als Präsident waltet.

Es giebt also viele Götter, und jeder derselben ist vermählt und Vater von Kindern, jeder residirt in einer bestimmten Sphäre des Universums oder auf einem bestimmten Weltkörper. Hat ein solcher Gott nun sein Reich

mit seinen Kindern in dem Maße bevölkert, daß seine himmlische Wohnung zu klein für sie wird, so schafft er, um den Ueberfluß zu placiren, einen neuen Stern, nach welchem die jungen Götterſöhne als Bewohner gesendet werden. Diese verehren dann ihren Vater als Gott, gerade so wie dieser mit seinen Brüdern im Universum seinen Vater als Gott anbetet, und so fort zurück bis zum Ur- und Hauptgotte, der im Centrum der Welt auf seinem Sterne Kolob thront. So ist der Gott, den wir zunächst anbeten, der Vater der Menschen oder vielmehr der Menschengeister.

Die Kinder nämlich, welche dieser unser Gott und Vater im Himmel erzeugt, sind ursprünglich weder Götter, noch Menschen, noch Engel, sondern Geister, die zwar einen Leib und Theile haben, aber nicht eigentliches Fleisch und Blut besitzen, sondern aus einer feinen, unsern Sinnen nicht wahrnehmbaren Substanz bestehen. Sie sind gleichsam „embryonische Menschen", Intelligenzen, die ihre Einführung in die materielle Welt erwarten, wo sie Fleischesgestalt annehmen, um durch Geburt, Tod und Auferstehung vollkommener zu werden. Die Menschen waren als solche Geister bei Gott, ehe die Erde geschaffen wurde, und sie können sich durch Beobachtung des Gesetzes hienieden der Art verklären, daß sie mit einem Körper, wie Christus ihn bei seiner Himmelfahrt besaß, auferstehen und Götter werden, denen dieselben Kräfte, Eigenschaften und Fähigkeiten eigen sind wie ihrem Vater im Himmel.

Alle Geister sind, wenn sie auf Erden anlangen, um einen Leibestempel zu beziehen, unschuldig. Wenn sie im vorhergehenden Leben Sünde begangen haben, so haben sie dafür Buße gethan und Vergebung erlangt. Doch wirkt ihr Verhalten im Jenseits in dieser Welt nach, indem sie dieselbe unter verschiedenen Umständen betreten. Die eine Klasse kommt in die Leiblichkeit, während das Prieſterthum und das Reich Gottes blüht, und hat deshalb Gelegenheit, das Evangelium zu hören und anzunehmen. Andere gelangen in Zeitaltern der Finsterniß in die Welt und werden in allerlei irrthümlichen Meinungen erzogen. Einige Geister nehmen in Geschlechtern des auserwählten Samens Leiber an, andere fahren in die Körper afrikanischer Neger, die auf ewig vom Prieſterthum ausgeschlossen sind.

Ganz ähnlich wird sich der Zustand der Menschen nach diesem Leben darnach gestalten, wie sie sich während des letzteren verhalten haben. Der Mensch, der hier in Sünde und Unglauben lebt, während er vom Evangelium weiß, wird nach dem Tode verdammt. Die aber, welche zwar dem Worte Gottes geglaubt und im Allgemeinen gehorcht, jedoch „das Gesetz des Lebens nicht erfüllt haben", können nach der Auferstehung nicht vollkommen selig, nicht Götter, sondern nur Engel werden. „Das Gesetz des Lebens nicht erfüllen" heißt in der Sprache der Mormonendogmatiker, kein „patriar-

chaliſches Leben" führen, und das wieder bedeutet, nicht mehrere Frauen geheirathet haben. Die Götter, in welche die auferſtandenen ganz Frommen und Gerechten ſich verwandeln, haben die Macht, jeder für ſich einen neuen Planeten zu ſchaffen und denſelben durch Zeugung zu bevölkern, was als „die Gewalt endloſer Lebensſpendung" bezeichnet wird. Die Ungehorſamen dagegen, die ſich zu dieſer Lebensſpendung nicht vorbereitet, d. h. nicht in Polygamie gelebt haben „wie alle die Männer, die in der Bibel die Freunde Gottes genannt werden," können es im Himmel nur zu geringerer Herrlichkeit bringen. Sie werden eben nur Engel, Diener und Boten der Götter werden und, wie Smith in ſeiner letzten Predigt ſich draſtiſch ausdrückte, „den himmliſchen Königinnen die Schleppe tragen, Holzhacker, Schuhputzer, Küchenjungen u. d. ſein; denn die zukünftige Welt iſt nur die verklärte Wiederholung der jetzigen." „Je mehr Weiber, deſto mehr Erlöſung," äußerte ſich Young, „deſto mehr Erhöhung im Himmel, deſto mehr Herrſchaft und königliche Herrlichkeit." Nichtbeachtung der Pflicht, ſich mit möglichſt vielen Frauen zu vermählen, eine möglichſt ſtarke Familie zu erzielen, iſt aber nicht allein Sünde gegen ſich ſelbſt, ſondern auch Verſündigung an Andern; denn nur durch Vereinigung der Geſchlechter auf Erden wird die Sehnſucht der unzählbaren im Himmel auf ihre Geburt wartenden Geiſter nach Exiſtenz im Fleiſche erfüllt.

Der Schöpfung der Welt ging ein großer Aufſtand im Himmel voraus. „Im Anfang der Zeiten kamen die Götter unter dem Vorſitz ihres Vaters im Himmel zuſammen, um Rath zu halten. In demſelben wurde die Erſchaffung der Welt zur Sprache gebracht, und da der Urgott den Sündenfall der Menſchen vorausſah, ſo fragte er im Kreiſe ſeiner Söhne, unter denen ſich die beiden älteſten, Chriſtus und Lucifer, befanden, wie jene zu retten und zu erlöſen ſein würden. Lucifer antwortete: Siehe, ſende mich hinab, ich will als dein Sohn erſcheinen und alle Menſchen erlöſen, ſodaß keine Seele verloren ſein ſoll; darum gieb mir die Ehre. Chriſtus aber, der Eingeborne und von Anfang Erwählte, erwiederte nur: Vater, dein Wille geſchehe, und dein ſei die Herrlichkeit in Ewigkeit. Gott der Vater beauftragte hierauf Chriſtum mit dem Erlöſungswerke, und dieß verdroß Lucifer ſo ſehr, daß er in offne Empörung gegen den göttlichen Willen ausbrach. Dabei riß er ein Drittel der Söhne und Töchter Gottes mit ſich fort. Die andern zwei Drittel kämpften unter der Anführung Michaels, des Erzengels, mit ihm und ſeinen Schaaren, und das Ende dieſes Krieges im Himmel war, daß Satan, wie Lucifer nunmehr hieß, auf die inzwiſchen von den Göttern geſchaffne Erde hinabgeworfen wurde.

Der erſte Geiſt, der in einem Menſchenleibe wohnte, war jener ſiegreiche Feldherr Michael, „der Alte der Tage mit Haaren wie Wolle." Er hieß als

Mensch Adam und wurde nach seinem Tode der Fürst aller Erdenbewohner und ihr Gott. Die gewöhnliche Bibelübersetzung ist hinsichtlich der Schöpfungsgeschichte nicht genau. Denn erstens wurden die Pflanzen und Thiere in den ersten sechs Tagen nicht erschaffen, sondern nur in ihren Urbildern hervorgebracht oder wie die Mormonen sich ausdrücken, „geistig geschaffen," sodann ruhte Gott am siebenten Tage nicht, sondern schuf den Menschen leiblich, darauf Eva und die Thiere. Endlich sind unter dem Worte „Tage" nicht unsere vierundzwanzigstündigen, sondern Gottestage zu verstehen, die nach den Umdrehungen des großen Centralsternes Kolob gemessen werden und tausend Jahre umfassen. Die Erde war so, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, ein Bild der Ordnung und Gesundheit, des Friedens und der Freude, eine einzige ungeheure Insel inmitten eines einzigen ungeheuren Meeres, eine schöne Ebene mit sanft anschwellenden Hügeln und lieblichen Thälern. Der Mensch kannte den Tod so wenig wie seine Mitgeschöpfe, die Thiere. Durch seine Adern strömte, wie jetzt das Blut ein Fluidum, durch welches sein Leib vor dem Vergehen bewahrt wurde.

Nun wuchs aber im Garten Eden ein Baum, dessen Früchte die Eigenschaft hatten, dieses edle Fluidum zu verderben, es in sterbliches Blut zu verwandeln. Adam, der bei seinem Eingehen ins Fleisch all sein früheres Wissen von Böse und Gut verloren hatte, ließ sich von Satan verführen, von dieser giftigen Frucht zu essen, und so verlor er die irdische Unsterblichkeit, tauschte durch seinen Fall aber auch Gutes ein, das Wissen nämlich von Gut und Böse, Schmerz, Leiden und Tod, welches zu seiner Vollkommenheit nothwendig war. Anderswo wird gelehrt, Adam sei nach einer Voraussehung Gottes oder nach einer nothwendigen Bestimmung der Heilsökonomie gefallen, und er habe den Apfel mit vollem Bewußtsein über die daraus sich ergebenden Folgen gegessen. Das aber soll geschehen sein, damit künftig sterbliche Leiber von Weibern geboren würden und Wohnungen für die Geister im Himmel entstünden.

Entspricht ein solcher vom Himmel gestiegener Geist den von ihm gehegten Erwartungen nicht, verscherzt er sein Erbe durch üble Aufführung, so wird ihm nach seinem Ableben ein geringerer Leibestempel und eine niedrigere Daseinsstufe angewiesen. Ist er auch auf dieser nicht gehorsam, so verbannt ihn Gott auf eine noch tiefere, etwa in einen Neger, und reicht auch das nicht hin, ihn zu bessern, so wird er in ein Thier verwiesen. „So mag es," sagt Pratt, „am Orte sein, wenn ein tückisches Pferd, ein bissiger Hund oder eine zornige Otter einem zu Leibe geht, sich zu fragen, ob in der Bestie nicht am Ende eine ungehorsam gewesene Menschenseele ihre Prüfungszeit verbüßt." Fügt eine solche sich endlich, und kehrt sie zur Unterwerfung unter das Gebot des Herrn zurück (was der Otter wohl nicht leicht fallen wird), so wird

ihr gestattet, Grad für Grad wieder empor zu wachsen in die Herrlichkeit der Kinder Gottes. Man sieht, die Mormonen haben in diesem Stück etwas aus der Dogmatik der Brahmanen und Buddhisten gelernt und ähneln mit ihr den amerikanischen und französischen Spiritualisten.

Kehren wir in die Zeit der Anfänge zurück, so hatte der nothwendige Apfelbiß Adams zunächst traurige Folgen. Wie Adam selbst, litt die ganze Schöpfung darunter. Die Erde verlor ihre paradiesische Gestalt, die Thierwelt ihren friedlichen Charakter, unter den Pflanzen entstanden Giftkräuter, die Jahreszeiten büßten ihre sanfte Regelmäßigkeit ein, und so zeugte die Sünde fortwährend andere Sünde, bis der Herr als Reiniger auftrat und allen Unrath mit Wasser von der Erde wegschwemmte. Als Merkzeichen dieser Katastrophe blieb die Erde nach der noachischen Fluth in mehrere Theile zerrissen, zwischen die sich der Ocean drängte — ein Verhältniß, welches nicht so sein sollte und auch in Zukunft nicht so sein wird.

Durch die Sendung Christi wurde ein Versuch gemacht, die Menschen und die Erde in ihren glücklichen Urzustand zurückzuleiten. Das „verlorengegangene Priesterthum Adams" wurde wiederhergestellt, zuerst auf dem östlichen, dann auch auf dem westlichen Continente, und eine Fülle göttlicher Kräfte ergoß sich über die gläubige Menschheit. Allein dieser glückliche Zustand erhielt sich weder hier noch dort. In Europa und Asien gingen allmählich alle die wunderbaren Gaben, welche die urchristliche Welt besaß, verloren, und in Amerika kamen zu dem gleichen Verlust, wie das „Book of Mormon" ausführlich berichtet, noch furchtbare Heimsuchung und Strafgerichte, Erdbeben, Vertilgungskriege, Seuchen und sogar eine allgemeine Veränderung der Hautfarbe in ein häßliches Kupferroth über die Abtrünnigen. Da endlich erbarmte es den Herrn, wie die Propheten Israels und wie gleichermaßen die altamerikanischen Seher vorausgesagt, und im Jahre 1827 verlieh er dem von ihm erweckten Joseph Smith, nachdem er ihm seine Sünden vergeben, das Priesterthum der Ordnung Melchisedeks aufs Neue und beauftragte ihn, die rechte Kirche wieder aufzurichten und die Welt dadurch vorzubereiten auf die Wiederkehr Jesu Christi und sein tausendjähriges Reich, dessen Eintritt nahe bevorsteht.

Die wunderbaren Gaben, in deren Besitz die Mormonen zu sein sich rühmen, und deren Vorhandensein unter ihnen sie als Hauptzeugniß für die Echtheit ihrer Kirche anführen, bestehen in der Voraussicht der Zukunft, die indeß auf den allein in unmittelbarem Verkehr mit Gott stehenden Propheten, das Haupt der Secte, beschränkt ist, ferner in Heilung aller Krankheiten, selbst der Cholera, durch bloße Handauflegung, sodann in der Macht, böse Geister aus Besessenen zu verbannen, endlich im Reden in Zungen und der Deutung dieser modernen Glossolalie — eine Fähigkeit, die allen Heiligen

verliehen ist, während jene Macht über Krankheiten und Teufel durch die Weihe zum Priester erworben werden muß. Die Glossolalie kommt auch bei andern enthusiastischen Secten Amerika's, z. B. bei den Shakern, vor, hat aber mit der biblischen wenig gemein. Es ist im besten Fall eine Art Stammeln, Lallen und Gurgeln, hervorgegangen aus krankhafter Gemüthsaufregung, zuweilen ähnlich dem Phantasiren von Fieberkranken, mitunter eine Folge innerlich nicht zusammenhängender englischer, dänischer oder indianischer Worte oder ein bloßes Ausstoßen willkürlich zusammengeworfener Vocale und Consonanten. Man denke sich eine gottselig verzückte Versammlung, in der sich plötzlich jemand erhebt und unter allerhand Grimassen Laute hervorbringt, wie: Tschina, puhva, kakb, linasche! Alles ist still. Da steht nach einer Weile ein Anderer auf und erklärt, der heilige Geist habe ihm verkündet, was es bedeute, es sei ein Indianerdialekt und heiße — folgt dann die Uebersetzung.

Gnadenmittel oder Sacramente haben die Mormonen drei: Taufe, Abendmahl und Priesterweihe.

Die Taufe wird zur Vergebung der Sünden und deßhalb nur an Zurechnungsfähigen vollzogen, und man nimmt an, daß der Mensch mit dem achten Lebensjahre diese Eigenschaft erlangt. Sie geschieht durch Untertauchen und im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. An der Stelle der Kindertaufe haben die Mormonen nur eine mit Handauflegung verbundene Segnung der Neugeborenen durch die Aeltesten. Dagegen kennen sie eine „Taufe für die Verstorbenen." Sie sind nämlich der Ansicht, daß niemand ohne mormonische Taufe Vergebung der Sünden erlangen und in den Himmel kommen kann. Nun kann aber, so sagen sie weiter, ein Heiliger den Wunsch hegen, dereinst auch diejenigen seiner Freunde und Verwandten bei sich zu sehen, welche entweder durch Ungunst der Verhältnisse oder weil sie das Sacrament mißachteten, ohne wahre Taufe aus der Welt gegangen sind. Dies aber wird dadurch erreicht, daß die Hinterbliebenen sich stellvertretend für jene taufen lassen. Die Abgeschiedenen befinden sich in einem Prüfungszustand ähnlich dem Fegefeuer der Katholiken. Sie haben bereut und Buße gethan und sehnen sich jetzt nach dem unerläßlichen Ritus der Mormonentaufe. Da sie die an ihrem Orte nicht haben können, so erwächst ihren Angehörigen die Pflicht, sich dieser Ceremonie für sie zu unterziehen. Sie befriedigen damit einerseits den Wunsch der Verstorbenen, und andererseits erwerben sie sich das Verdienst, Mehrer des Reichs Gottes zu sein. So kommt es vor, daß Mormonen ein Dutzend Mal getauft sind, einmal für sich selbst, dann für Vater und Mutter, die Großältern, Oheim und Tante, Geschwister, Freunde, Gatten u. d.

Das heilige Abendmahl wird „zur Erinnerung an den Leib und das

Blut des Sohnes" genossen, „auf daß die Heiligen allezeit seiner eingedenk sind, seine Gebote halten und seinen Geist bei sich haben", und die Speisung von Brod und Wein muß durch einen Priester geschehen.

Die Priesterweihe wird durch die höhere Geistlichkeit vermittelst Gebet und Handauflegung ertheilt, doch soll ihr da, wo eine regelmäßig geordnete Gemeinde besteht, eine Abstimmung derselben über die betreffende Person vorausgehen.

Anfänglich war die Priesterschaft der Secte sehr einfach organisirt, d. h. neben dem Propheten gab es eine Anzahl Aelteste und Priester. Mit der Zeit aber entwickelte sich daraus ein complicirtes System von Würden und Gnaden, welches wir uns, da es in der Kirche der Latterday-Saints eine wichtige Rolle spielt, genau ansehen wollen.

Nach dem „Book of Doctrine and Covenants" giebt es zwei Klassen oder Ordnungen von Priestern, die Melchisedeks- und Aarons-Priesterschaft, welche letztere die levitische einschließt. Die Melchisedeks-Priesterschaft ist die höhere Klasse. Sie „hat die Schlüssel zu allen geistigen Segnungen der Kirche, das Vorrecht, die Geheimnisse des Himmelreiches zu erfahren, sich den Himmel aufthun zu lassen, zu verkehren mit der allgemeinen Versammlung der Erstgebornen und sich der Gemeinschaft und Gegenwart Gottes, des Vaters, und Jesu, des Mittlers, zu erfreuen" — so sagt dunkel und pomphaft das so eben genannte Religionsbuch der Mormonen. Die aaronische Ordnung „ist nur im Besitz der Schlüssel des Engelsamtes," d. h. ihr Zweck und Dienst besteht nur in untergeordneten und äußerlichen Dingen, doch hat sie auch Taufen zu vollziehen.

Die Melchisedeks-Priesterschaft zerfällt in Aelteste und Oberpriester, von denen letztere die vornehmeren sind. Die Oberpriester sind die zunächst zur Leitung des Gottesdienstes, zur Ordination der Priester und zur Spendung der übrigen Sacramente berufenen. Ist in einer Gemeinde kein Oberpriester vorhanden, so kann für ihn ein Aeltester eintreten. Aus den Oberpriestern werden die zwölf Apostel genommen, deren Gesammtheit auch „der reisende hohe Rath" genannt wird, da ihre Hauptaufgabe in der Beaufsichtigung und Regierung der außerhalb Deserets befindlichen Gemeinden der Heiligen besteht, die aber zugleich ein „hohes apostolisches Collegium" bilden, welches man bei besonders wichtigen Gelegenheiten zusammen beruft. Unter den Aposteln arbeiten auf dem Missionsfelde die Siebzig, welche Aelteste sein müssen und befugt sind, sich, wenn Bedürfniß vorhanden, durch andere siebzig, ja nach Befinden durch siebenmal siebzig Priester vom Orden Melchisedeks zu verstärken.

Die oberste Stelle in dieser Hierarchie der Mormonengemeinde hat ein Collegium von drei Oberpriestern, welches die Präsidentschaft der Kirche oder,

da alle Rangklassen der Priesterschaft derselben ihre besondern Präsidenten haben, die erste Präsidentschaft heißt, und deren vornehmstes Mitglied der Prophet ist. Dieses Collegium soll die höchste Behörde in allen Glaubenssachen für sämmtliche Mormonengemeinden sein, ist aber für die Heiligen in Deseret zugleich die oberste Autorität in allen weltlichen Fragen. Zwar heißt es, das Collegium der Apostel solle an Macht und Ansehen der Präsidentschaft der Kirche gleichstehen, und das Collegium der Siebzig wieder solle dasselbe Ansehen wie das der Apostel haben, auch ist ein aus zwölf Oberpriestern zusammengesetzter „hoher Rath in Zion" der genannten Präsidentschaft beigegeben. Aber die Apostel und die Siebzig sind selten oder nie alle beisammen, und der „hohe Rath in Zion" ist bisher immer aus Leuten zusammengesetzt gewesen, die zu allem, was der Prophet wollte, ja und Amen sagten. Alle Bestimmungen also, durch welche das „Book of Doctrine and Covenants" eine Art Gleichberechtigung der Körperschaft der Apostel und der Siebzig so wie des hohen Rathes mit der Präsidentschaft der Kirche herstellt, sind nur da, um der Theokratie einen demokratischen Anstrich zu geben, den Mormonenpapst als in seiner Willkür einigermaßen beschränkt erscheinen zu lassen. Derselbe ist, zumal er im schlimmsten Falle sich das, was ihm beliebt, vom „großen Jehova" in einer Offenbarung befehlen lassen kann, in Wahrheit ein ganz ebenso unfehlbarer und uneingeschränkter Autokrat wie sein römischer College seit dem Siege der Jesuitenpartei am 18. Juli 1870.

Die Aaronspriesterschaft theilt sich in Priester, Lehrer und Diakonen, über denen früher nur ein Bischof stand, während es deren jetzt mehrere giebt. Die Bischöfe sollen eigentliche Nachkommen Aarons, also Juden, sein; da sich indeß keine Israeliten der Secte angeschlossen haben, so werden jene vom Propheten ernannt, und zwar gewöhnlich aus der Melchisedeks-Priesterschaft. Sie beaufsichtigen die Arbeit, in welcher die Unvermögenden in der Gemeinde ihren Zehnten entrichten, sind die Rentmeister am „Speicher des Herrn," in welchen die Wohlhabenden ihn in Gestalt von Geld oder Naturallieferungen bringen, die Magazinverwalter, die Armenpfleger und die Richter in Processen untergeordneter Art; denn alle wichtigeren Fälle gehören vor das Forum der Präsidentschaft der Kirche. Die Priester leiten den Gottesdienst, predigen, taufen und spenden das heilige Abendmal, wo kein Oberpriester ist. Die Lehrer und Diakonen sind Gehilfen der Priester, aber nicht zur Handauflegung und Austheilung der Sacramente berechtigt.

Schließlich sei zu diesem Bericht über die Gliederung der Mormonenpriesterschaft noch bemerkt, daß es künftig auch Priesterinnen geben wird, und daß nach dem Glauben der Secte, sobald der Tempel vollendet ist, zahlreiche Nachkommen Levis den Mormonen beitreten und daß dieselben dann außer den jetzt von der aaronischen Priesterschaft besorgten Geschäften auch den

Auftrag erhalten werden, für die Sünden des Volkes wie ehedem im Tempel Salomos Thieropfer darzubringen.

Die Vielweiberei ist den Mormonen Gewissenssache. Sie kann nichts Unnatürliches sein, sagen die mormonischen Vertheidiger derselben; denn vier Fünftel der Bewohner unseres Planeten huldigen derselben, und sie ist nicht gegen Gottes Willen; denn die Bibel verbietet sie nirgends, faßt sie vielmehr an vielen Stellen als göttliche Einrichtung auf. Wenn das „Book of Mormon" dieselbe untersagt, so erklärt sich dies daraus, daß in der alten Zeit, wo dasselbe verfaßt wurde, mehr Männer als Frauen in Amerika waren. Jetzt ist die Polygamie durch eine Offenbarung erlaubt, aber immer nur für einzelne Fälle, die jeder durch eine Offenbarung Gottes an den Propheten festgestellt sein müssen. Ihr Zweck ist Förderung des Zwecks der Ehe überhaupt, der in der Erfüllung der Schöpfung mit Myriaden vernünftiger und mit Willen begabter Wesen besteht, welche Gott ähnlich und befähigt sind, zur Vollkommenheit fortzuschreiten und zu Göttern zu werden. „Hierdurch werden die Reiche des Allmächtigen gemehrt," heißt es bei Pratt, „indem neue Welten, bewohnt von Wesen seiner Art und Gestalt, hinzukommen."

Will ein Mormon sich zu seiner ersten Frau eine zweite nehmen, so hat er dazu die Einwilligung der ersten nöthig. Wird dieselbe versagt, so muß die Frau vor dem Präsidenten vernünftige Gründe für ihre Weigerung angeben. Erscheinen dieselben genügend, so erhält der Mann die Erlaubniß zur zweiten Ehe nicht. Im anderen Falle kann er, „wenn es ihm auf dem Wege der Offenbarung gestattet wird, andere Frauen auch ohne die Zustimmung der ersten nehmen, und letztere wird sich die Verdammniß zuziehen, weil sie ihm jene nicht geben wollte, wie Sarah dem Abraham die Hagar und wie Lea und Rahel ihrem Manne Jakob die Bilha und Zilpah gaben."

Die Heirathen können bei den Mormonen blos für dieses Leben oder für Zeit und Ewigkeit geschlossen werden, und es kommt häufig vor, daß dieselbe Frau, welche einem Manne auf Zeit „angesiegelt" worden, einem andern für die Ewigkeit vermählt wird. Dieselbe ist dann „die geistliche Frau" des letzteren, der aber auf ihr leiblich Theil dieselben Rechte hat, wie der andere Mann der Dame, so daß also neben der Polygamie in Deseret auch eine Art Polyandrie besteht.

Eine andere seltsame Erscheinung, die aus der Lehre von den Heirathen für die Zeit und die Ewigkeit hervorgegangen ist, besteht darin, daß man in Neujerusalem lebende Personen mit todten traut. Die Ehe für die Zeit ist eine irdische Sache, sagen die Mormonen, und muß zwischen einem lebenden Manne und einer lebenden Frau vollzogen werden. Aber die Ehe für die Ewigkeit ist eine himmlische Angelegenheit und kann zwischen Lebenden und

Todten ſtattfinden. Doch gehört dazu ebenſo wie bei der gewöhnlichen Ehe, daß die Verbindung von dem Propheten oder einem Stellvertreter gut geheißen und in aller Form geſchloſſen wird. Auch muß es eine vollſtändige Heirath ſein, nicht ein platoniſcher Ritus, nicht eine Vereinigung der Seelen, welche zwei Perſonen durch ein myſtiſches Band verknüpft. Wie aber kann ein Weib ſich in fleiſchlicher Weiſe mit einem Mann verbinden, der im Grabe liegt? Durch Stellvertretung, antworten die Mormonen, die ja auch ein ſtellvertretendes Getauftwerden für die Verſtorbenen kennen. Aber wie? Iſt es denn in der Ehe möglich, daß ein Mann oder eine Frau in Betreff der Pflichten derſelben die Stelle eines Andern verſieht? Brigham Young erwiederte darauf nach Dixon mit einem Hinweis auf die Leviratsehe der Hebräer. Dieſelben hatten, ſagte er, eine Ahnung von derartigen Dingen, als ſie den jüngern Bruder die Pflicht des älteren zu erfüllen nöthigten, und ſind nicht alle Heiligen eine Familie von Brüdern vor dem Angeſichte Gottes? Angenommen alſo den Fall, daß ein Fräulein mit verirrter Einbildungskraft ſich in den Kopf geſetzt hat, eine von den himmliſchen Gemahlinnen eines verſtorbenen und nun zu einem König und Gott auf dem Saturn oder Sirius verklärten Heiligen zu werden, ſo iſt nichts leichter als das, vorausgeſetzt, daß ihre Schrulle mit der Neigung des Propheten oder eines andern noch dieſſeits wandelnden Großen in Iſrael übereinſtimmt. Young iſt ihr alleiniger Vermittler, ſein Ja oder Nein ihr einziger Maßſtab für Recht und Unrecht. Durch einen religiöſen Act kann er ſie dem todten Mann „anſiegeln," den ſie ſich zu ihrem Herrn und König im Himmel gewählt hat, und durch einen gleichen Act kann er dem Todten aus ſeinen Apoſteln oder Aelteſten einen Stellvertreter bei ihr geben. Sollte ihre Schönheit ſein Auge verſuchen, ſo kann er auch ſelber bei ihr die Pflichten des verlebten Heiligen als Subſtitut beſorgen.

Im Tabernakel der Salzſeeſtadt zeigte man Dixon zwei Damen, welche dem Propheten Joſeph in der Weiſe angeſiegelt waren, daß der Prophet Brigham denſelben zu vertreten hatte. Young ſelbſt ſagte dem Reiſenden, daß es deren noch viele andere giebt, und von jenen zweien bezeugt Dixon, daß ihre Beziehungen zu Young dieſelben waren wie die jeder andern ſterblichen Frau zu ihrem Ehemann. Sie waren Mütter von Kindern, welche Youngs Namen trugen. Ueber der Geſchichte aller dieſer Damen ſchwebt ein Nebelſchleier von Zweideutigkeit und Geheimniß. „Gewiß iſt", ſo bemerkt Dixon nach ſeinen Erfahrungen, „daß viele Mormonendamen ſich nach dem Schooße Joſephs ſehnen, und zwar keineswegs in dem poetiſchen Sinne, in welchem ihre chriſtlichen Schweſtern davon ſprechen, daß ſie dereinſt in Abrahams Schooß ſein werden, ſondern liebesbrünſtig, wie das zu Kriſchna ſich bekennende Hinduweib nach ihrem geliebten Gotte lechzt." Oder, ſetzen wir hin-

zu, wie gewisse hysterische Nonnen nach durchaus nicht blos geistiger Verschmelzung mit ihrem Bräutigam Christus sich sehnten, wofür sie sehr häßliche Beispiele anführen ließen.

Der Mormonenpapst hat nicht nur die Macht, Lebende auf deren Wunsch Todten, sondern auch die, Todten auf deren Wunsch Lebende zu vermählen. „Der Aelteste Stenhouse", so lesen wir bei Dixon, „erzählte mir, daß er eine todte Frau habe, welche ihm auf ihr dringendes Verlangen nach ihrem Ableben angesiegelt worden war. Er hatte die junge Dame im Leben gut gekannt, er beschreibt sie als schön und liebenswürdig, und wäre sie am Leben geblieben, so würde er ihr, wie er sagte, mit der Zeit den Antrag gemacht haben, seine Frau zu werden. Als er auf einer Missionsreise von der Salzseestadt entfernt war, erkrankte sie und starb. Auf ihrem Todtenbette aber drückte sie den lebhaften Wunsch aus, ihm für die Ewigkeit als Gattin beigesellt zu werden. Young hatte dagegen nichts einzuwenden, und als Stenhouse nach dem Salzsee zurückkehrte, wurde die Trauungsceremonie im Beisein von Bruder Brigham und Andern feierlich vollzogen. Stenhouses erste Frau stand als Stellvertreterin für das todte Mädchen sowohl am Altare als — späterhin ein.

Vieles, was im Vorhergehenden von den Glaubenssätzen und Bräuchen der Mormonen mitgetheilt wurde, kann in einiger Zeit nicht mehr Glaube und nicht mehr Brauch bei ihnen sein. Wie angedeutet, ist ihre Religion, ihre Ethik, ihr ganzes Vorstellungsgebiet in stetem Fluß, steter Verwandlung begriffen, eine stete Anbequemung an das Gelüsten der Führer und an die Umstände. Der Herr offenbart fast mit jedem Jahre Neues, und bisweilen ist nach der jüngsten Offenbarung das Gegentheil von dem wahr und gut, was nach der zunächst vorhergehenden unwahr und ungerecht war. Was heute nur erlaubt ist, kann morgen ein Gebot und übermorgen ein Verbot sein, wenn die Verhältnisse dieß rathsam erscheinen lassen. Selbst die Vielweiberei, so sehr sie in Deseret um sich gegriffen hat, und so schwer sie infolge dessen auf gütlichem Wege rasch zu beseitigen wäre, könnte in Anbetracht veränderter Zeiten von Jehova wieder aufgehoben werden, und die Dogmatiker der Secte würden nicht in Verlegenheit sein, die Sache zu rechtfertigen. Zwei Punkte indeß stehen bei ihnen fest: der Glaubenssatz, nach welchem sie sich Latterday-Saints nennen, und ihre theokratische Verfassung. Sie sind eine chiliastische Secte, und sie verschmelzen in ihrer Organisation das weltliche Element durchweg mit dem geistlichen.

Wir betrachten hier nur den Chiliasmus der Mormonen. Sie wissen, daß sie den Grundstock des heiligen Volkes bilden werden, über welches der Herr „in diesen letzten Tagen" nach seiner Wiederkunft herrschen, mit dem er das tausendjährige Reich gründen wird. Ist nun die Zeit erfüllet, d. h. ist

„das Evangelium Bruder Josephs allen Völkern und Zungen verkündigt", so hebt eine Zeit großer Wunder und Schrecken an. Dann erscheinen zunächst bei den Mormonen, „die vier Zeugen der Wahrheit, die nie den Tod geschmeckt haben": Sanct Johannes, der Evangelist, dem es erlaubt wurde, zu bleiben bis zur Wiederkehr des Herrn, und drei Heilige der Kirche, die Christus nach dem Buche Mormons in Amerika gestiftet hat. Dieselben wandern jetzt (wie der ewige Jude und der arabische Chidr) in Gestalt von Männern mittleren Alters über die Erde, nehmen die Tracht und Sprache der Völker an, unter denen sie sich zufällig befinden, und sind auch schon einzelnen von den Mormonen erschienen. In der Zeiten Erfüllung aber werden sie ihre Verhüllung abthun und den Heiligen vom jüngsten Tage von der Kanzel herab kund machen, was sie zu thun haben.

Ferner aber werden die verlornen zehn Stämme Israels, die jetzt auf einer noch unentdeckten Insel oder nach Andrer Behauptung in einem geheimnißvollen Nordlande, das als eine Art Planet für sich jenseit des Polarkreises mit der Erde um die Sonne kreist, ihre Wohnung haben, auf ihrer Heimkehr nach Palästina den Heiligen in Amerika einen Besuch abstatten. Ihr Erscheinen wird das Signal zu allgemeiner Bekehrung der Indianer oder, um mit den Mormonen zu reden, „der Lamaniten, dieses Rests vom Samen Josephs", sein. „Der verachtete Sohn des Waldes", so lesen wir in einer hierauf bezüglichen Proclamation der zwölf Apostel vom 6. April 1845, „der seither in Kummer und Elend die Wildniß durchstreifte, wird dann seine Maske fallen lassen und mit männlicher Würde den Heiden zurufen: Ich bin Joseph, lebt mein Vater noch? Und er wird dann geweiht und gewaschen und mit heiligem Oele gesalbt und in feine Linnen, nämlich in die schönen Gewänder der Priesterschaft nach der Ordnung des Sohnes Gottes, gehüllt werden."

Auf einer Höhe über dem Tempelplatz in Neuzion, dem sogenannten Feldzeichen-Berge (Ensign-Mount) wird alsdann „die prächtigste Fahne entfaltet werden, die je in den Lüften flatterte, gemacht aus den Nationalfarben aller Völker, so daß sich die Weissagungen Jesaias 2, 2, 5, 11 und 18, 3 erfüllen werden: „Es wird in den letzten Tagen der Berg, der des Herrn Haus ist, gewiß sein höher denn alle Berge und über alle Hügel. Und er wird ein Panier aufwerfen unter den Heiden und dieselbigen locken vom Ende der Erde. Alle, die ihr auf Erden wohnet, und die im Lande sitzen, werden sehen, wie man das Panier auf den Bergen aufwerfen wird, und hören, wie man die Trompeten blasen wird."

Und nun werden die Kriege des Herrn anheben. Viele Heiden werden sich bekehren, Viele aber auch im Unglauben beharren. Beide Massen werden sich zum Kampfe rüsten, die einen unter dem Panier des Papstes zu Rom,

die andern unter der „Flagge aller Nationen“ zu Neujerusalem. Die Heerschaar der Heiligen wird von ihrem Seher und Propheten geführt sein, der den von Joseph Smith im Berge Cumorah gefundenen Brustharnisch trägt und das ebenfalls dabei (d. h. bei der vorgeblichen Auffindung des „Book of Mormon“ in einer Steinkiste) entdeckte Schwert Labans schwingt *). Ungestüm werden sie gegen die Armee der Ungläubigen anstürmen und sie in der großen Schlacht darniederwerfen, die in der Schrift mystisch die Schlacht Gogs und Magogs genannt wird. Der Herr wird seinem Volke dadurch beistehen, daß er die Gegner mit Feuerregen, Pestilenz und Hungersnoth heimsucht. Sie werden vollständig ausgerottet werden, und ihre Ländereien, sowie alles, was sie sonst besitzen, werden den Siegern zufallen, die inzwischen in Jackson County im Staate Missouri, da wo Joseph Smith im Jahre 1831 den Boden gesegnet (bei Independence) das rechte und letzte Zion erbaut haben. Dieses Zion, von dem der Prophet Joseph Ueberschwängliches geweissagt, wird fortan die Hauptstadt des westlichen Festlandes, es wird mit seinem gewaltigen Tempel und seiner Priesterschaft „wie eine Standarte sein, deren Aufrichtung allen Spaltungen religiöser wie politischer Art ein schleuniges Ende machen und Republiken, Königreiche, Provinzen, Völker, Stämme und Sprachen Nord- und Südamerika's zu einem einzigen großen Bunde umgestalten wird.“

Und während so das tausendjährige Reich Christi im Westen sich vorbereitet, ist der östliche Continent Zeuge von nicht geringeren Umwälzungen und Neubildungen. Gleichwie die zehn Stämme Israels, kehren auch die Zerstreuten Juda's nach dem gelobten Lande zurück, um dort mit jenen den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen. Dann wird die gesammte alte Welt, soweit sie nicht zu den Gläubigen gehört, sich wider sie erheben, mit Heeresmacht wider sie heranziehen und die heilige Stadt berennen. Der Herr aber wird den Geist der Gnade und des Gebets über die Bewohner Jerusalems ausgießen, und Christus, den ihre Väter gekreuzigt, wird sich an ihre Spitze stellen. Von ihm geführt, werden sie in einer gewaltigen Schlacht am Oelberge, der unter den Füßen des Messias in zwei Hälften zerreißt, alle Heiden darniederlegen.

Diesem Triumph der Juden folgt ein allgemeiner Umsturz der Dinge sowohl in Europa als in Asien. Christus wird König der Kinder Israel, Jerusalem seine Hauptstadt und der Mittelpunkt der alten Welt. Die Höfe von Paris, London, Petersburg, Rom und Wien (von Berlin scheint der mormonische Prophetengeist im Jahre 1851, aus dem die hier vorzugsweise

*) „Labans“ ist wohl ein Versehen der Mormonen oder ein Druckfehler in unsrer Quelle. Offenbar muß es „Lamechs“ heißen, der in der Genesis als Erfinder des Schwertes gefeiert wird.

mitgetheilte Weiſſagung von den letzten Dingen ſtammt, entweder gar nichts gewußt oder es nicht für die Hauptſtadt einer Großmacht gehalten zu haben, was jetzt ſelbſt in den fernen Felſengebirgen Amerika's nicht mehr paſſiren kann) müſſen ſich dem Meſſias als Oberlehnsherrn unterwerfen. Weigern ſie ſich deſſen, ſo werden ihre Throne umgeſtoßen und ihre Reiche vernichtet.

Entſprechend dieſer Vereinigung der Erdenvölker wird auch eine Vereinigung der bisher getrennten Erdtheile ſtattfinden, wie dies in der Urzeit zwiſchen Schöpfung und Sündfluth der Fall war. Das Meer wird ſich nach andern Gegenden unſeres Planeten zurückziehen, und alle Inſeln und Continente werden „brulah", das heißt (natürlich nur nach der Verſicherung der Mormonen „verheirathet", will ſagen in Eins mit einander verbunden werden, ſo daß von dem öſtlichen Jeruſalem nach dem weſtlichen, in welchem Chriſtus ſein zweites großes Heiligthum und ſeinen zweiten Thron haben wird, jene rieſenhafte Heerſtraße gebaut werden kann, welche der Löwe nicht betreten und des Adlers Auge nicht geſehen hat. Endlich wird die „erſte Auferſtehung" beginnen, indem unter Erdbeben unzählige Heilige des Alterthums und alle ſpäter Verſtorbenen, welche das Gebot der „Pluralität", d. h. der Vielweiberei befolgt haben, aus ihren Gräbern ſteigen werden, um an der Glückſeligkeit des Millenniums Theil zu nehmen.

Und am Ende des tauſendjährigen Reiches „wird denjenigen, welche nicht aufrichtigen Herzens und dem Willen des Herrn nicht gehorſam geweſen ſind, geſtattet werden, eine kurze Zeit ihren aufrühreriſchen Geiſt unter der Anführung ihres Feldhauptmanns Satan, des großen Drachen zu bethätigen. Zuletzt aber werden ſie in einer ungeheuren Schlacht beſiegt und hinausgeworfen werden aus dem Reiche der Gerechten."

Hierauf aber erfolgt die zweite Auferſtehung, die alle Todten umfaßt, und das jüngſte Gericht. Die Erde aber wird, durch Feuer geläutert und zu himmliſcher Schönheit verklärt, eine Wohnung derer werden, welche demüthig und reinen Herzens ſind. Auf die erneute und umgeſchaffene Erde ſenkt ſich das himmliſche Jeruſalem herab, und Friede und Freude herrſchen nunmehr ungeſtört und ewiglich.

Selfgovernment und Parlamentarismus.*)

Unsere politischen Anschauungen in Deutschland haben im sechsten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts einen durchgreifenden Umschwung erfahren: im Gewühl der Tagesereignisse und der Tagespolitik geben wir nicht immer uns Rechenschaft davon, eine wie große Kluft uns heute mit unserem politischen Denken und Trachten schon von der Betrachtungsweise der vierziger Jahre scheidet. Damals war der große und breite Strom der öffentlichen liberalen Meinung hervorgegangen aus Theorien eines kosmopolitischen Constitutionalismus, wie er sich besonders am Vorbilde der französischen Charte, an den Schriften der französischen „Doctrinärs" ausgebildet hatte: ihren Ursprung sucht diese politische Doctrin einerseits in den naturrechtlichen Ideen vom Staatsvertrage, andererseits in Montesquieu's panegyrischen, aber durchaus unzutreffenden Erörterungen der englischen Verfassungszustände seiner Zeit. Was sich dieser allgemeinen liberalen Strömung damals widersetzte, das war nicht mächtig genug, ihr Einhalt zu thun und war auch im Grunde nicht genug von innerer Kraft des Gedankens erfüllt. Die theokratischen, die feudalen, die absolutistischen Theorien, wie sehr sie auch in den oberen Regionen der politischen Welt heimisch sein mochten, waren doch nicht geeignet, in der mittleren Schicht der gebildeten Kreise Wurzel zu fassen, und die Reste der „historischen Schule", einstens des Stolzes und unvergänglichen Ruhmes unserer deutschen Wissenschaft Zeuge, waren von ihrem Wege abgekommen und in den Dienst der rückschrittlichen Tendenzen getreten; man hatte sich hier gewöhnt, „das Alte zu lieben, weil es alt und nicht weil es gut war", man strebte in dies Alte zurück, und dafür konnte man nicht Propaganda in der vorwärts drängenden Generation machen. Kurz, der Liberalismus hatte in der öffentlichen Meinung ganz entschieden das Uebergewicht. Gegen alle Schäden der staatlichen Zustände galt die Einführung einer mit möglichst weitgehenden Rechten in Gesetzgebung und Steuerbewilligung ausgestatteten Volksvertretung als unfehlbares Heilmittel. Mit fast naiver Zuversicht meinte man, im Sturmlauf, vielleicht durch Gewährungen von oben, vielleicht auch durch einige Volksaufläufe und dergleichen dies Endziel erreichen zu können.

Das Jahr 1848 ist voll solcher Hoffnungen, voll solcher Versuche. Eine

---

*) R. Gneist Selfgovernment, Communalverfassung und Verwaltungsgerichte in England. Dritte, umgearbeitete Auflage (in einem Bande). Berlin, J. Springer 1871.

A. Todd die parlamentarische Regierung in England, ihre Entstehung, Entwickelung und praktische Gestaltung. Aus dem Englischen übersetzt von R. Aßmann. 1. Bd. 1869. — 2. Bd. 1871. Berlin, J. Springer.

grimmige Enttäuschung folgte. Die glorreichen Errungenschaften des Jahres 1848 waren nicht im Stande sich zu behaupten. Einen gewaltigen Stoß erlitt durch die realen Verhältnisse die liberale Doctrin. Ein Theil unserer Freunde verzweifelte an der politischen Zukunft unseres Volkes; ein Theil gab sich extremen, den Boden des realen Lebens mehr und mehr verlassenden Theorien hin; ein anderer Theil unterzog das bisher für unfehlbar gehaltene constitutionelle Programm einer Revision und glaubte durch historische Studien den Weg zu politischer Einsicht wieder aufsuchen zu sollen. Und es ist ein Mann vor allen anderen, der auf einsamem Pfad durch die schwierige und fast ungangbare Wildniß antiquarischer, historischer, staatsrechtlicher Studien sich hindurchgearbeitet hat und darauf Sorge trägt, daß auf bequemer und breiter Straße durch den gelichteten Wald wir anderen alle zu derselben Fernsicht ihm nachwandeln können. In Rudolf Gneist hat sich der Genius der historischen Schule erneuert: ihm verdankt unser politisches Leben eine neue Gestalt. Allen Mißverständnissen vorzubeugen, erklären wir ausdrücklich, daß wir nicht von dem Abgeordneten Gneist reden: uns scheint vielmehr ein Phänomen der historischen Schule der früheren Generation sich wiederholt zu haben; wenn die Meister der historischen Schule in ihrem praktischen Verhalten zur Politik ihrer Gegenwart von ihren eigenen Principien ganz bedeutend nach rechts hin abgewichen sind, so scheint uns der Erneuerer der historischen Schule, Rudolf Gneist, als Abgeordneter in den Jahren 1860—1866 wiederholt nach links hin fortgerissen und in Gegensatz zu seiner Lehre gebracht zu sein. Davon wollen wir hier nicht reden. In der Geschichte der politischen Theorien — (und zuletzt sind es doch die Theorien, welche auch die politische Praxis bestimmen, leiten und schaffen) — bezeichnet das Jahr 1858 eine Epoche. Die einfache Aufweisung des Thatbestandes der Verfassung Englands genügte, um das falsche Bild des Parlamentarismus, wie es in deutschen Köpfen spukte, zu vertilgen: indem Gneist zunächst in England die Grundlagen des öffentlichen Lebens zergliederte, legte er die Anwendung dieser Erkenntnisse politischer Wissenschaft auf unsere scheinbare Nachahmung Englands jedem Leser nahe.

Und wie durchschlagend sind die Gesichtspunkte der Gneist'schen Studien über England! wie reich ist das Material juristischer und historischer Detailkenntnisse, das Gneist erforscht hat und mit dem er nun operirt! Etwas schwerfällig ist die Darstellung; in der überströmenden Fülle des Details dringt oft der eigentliche Gedanke nicht recht durch: für einen nicht an wissenschaftliche Gedankenarbeit gewöhnten Leser ist es oft eine nicht ganz leichte Sache, dem Gange der Untersuchung zu folgen; aber wie lohnend ist die angewandte Anstrengung, wie durch und durch original die von Gneist gewonnenen Resultate der Forschung! Gneist hat wiederholt in verschiedener

Gestaltung seine Arbeit umgeformt und immer von neuen Seiten aus sein Werk beleuchtet und dargeboten; bald mehr das historische Werden des heutigen England darlegend, bald die heutigen Zustände erklärend, zergliedernd, kritisirend. Auch zu Vergleichen mit den continentalen Verfassungsentwickelungen hat er schon wiederholt angesetzt und vom Boden der in England gewonnenen politischen Anschauungen aus unsere deutschen Einrichtungen kritischer Erörterung unterzogen. So eben erscheint in neuer, wieder ganz neu durchgearbeiteter Darstellung die 3te Auflage des „Selfgovernment in England", und ruft uns die großen und bleibenden Verdienste von Gneist in das Gedächtniß zurück.

Den früheren landläufigen übertreibenden Vorstellungen von der Kraft der parlamentarischen Formen und Einrichtungen hält Gneist die Thatsache entgegen, daß in England nur auf dem Grunde der Selbstverwaltung der Kreise durch unbesoldete Ehrenämter der angesehensten Kreisbewohner die parlamentarische Regierung möglich geworden ist: Selfgovernment und Parlamentarismus bilden nothwendige Ergänzungen zu einander, ja das erste ist die unbedingt nothwendige Voraussetzung des zweiten: wäre nicht das Selfgovernment in Geschichte und Tradition Englands festbegründet, so würde der seit dem 18. Jahrhundert England beherrschende Parlamentarismus zur Auflösung des Staates, zur Zersetzung und Zerstörung der Volksblüthe geführt haben. Diesen Unterbau des parlamentarischen Staates hat Gneist gewissermaßen neu entdeckt; wenn er selbst auch auf den Vorgang Vincke's hinweist als desjenigen, der die eigenthümlichen Verhältnisse der Verwaltung Großbritanniens zuerst richtiger erfaßt habe, so ist doch seine eigene Auffassung derselben Einrichtungen viel tiefer, viel begründeter und hält den Zusammenhang mit der Verfassungsfrage viel energischer im Auge. Der eigentlich fundamentale Unterschied des englischen von den continentalen Staaten besteht in dieser überall durch das Gesetz geregelten freiwilligen Thätigkeit der höheren Gesellschaftsklassen für die locale Verwaltung des Landes; auf gesetzlicher, festruhender Basis, unberührt durch den politischen Parteikampf wird Stadt und Land regiert durch unbesoldete freiwillige Besorgung der Regierungsbeschlüsse von Seiten staatlich beauftragter Personen; aber der Charakter des unbesoldeten Ehrenamtes zwingt dazu, nur die besitzenden Klassen in diesen Dienst zu ziehen. Diese im Selfgovernment schon gebildeten und erprobten Personen sind es, welche das Parlament zusammensetzen und sich dort der Regierung des ganzen Landes widmen. Wer nun diesen durch und durch aristokratischen Charakter Englands in seiner ganzen Schärfe aufgefaßt hat und gerade durch ihn die politische Blüthe Englands im vorigen Jahrhundert garantirt sieht, der wird der neueren und neuesten Phase der englischen Entwickelung ganz anders gegenüberstehen, als die bewundernde Masse unserer

deutschen Liberalen: Gneist verhält sich skeptisch und kritisch dagegen, ja wir meinen, der mißbilligende Ton seiner Darstellung hat mit jeder neuen Ausgabe seiner Anschauungen in den verschiedenen Werken und Auflagen an Schärfe und Bitterkeit noch zugenommen. Wir verstehen dies Gefühl des Forschers, der die historische Größe Englands nicht nur gelobt, sondern auch studirt hat, vollkommen und können unsere eigenen Gneist zustimmenden Sympathien nicht verbergen. —

Wie verhält sich nun, so zu fragen wird von großem Interesse sein, zu diesen Resultaten deutscher Wissenschaft die Stimme der Engländer selbst? Natürlich fragen wir hier nur nach der Stimme wissenschaftlicher Politiker und Publicisten. Man muß mit einiger Verwunderung bekennen, daß die Engländer den Ausführungen Gneist's bisher nur äußerst wenig Einfluß auf ihre Auffassung zugestanden haben. Man verharrt dort mit seltenen Ausnahmen in der schon früher gewonnenen, nach Montesquieu's Recepte fabricirten Schablone und isolirt sich gegen Strömungen anderer Art noch immer fast systematisch. Noch immer gelten Hallam und May als die Autoritäten der Verfassungsgeschichte in England; noch immer beschränkt sich die literarische Behandlung des Selfgovernment auf Handbücher und Anleitungen zu praktischem Gebrauch: zu einer wirklich wissenschaftlichen Darstellung des gesammten politischen Lebens hat bis jetzt nur Homersham Cox einen Anlauf genommen und doch hat er von dem grundlegenden Verhältniß des Selfgovernment zur politischen Verfassung kaum etwas zu sagen. Gneist's Arbeiten haben in England kaum Eingang gefunden. Und auch jenseit des Weltmeeres hat man aus Gneist noch nicht viel Belehrung geschöpft. Es ist sehr auffallend, daß das oben genannte Werk von Todd über den Parlamentarismus von Gneist's Buch niemals etwas gehört zu haben scheint. Sonst ist gerade dies Werk eines canadischen Beamten über die politischen Zustände des Mutterlandes eine hervorragende Erscheinung; und es ist sehr erfreulich, daß wir aus sachverständiger Feder eine deutsche Uebersetzung sofort erhalten haben, die zur weitesten Verbreitung im Kreise aller Politiker Deutschlands warm empfohlen werden darf. Von dem praktischen Zwecke, eine Anleitung zu schreiben für die parlamentarischen Gebräuche in Canada ausgehend, wurde der Verfasser zu einer vollständig in alle Details eingehenden Zeichnung des parlamentarischen Zustandes in England hingeführt; und nach jahrelangen Studien in allen Präcedenzfällen und allem parlamentarischen Materiale entwirft er nun ein bis in's kleinste Detail ausgeführtes Bild des englischen Verfassungslebens der Gegenwart, soweit wie nöthig durch die Vergangenheit die vorhandenen Zustände erläuternd. Den thatsächlichen Vorgang dieser parlamentarischen Maschinerie, die ganze Leitung und Handhabung der Verfassung und Verwaltung durch das Parlament und seine Organe weiß der

Verfaſſer klar und überſichtlich zu ſchildern. Die königliche Prärogative, die parlamantariſchen Rechte, die Stellung des großen Geheimen Rathes: alles das iſt vortrefflich gruppirt und äußerſt lichtvoll behandelt. Das Miniſterium oder das Cabinet als der zur Geſchäftsführung beſtellte Ausſchuß der parlamentariſchen Majorität, den der König als ſolchen acceptirt und mit der Führung der Staatsgeſchäfte beauftragt, das iſt der Mittelpunkt dieſes ganzen Treibens und auch der Concentrationspunkt, in dem die einzelnen Excurſe Todd's ſich vereinigen und zum Syſteme geſtalten. Mit einer großen Fülle von Details und Belegen iſt das Ganze ausgeſtattet, verſtändlich aber knapp überall das zur Beleuchtung der einzelnen Beiſpiele nothwendige Material herangeſchafft worden. Ein Handbuch des parlamentariſchen Lebens, ein Nachſchlagebuch für jeden Politiker, für jeden Hiſtoriker und Publiciſten iſt uns hier geboten, das wir nicht gerne entbehren möchten, nachdem wir einmal ſeine Brauchbarkeit und ſeinen Nutzen erprobt.

Wir müſſen ſagen, für das richtige Verſtändniß desjenigen politiſchen Zuſtandes, den die meiſten Menſchen auf dem Continente als den allgemein wünſchenswerthen anſehen, ergänzen ſich die beiden hier beſprochenen Werke in erfreulicher Weiſe. Das wollen wir nicht verſchweigen, daß der Deutſche doch noch etwas ganz Anderes geleiſtet, als der Amerikaner: wie lehrreich auch immer dieſe Zeichnung des Thatbeſtandes in England ſein mag, das wird Niemand von Todd zu ſagen ſich gemüßigt finden, eine neue Epoche in den politiſchen Ideen der Gegenwart ſei durch ihn herbeigeführt worden. Nur einen Zug merken wir doch auch bei ihm: nicht zu einer unbedingten Apologie, nicht zu einer lobpreiſenden Empfehlung des heutigen Verfaſſungslebens in England geſtaltet ſich ſeine thatſächliche Skizze, nein auch Todd vermag ſeine Bedenken gegen die modernſten Entwicklungen des Parlamentarismus nicht zu unterdrücken; das Gefährliche, das Ungeſunde ſo mancher Neuerungen in England wird oft kurz und ſcharf aufgezeigt: die Störung der überlieferten Verfaſſung, die eine ganz außergewöhnliche Zeit des Glückes und der Blüthe ihrer Nation gebracht hatte, die Vernichtung des hiſtoriſchen England, wie ſie ſeit 1832 immer weitere und immer ſchnellere Fortſchritte macht, es ſind für Todd nicht ſympathiſche Erſcheinungen.

Aber wenn ſo die beiden Beurtheiler der neueſten engliſchen Verfaſſungsgeſchichte in gewiſſer Weiſe zu demſelben oder zu ähnlichem Schlußurtheil gelangen, wie unendlich tiefer iſt Gneiſt's Kritik gegründet als die des Nordamerikaners. Gneiſt's Abneigung gegen die neuere in England immer ſiegreicher und immer maſſiver auftretende Tendenz wurzelt in ſeiner Erkenntniß, daß nun auch dort die ſtaatsfeindlichen und unſtaatlichen Forderungen der Geſellſchaft in den Staat ſelbſt eindringen: gerade der Gegenſatz, in welchem er „Staat“ und „Geſellſchaft“ ſieht, iſt der Angelpunkt aller

seiner Erörterungen und auf solche tiefer liegende Ursachen führt er die Erscheinungen des politischen Lebens in England zurück, während Todd sich begnügt die Symptome zu bezeichnen, ohne dem Grunde des Uebels nachzuforschen. Zu Schlußfolgerungen für die politische Praxis regen beide Autoren an, sowohl Todd, der ja für die Zustände seiner Heimath eine Anweisung hatte schreiben wollen, als Gneist, welcher nicht unterläßt scharf und knapp auf Parallelen und Gegensätze französischer und deutscher Verfassungsgeschichte hinzuweisen und Nutzanwendungen dem Leser nahezulegen.

Möchten sich recht gründlich in der Behandlung unserer politischen Gegenwart die Früchte der Gneist'schen Studien bewähren und die Theorie unserer historischen Schule, die an Gneist einen ihrer Führer verehrt, unsere Praxis vor Irrwegen, sei es nach links oder sei es nach rechts, behüten!

Daß in England die neuere Entwicklung schon eine gutes Stück von dem alten parlamentarischen Bau zerstört und heruntergerissen und die Grundlagen desselben, das Selfgovernment, nicht mehr unversehrt erhalten hat, diesen Satz hat Gneist wiederholt schon ausgesprochen, und wie wir so eben schon sagten, wir können nach unserer eigensten Ueberzeugung diesem Urtheile nur beipflichten. Natürlich, der Lieblingsanschauung großer Kreise unserer deutschen politischen Freunde widerspricht eine solche Meinung ebenso sehr, wie der Durchschnittsauffassung des Engländers. Dort wagen sich nur verschämt in der Quarterly Review einzelne Stimmen so vernehmen zu lassen, der liberalen öffentlichen Meinung ist es eine Ketzerei. Und da es mehr und mehr dahin kommt, daß der eigentliche Souverain Englands jene sogenannte öffentliche Meinung ist, die sich in einer unwissenden und prinziplosen Tagespresse ausspricht, so ist heute nicht abzusehen, welches der Ausgang der gegenwärtig herrschenden Tendenzen sein wird. Wir lieben nicht, politische Prophezeiungen kundzugeben und möchten die Hoffnung auf eine kräftige Reaction gegen die heutige Strömung doch nicht aussichtslos nennen: nur das dürfen wir heute aussprechen, daß die Entwicklung der letzten 40 Jahre in England in der That den Boden des parlamentarischen Baues schon verlassen hat: wir, die wir aus der Verfassungsgeschichte Englands zu lernen bestrebt sind, wir schauen mit Spannung dem pathologischen Proceß zu, der auf der britischen Insel heute seinen Verlauf nimmt.

Eine Beziehung, eine Erscheinungsform aus diesem Vorgange hat sich in einer kleiner Schrift Dr. Adolf Koller zu behandeln vorgesetzt.*) Bekannt-

*) A. Koller. Die Demokratisirung des Wahlrechts in England und ihr Einfluß auf die parlamentarische Regierung. (Theilweise Separat-Abdrücke aus dem Archiv des Norddeutschen Bundes.) Berlin, F. Kortkampf. 1869.

lich hat unser Jahrhundert die lebhaftesten Kämpfe in England um das Wahlrecht zum Parlamente erlebt: mit der Reformbill von 1832 haben die demokratischen Ideen der Neuzeit die erste Bresche in den parlamentarischen Staatsbau geschlagen; und das Gesetz von 1867, nach wiederholten Anläufen endlich durch die in ihren Motiven heute wohl noch nicht ganz aufgeklärte Schwenkung der Tories unter Disraeli's Führung zu Stande gebracht, ist ein weiterer Schritt auf jener früher beschrittenen Bahn. Die Bedeutung dieser Reformmaßregeln erörtert präcis und deutlich die genannte kleine Schrift von Koller, in principieller Anlehnung an das Urtheil und die Darstellung von Gneist. Zunächst geht er davon aus, daß die englische Verfassung vor 1832 nichts anderes gewesen ist als eine Regierung des Landes durch eine nicht allzugroße Anzahl von Familien der grundbesitzenden Aristokratie, die das Oberhaus und Unterhaus anfüllten und beherrschten. Die Maßregel von 1832 hat dies nicht vollständig oder systematisch anders gemacht, aber doch schon etwas modificirt. Das politische Princip in England ist dies: politische Rechte sind nur ein Aequivalent politischer Pflichten, und die Aristokratie, welche die politischen Rechte zum größten Theile für sich absorbirt hat, ist es auch, welche die größten Leistungen für den Staat aufbringt.

In den politischen Anschauungen des Continentes dagegen gilt es als Axiom, daß alle Menschen gleiche Rechte haben müssen; von angeborenen politischen Menschenrechten, die dem Einzelindividuum ganz unabhängig von seinen Leistungen verliehen sind, geht das continentale Verlangen aus. 1832 ist dies in England noch durchaus nicht sanctionirt worden, aber 1867 hat man in bedenklichster Weise sich ihm schon genähert: der Grundsatz des allgemeinen Stimmrechtes scheint jetzt in der That gewonnen zu sein, wenn auch einzelne, allerdings nicht besonders kräftige Schranken dagegen noch bestehen. Wird sich mit einem aus solchen Wahlen hervorgegangenen Körper eine parlamentarische Regierung führen lassen, in welcher eben das Parlament die eigentliche Regierungsmacht, den wirklichen Souverain bildet? Die Bedenken und Zweifel hat Koller bezeichnet und kurz erläutert.

Wir meinen, ein unbefangener Zuschauer kann heute noch weitere Symptome geltend machen. Die Ausdehnung des Stimmrechtes auf das weibliche Geschlecht ist eine logische Consequenz, zu welcher der Gang dieser demokratischen Bewegung hindrängt und zweifellos hinführen wird, — wenn nicht noch vorher Einhalt geschieht. Die Abschaffung des Oberhauses steht auf der nächsten Tagesordnung: was dagegen einzuwenden ist, fällt auf dieser principiellen Basis gar nicht mehr ins Gewicht. Wie aber eine so völlig demokratisirte Volksvertretung die Regierung wird führen können in der durchschlagenden Weise des bisherigen Parlamentes, das kann Niemand heute sehen. Ob vor der Krone die Bewegung wird stillstehen wollen, das mag

man bezweifeln, wenn man ſich die von Zeit zu Zeit lautwerdenden Arbeiterſtimmen in Fraſers Magazine oder die politiſchen Expectorationen der Fortnightly Review vergegenwärtigt! — wr.

Miß Vera im Krieg.

Von Karl Braun.

(Fortſetzung.)

Der Abſchluß des Waffenſtillſtandes und die Bekanntmachung des Einzuges der Preußen in die Forts rief bei den Bewohnern von Bellegarde große Freude hervor. Die Landwehrleute dachten jetzt ſchon an die Rückkehr zu ihren Frauen und Kindern; die im activen Dienſte waren in den ſchweren Kämpfen und durch Krankheiten hart geprüft, und begrüßten mit Freude die Hoffnung auf die Rückkehr ins „Vaterland;“ und die Doctoren und „Krankenpfleger“ hatten 6 Monate ſchwerer Arbeit hinter ſich, und waren durchaus nicht unglücklich darüber, daß ihre Arbeit jetzt zu Ende ging. Man erwartete ganz beſtimmt, daß der Friede, ohne noch irgend ein weiteres Gefecht, zu Stande käme. Die Patienten, die ſehr gerne politiſirten, waren immer ſehr begierig die Meinung der ausländiſchen Preſſe und ihr Urtheil über den „Schlaukopf Bismarck“ zu hören. Als ich nun meine engliſchen Zeitungen wieder regelmäßig erhielt, umringten ſie mich immer Alle um die Ueberſetzung einiger guter und unparteiiſcher „Leaders“ aus „Pall Mall“ zu hören; auch der „Graphic“ war ihnen ein großes Vergnügen; Mr. Sydney Hall's kühne Skizzen von den Kriegsereigniſſen wurden ſehr hochgeſchätzt.

Unter dieſen Zuhörern war auch ein kleiner ſchwarzhaariger Baier, Namens Frick, welcher in einem blonden Preußen einen guten Kameraden gefunden hatte. Nichts machte ihm Freude, wenn dieſer nicht auch daran Theil nahm. Als er mich mit dem „Graphic“ ins Zimmer kommen ſah, lief er an die Treppe und rief: „Kloana, komm geſchwind runna, und betrocht d' ſchöna Bilda.“ Als die Stunde kam, wo ſie ſich trennen mußten, war es wirklich rührend. Sie fielen einander um den Hals und weinten wie Frauen; und tagelang nachdem Frick fort war, konnten wir kaum ſeinen Freund bewegen, etwas zu eſſen.

Eines Morgens wurde ich zu dem Stabsarzt gerufen. Ich fand ihn eine große Specialkarte von einem kleinen Theil Frankreichs ſtudirend. — „Fräulein“, begann er, „unſere Patienten ſchreiten ſo gut fort, daß ich glaube,

ich kann mir ein oder zwei Tage Urlaub nehmen, um nach Versailles und nach Paris zu gehen. Währenddessen kann ja mein Assistenzarzt von Bruyères nach den Patienten sehen. Sie haben ja auch Briefe für das Hauptquartier, wollen Sie mich nicht begleiten?" — „Gewiß, Herr Stabsarzt, würde ich es sehr gern thun; doch kann ich auch zwei Tage Urlaub bekommen?" — „Nun, Herrn Müller geht es schon viel besser, und ich glaube, daß Sie in einigen Tagen wohl für zwei Tage weggehen können. Hier ist die Landkarte, worauf unsere Reise genau bezeichnet ist: meine kleinen Pferde werden die Reise in 2 Tagen fertig bringen, und ich würde mich sehr freuen wenn ich Ihnen das Geleit geben könnte." Ich dankte dem gütigen alten Herrn, und ging freudig an's Werk. Doch diese Woche und die nächste verging, aber Herr Müller wurde nicht besser und der Reiseplan schien immer mehr in das Gebiet der Unmöglichkeit zu rücken. Es schien, als ob, seitdem der Waffenstillstand erklärt war, die Franzosen es darauf abgesehen hätten, alle Contracte und Verabredungen zu brechen. Vorher waren sie immer unterwürfig, ja kriechend gewesen und dabei hatte ihr Geldbeutel durchaus nicht gelitten; aber jetzt brachte der Schlächter, der täglich ein hundert und sechs Pfund Fleisch, per Pfund zu ein und einem halben Franc zu liefern hatte, entweder ganz schlechtes Fleich oder wenigstens schlechter wie früher; und der Bäcker brachte ein oder zwei Tage keine Backwaaren, ohne irgend einen anderen Grund als vielleicht den, daß er diese jetzt überall verkaufen und auch nach Paris schicken könne. Unser Stabsarzt jedoch litt diese Unordnung nicht und drohte trotz des Waffenstillstandes mit militärischem Dazwischenfahren. Da hielten die Franzosen doch für rathsamer, sich nicht auszusetzen. M. Lefort, der Schlächter, hielt sich, wie alle seines Gleichen, für „très fort sur la politique" und verfehlte keine Gelegenheit, seine Ansichten über die „situation" anzubringen. Als ich einmal erwähnte, wie deutlich man das Bombardement von Bellegarde aus hören könne, sagte er: „Tout cela ce n'est rien, voyez-vous; cela côute un argent fou aux Prussiens, et cela ne fait aucun mal à nos forts. Ah! Trochu c'est l'homme du peuple, et il ne les cédera jamais." Als der Waffenstillstand nun erklärt war und die Forts (die fast in Stücke geklopft waren) den Deutschen übergeben wurden, war M. Lefort gar nicht eingeschüchtert, sondern suchte es so zu erklären: „Vendus! trahis! C'est cet animal de Trochu qui a tout vendu à Guillaume; doch die Forts sind nichts; aber in die Stadt werden sich die Preußen wohl nicht wagen, denn es würde wohl keiner von ihnen lebendig wieder herauskommen."

Unter den preußischen Soldaten, die Holz sägten und Wasser trugen, war auch ein Pole, Namens Jetzoreck; ein ruhiger, schweigsamer junger Landwehrmann, der als der Emsigste und Geschickteste für jede Arbeit galt. Ich wunderte mich also um so mehr, als ich eines Abends ihn und Frau

Schmidt böſe Worte wechſeln hörte, und als ich hinging, um die Urſache zu erfahren, den Polen (der grade einen halben Tag frei gehabt hatte) in einem gradezu hoffnungsloſen Zuſtand der Betrunkenheit fand. Da er nun wegen ſeines guten Benehmens und allerlei kleiner Dienſte, die er mir gethan hatte, oft ein Glas Schnaps oder Cigarren von mir bekommen hatte, ſchmeichelte ich mir, daß ein ſanftes Wort ihn bewegen könne, fortzugehen. Doch ich irrte mich: und da alles umſonſt war, wurde er von zwei Kameraden fortgebracht und ins Bett gelegt. Am anderen Morgen klopfte es leiſe an die Thüre und herein trat Jetzoreck ganz blaß und zerſtört. — „O Fräulein" ſagte er, „ich habe drei Tage Arreſt, doch ehe ich fortgehe, wollte ich Sie noch bitten, mir meine Grobheit in letzter Nacht zu verzeihen." — „Aber wie kommt es," fragte ich, „daß grade Sie ſich betrinken?" — „Nun," ſagte er und drehte dabei ſeine Mütze in der Hand herum und ſah beſchämt unter ſich, „damit verhält es ſich ſo: als ich geſtern Morgen in die Stadt ging, fand ich einen Brief von meiner Frau vor, die mir die Geburt des fünften Kindes mittheilte. Dies trieb mich in die Kneipe, wo ich ein Glas Schnaps trank." — „Es thut mir ſehr leid, Jetzoreck, und ich hoffe es wird nicht mehr vorkommen." Ich vergaß ganz, ihn zu fragen, ob die Verzweiflung oder die Freude den jungen Familienvater zu der Flaſche getrieben hatte!

Nach einigen Tagen wurde ein anderer Miſſethäter ermittelt. Der Gärtner beklagte ſich nämlich bei mir darüber, daß einer der Patienten die Werke an einem der Teiche zerbrochen hätte und dadurch alles Waſſer aus demſelben wäre. — „Sahen Sie es Jemand thun?" fragte ich. — „Nein, aber kurz nachdem ich es bemerkt hatte, ſah ich zwei von ihnen an dem Teiche ſtehen — das waren ſie gewiß." — „Wer war es, können Sie es mir ſagen?" — „Der große ſchöne Mann mit dem blauen Rocke und dem blaſſen Geſicht und der Baier mit der Narbe unter dem Auge."

Zwei meiner Lieblinge! Einer von ihnen war mein Ulan! Ich folgte dem Gärtner, um zu ſehen, was angerichtet worden war und ging dann ſchweren Herzens um die zwei Menſchen auszufinden. Als ich in den Krankenſaal kam, ließ ich mir den „Zimmercommandanten" rufen; doch dieſer wußte noch nichts. Sollte ich die Leute ſelbſt fragen? — „Einer von Ihnen hat einen Teich ſo ruinirt, daß das Waſſer ausgelaufen iſt," ſagte ich; „das iſt ein muthwilliges Zerſtören von fremdem Eigenthum, und Sie ſollten ſich ſchämen noch in den letzten Tagen den Franzoſen das Recht eingeräumt zu haben, über Ihren Vandalismus zu klagen; wer von Ihnen that es?" Sie ſahen ſich untereinander an, und der Ulan ſchien etwas blaß zu werden; aber keiner ſprach. — „Waren Sie es", fragte ich den Baiern. — „Nein, Fräulein", antwortete er ſehr feſt. Dann als ich den Ulanen fragte: —

„Waren Sie es?“ antwortete auch er: — „Nein, Fräulein.“ — „Beſinnen Sie ſich,“ ſetzte ich hinzu, „Sie wurden beide während des Vorfalls in der Nähe des Teiches geſehen.“ — „Ja,“ erwiederte der Ulan, „Kraft und ich waren beide heute Morgen da, doch da war das Unglück ſchon geſchehen. Ich gebe Ihnen als Soldat mein Ehrenwort, daß ich es nicht war.“ Dabei richtete er ſich auf und ſah ſich furchtlos mit ſeinen glänzenden blauen Augen um. — „Nun gut,“ ſagte ich, „und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wenn binnen vier und zwanzig Stunden keiner ſchuldig zu ſein geſteht, keiner unter Ihnen während drei Tagen Cigarren bekommt“, dann ging ich fort. Noch vor Abend hörte ich an meine Thüre klopfen: „Herein!“ Der Ulan ſtand vor mir, die rechte Hand ſalutirend an die Stirne gelegt — „Entſchuldigen Sie, Fräulein, wir haben ausfindig gemacht, wer die Röhre zerbrochen hat; es war Henkel, einer der oſtpreußiſchen Duckmäuſer.“ — „Gut,“ ſagte ich; „der Stabsarzt wird das Ganze ordnen; ich bin froh, daß Sie es nicht waren.“ — „Und ich auch“ ſagte er, ſalutirte, und ging fort. Ich hörte nur noch das Geklirr ſeiner ſchweren Sporen.

Das nächſte Mal, als uns der Delegirte einen Beſuch abſtattete, brachte er den Oberchirurgen und den Inſpector aller Hoſpitäler mit; glücklicherweiſe war es an einem Sonnabend — wo alles geſcheuert war; der Tag war ſehr ſchön, und auf dem Flur glänzten die gut geſcheuerten Marmorplatten und Eſtrichs und das polirte Metall. Der preußiſche Officier konnte nicht genug des Lobes ſagen, und ſein beſtes Engliſch ſtrömte von ſeinen Lippen. Er theilte uns auch mit, daß der Waffenſtillſtand um fünf Tage verlängert worden wäre; und daß, da jetzt wahrſcheinlich der Frieden geſchloſſen, unſere Spitäler keine Kranken mehr aufnehmen, ſondern im Laufe von 14 Tagen geſchloſſen und die Leute nach Hauſe geſchickt werden würden. Am ſelben Abend, als ich gerade Fleiſch für die Patienten ſchnitt, kam der Stabsarzt in die Küche und ſagte Folgendes zu mir: „Da ſich die Zahl unſerer Patienten ſehr vermindert hat und Herr Müller jetzt ſchon wieder umhergehen kann, ſo iſt kein Grund vorhanden, weßhalb Sie nicht die paar Tage, wie Sie redlich verdienen, frei bekommen ſollten. Wir wollen deßwegen den kleinen Ausflug nach Verſailles, welchen ich ſchon ſeit drei Wochen vorhatte, zur Ausführung bringen und morgen früh abreiſen. Der Wagen wird um vier Uhr dreißig Minuten morgen früh bereit ſein; denn wir müſſen bei Zeiten gehen, da wir eine lange Reiſe vor uns haben; ſorgen Sie gütigſt für Eſſen für uns, den Kutſcher und den Burſchen.“ Ich hatte nur wenig Zeit, beſonders da ich noch verſchiedene Befehle zu geben, Papiere zu ſchreiben und meinen „Sonntagsſtaat“ in einen kleinen Koffer zu packen hatte; aber ich war zu erregt, um ſchlafen zu können. Um halb vier am nächſten Morgen, nachdem wir vorher eine Taſſe Kaffee getrunken hatten, ſaßen wir im Wagen. Es war

natürlich noch ganz dunkel, doch als wir nach Sceaux kamen, schien die Sonne glänzend. So oft der Kutscher zweifelhaft war, welchen Weg er nehmen solle, nahmen wir die große Karte zu Hülfe, die ich damals im Zimmer des Stabsarztes gesehen hatte. Es war eine jener vielgenannten detaillirten Karten (ein Stück der Generalstabskarte) des feindlichen Landes, welche die Preußen besitzen, und welche so genau sind, daß sie selbst Seitenwege, die die Einheimischen kaum kennen, angeben. In Sceaux stiegen wir aus, ließen den Wagen hinter uns drein fahren und gingen durch Bagneux nach „Fontenay aux Roses." Da waren die Vorposten der bayrischen Artillerie während der Belagerung; und man kann sich kaum verwüstetere und einsamere Dörfer denken. Die Batterien, die rings um die Höhen (wo jetzt Alles still war) aufgepflanzt waren und die Kasematten und Gräben zeigten noch die Spuren, wie die von den Forts Issy und Vanvres herkommenden Bomben die Erde aufwühlten. Das Straßenpflaster war ganz herausgerissen und einige Häuser von oben bis unten zerstört. Selbst die Mairie, eines der größten und ansehnlichsten Gebäude, welches jetzt zu einem Spital umgewandelt war, auf dessen Dache eine Fahne mit dem rothen Kreuze wehte, war nicht verschont geblieben; und die Verwundeten, die hier aufgenommen worden waren, mußten in entferntere Orte getragen werden. In Chatillon war die Verwüstung nicht so furchtbar; wahrscheinlich hatten die Franzosen, noch ehe sie dem Bombardement ihrer eigenen Geschütze ausgesetzt waren und fliehen mußten, an die Achtung gedacht, welche die Preußen allen Häusern, die nicht von ihren Eigenthümern verlassen sind, zollen; denn an vielen Thüren stand: „Compagnie I., 1 Officier, 9 Mann", „I. Jägerbataillon 18 Mann", oder „Feldcommando", an anderen Thüren war mit großen Lettern angeschrieben, daß sie „Maison habitée" oder ohne Rücksicht auf Orthographie, daß sie „Maison à bittez par le propriétaire" wären. Hier nahmen wir uns einige Bombensplitter mit, die in die Straßenecken gefegt waren. Von Chatillon nach dem Fort Issy brauchten wir den Weg, der auf unserer Landkarte bezeichnet war und welcher quer über die Felder führte; wir zogen ihn deßhalb dem weiten Umwege um Vanvres herum vor. Wir kamen dicht an diesem Fort vorbei, welches mit seinem neuen Erdwerk so von Kugeln und Bomben durchwühlt war, daß es wie ein Ameisenhaufen aussah, in welchen man zahllose Steinchen geschleudert. Als wir nahe bei Issy waren, stießen wir plötzlich auf ein Hinderniß, welches uns in Gestalt eines großen, tiefen Grabens, welcher mit leeren Schanzkörben gefüllt, und eines Dammes, der nur durch frisch aufgeworfene Erde gebildet war, entgegentrat. Wir hätten den Graben leeren lassen und dann sammt unseren Pferden, wenn wir aufgesessen hätten, auf den Damm klettern können; allein mit den Pferden, die ihren schweren Brougham an den Fersen hängen hatten, war es doch eine

andere Sache. Als wir gerade im Sinne hatten wieder umzukehren, kam ein Artillerie-Officier auf uns zu galoppirt; kaum hatte er unsere Wünsche vernommen, als er uns versprach, das Uebel gleich beseitigen zu lassen. In vollem Galopp ritt er ab und erschien bald wieder mit acht Pionieren, welche im Verlaufe von einigen Minuten mit ihren Spaten die Erde geebnet und den Graben ausgefüllt hatten, so daß der Wagen jetzt hinüber fahren konnte. Während dieser Arbeit hatten die beiden Herren, nach einer kurzen Einleitungsscene, ein lebhaftes Gespräch geführt. „Aber wie kamen Sie nur darauf", fragte der Officier, „diesen Weg einzuschlagen?" — „Weil", erwiderte der Stabsarzt", ich ihn auf meiner Karte fand." — „Entschuldigen Sie", fiel der Officier ein, „Sie irren sich gewiß, denn auf unseren Karten ist dieser Weg nicht angegeben." — „Erlauben Sie", sagte der Stabsarzt und holte seine Karte hervor, „Sie sehen hier „Route stratégique", welche zum Transport für Pulverwagen gebraucht wird." — „Ganz richtig", erwiderte der Officier, „ich gratulire Ihnen zu der Zuverlässigkeit Ihrer Karte, welche selbst besser als unsere zu sein scheint."

Am Fuße des Hügels, welcher nach Issy abfiel, stiegen wir aus und gingen zu Fuß. Der Stabsarzt stellte sich und mich dem commandirenden Major vor, welcher uns zwei Ingenieur-Officiere zur Besichtigung der Forts mitgab. Welche Unzahl Ruinen sahen wir hier! und doch wollte man sagen, daß das Bombardement die Forts nicht beschädigt hätte! Kein Wunder, daß sie capitulirten! Die drei Gebäude waren ganz zerstört, nichts als die äußeren Wände bis zum zweiten Stockwerke waren übrig geblieben; eine der Seiten des Bollwerks war buchstäblich heruntergerissen, und dadurch ein ungeheures Loch, welches gewiß hundert Fuß im Durchmesser hatte und bis an die Außenmauer des anderen Pulvermagazins reichte, entstanden, und auf derselben Seite waren selbst einige der Kasematten in Stücke zerschmettert worden. Die deutsche Fahne wehte auf den nördlichen Bollwerken; und in den inneren Theilen waren Hunderte von Preußen damit beschäftigt, das „Material" fortzubringen und die Berge von den Bomben und Zuckerhüten, mit denen sie besäet waren, zu reinigen. Ich war sehr erstaunt über das ungeheuere Gewinde von Drahtschnur, was hier lag und wie ein Kabeltau aussah; da erklärte man mir denn, daß es die Seesoldaten gebraucht hätten, um die Geschütze hinaufzubringen. Ob der prahlerische, sanguinische Herr Louit wohl noch bei seiner Meinung, die Forts seien „verkauft", geblieben wäre, wenn er Zeuge der Verwüstung und des Verfalles um uns herum gewesen?

Dann setzten wir uns wieder in den Wagen und fuhren durch Clamart und Meudon nach Sèvres, wo wir am Mittag ankamen. Hier gönnten wir den kleinen deutschen Pferden zwei Stunden Ruhe, die sie reichlich verdienten. Die Brücke über die Seine, von welcher ein Bogen gesprengt, aber wieder

erſetzt war, bildete damals die Grenze zwiſchen dem franzöſiſchen und deutſchen Gebiete und am Eingange war eine hölzerne Barrière in Form eines X aufgeſtellt. Hier ſtanden franzöſiſche und deutſche Beamte, um die Tauſende von vorbeiziehenden Menſchen, welche mit Vorrath ab- und zugingen, zu bewachen. Es ſchien ein außerordentlich gutes Einverſtändniß zwiſchen beiden Feinden zu herrſchen; denn ſie gaben ſich tauſenderlei Scherzen und Späßen hin über die Vorzeigung der Papiere und ſonſtige Formalitäten. — Nachher gingen wir nach St. Cloud, der ſchönen Königsreſidenz, welche jetzt abgebrannt und verſtümmelt war durch das große Geſchütz des Mont Valérien, welches den Feind, der vor Paris Poſition genommen, vernichten ſollte. — Als die Deutſchen zuerſt St. Cloud occupirten, waren viele der Kunſtſchätze des Palaſtes (und auch die ſchätzbare Porzellanſammlung in Sèvres) auf Befehl des Kronprinzen den franzöſiſchen Behörden zugeſtellt worden, aber noch mehr blieben an ihrem Ort. Sobald nun die Kugeln ſo ſchrecklich anfingen zu ſauſen und der Brand unvermeidlich ſchien, wurde Befehl ertheilt, die Schätze zu retten; aber „Mother Valérie's Chickens“ (die Küchlein der Mutter-Henne Valerie) hatten kein Verſtändniß für Kunſt, und da ſchon zwei Soldaten bei den Rettungsverſuchen ihr Leben verloren hatten, gab man endlich, wenn gleich ungern, den Palaſt den Flammen anheim, die von dem Ganzen nichts übrig ließen als geſchwärzte Wände, zerfallenes Mauerwerk, geſchmolzenes Metall und Glas. Die Springbrunnen ſprangen noch immer; ſie verſinnbildlichten den Spruch des Baches: „Menſchen mögen kommen und gehen, doch ich werde immer weiter ziehen;“ dagegen war der berühmte Orangenwald durch die Kälte und Nachläſſigkeit ganz zerſtört und bot einen traurigen Anblick dar. — Von der Höhe des Hügels aus, wo jetzt die „Lanterne de Diogène“ in einen Steinhaufen umgewandelt war, hatten wir eine prachtvolle Ausſicht auf Paris. Die goldene Kuppel des Invalidenhauſes glänzte ſtrahlend in der Sonne; der Himmel war ſo hell und die Atmoſphäre ſo rein, daß man die Thürme von „Notre Dame“, den „Arc de Triomphe“ (welcher ſo bald ein Siegeszeichen der Deutſchen werden ſollte) und die Säule der Baſtille deutlich ſehen konnte.

Als wir ſo in den Anblick der großen, beſiegten Stadt, mit ihrer genau erkennbaren Enceinte-Linie zu unſeren Füßen, verſunken waren, zog unten ein Regiment vorbei, welches die „Wacht am Rhein“ ſang. Der ſehr belebte Geſang der Leute wiederholte immer wieder jenen Refrain:

„Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!“

Um 4 Uhr Morgens kamen wir in Verſailles an. Wir erhielten beim Etappencommando ein gedrucktes Papier, welches auf der Mairie gegen ein „billet de logement“ für „un Officier, une dame, deux domestiques et deux chevaux“ in einem Hotel in der „Rue de la Paroisse“ umgetauſcht wurde. Welchen Contraſt bildete Verſailles mit ſeinen ſorgſam gefegten Straßen und

den schönen Läden zu anderen französischen Städten, die der Feind inne hatte. Die Straßen waren sehr belebt und jeder Art Militär konnte man da sich herumtreiben sehen; selbst bei einer Revue hatte ich noch nie so viel verschiedene Uniformen gesehen und es schienen mir weit mehr Offiziere als Soldaten zu sein. Der Kaiser hatte bekanntlich nie in dem Schlosse der „Louis" Hof gehalten und auch nie den Palast bewohnt, der „à toutes les gloires de la France" errichtet war, sondern von Anfang an in der Präfectur Quartier genommen, von wo wir seine militärische „Tafelmusik" erschallen hörten. Der Kronprinz lebte auf einer Villa, die auf einer Anhöhe hinter der Eisenbahnstation lag und „les Ombrages" hieß, und endlich der „Schlaukopf" Bismarck spann seine politischen Gewebe in dem bescheiden aussehenden Hause einer Nebenstraße.

Am folgenden Morgen frühstückten wir in einem Café und sahen uns dann das Schloß an. Von hier waren am vorhergehenden Tage so viele Kranke und Verwundete nach Deutschland befördert worden, daß jetzt nur noch 53 in den geräumigen Sälen, die mit großen Bildern von Napoleons Siegen behangen waren, zurückgeblieben waren. Die Fälle der Kranken (alle Offiziere) waren größtentheils sehr gefährlich und vielen sah man an, daß sie wohl in dem französischen Schloß ihre irdische Laufbahn vollenden würden. Ich war sehr begierig die „Galerie des Glaces" zu sehen, wo am Tag vorher König Wilhelm zum Kaiser proclamirt worden war und welche kürzlich der Schauplatz eines Drama's mit wirklichen Königen und Prinzen auf der Bühne gewesen war; jetzt aber spiegelten sich nur noch kranke und sterbende Menschen und lautlos dahingleitende Pflegerinnen in den Spiegeln wieder. Die Vergoldungen und Fresken an der schimmernden Decke, welche das große historische Schauspiel gekrönt hatten, sahen jetzt auf ein wirkliches in der That sehr trauriges Trauerspiel herunter. Ich ließ den Stabsarzt allein durch den Parks zu den beiden Trianons gehen und verabredete mich mit ihm, uns in unserem Quartier zu treffen, wo wir um 2 Uhr zu Mittag aßen. Währenddessen machte ich einige Besorgungen in der Stadt und ging dann quer über die Eisenbahn, an vielen preußischen und bayrischen Wachen vorbei, die längs des Gartens von „les Ombrages" aufgestellt waren, bis ich endlich an das Haus selbst kam. Hier fragte ich nach dem Hofmarschall Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen, dem Grafen von Eulenburg. Ich hatte kurz vorher in Corbeil noch einen Brief von diesem Herrn bekommen, in welchem er mich bat, meinen Einführungsbrief zu Seiner Königlichen Hoheit mit der Post zu schicken, und dieses hatte ich gethan. Ein sehr militärisch aussehender Leibdiener trug meine Karte hinein und nach einigen Augenblicken führte er mich in ein comfortables, einfach möblirtes Zimmer mit einem Alkoven. Dies war das Zimmer des Grafen. Dieser bedauerte sehr, mich dem Prinzen nicht so-

fort vorstellen zu können, da derselbe bei seinem kaiserlichen Vater auf der Präfectur wäre. In der Unterredung fragte ich den Grafen, ob Versailles so ein Luxus-Möbel wie einen englischen Banquier führe. Wenn ich mich darüber genau unterrichten wolle, sagte er, so rathe er mir, mich an unseren „représentant" Mr. Odo Russell zu wenden, welcher in demselben Hause wie der Correspondent der „Times" wohne, Nr. 6 Place Hoche. Ich richtete meine Schritte zunächst also zu unserem „représentant" und fand ihn glücklicherweise auch zu Hause. Ich weiß nicht ob es wahr ist, daß Mr. Odo Russell wegen seiner außerordentlichen und vorzüglichen Verdienste zu dieser Gesandtschaft gekommen ist — aber das ist gewiß — über solche Dinge ist ja vielleicht auch einer Frau, die sonst ohne jegliches „Recht" ist, vergönnt zu sprechen — daß er jene glatte, geläufige Diction, die auf höhere geistige Macht deutet, und die tiefe, wohlanstehende Höflichkeit besitzt, welche für einen Staatsmann, der unsere gnädige Herrscherin an einem fremden Hofe repräsentirt, erforderlich ist. Er sagte mir, daß Herr Thiers soeben eine Unterredung mit dem Kaiser über die Friedenspräliminarien hätte, und nachher Seine Majestät wahrscheinlich die gewöhnliche Ausfahrt machen würde. Da ich sehr gerne einmal die königliche Persönlichkeit, die zu einem solchen „point de mire" für Alle geworden war, sehen wollte, eilte ich rasch nach unserem Hotel, um dem Stabsarzt das in Aussicht stehende Glück mitzutheilen; und sobald wir gegessen hatten, gingen wir nach der Präfectur. Hier sagte uns die Wache, daß der Wagen des Kaisers schon unten warte und er gleich ausfahren werde. In einigen Minuten entstand auf dem Hofe eine kleine Bewegung, und wir traten dicht an das Thor; da plötzlich kam ein Feldgendarm (der aus einer Versenkung emporgesprungen zu sein schien, denn so plötzlich erschien er) und bat uns, einige Schritte zurückzutreten. Hielt er mich für einen weiblichen Königsmörder, oder dachte er, ich verberge in den Falten meiner Schürze Revolver oder Orsini-Bomben? Diese Frage konnte ich nicht langem Nachdenken unterwerfen, denn ich hörte schon die Hufschläge der Pferde und gleich darauf kam der Kaiser, der in einen Pelzmantel eingehüllt in seiner sehr einfachen „Victoria" saß, die durch vier nicht besser aussehende schwarze Pferde gezogen wurde und zwei finsteraussehende Postillione ritten auf diesen. Es lag mir natürlich ob, mit Ehrfurcht oder doch mit Respect auf den mächtigen König zu sehen; doch plötzlich fielen mir dabei die Worte aus „Alice's Adventures in Wonderland" ein — „you are old, Father William, and your hair is grey"; — diese plötzliche Erinnerung der einst bekannten Worte schien meine feierliche Stimmung ein wenig zu stören, denn ich bemerkte plötzlich, daß der „Feldgendarme" mich sauer ansah, als er den Kaiser salutirte. — Die Unterhandlung mit Thiers war ohne Zweifel unbefriedigend gewesen, denn das Gesicht, welches immer als

ein solches beschrieben worden war, das „une empreinte de bonhommie militaire“ hätte, sah sehr finster unter dem Helm hervor, und der schneeweiße Bart war „décidement herissée.“

Der Weg zurück durch Bièvres, Palaiseau, Longjumeau und Morangis war sehr lang; doch die starken kleinen Pferde legten ihn in vier Stunden zurück. So kamen wir am Abend vor acht Uhr in Bellegarde an. Der Waffenstillstand lief erst am Sonntag den sechs und zwanzigsten Februar Abends ab; aber schon gingen Gerüchte, daß der Einzug der Deutschen in Paris die Klippe gewesen, an der der Friede gescheitert sei. Man glaubte fest, daß von Montag Morgen an die Feindseligkeiten wieder beginnen würden. Unser Spital in Bruyères war schon aufgehoben worden und unsere eigenen Patienten hatten sich auf eine sehr kleine Zahl reducirt: und diese sollten auch in einigen Tagen fortgeschickt werden. Unser Stabsarzt wollte auch noch am selben Tage abreisen. Ich aber, solle mit Herrn Müller und unseren drei „Freiwilligen“ noch eine Woche hier bleiben, damit ich dafür sorge, daß wenn das Schloß aufgegeben würde, es so ordentlich und rein zurückgelassen würde wie möglich. — „Wenn der Friede nicht unterzeichnet wird“, setzte er hinzu, und die Feindseligkeiten wieder beginnen, werde ich natürlich wieder die Direction eines anderen Spitals übernehmen. Sind Sie nun Ihrer Arbeit müde? oder darf ich Sie dann wieder auffordern, dort dieselbe Stelle, wie hier, bei mir einzunehmen?“ — „Gewiß,“ antwortete ich, „Sie können auf mich rechnen. Denn so lange ich nützlich sein kann, habe ich nicht im geringsten den Wunsch, meine Arbeit aufzugeben.“

Der erste Zug, welcher am Montag Morgen unser Haus passirte, war mit Lorbeerzweigen bekränzt und die Soldaten streckten ihre Hände aus den Wagen und riefen: „Friede! Friede!“ Jetzt, wußten wir, hatte sich der Sturm gelegt, wenn vielleicht auch durch das Opfer der „amour propre“ der Pariser. Jetzt wurden auch Vorbereitungen zu der Beförderung der letzten Kranken gemacht, die Alle kamen mir Adieu zu sagen. Aber den Ulanen, meinen Freund, sah ich nicht unter ihnen. Dieser kann nachher allein, und nachdem er sich für die Güte und Aufmerksamkeit, die ich ihm während seiner Krankheit hatte zu Theil werden lassen, bedankt hatte, fragte er: — „Fräulein, Sie haben einen Bruder in der (englischen) Armee, nicht wahr?“ — „Ja,“ erwiederte ich, „warum?“ — „Weil ich Ihnen ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit geben will; da es aber nicht für eine Dame ist, dachte ich, Sie würden es vielleicht Ihrem Bruder als „Erinnerung aus dem Feldzuge“ geben;“ dann zog er eine hölzerne Pfeife hervor, die er geschickt gemacht und aus einer Wurzel geschnitzt hatte.

„Danke Ihnen,“ sprach ich. „Es paßt allerdings nicht für eine Dame; aber ich werde es stolz als eine Erinnerung an einen meiner Lieblingspatienten aufheben.“

(Schluß folgt.)

Vom deutschen Reichstag.*)

Berlin, den 26. November 1871.

In dem letzten Reichstagsbrief, der ausschließlich die erste und zweite Berathung der Münzvorlage zusammenfaßte, ist ein Gedächtnißirrthum untergelaufen, welchen der rasche Bericht über einen so verwickelten Gegenstand entschuldigen wird. Indem nämlich der letzte Brief hervorhob, die Consequenz der Regierungsvorlage erheische die Einziehung der abgenutzten Goldmünzen durch die Einzelstaaten, und so sei auch in der Vorlage bestimmt, wurde irrthümlich hinzugefügt, daß der Reichstag diese Bestimmung angenommen habe. Dies ist nicht der Fall gewesen. Der Reichstag hat vielmehr den § 9 der Regierungsvorlage, in welchem die betreffende Bestimmung sich fand, trotz des Einspruchs von Seiten des Bundesbevollmächtigten Camphausen nach dem Antrag des Abg. Bamberger dahin abgeändert, daß Reichsgoldmünzen, welche das Passirgewicht nicht mehr erreichen, für Rechnung des Reiches zum Einschmelzen eingezogen und an allen Kassen des Reiches und der Bundesstaaten zum vollen Werth angenommen werden. Der Reichstag hat also von der Befürchtung des Ministers Camphausen abgesehen, es könnten die Einzelstaaten hier und da in Folge der Verpflichtung des Reiches, allein für die vollwichtige Circulation zu haften, die Goldmünzen so ausprägen, daß ihr Feingehalt gerade nur das nothwendige Passirgewicht erreicht.

Unserer Meinung nach rechtfertigt sich die an sich angemessene Haft des Reiches für die vollwichtige Circulation bei einer gleichwohl particularistischen Münzausprägung nur dadurch, daß ein Mißbrauch des Münzausprägungsrechtes dieses ganze Recht und den Einzelstaat, der sich dieses Mißbrauchs schuldig machen wollte, erheblich gefährden würde. Das „noblesse oblige“ des Abg. Lasker und das unbedingte Vertrauen desselben auf die Loyalität der particularistischen Münzverwaltung würde uns dagegen den Reichstagsbeschluß nicht rechtfertigen.

Am 23. November fand die letzte Berathung der Münzvorlage statt. Sie begann mit der erfreulichen Mittheilung des Präsidenten Delbrück, daß der Bundesrath die sämmtlichen Abänderungen des Reichstags annehme, mit einem einzigen Vorbehalt und einer einzigen Ausnahme. Die genehmigten Abänderungen bestehen in der Beseitigung des Groschens, in der Einziehung der abgenutzten Münzen durch das Reich, anstatt durch die Einzelstaaten, in

*) Berichtigung. Im letzten R.-T.-Brief S. 875 ist Zeile 10 v. o. statt Zwanzigmarkstück zu lesen: Zehnmarkstück; ebenda Z. 14 v. o. Zehnmarkstückbeträge statt Zwanzigmarkstückbeträge.

dem Verbot der weiteren Ausprägung schwerer Silbermünzen und in der Einziehung der jetzt im Umlauf befindlichen Goldmünzen durch das Reich, sowie in der Ermächtigung für den Reichskanzler, die bereitesten Bestände der Reichs-Casse zur Einziehung der bisherigen schweren Silbermünzen zu verwenden. Der Vorbehalt bestand in der Interpretation der beiden letzterwähnten Bestimmungen, wonach der Sinn derselben nur auf administrative, nicht auf gesetzgeberische Maßregeln geht. Es soll demnach der Reichskanzler ermächtigt sein, die bisherigen Gold- und Silbermünzen, soweit sie in den Reichscassen sich befinden, bezüglich dahin gelangen, einschmelzen und durch neue Reichsmünze, soweit die Bestände der Reichscasse es erlauben, ersetzen zu lassen. Nicht aber soll der Reichskanzler befugt sein, die im allgemeinen Verkehr circulirenden Gold- und Silbermünzen alten Gepräges ohne besonderes Gesetz außer Cours zu setzen. Die Ausnahme bezog sich auf die Beseitigung des goldenen Zehnthalerstückes, dessen Beibehaltung der Präsident des Reichskanzleramtes nochmals befürwortete. Er wurde darin durch den Abg. v. Patow und durch den Minister Camphausen unterstützt. Der Reichstag aber blieb bei der Beseitigung dieser Münze stehen, deren Ueberflüssigkeit wiederum der Abg. Bamberger mit glücklicher Beweisführung darlegte. Den Vorwand für die versuchte Einführung dieser Münze giebt die Erleichterung des Uebergangs zu den neuen Münzen ab. Als ob man die Leute dadurch an eine neue Münzeintheilung gewöhnen könnte, daß man ihnen das Mittel giebt, sich an die alte Eintheilung zu klammern! Einmal muß der Schritt zu dem Neuen doch ernstlich gethan werden, und wenn die Nothwendigkeit einmal vorliegt, ist der Aufschub nur nachtheilig. Offenbar ist aber diese angebliche Erleichterung nur ein Vorwand. Ueber den wahren Grund, welcher zu dem glücklicherweise fehlgeschlagenen Versuch geführt hat, die Thalerrechnung innerhalb der Goldwährung unter nomineller Einführung einer anderen Rechnungseinheit festzuhalten, machte Bamberger eine Andeutung, die für die Nichteingeweihten, zu denen wir uns zählen müssen, unverständlich blieb.

So wurde also das Gesetz nach den Beschlüssen der zweiten Lesung auch in der Schlußberathung wiederum angenommen. Zu den Resolutionen, welche bei der zweiten Lesung auf die Anträge Tellkampf's und Bamberger's angenommen worden, von welchen die erstere die Vorlage eines Bankgesetzes, die zweite die Vorlage des definitiven Münzgesetzes schon in der nächsten Session bezweckte, trat diesmal noch eine Resolution des Abg. Braun-Hersfeld, welche den Reichskanzler auffordert, dem Reichstag baldthunlichst ein Gesetz vorzulegen, welches die Ausgabe des Staatspapiergeldes regelt. Bei dieser Gelegenheit wurde denn durch den Antragsteller und andere Redner, namentlich auch durch den Abg. Löwe, auf die Gefahr hingewiesen, welche wir im letzten Brief so nachdrücklich betonen mußten. Auf die Gefahr, daß der hohe Stand

unſerer Papiergeld-Circulation in Verbindung mit der ebenfalls ſehr reichlichen Silber-Circulation uns das Gold, das wir durch den beiſpielloſeſten Glücksfall in dem Zeitpunkt bekommen haben, wo die Einführung der Gold-Circulation eine Nothwendigkeit für die Fortdauer unſerer nationalen Wohlfahrt geworden war, uns unaufhaltſam raſch wieder vertreibt, nachdem wir kaum Zeit gehabt, es zu ſehen. Beide Leiter unſerer Münzreform, der Präſident Delbrück wie der Miniſter Camphauſen, erkannten die Richtigkeit der in den betreffenden Reſolutionen geſtellten Forderungen an, ſowohl in Bezug auf das Bank- als das Staatspapiergeld. Nur hielten beide die Schwierigkeiten der geforderten Maaßregeln für nahezu unüberwindlich. Damit erkannte alſo Herr Camphauſen an, daß die größte Schwierigkeit der deutſchen Münzreform nicht in der Tarifirung des Verhältniſſes zwiſchen Gold und Silber liegt. Denn dieſe Schwierigkeit hat er überwunden. Die entſchloſſene Beſeitigung des Papiergeldes auf geſetzlichem Wege erklärt er für einen Wunſch, den er theilt, aber für unerfüllbar hält. Und doch hängt an dieſer Beſeitigung das Gelingen unſerer Münzreform, hängt daran der dauernde Segen eines Glücksfalles, den die Nachwelt unbegreiflich oder auch ein ſichtbares Wunder der providenziellen Führung des deutſchen Volkes nennen wird.

Wir ſind indeß nicht im Stande, zu glauben, daß die beiden Männer, denen wir die Münzvorlage ſchulden, ein Werk, das trotz ſeiner Mängel, die es namentlich im Anfang trug, einen ſo großen Fortſchritt bezeichnet — wir können nicht glauben, daß die Urheber dieſes Werkes, der Präſident Delbrück und der Finanzminiſter Camphauſen, Männer, deren ſicheres und feines Verſtändniß der verſchlungenen Verkehrsbedingungen ſich ſo oft bewährt hat, die Gefahren, welche dieſem Werke durch die lückenhafte Grundlegung drohen, nicht ſehen ſollten. Wir ſind alſo überzeugt, daß auf die Ergänzung dieſer Lücke durch andere Maßregeln ſchon Bedacht genommen iſt. Um es kurz zu ſagen, wir glauben, daß die preußiſche Finanzverwaltung mit der Beſchränkung des preußiſchen Papiergeldumlaufes energiſch vorgehen wird. Beſchränkt ſich die Maßregel für's Erſte auf Preußen, ſo iſt ſie ja nicht Sache eines Reichsgeſetzes. Die Einziehung eines großen Theiles des preußiſchen Papiergeldes, ſowohl der Staats- als der Banknoten, wird nur die Folge haben, daß das Papiergeld der übrigen deutſchen Staaten kaum noch circulationsfähig bleibt. Das Verbot der funfziger Jahre, welches das Papiergeld der Kleinſtaaten von Preußen ausſchloß, war ſeit längerer Zeit nicht mehr ſtreng gehandhabt worden. Manche ſolche Stücke ſchlichen ſich wieder in Preußen ein, und was die Hauptſache iſt, ſo lange unſer Publicum einmal die Papiergeld-Circulation hinnehmen mußte, konnte es in der Wahl der Sorten nicht allzu ſtreng ſein. Die preußiſche Papiergeld-Circulation deckte bis zu einem gewiſſen Grade die-

jenige aller deutschen Staaten. Mit dem Verschwinden des preußischen Papiergeldes dürfte darin eine große und wohlthätige Aenderung eintreten. Den Bundesrath über eine Einziehung alles deutschen Papiergeldes zu einigen, wäre vermuthlich nur mit der größten Anstrengung möglich gewesen und hätte dabei die heftigsten Klagen über Eingriffe in die innere Landeshoheit hervorgerufen. Nach dem Verschwinden des preußischen Papiergeldes werden die übrigen Mitglieder des Reiches für's erste Papiergeld auszugeben nach wie vor berechtigt sein; wie weit sie aber noch Abnehmer dieses Geldes finden, ist die Frage.

Mit dieser Aussicht müssen wir uns für jetzt beruhigen. Sie hebt noch keineswegs jede Besorgniß. Aber die Aussicht auf Regelung des Bankwesens tritt hinzu, und sollte das kleinstaatliche Papiergeld die Wege der Goldcirculation für sich allein in erheblichem Maße zu stören und zu beeinträchtigen im Stande sein, so bleiben nachträgliche Maßregeln nicht ausgeschlossen. Jedenfalls *kann* die rasche Einziehung des preußischen Papiergeldes die Einbürgerung der deutschen Goldcirculation in hohem Grade schützen, wenn sie auch allein das völlige Gelingen der Maßregel nicht zu verbürgen vermag.

So hat die Berathung vom 23. November ein Gesetz zum Abschluß gebracht, das eine der größten materiellen Folgen der Gründung des deutschen Reiches bezeichnet, dessen Wirkungen sich auf das Wohl und Wehe einer langen Folge von Generationen erstrecken mögen. Die Natur des Gegenstandes bringt mit sich, daß die allseitig eingreifende Wichtigkeit desselben nur wenigen Personen vor Augen liegen kann. Vielleicht einigen sachkundigen Theoretikern und einigen aus der Routine sich erhebenden Geschäftsmännern, vor allen aber den Staatsmännern, die wir als die Gründer des Werkes anzusehen haben. Wer diese Wichtigkeit ermißt, der wird die Nation beglückwünschen, daß sie, in ihrem größten Theil ohne es zu wissen, die haltbaren Grundlagen zur Vollbringung eines ebenso schwierigen als nachhaltigen Werkes unter seltener Gunst, aber auch unter einsichtiger Benutzung der Umstände gewonnen hat.

Von allen Seiten drängen sich die schweren Aufgaben an unsere Nation heran. Eine solche Aufgabe ist so eben auf dem Verkehrsgebiet gelöst, sofort kommt eine schwerere aus dem idealen Lebensgebiet. Das Verhältniß des Staates zur Kirche, dessen ältere Grundlagen, seit lange zweifelhaft, in unseren Tagen durch die Vorgänge in der katholischen Kirche endlich vollkommen unhaltbar geworden sind, fordert gebieterisch den ersten Schritt auf einem neuen, in seinem weiteren Lauf und endlichen Ziel noch unbekannten Wege. Der Bundesrath hat in dieser Woche die Vorlage eingebracht, betreffend einen neuen Paragraphen des Strafgesetzbuches gegen den Mißbrauch der Kanzel zur Gefährdung des staatlichen Friedens. Wir wollen jedoch den Bericht über diese

Berathung, die noch nicht zum Ende gelangt ist, sowie über andere parlamentarische Vorgänge der beiden letzten Wochen unserem nächsten Brief aufsparen. C—r.

Berliner Briefe.

Die wundervolle Auswahl Schiller'scher Verse auf den Trophäen, welche den Festplatz zierten und deren Autor sich immer noch in ein bescheidenes Dunkel hüllt (— es gehen über seine Persönlichkeit zwei Versionen um: nach der einen hat der Magistrat dem Maler, welcher die Trophäen anzufertigen hatte, auch die Wahl der Verse überlassen und dieser College Stübbe's hat sich seiner Aufgabe mit soviel Humor unterzogen; nach der zweiten Mission ist ein Stadtrath mit der Auswahl betraut gewesen und hat im Drange der Amtsgeschäfte diese Last auf die Schultern eines befreundeten jungen Theologen abgewälzt), hat ein Gedicht nicht berührt, welches gerade jetzt recht zeitgemäß ist: die Theilung der Erde.

„Nehmet hin die Welt"

so ließen sich seit einigen Monaten die Weltkinder gesagt sein und sie gehen so eifrig ans Werk, daß, wenn der Nachzügler kommen wird, es auch für ihn heißen wird:

„Die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein."

Merkwürdiger Weise scheint man auf diese Folge der gegenwärtigen großen financiellen Bewegung bisher kaum geachtet zu haben. Nationalökonomen und Finanzmänner, ja selbst ein Philosoph (Herr v. Hartmann, der Verfasser der Philosophie des Unbewußten) haben ihre Stimme erhoben und haben das Nothwendige und Gesunde in dieser Periode, welche dem oberflächlichen Blick bloß schwindelhaft zu sein scheint, nachgewiesen. Aber sie übersahen eines. Die Börse handelt genau nach denselben Gesetzen, nach welchen der Staat handelt, indem er die Gehälter der Beamten erhöht, nach demselben Gesetz, nach welchem der Socialist striket, um den Arbeitslohn zu erhöhen. Das Geld ist im Werthe gesunken und wird noch mehr sinken. Diesen Verlust gilt es auszugleichen und jedes Bestreben danach ist vollkommen gerechtfertigt; die Operation, im Ganzen betrachtet, ist wohl zweckmäßig, aber sie führt einen großen, vielleicht unvermeidlichen Uebelstand mit sich. Auf der einen Seite stehen nämlich Diejenigen, welche aus dem Proceß mehr oder weniger große, zum Theil ungeheure Gewinne ziehen, auf der andern stehen Diejenigen, welche geringen oder gar keinen Gewinn zogen. Schon jeder solide Besitzer eines preußischen oder sächsischen Staatspapieres, welches

nur um wenige Procente variirt, ist ärmer geworden, denn sein Capital hat sich nicht oder wenig vermehrt, der Zinssatz ist schon herabgesetzt oder wird sicher herabgesetzt werden. Derjenige dagegen, welcher schwere Eisenbahnen oder gute Banken gehabt hat, hat durch die Steigerung den Verlust, welchen ihm die Verminderung des Geldwerths zufügt, überreichlich gedeckt. Wenn man aber nach links und rechts weiter geht, so stehen links die großen Gewinner, rechts alle Diejenigen, welche außer Stande sind, irgend etwas für die Verbesserung ihrer Lage zu thun und auf welche also der Umschwung als eine furchtbare Last drückt. Es wiederholt sich das Gesetz, daß die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer werden. Bei der letzten Einschätzung ist in Berlin nur *ein* Mann gewesen, der mehr als 240,000 Thaler Einkünfte hatte, jetzt man deren *fünf* gefunden. Das ist der Zuwachs eines Jahres. Jede der neuen Banken und industriellen Gesellschaften wirft nicht nur Allen, die bei der Gründung betheiligt sind, enorme Gewinne ab, sondern sie schafft ein halb Dutzend oder ein Dutzend lucrative Stellungen, allerdings Beamtenstellungen, über welchen der sichtbare Verwaltungsrath und die unsichtbare Actiengesellschaft, das heißt das *Capital* waltet. Je größer der Vorsprung der Actiengesellschaft ist (und es ist aller Grund anzunehmen, daß die Vortheile dieser Form wirklich so groß sind, daß sie allmälig die Privatunternehmungen fast ganz verdrängen wird), um so mehr wird sich das Capital ihnen zuwenden, ohne daß jemals der Capitalist dem Unternehmen näher treten kann, wenn er auch einmal aufhören sollte, gänzlich ein Spielball in den Händen der Administratoren zu sein. Wie der Geist über dem Wasser, schwebt das Capital über den Actiengesellschaften, aber der Besitzer des Capitals ist so wenig an die Scholle gebunden, daß er damit auch seine Persönlichkeit verloren hat. Er ist Speculant oder Rentier und nur, wenn einmal eine Katastrophe kommt, rafft er sich wohl auf und sieht, daß diese Art der Freiheit doch ihre Schattenseiten hat.

Und nun das Merkwürdigste! Wird ein industrielles Unternehmen in eine Actiengesellschaft umgewandelt, so tritt an die Stelle der Privatspeculation und der *freien Arbeit* des Unternehmers die *besoldete Amtsarbeit*. Das soll ja der Vortheil dieser Art der Geschäftsführung sein, daß sie erhaben ist über die kleinen Leiden und Freuden des Privatmanns, der seine Haut zu Markte trägt, daß Alles seinen ruhigen Gang geht, ohne die dumme Unruhe eines pickenden und pochenden Menschenherzens. Auf diese Weise hat bis zu einem gewissen Punkte der *Industrialismus*, auf der Spitze seiner Entwickelung angelangt, die Forderung des *Socialismus* erfüllt: er hat den *Beamten* an die *Stelle* des *Unternehmers* gesetzt und die Consequenz ist nicht zu unterschätzen.

Es ist unweise, das Auge von diesen Erscheinungen abwenden zu wollen.

Sie sind wichtiger als die augenblickliche politische Lage, welche ein paar kleine Nüancen durchläuft und doch immer dieselbe Farbe behält. Nur ein Unvorhergesehenes, wie man zu sagen pflegt, statt eines wohl Vorherzusehenden kann diese Ruhe brechen, aber selbst wenn Thiers oder der Papst stürbe, so würde jetzt und in der nächsten Zeit die Stellung Deutschlands, die nur durch zwei Dinge — durch innere Zwietracht und durch eine Coalition mehrer Großmächte — gefährdet werden kann, immer noch stark genug sein, eine Krisis zu mildern. — o. W. —

Vom preußischen Landtag.

Berlin, 27. November 1871.

Wir sehr das Interesse an den Verhandlungen des Reichstags die Theilnahme für alle Sonderlandtage zurückdrängen mag, selbst in den betreffenden Staaten, geschweige denn im übrigen Reich: mit dem preußischen Landtag bleibt es doch anders. Das zeigte wieder die Spannung, mit welcher die Thronrede zur Eröffnung dieser Session erwartet wurde. Der Grund liegt nicht an den größeren Verhältnissen des preußischen Staates allein. Er liegt wohl besonders darin, daß die deutschen Staaten, bewußt oder unbewußt, auch einer Gleichartigkeit der inneren Einrichtungen zustreben, welche der Competenz des Reiches nicht unterliegen. Bei diesem naturgemäßen Drange muß die innere Gesetzgebung desjenigen Staates die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, der die größte Mannigfaltigkeit und Entwickelung der socialen Elemente besitzt.

Die Erwartung wichtiger Vorlagen, welche sich an die diesjährige Herbstsession knüpfte, ist durch die Thronrede nicht getäuscht worden. Nachdem der König seinem Volke, dessen Vertreter er seit dem Ausbruch des Krieges von 1870 zuerst wieder in Person begrüßte, nochmals seinen Dank für die erhebende Haltung während des großen Kampfes ausgesprochen, wendet er sich den inneren Aufgaben zu. Die verfügbar gewordenen Summen des preußischen Staatsschatzes, den fortan ein Reichskriegsschatz ersetzt, und einige andere außerordentliche Einnahmen sollen zur Tilgung von Staatsschulden verwendet werden. Die solchergestalt erwachsende Entlastung des Staatshaushaltes soll zunächst zur Erhöhung der Beamtenbesoldungen dienen. Aber auch einzelne Steuererleichterungen werden in Aussicht gestellt. Neue Anlagen auf dem Gebiet des Eisenbahnbaues und der sonstigen Communicationsmittel sollen hinzutreten. Auf dem Gebiet neuer Verwaltungseinrichtungen wird das seit Jahren in Frage stehende Gesetz, welches die Befugnisse und den eschGäftsgang der Oberrechnungskammer regeln soll, für diese Session ver-

heißen. Ebenso die erneuerte Vorlegung der Gesetze über den Erwerb des Grundeigenthums und über das Hypothekenrecht. Es wird bei Erwähnung dieser Gesetze die Hoffnung betont, daß dieselben durch die möglich gewordene Ermäßigung der Kostensätze für die Geschäfte bei dem Grundbuch an Aussicht auf Annahme gewonnen haben. Die Kreisordnung wird wieder vorgelegt werden. Es wird betont, daß dieses Organisationsgesetz die Grundlage weiterer Reformen enthält. Doch zeigt die vereinzelte Vorlage der Kreisordnung, daß die Umformung der gesammten inneren Verwaltung nicht mit einem Male in Angriff genommen werden soll. Es wird im Gegentheil die vorgeschrittene Uebertragung provinzieller Angelegenheiten an die Verwaltung durch die bisherigen ständischen Organe lobend erwähnt.

Am Schluß wendet sich die Thronrede zu den großen Fragen der Beziehung zwischen Kirche und Staat und zu der Gestaltung des öffentlichen Unterrichts. Es wird der Wille ausgesprochen, neben der Selbstständigkeit der Kirchen und Religionsgesellschaften auch die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Einzelnen zu schützen. Es sollen zu diesem Zweck Vorlagen erfolgen, welche die Einrichtung der Civilstandsregister anordnen und die Möglichkeit einer bürgerlichen Eingehung der Ehe in erweitertem Umfang, als bis dahin, herstellen. Wir fügen zur Erläuterung hinzu, daß die bürgerliche Eheschließung bis dahin nur Solchen gestattet war, die ihren Austritt aus einer der anerkannten Kirchen gerichtlich erklärt hatten. Die Befugniß wird jedenfalls erweitert werden. Dagegen erklärt die Thronrede noch nicht, ob die bürgerliche Eheschließung obligatorisch eingeführt werden soll. Wir möchten annehmen, daß, wenn die bürgerliche Eheschließung in der zu erwartenden Regierungsvorlage noch nicht obligatorisch vorgeschrieben sein sollte, der Landtag die Herbeiführung dieser Vorschrift in seiner Hand hat. Auch über die rechtlichen Wirkungen des Austritts aus der Kirche werden neue gesetzliche Bestimmungen angekündigt.

Der evangelischen Kirche soll ein Gesetzentwurf über die Aufbringung der Synodalkosten zu Theil werden, als Vorbereitung für die Einrichtungen, welche der Staat herzustellen der evangelischen Kirche schuldet, um derselben die selbstständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu ermöglichen.

Mit der Verheißung der Vorlage eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes und der Ankündigung, den Zwecken des öffentlichen Unterrichts neue beträchtliche Mittel zu Gebot zu stellen, schließt die Thronrede. Der an gesetzgeberischen Absichten von eingreifender Bedeutung reiche Inhalt derselben läßt erwarten, daß wir einer nicht minder inhaltvollen und überdies durch Geisteskämpfe bewegten und anziehenden Landtagssession entgegengehen, deren Dauer sich bis in die Nähe des kommenden Frühjahrs erstrecken dürfte. C — r.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

1. Band.

Die Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.
Herausgegeben
von
Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
1848.

Weihnachtsartikel!

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

Album
plattdeutſcher Dichtungen.
eleg. geb. mit Goldſchnitt 1½ Thlr.

Liederchronik deutſcher Helden
von
Ad. Böttger.
Gedichtſammlung für Knaben. eleg. cart. 24 Ngr., fein geb. 1⅓ Thlr.

Acht Briefe
und ein Facſimile
von
Mendelsſohn-Bartholdy.
10 Ngr.

Unſere Arbeiter der Neuzeit
von
Friedr. Bücker.
cartonirt. 1 Thlr. 24 Ngr.

Benedicite.
von
G. C. Child Chaplin.
Aus dem Engliſchen.
broch. 1 Thlr. gebunden 1⅓ Thlr.

Volkmar
von
M. Eyth.
Epos.
27 Ngr.

Für das Haus
von
M. Horn.
cart. 1 Thlr.

Emilie.
von
Ad. Katſch.
Dichtung. eleg. cart. 1 Thlr.

Lied und Bild
deutſcher Dichter u. Künſtler.
cart. 24 Ngr.

Gedichte
von
Alfred Meißner.
8.-Ausgabe. cart. 27 Ngr.

Ziska
von
Alfred Meißner.
8.-Ausgabe. cart. 22½ Ngr.

För miene un anner' Lü's Göär
van'n oll'n Rümärker.
cart. 1 Thlr.

O. Pletſch.
Mancherlei aus des Lebens Mai
mit Dichtungen
von
Pauline Schanz.
cart. 26 Ngr.

Aus unſern vier Wänden
von
Rud. Reichenau.
10. Aufl. Taſchen-Ausgabe, cart. 1 Thlr.
Eleg. geb. mit Goldſchn. 1½ Thlr.

Pracht-Ausgabe
mit 66 Original-Zeichnungen
von
O. Pletſch,
in Holzſchnitt von H. Bürkner,
1. Abthlg. eleg. carton. 4°. 2 Thlr. 20 Ngr.
fein geb. in Originaleinband. 3 Thlr. 25 Ngr.

Liebesgeſchichten
von
Rud. Reichenau.
cart. 24 Ngr.

Rud. Reichenau.
Aus dem Kinderleben. M.-A. cart. — 10 Ngr.
Knaben und Mädchen. M.-A. cart. — 15 Ngr.
Auswärts u. Daheim. M.-A. cart. — 20 Ngr.

Mariengarn
von
Ed. Tempelteh.
Gedichte.
Min.-Ausg. cart. 15 Ngr.
eleg. geb. mit Goldſchnitt. 24 Ngr.

Aus den Wiener Archiven.

Es ist bekanntlich ein allgemeiner Charakterzug unserer neueren Geschichtsschreibung, daß sie, wo immer möglich, sich an die urkundlichen und actenmäßigen Quellen wendet; aus den Archiven liebt man sich seine Informationen zu holen. Und wenn man früher mit Argwohn und Mißtrauen die Thüren der Archive zugeschlossen gehalten und jeden Besucher unliebsam abgewehrt hatte, so ist das jetzt ganz anders geworden. Man hat eingesehen, welche Förderung der Ehre und dem Gerüchte historischer Personen durch genaue und zuverlässige Kunde gebracht zu werden pflegt, und fast überall nimmt man nun denjenigen freundlich auf, der über vergangene Geschichten eines Landes oder Hofes oder über das Leben einzelner hervorragender Menschen Aufklärungen sucht. Verschieden ist der Grad der Freundlichkeit und Humanität, mit der Archivstudien an verschiedenen Stellen gefördert werden: aber das System förmlicher Thorsperre wird doch heute kaum irgendwo noch geübt, etwa mit Ausnahme des Vaticans. Ganz besonders musterhaft, größer als irgendwo anders ist die Liberalität in Wien, seit Alfred von Arneth die Direction des Staatsarchivs übernommen. Nicht allein, daß von den Archivbeamten selbst die nützlichsten Arbeiten unternommen sind, nicht allein daß Arneth in ununterbrochener Folge zur östreichischen und zur europäischen Geschichte die allerschätzenswerthesten Beiträge geliefert hat, noch mehr in der großartigsten Weise ist der Zutritt auch andern Forschern gestattet und wird die Arbeit fremder Historiker hülfreich gefördert. Wir nennen nur die norddeutschen Historiker Arnold Schäfer, Heinrich von Sybel, Karl von Noorden und Leopold von Ranke, welche in letzter Zeit dort archivalische Studien gepflogen haben.

Wenn nun in dieser Weise Wien zu den hauptsächlichsten Fundgruben unserer Geschichtsbereicherung in letzter Zeit gehört, so ist ganz besonders dankenswerth, daß einer der östreichischen Forscher, G. Wolf, eine „Geschichte der k. k. Archive in Wien“ (Wien, Braumüller 1871) veröffentlicht hat. Der Verfasser berichtet über die ältesten Actensammlungen, die im 16. Jahrhundert schon angeordnet wurden, und stellt die vereinzelten Notizen

über das Archivwesen dieser früheren Zeit zusammen. Die eigentliche Stiftung des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs fällt aber erst in die Zeit der Maria Theresia; die äußere, und wenn man so sagen darf, auch die innere Geschichte dieses Archivs hat Wolf von 1749 bis 1869 verfolgt, die wichtigsten Erwerbungen von älteren Documenten verzeichnet. Daneben berichtet er ebenso auch über die Sammlungen von Documenten im Finanzministerium, im Ministerium des Innern, des Krieges, der Justiz und des Cultus; merkwürdige Schicksale haben einzelne Theile dieser Sammlungen erlebt. Wiederholt hat man den Plan gehabt einer Vereinigung der einzelnen zu einem großen Centralarchiv: große Vortheile würde dies haben, aber gerade die eigenthümliche Gestaltung der Monarchie in neuester Zeit hat der Verwirklichung eines solchen Gedankens fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg gestellt. Aeußerst erwünscht ist, daß man hier wenigstens im Großen orientirt werden kann, wo in Wien bestimmte Dinge gesucht werden müssen: auch weitere Kreise werden mit Interesse in den Mechanismus solcher Institute einen Einblick erhalten.

Die Erkenntniß, daß Archive nicht allein Sammelpunkte für die Acten der Staatsregierung und Staatsverwaltung seien, daß sie vielmehr auch als literarische Institute betrachtet und demzufolge als solche behandelt werden müssen, diese Einsicht ist auch schon früher in Wien vorhanden gewesen; nichtsdestoweniger hat man sich schwer entschlossen, in der Praxis darnach zu handeln. Wenn früher, so schildert Wolf dies Verfahren, ein Privatgelehrter das Ansuchen stellte, eine gewisse Partie im Archive benutzen zu dürfen, so wurde das Gesuch der Archivdirection zur Begutachtung übergeben. Diese suchte zunächst Herz und Nieren des Petenten zu erforschen und wenn sie nichts Bedenkliches fand, so rieth sie, das Gesuch zu genehmigen. Es war dann Aufgabe eines Archivbeamten, die betreffende Actenpartie zu durchforschen und das etwa bedenklich Erscheinende zu entfernen und zwar in solcher Weise, daß derjenige, der die Acten benutzte, nichts davon merkte. Der einzelne, sehr oft, ja meistens in der ungenügendsten Weise vorgebildete Archivbeamte hatte die Verantwortlichkeit; er hatte in letzter Instanz über die Details entschieden; ein Versehen konnte nicht wieder gut gemacht werden: was Wunder, daß bei solcher Praxis die einzelnen Unterbeamten wie Drachen über ihren Archivalien saßen? — Ist das heute wirklich überall besser geworden? In Wien seit Arneth's Leitung allerdings, anderwärts ist nur an einigen Stellen eine gründliche principielle Reform durchgedrungen. In Wien hat jetzt einer der sachkundigsten, einsichtigsten und unbefangensten Forscher, eben Arneth, die Entscheidung in eigener Instanz über die Gewährungen des Archives zu Zwecken wissenschaftlicher Forschung. Man kann sagen, in diesem Punkte haben wohl alle Archive Europas, fast ohne Ausnahme, an Wien sich ein

Muſter zu nehmen, nicht am wenigſten das Berliner, das trotz mancher Reformen doch immer noch an den bureaukratiſchen Traditionen allzu zäh feſthält.

Wir nehmen Gelegenheit, zu gleicher Zeit auf einige neuere Arbeiten hinzuweiſen, welche aus den Wiener Archiven geſchöpft und von öſtreichiſchen Forſchern verfaßt ſind. Denn auch das iſt ein ſehr erfreuliches Zeichen, vielleicht eine Frucht der liberalen Archivverwaltung, daß gerade über die neuere öſtreichiſche Geſchichte ſo außerordentlich wichtige Veröffentlichungen geſchehen. Nicht alles iſt gleich gut gearbeitet, aber die Vorzüge guten Materials machen ſich doch überall fühlbar. Wir nennen nur die werthvolle Sammlung, welche Profeſſor Sickel über die Theilnahme Oeſtreichs am Tridentiner Concile begonnen hat (Zur Geſchichte des Concils von Trident. Actenſtücke aus öſtreichiſchen Archiven. 1. Abthl. 1870.). Ein anderer Schriftſteller, Wilhelm Edler von Janko, der über Wallenſtein 1867 und über Laudon 1869 ſchon Bücher geſchrieben, welche gerade nicht von hiſtoriographiſcher Begabung ihres Autors zeugten, von denen aber doch das letztere ſchätzenswerthe Actenſtücke kennen lehrte, derſelbe veröffentlichte vor kurzem ein neues Werk: „Lazarus Freiherr von Schwendi, oberſter Feldhauptmann und Rath Kaiſer Maximilian's II. Nach Originalacten des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives, der Archive der k. k. Miniſterien des Inneren, der Finanzen und des Krieges. Wien, Braumüller, 1871." Die ſchriftſtelleriſche Befähigung des Herrn von Janko hat darin wenig Fortſchritte gemacht, auch die Forſchung iſt nirgendwo zum Abſchluß gebracht: daneben aber iſt doch auch Einzelnes aus den Wiener Archiven verwerthet und mitgetheilt. Wir haben einen Dilettanten vor uns, der für hiſtoriſche Arbeiten Intereſſe und Fleiß zu beſitzen ſcheint: ein Beiſpiel, wie ohne Anſehen der Perſon und ohne Prüfung der Befähigung des einzelnen Benutzers mit löblicher Liberalität heutzutage die archivaliſchen Schätze in Wien für alle Welt nutzbar gemacht werden. Und das iſt doch auch für eine Archivverwaltung der einzig richtige Weg!

Wie ſolche Studien zu machen ſind, lehrt Alfred von Arneth, der Vorſtand des Staatsarchives, durch eigenes Beiſpiel und eigenen Vorgang. Die öſtreichiſche Geſchichte des 18. Jahrhunderts wird durch ihn allmälig auf ein ganz neues Fundament geſtellt. In darſtellenden Werken (Prinz Eugen von Savoyen 1864 — Marie Thereſia 1862—1864), in archivaliſchen Veröffentlichungen (Briefwechſel Maria Thereſia's mit Maria Antoinette, mit Joſeph II., Joſeph mit ſeinen Geſchwiſtern, Joſeph's und Katharina's II.) geht er ununterbrochen und unermüdlich vorwärts, und gibt der Auffaſſung jener größten unter den modernen öſtreichiſchen Fürſten eine ganz neue, gut begründete Geſtalt.

Neben Arneth arbeitet Adam Wolf in ähnlicher Weise: seine Bücher berühren und ergänzen vielfach sich mit Arneth gegenseitig. In diesem Jahre verdanken wir ihm die schöne und lehrreiche Studie „über die Aufhebung der Klöster in Inneröstreich 1782—1790." Charakter und Umfang dieser Secularisationen unter Joseph II. ist eingehend aus den Acten selbst geschildert, und damit die ultramontane Entstellung des Vorganges aus den ächtesten Quellen in der nüchternsten Weise von der Welt widerlegt.

Auch Professor Adolph Beer in Wien beschenkt uns neuerdings mit den werthvollsten Beiträgen zur diplomatischen Geschichte der Maria Theresia (Abhandlungen in dem Archiv für östreichische Geschichte: „Holland und der östreichische Erbfolgekrieg", „Zur Geschichte des Friedens von Aachen 1748"; sodann Aufzeichnungen des Grafen Bentinck über Maria Theresia."). Beer stimmt mit den von Arneth gewonnenen Resultaten über die Vorgeschichte des 7jährigen Krieges nicht ganz überein; aber er verdankt der Arneth'schen Verwaltung, daß er aus den Wiener Archiven das Material zu seinen Einwürfen gegen Arneth erhält. Jedermann sieht, wie gerade durch solches contradictorisches Verfahren über einzelne Punkte, das sich auf urkundliche Zeugnisse von beiden Seiten stützen kann, die historische Wissenschaft gefördert werden muß.

Zuletzt erwähnen wir noch das nachgelassene Werk eines schon verstorbenen Arbeiters auf diesem Gebiete. Der Freiherr von Hock hatte sich eine Darstellung der obersten Regierungsbehörde der östreichischen Länder, des Staatsrathes, zur Aufgabe gemacht, und schon 1868 einen Theil, die Zeit Maria Theresia's umfassend, in Druck gegeben.

Aus seinem Nachlasse bringt jetzt Bidermann das Manuscript über den „Staatsrath unter Joseph II.", von dem Herausgeber revidirt und ergänzt. Es ist eine äußerst interessante Sache, die eigentliche Centralmaschine der Regierung in ihrer Arbeit zu betrachten. Die einzelnen Persönlichkeiten der Staatsräthe treten hier in scharfen Umrissen gezeichnet vor uns auf; über ihnen Kaiser Joseph in seinen Verwaltungsexperimenten, mit seinem tragischen, erschütternden Ausgange. Gerade indem wir in den Geschäftsgang und die Geschäftsbehandlung im Einzelnen hineinsehen, lernen wir das Ende verstehen und fühlen eine Vorahnung in uns aufwachen, wie dies heutige Oestreich in so unselige Verwirrung sich hineinleben konnte. wr.

Die Mormonen am großen Salzsee.

3. Zustände und Sitten in Neujerusalem.

Das neue Jerusalem der Mormonen, von den Profanen Saltlake-City oder die Salzsee-Stadt genannt, liegt nicht, wie man glauben könnte, unmittelbar an dem großen Salzsee von Utah, sondern etwa 16 englische Meilen von demselben entfernt, am westlichen Abhang des Wahsatch-Gebirgs und über einem schönen klaren Strom, welcher der Abfluß des Utahsee's in den großen Salzsee ist und von den Mormonen den Namen des westlichen Jordan erhalten hat.

Wer die Schilderungen gewisser englischer Touristen liest, muß glauben, das Zion der Mormonen sei eine Prachtstadt, ein Weltwunder. In der Wirklichkeit ist es ein ziemlich elender Ort, der an Schönheit, Wohlstand und Gewerbfleiß von sehr vielen jüngeren Städten des fernen Westens übertroffen wird, und der, um nur einige Beispiele für seine geringe Entwicklung zu dem anzuführen, was wir heutzutage unter einer Stadt verstehen, weder nächtliche Beleuchtung, noch ein einigermaßen genügendes System von Abflüssen und nur auf einer einzigen Straße Pflaster besitzt. Die prachtvolle Landschaft, in welcher der Ort liegt, die herrlichen, zum Theil mit ewigem Schnee gekrönten Berggipfel, welche in seiner Umgebung sich erheben, mögen die überdies aus der Wüste kommenden und durch den Contrast in ihrem Urtheil gestörten Reisenden verleitet haben, Würde und architektonischen Erfolg zu sehen, wo sie in Wahrheit ein recht mittelmäßiges Landstädtchen vor sich hatten.

Der Flächenraum, den die Stadt bedeckt, beträgt genau vier Quadratmeilen, englisches Maß, und die Zahl der Einwohner wird 18000 nicht übersteigen. Dieses Mißverhältniß zwischen Ausdehnung und Seelenzahl der Stadt erklärt sich daraus, daß jedem Bürger bei der Anlage eine sehr große Baustelle zugetheilt wurde, daß in Folge dessen die einzelnen Häuser durch weite Zwischenräume getrennt sind, und daß die schnurgraden, sich in rechten Winkeln schneidenden und 130 Fuß breiten Straßen sich in kurzen Entfernungen folgen. Die Häuser sind meist aus Luftziegeln von bläulichem Thon gebaut, einstöckig und mit Schindeln gedeckt. Fast alle stehen in Gärten mit Obstbäumen, Weinstöcken, Rosen und Sonnenblumen, 15 bis 20 Schritt von der Straßenfront des betreffenden Grundstücks entfernt. Am dichtesten stehen sie in der östlich von dem Quadrat, wo der Tempel hinkommen soll, sich hinziehenden Hauptstraße, auf der sich die Wohnungen von Young, Kimball und Wells, den obersten Häuptern der Mormonen, das Rathhaus, der „Speicher des Herrn," das Tabernakel und einige Kaufläden, Banken und Hotels befinden. Das Haus, in welchem Young wohnt, ist zweistöckig und von rothem

Sandstein erbaut, aus welchem Material auch das Rathhaus und etwa noch drei oder vier Gebäude dieses Stadttheils bestehen. Weiter vom Mittelpunkte der Stadt werden die Straßen einsamer, die Häuser seltener, und ganze Stadtvierecke bestehen nur aus großen Obst- und Gemüsegärten, in denen hier und da eine kleine weiße mit Schlingpflanzen überwachsene Villa sichtbar ist.

In der ersten Straße südlich vom Tempelquadrat begegnen wir der Stadthalle, wo sich das Untergericht und das Hauptquartier der Polizei befinden, und dem Theater, welches außen dorische Säulen zeigt. Es hat weder Vorhang noch Logen, noch irgend welche Zierrathen, außer einem Anstrich von Weiß und Gold. In der Mitte des Parterres steht ein Schaukelstuhl für den Propheten, um den sich die Sitze derer reihen, welche Anspruch darauf machen, ihm an Ansehen die Nächsten zu sein. Die Ausstattung mit Coulissen und Maschinen ist dürftig, dagegen verwendet man ziemlich viel auf das Costüm. Gewöhnlich giebt es nur kurze Stücke, wie im Tabernakel nur kurze Predigten, auch zieht man Lustspiele vor. Doch werden auch Rührdramen aufgeführt, z. B. „Ingomar the Barbarian," d. h. auf deutsch: Halms „Sohn der Wildniß." Nach dem Schlusse des Stückes folgt in der Regel ein lustiges Lied, in welches das Publicum einstimmt. Der Prophet hält es nicht für unpassend, seine Töchter mit Komödie spielen zu lassen, ja er ist der Hauptgönner des Theaters. Das Theaterorchester spielt sehr unvollkommen, aber das hindert die in musikalischer Hinsicht nicht verwöhnten und bei Schilderung ihrer Einrichtungen vor Fremden sich gern in Hyperbeln ergehenden Heiligen nicht, seine Leistungen „die süßeste Musik auf Erden" zu nennen.

Im Ganzen hat Neujerusalem den Charakter eines großen Dorfes. Die vielen Bäume auf den Straßen, das überall vergabrinnende Wasser, die Viehheerden, die sich zu allen Tageszeiten durch die Stadt bewegen, die Kühe, die auf den öffentlichen Plätzen gemolken werden, geben ihm das Aussehen einer Ansiedlung von Hirten. Leichte Bergwagen stehen umher, Gespanne von Ochsen und Maulthieren werden ausgeschirrt, und sonnenverbrannte Zuwanderer, die eben von den Prairien oder aus der Wüste zwischen hier und Californien hereingekommen sind, sitzen, dankbar für den Schatten und das Wasser, unter den Akazien zwischen Fahrstraße und Fußweg und plätschern mit den Füßen in den kühlen Bächen. Gelegentlich zieht ein Trupp langhaariger Snake-Indianer vorüber. Bisweilen begegnen wir einem Stutzer aus den benachbarten Diggings mit rother Atlasschärpe und ungeheuren Wasserstiefeln. Jener Bursch mit dem breitrandigen Sombrero, der mit seinem kleinen sehnigen Pferde den Staub der Straße aufwirbelt, ist vielleicht ein Wegelagrer aus Neumexico, und dort die beiden blauen Uniformen sind Officiere aus Camp Douglas, dem Lager „der Heiden." Der Himmel über dem Allen ist wundervoll klar und rein, und prachtvoll schauen aus der Ferne die

sonnenbestrahlten Gebirge mit ihren Schneehörnern und ihren dunkeln Schluchten herab.

Die Bevölkerung der Stadt lebt in der That vorwiegend von der Viehzucht, dann vom Ackerbau. Das Handwerk ist natürlich unter ihr auch vertreten; wenn die Mormonen selbst oder ihnen gewogene Touristen aber auch von Fabriken reden, die hier blühen sollen, so ist das mit Vorsicht aufzunehmen. Allerdings giebt es in der Salzsee-Stadt und in ein Paar anderen Orten Utahs ein halb Dutzend Geschäfte, welche die Anfertigung von Wollwaaren und Nägeln einigermaßen fabrikmäßig betreiben. Das ist aber auch Alles, und wenn man in den Mormonenblättern von den großen Werkstätten liest, in welchen „die Kirche" jeden neueintreffenden Arbeiter so lange beschäftigt, bis er sich selbständig machen kann, so hat man sich etliche Bretterschuppen vorzustellen, in denen sich einige Hobelbänke und Schraubstöcke befinden und im Ganzen höchstens einige zwanzig Leute zu thun haben.

Ganz ebenso, oder noch kläglicher verhält es sich mit den höheren Bildungsanstalten, welche die Latterday-Saints in den Berichten über ihre heilige Stadt besitzen wollen, und die, wenn man ihnen glauben dürfte, mindestens ein vortrefflicher Anfang wären. Diese Berichte sind Flunkereien. Brigham Young kann für seine Kirche nur ungebildete Leute brauchen, keine Wissenschaft oder nur mormonisirte Wissenschaft, und was das heißt, werden wir sogleich sehen.

Wie es jetzt mit dem steht, was man als Universität von Deseret bezeichnet hat, mag uns der Reisende Schiel erzählen: „In einem Dachzimmer des Statehouse bewahren die Mormonen einige kostbare Instrumente, deren Gebrauch sie mir für die Zeit unseres Aufenthaltes in Saltlake-City anboten, da sie doch Niemand unter sich hätten, der mit denselben umzugehen verstände. Es war ein vortreffliches Roß'sches Mikroskop neuester Construction darunter, und das Erstaunen einiger ihrer Schriftgelehrten über die Wunder, die ihnen das kleine Instrument offenbarte, als ich ihnen einige Objecte unter die Augen brachte, war nicht gering. Sie besaßen nicht weniger als 6 Barometer für Höhenmessungen von dem bekannten englischen Mechaniker Troughton, aber alle hatten Luft in die Leere bekommen oder waren durch unverständigen Transport sonst schadhaft geworden, nicht ein einziges war brauchbar. Ein chemischer Apparat in Form eines großen Reagenskastens war ebenfalls vorhanden, ebenso ein Teleskop und kleinere Meßinstrumente. Ein Theil der Bibliothek, zu deren Anschaffung der Congreß dem Delegaten der Mormonen D. Bernhisel fünf Tausend Dollars bewilligt hatte, und in welcher neben den großen englischen Encyclopädien die Rechtswissenschaft ziemlich gut repräsentirt war, ging 1852 in Feuer auf, und zwar, wie man behauptet,

unter Vorwiſſen der Behörden der Mormonen, denen namentlich die Rechtswiſſenſchaft unbequem war."

Seitdem hat ſich nichts zum Beſſeren gewendet, man müßte denn noch ein paar Bücher und Inſtrumente, welche die engliſchen Brüder ſeitdem geſchickt haben, und ein halb Dutzend Profeſſorentitel dahin rechnen, welche Young an Dilettanten verliehen hat.

„Das Schulweſen iſt in Utah noch nicht über die Elementarſtufe hinausgekommen," ſagt Buſch, dem wir hier in Auszügen folgen*), was ganz begreiflich und in der Ordnung iſt. Dafür wird die Wiſſenſchaft aber künftig, wenn den großartigen Abſichten, welche die Führer der Secte wiederholt kundgaben, und den Wunderdingen, die ſie prophezeiten, zu trauen iſt, um ſo kräftiger gepflegt werden.

Sobald man dazu Zeit gewinnt, wird man für die Univerſität auf der Terraſſe im Norden der Stadt ein ſtattliches Gebäude, umgeben von Hainen mit Springbrunnen und von botaniſchen Gärten, von Bädern, Reitbahnen und Fechtſchulen, erbauen. Sodann wird ſich mit derſelben ein Laboratorium, eine Anſtalt zur Ausbildung von Ingenieuren und Landvermeſſern und eine Bergſchule verbinden, und ſchließlich ſoll auch die Landwirthſchaft an ihr nicht leer ausgehen.

Man wird aber nicht allein vielerlei, ſondern auch viel lernen an dieſer Hochſchule Zions. Die Mormonenphiloſophen werden eine Menge von Geheimniſſen entſchleiern und eine Unzahl von Räthſeln löſen. Sie werden, wie uns verſichert wird, das Reich der Wiſſenſchaft vollſtändig revolutioniren und die größten Gelehrten, namentlich in der Mathematik und Phyſik, des Irrthums überführen. Der Geolog und der Chemiker wird von ihnen die tiefſten und merkwürdigſten Aufſchlüſſe über die Wunder der Tiefe erhalten, der Botaniker und Zoolog bei ihnen Belehrung über die Principien des Lebens in Pflanze und Thier empfangen. Die Geſchichte wird ebenfalls ſehr wichtige Bereicherungen erfahren, und zwar, wie der Aelteſte Phelps einmal in einer ſehr ſchwungvollen Rede verkündete, durch „Vorſteher der großen Univerſität im Himmel," die Gott ſeinen Heiligen ſenden wird. „Was werden," ſo äußerte ſich der Redner, „alle Herrlichkeiten der Zeit, die Erfindungen der Menſchen, die geſchichtlichen Urkunden von Japhet in der Arche bis zu Jonathan im Congreſſe, was werden der geſammte Witz und Geiſt, die geſammten Errungenſchaften des Verſtandes mit aller ihrer Methode den Heiligen vom jüngſten Tage werth ſein, wenn unſer Vater im Himmel ſeine Regenten herabſendet, ſeine Engel aus der großen Bibliothek des himmliſchen Zion, wenn er

*) Geſchichte der Mormonen, S. 332 ff.

sie herniederschickt mit einer Abschrift der Geschichte des ewigen Lebens, den Urkunden der Welten, dem Stammbaum der Götter, der Philosophie der Wahrheit, dem Verzeichniß unserer Namen aus dem Buche des Lebens auf dem Schooße des Lammes und den Gesängen der seligen Geister."

Die größte Umwälzung aber wird auf dem Gebiete der Astronomie hervorgerufen werden. Hier wird das ganze bisherige Weltsystem durch Aufschlüsse über die Zahl, die Ordnung, die Natur und das Verhältniß der Planeten, Fixsterne und Kometen zu einander durchaus modificirt werden. Was für Belehrung wir in diesem Kreise zu erwarten haben, findet der Wahrheitsfreund in dem „Buche Abrahams" angedeutet, welches einst neben einigen ägyptischen Mumien nach Nauvoo gebracht wurde, wo der Prophet Joseph einen Theil der Schrift, die von dem glaubensreichen Erzvater während seines Aufenthaltes am Nil verfaßt worden, in's Englische übersetzte. Einen anderen Vorschmack dessen, was der Wissenschaft von den Gelehrten Deseret's bevorsteht, haben wir in dem Aufsatze eines ihrer Mathematiker, in welchem derselbe während seines Aufenthaltes in England allen Ernstes den Versuch machte, die Newton'schen Theorien von der Schwerkraft, der Attraction und Repulsion umzustoßen und an ihre Stelle eine Intelligenz des Grundstoffes oder eine „Eingießung und Gegenwart des heiligen Geistes in der Atomenmasse" zu setzen."

Der beste Zug im Charakter der Mormonen ist ihre Arbeitsamkeit. „Ein Träger kann kein Christ sein und nicht selig werden," lautet wörtlich der Schluß ihres Glaubensbekenntnisses. Wenn sie nach jeder Verfolgung sich rasch erholten, wenn sie ohne bedeutendes Talent und ohne viel Wissen unter ihren Führern sich in der Wüste der Felsengebirge festzusetzen, zu halten und leidlich zu gedeihen vermochten, so war der Hauptgrund die energische Arbeit, der sich alle Glieder der Gemeinde vom geringsten bis zum höchsten hinauf von Anfang an bis jetzt hingaben. Auch den Frauen ist gelehrt, daß Arbeit Gott das angenehmste Opfer ist, und selbst die Weiber des Propheten müssen sich ihr Brot durch Spinnen, Weben, Sticken und Nähen erwerben. Andere machen Handschuhe und Fächer, stricken Strümpfe, schneiden Muster, präpariren Sämereien und trocknen Aepfel und Pfirsiche. Den Männern fallen die schwereren Arbeiten zu, die Sorge für Vieh und Feld (die beiläufig in Amerika allenthalben und ausschließlich in Männerhänden ist), die Anlegung von Dämmen und Gräben, das Holzfällen im Gebirge, der Transport von Baumaterial und anderen Bedürfnissen, die Gärtnerei und der Betrieb der verschiedenen Handwerke. Auch die Priester und Aeltesten bis zu den Aposteln und dem Propheten hinauf arbeiten und betreiben städtische und ländliche Geschäfte; Brigham Young ist Baumwollpflanzer und Bretmüller, und der nächste hohe Würdenträger nach ihm, Heber Kimball, fabricirt Leinöl und

handelt mit Vieh. Orſon Pratt iſt Lehrer der Mathematik, Georg A. Smith Landwirth und Müller, Orſon Hyde Farmer, Wilfred Woodruff Viehhändler, Georg Cannon Buchdrucker. Wieder andere Lichter der Kirche, z. B. der ſehr wohlhabende Aelteſte Clawſon, der Young's Schwiegerſohn iſt, halten Läden mit Modewaaren und anderen Artikeln, noch andere ſind Fuhrherren und Spediteure oder Gaſtwirthe. Daneben hat jeder nach ſeinen Gaben für das allgemeine Wohl zu arbeiten. Zahlreich ſind die unbezahlten Obliegenheiten der Biſchöfe, die nicht ſo ſehr auf das geiſtliche Befinden ihrer Heerde, als darauf zu achten haben, daß die Glieder derſelben ihre Aecker gut im Stande und ihre Häuſer ſauber halten, daß ſie ihre Kinder in die Schule ſchicken und ihr Vieh gehörig füttern.

Dabei ſind die Mormonen nichts weniger als ſauertöpfiſche Fromme. Die Erde iſt geſchaffen, daß man auf ihr arbeite, aber auch, daß man ſich auf ihr der Früchte ſeiner Arbeit freue. Die Bienen von Deſeret ſind daher ebenſo vergnügte als fleißige Bienen, und zwar mit Gutheißung und auf eifrige Anregung ihres Propheten. Wie er den Heiligen ein Theater verſchafft hat, ſo hat er ihnen auch einen großen Tanzſaal gebaut und das Beiſpiel zu Bällen und Concerten in Privathäuſern, zu Waſſerpartien, Picknicks und anderen Vergnügungen im Freien gegeben. Die Küche iſt bei den Wohlhabenden vortrefflich beſtellt, und wenn man keine öffentlichen Trinkhäuſer duldet, ſo ſcheinen nach Dixon's Berichten die Privatkeller der vornehmeren größer Heiligen recht gut, ſelbſt mit Champagner, verſehen zu ſein. Nirgends wohl wird unter gleichen Verhältniſſen ſo viel muſicirt, geſungen und getanzt, als in der heiligen Stadt der Mormonen. Die „Evening Parties" derſelben ſind äußerſt heitere Verſammlungen. Häufig werden ſie von den oberſten geiſtlichen Würdenträgern mit ihrer Anweſenheit beehrt, die den unvermeidlichen Walzer oder Hopſer mit einem Gebet eröffnen und ſich in der Regel dann ſelbſt am Tanze betheiligen, ein Verhalten, welches Niemand verwundern wird, wenn wir hinzufügen, daß derartige Bälle dereinſt, wenn der große Tempel fertig ſein wird, einen integrirenden Beſtandtheil des mormoniſchen Gottesdienſtes bilden ſollen.

Wie jeder Mormone ein flotter Arbeiter und ein vergnügter Geſell ſein ſoll, ſo hat jeder auch die Pflicht, ſich zum tapferen Soldaten auszubilden. Die fleißige und luſtige Biene trägt auch einen Stachel. Das Exerciren kann faſt als ein Theil des Rituals der Latterday-Saints betrachtet werden, da ſie ebenſo verpflichtet ſind, bei der Parade zu erſcheinen, wie im Tabernakel. In jedem Hauſe finden wir Gewehre und Revolver, im Zimmer des Propheten wie im Schuppen der Einwanderer, im Wohnzimmer wie in der Schlafkammer. „In fünfzehn Minuten können wir," ſo rühmten ſich die Führer der Secte gegen Dixon, „dreitauſend Büchſen um unſere Stadthalle verſammeln,

und als einſt das Alarmzeichen gegeben wurde, war dieſe Zahl wirklich unter den Waffen. Doch ſcheint Young, der ſich hiermit offenbar gegen ein Einſchreiten der Centralregierung gegen ſeine Willkürherrſchaft ſicher zu ſtellen gedacht hat, jetzt, wo dieſes Einſchreiten erfolgt iſt, nicht den Muth gefunden oder zu viel Verſtand und Ueberlegung beſeſſen zu haben, um von ſeiner Garde Gebrauch zu machen und es auf einen Kampf ankommen zu laſſen.

Im vorigen Capitel ſahen wir, daß eine der wichtigſten Pflichten des Mormonen die iſt, ſich zu verehlichen. „Ein unverheiratheter Mann iſt ein Widerſpruch, ein Vogel ohne Flügel, ein Körper ohne Seele.“ Ein Mann ſein, heißt im Stande ſein, Kinder zu erzeugen, die Sehnſucht der unzählbaren, im Himmel auf ihre Geburt wartenden Geiſter nach Exiſtenz in fleiſchlichen Tabernakeln an ſeinem Theil zu erfüllen. Ein Unverheiratheter kann weder Prieſter noch Aelteſter werden. Und weiter, wenn ein ſolcher eigentlich gar kein Mormone iſt, ſo iſt der, welcher ſich mit einer einzigen Frau begnügt, nur ein halber Mormone, und die Folge iſt, daß er nicht in die Ordnungen der Oberprieſterſchaft aufgenommen werden kann. Darnach haben ſich in den letzten zwanzig Jahren die Verhältniſſe und Gewohnheiten in Neujeruſalem nach dieſer Richtung folgendermaßen geſtaltet.

Ungefähr fünfhundert Aelteſte und Oberprieſter der in Utah angeſiedelten Mormonen leben in Polygamie, und davon hat jeder durchſchnittlich vier Frauen und ungefähr fünfzehn Kinder. Der Prophet und die beiden andern Mitglieder der erſten Präſidentſchaft gehen weit über dieſen Durchſchnitt hinaus. Doch iſt zu bemerken, daß unter ihren Gemahlinnen viele alte Wittwen ſind, die ſich ihnen bloß der Ehre wegen und um im Himmel ihre Herrlichkeit als Königinnen zu theilen, anſiegeln ließen. Der wirklichen Frauen Young's gab es im Jahre 1868 zwölf, und von dieſen hatte er damals achtundvierzig Kinder. Die vornehmſte von allen war in dieſer Zeit die erſte Frau des Propheten, Mary Ann Angell, eine alte Dame, deren Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, ſchon erwachſen ſind. Sie wohnt in der „Weißen Villa“, dem erſten Hauſe, welches je im Salzſeethale erbaut wurde. An Anſehen die nächſte nach ihr iſt Eliza Snow, die Hymnendichterin der Mormonen. Sie iſt eine angehende Fünfzigerin, hat bei ſchneeweißem Haar dunkle Augen und imponirt durch würdevolle, etwas kalte Haltung. Man titulirt ſie Fräulein, und es iſt möglich, daß ſie zu Young nur in einem platoniſchen Verhältniß wie jene Wittwen ſteht. Ihre Wohnung iſt im zweiten Stock eines ſtattlichen Hauſes, welches nach den zwei ſteinernen Löwen, die ſeinen Eingang zieren (in Anſpielung an den Ehrenbeinamen des Propheten „the lion of the Lord“) das „Löwenhaus“ heißt. Als die Favoritſultanin des Young'ſchen Harems gilt Schweſter Emiline, die eine Schönheit geweſen ſein muß und mit acht Kindern geſegnet iſt. Weniger hervorragende Frauen des Mor-

monenpapstes sind Schwester Lucy, von welcher er gleichfalls acht, Schwester Eliza Nummer zwei, eine Engländerin, von der er fünf, Schwester Margaret, von der er 4 Kinder hat; ferner Schwester Amalia, eine frühere Dienerin Joseph Smith's, die dem Nachfolger desselben ebenfalls vier, Schwester Zina, die als Lehrerin und als Dichterin gefeiert wird, und die dem Propheten drei Kinder geboren hat, endlich Schwester Clara, die ihm drei Sprößlinge schenkte.

Wie viel Familie die Collegen Young's in der Präsidentschaft haben, ist nicht genau bekannt. Heber Kimball, der eine Mitregent, wird dem Propheten an Weiber- und Kinderbesitz nicht weit nachstehen. Dagegen sind wir in Betreff der zwölf Apostel der Kirche wieder bestimmter unterrichtet. Orson Hyde, der erste derselben, hatte 1868 vier, Orson Pratt, der Dogmatiker, gleichfalls vier, John Taylor sieben, Wilfred Woodruff drei, Georg A. Smith fünf, Amasa Lyman vier, Ezra Benson ebenfalls vier, Charles Rich sieben, Lorenzo Snow vier, Erastus Snow drei, Franklin Richards vier, Georg Cannon endlich wieder drei Frauen.

Die Vielweiberei hat die Zahl der Mormonen unzweifelhaft wesentlich vermehrt. Doch ist dies nur so zu verstehen, daß sie für die Missionäre unter den „Heiden" in England und Dänemark, woher die Mehrzahl der Bewohner Utah's stammt, ein guter Köder gewesen ist. Es leidet keinen Zweifel, daß die „Predigt vom Evangelium" wesentlich leichter begriffen wurde und annehmbarer erschien, wenn sie den Bauern und Bergleuten von Wales, den Webern von Lancashire und den Schneidern und Schustern von London und Liverpool das Paradies am Salzsee als ein solches schilderten, wo ein Mann nicht nur so viele Häuser haben kann, als er zu bauen vermag, sondern sich auch so viele Frauen zulegen darf, als er zu ernähren und zu regieren im Stande ist. Durch Geburten haben die Mormonen in Folge der Einführung der Polygamie ihre Zahl eher weniger als mehr verstärkt, als sie gewachsen sein würde, wenn sie in Monogamie fortgelebt hätten.

Allerdings berichtet Dixon, daß die Häuser in Utah von Kindern wimmeln. „Wo wir eine Frau sehen, säugt sie ein Kleines, wohin wir kommen, zeigt man uns zwei oder drei. Dieses Thal ist in der That das Land der Säuglinge. Es ist ganz gewöhnlich für einen Mann, zwanzig Knaben und Mädchen in seinem Hause zu haben, die alle seine Sprößlinge sind. Ein Kaufmann, bei dem wir gestern zu Tisch waren, konnte uns die Zahl seiner Kinder nicht eher genau angeben, als bis er in einem Buche nachgeschlagen hatte. Eine seiner Frauen, eine hübsche Engländerin mit dem landesüblichen Säugling an der Brust, lächelte hold im Tadel über seine Vergeßlichkeit, aber es war wirklich so, nur durch Zusammenzählen und Befragen kam er dahin, uns jene Zahl genau sagen zu können. Dieser Patriarch ist erst dreiunddreißig Jahre alt."

Damit ist aber nur bewiesen, daß die „Pluralisten“ Deserets viele Kinder haben, nicht, daß die Bevölkerung des Territoriums dadurch mehr gewachsen ist, als anderswo, ja man darf erstens bei der durchschnittlich sehr großen Fruchtbarkeit auch der monogamischen Ehen im Westen Nordamerika's und zweitens bei dem Umstande, daß in neuen Colonien stets mehr Männer als Frauen und daß deßhalb in der neuen Colonie Utah die Polygamie viele junge Männer zu gar keiner Frau gelangen läßt, mit ziemlicher Bestimmtheit schließen, daß das Gegentheil der Fall ist.

Der Widerspruch zwischen dem Gebot der Vielweiberei und der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Frauen im Mormonenlande wird zu einer Erscheinung unter den Heiligen geführt oder doch beigetragen haben, die unsern Anschauungen und Gewohnheiten noch ferner steht, als die Polygamie, indem sie darin besteht, daß die Mormonen sich über die Grenzen hinweggesetzt haben, welche Natur und Herkommen der Neigung, sich zu verheirathen, bei nahen Verwandten zieht. Sie finden weder in der Natur, noch in der Offenbarung einen Grund, aus dem Blutsverwandte sich einander nicht ehelichen sollten. Wie die Kinder Adams und Eva's und die Enkel dieses ersten Menschenpaares sich unter einander heiratheten, wie Abraham seine Schwester Sarah zur Frau hatte, wie die Indianer ihre Gattinnen sich aus ihrem Stamm im engsten Sinn wählen dürfen, so darf der Mormone zwei oder drei Töchter einer Mutter und eines Vaters, eine Tante mit ihrer Nichte, eine Mutter und ihr Kind heirathen, und Fälle, wo man sich dieser Erlaubniß bedient, sind nicht selten. Selbst die höhern Arten der Blutschande werden nur durch den Rest eines Gefühls aus der „heidnischen“ Welt verhindert. „Ich fragte den Präsidenten“, so erzählt uns Dixon, „ob er bei seinen Anschauungen etwas gegen eine Heirath zwischen Bruder und Schwester einzuwenden habe. — Für mich selbst, nicht für die Kirche sprechend, sagte er, sehe ich durchaus kein Hinderniß. — Kommt diese Heirath je vor? — Niemals. — Ist es von der Kirche verboten? — Nein, nur durch ein Vorurtheil. — Die öffentlich Meinung gibt es nicht zu? — Ich selbst würde es nicht thun, noch jemand es thun lassen, wenn ich es hindern könnte. — Also Sie verbieten es nicht und thun es nicht? — Meine Vorurtheile hindern mich daran.“

Wie aber wirkt die Theorie von der „Pluralität“ auf die Frauen Utah's? Hier sagen uns die Führer der Mormonen zunächst, daß die große Mehrzahl des schönen Geschlechts sich dieser Lehre nicht nur fügt, sondern gern fügt, ja daß viele Frauen fanatisch für dieselbe begeistert sind. Sie verweisen uns darauf, daß der Prediger, der im Tabernakel das Beispiel Sarah's und Rahel's zur Nachfolge empfiehlt, seine eifrigsten Zuhörer auf den Bänken findet, wo die Damenwelt sitzt, daß in der Salzsee-Stadt ein Damenclub besteht,

der sich's zur Aufgabe gestellt hat, die Polygamie mit allen Mitteln zu fördern, daß Dichterinnen sie preisen, Mütter sie ihren Töchtern als gottgefällig rühmen, daß ältere Frauen sich glücklich schätzen, wenn sie dem Harem ihres Gemahls eine neue Hagar oder Bilha zuführen können. Die Nichtmormonen müssen zugeben, daß Einiges hiervon richtig ist, und daß es namentlich überspannte Frauen in Utah gibt, welche, wie Belinda Pratt, die in einem gedruckten und viel verbreiteten Briefe die Vielweiberei mit feurigen Worten empfahl, in Wort und Schrift für das System der „Pluralität" aufgetreten sind. Die Adresse der dritthalbtausend Frauen, welche jetzt von dem Congreß Aufrechthaltung des Instituts erbat, mag ebenfalls als Beweis für die Zufriedenheit der Mormoninnen mit dem letzteren gebucht werden, obwohl es sich fragt, wie viele Unterschriften von der eheherrlichen Gewalt oder der Furcht vor der Präsidentschaft oder von dem Gedanken an die unsichere Zukunft, in welche die Betreffenden als zweite, dritte oder vierte Weiber durch Auflösung des bisherigen Verhältnisses hinausgestoßen werden würden, dictirt und wie viele von Ueberzeugungswegen erfolgt sind. Im Allgemeinen aber ist die Polygamie nach allen Berichterstattern, von Gumirson und Schiel an bis auf Dixon bei den weiblichen Heiligen nicht beliebt, und viele Mädchen heirathen lieber gar nicht, als daß sie einen alten Oberpriester oder Aeltesten, der seinen Harem mit ihnen zu vervollständigen wünscht, oder einen jungen Mann nähmen, der ihnen nicht versprechen will, sich auf sein erstes Ehegelübde zu beschränken.

Die Vertheidiger der Vielweiberei sagen ferner, dieselbe habe auf die Frauen einen vortrefflichen Einfluß geübt. Dieselben seien „im Thale" weit häuslicher, weiblicher und mütterlicher geworden, als sie draußen „unter den Heiden" gewesen. Auch davon möchte Einiges begründet sein, nur wird es durch die üblen Wirkungen der Hühnerehe, durch welche das Weib zur — nun eben zur Henne wird, bei Weitem überwogen. Die „Pluralität" versetzt sie aus dem Wohnzimmer in die Küche und die Kinderstube. Die verheirathete Frau ist, von den älteren Damen abgesehen, in der Salzsee-Stadt durch die Eifersucht und das Mißtrauen des Mannes fast ganz von der Gesellschaft ausgeschlossen. Es ist fast wie unter den Türken, wo es für unschicklich gilt, einen Freund nach dem Befinden seiner Gemahlin zu fragen. Die Männer sehen einander selten im Hause und dann fast nie in Gesellschaft ihrer Frauen. So fehlt es für die letzteren an Anregung, und dadurch haben viele die Fähigkeit eingebüßt, selbst an einem so leichten Gespräche, wie es den Mittagstisch und das Empfangszimmer belebt, Theil zu nehmen.

„In vielen Häusern", so erzählt Dixon, „liefen die Frauen unserer Wirthe mit ihren Säuglingen in den Stuben umher, holten Champagner, entkorkten die Flaschen, brachten Kuchen und Früchte, zündeten Fidibusse an, eisten das

Waſſer, während die Männer ſich in ihren Stühlen räkelten, die Füße zum Fenſter hinausſtreckten und Humpen Weins hinuntergoſſen. Die Damen ſind in der Regel einfach, um nicht zu ſagen, ärmlich gekleidet. Sie tragen keine hellen Farben, keine muntern Falbeln und Verzierungen. Sie ſind ruhig und unterwürfig, ſchlaff und leer, als ob man allen Witz, alle Heiterkeit, alles Leben aus ihnen hinausgepredigt hätte. Selten lachen ſie, und dann mit einem matten, müden Blick, niemals ſo vergnügt wie unſere engliſchen Mädchen. Sie wiſſen ſehr wenig und äußern an ſehr wenigen Dingen ein Intereſſe. Vermuthlich beſitzen alle großes Geſchick im Kinderwarten, aber ſelten findet man unter ihnen Tact und lebhaften Geiſt. Während man im Hauſe iſt, werden ſie in das Geſellſchaftszimmer geholt wie bei uns die Kinder. Sie kommen dann einen Augenblick herein, verbeugen ſich, geben ein Händchen und ſchleichen ſich dann wieder hinaus, als ob ſie ſelbſt fühlten, daß ſie nicht in die Geſellſchaft gehören.

Selbſt in den Häuſern der Reichen am Salzſee trifft man unter den Frauen wenig Anmuth und Selbſtgefühl an. Hier gibt keine Hausfrau durch ihr Benehmen zu verſtehen, daß ſie Herrin neben dem Manne iſt. Nur die erſte Frau hat im Haushalt des Mormonen, wenn die verſchiedenen Weiber deſſelben nicht verſchiedene Gebäude bewohnen, die Stellung einer Hausfrau, nur ſie ordnet an und commandirt die folgenden Nummern. Während ſie den Namen ihres Mannes trägt, werden die übrigen nur mit ihrem Vornamen, Schweſter Jane, Schweſter Betſy oder zweite, dritte u. ſ. w. Frau von Bruder Brow oder Smith genannt. Nicht immer ſitzen letztere, wenn Beſuch da iſt, mit am Mittags- oder Abendtiſch, und wenn ſie da einen Platz einnehmen, ſo iſt es nicht am obern Ende, ſondern auf einem der unteren Stühle.

In der That, es gehört die dreiſte Bornirtheit eines mormoniſchen Fanatikers dazu, um in ſolchen Zuſtänden einen Segen zu erblicken. Noch ſchlimmer aber iſt, daß dieſe Herabdrückung der Frauen bei den Latterday-Saints ſich nicht auf die verheiratheten Frauen beſchränkt, ſondern, wie natürlich und begreiflich, das ganze Geſchlecht entwürdigt und gewiſſermaßen in eine Menſchenklaſſe zweiten Ranges verwandelt hat. Die Mormoninnen ſind das reine Gegentheil deſſen, was die Partei der „Weiberrechte" im Oſten Amerika's erſtrebt. Der Mann iſt König im Hauſe, die Frau rechtlos erklärt und ſehr wenig geachtet. „Taylor's Töchter", ſo erzählt Dixon von einem Beſuche bei dieſem Kirchenvater, „warteten uns bei Tiſche auf, zwei hübſche, zarte, an Engländerinnen erinnernde Mädchen. Wir würden vorgezogen haben, hinter ihren Stühlen zu ſtehen und ihnen die leckerſten Biſſen von Huka und Kuchen vorzulegen, aber der Mormone hält gleich dem Muslem eine ſchwere Hand über ſeine Weiber." „Ein Mädchen muß ihren Vater mit

„mein Herr" anreden und würde kaum wagen, sich in seinem Beisein ohne seine Erlaubniß niederzusetzen." „Die Weiber", sagte Young zu mir, „werden leichter selig werden als die Männer; sie haben nicht Verstand genug, um sehr zu sündigen." Andere sehr deutlich sprechende Beispiele für die Mißachtung, welche der Mormone vor den weiblichen Mitgliedern seines Haushalts und insbesondere vor seinen hinzugeheiratheten Weibern hegt, wolle man bei Busch S. 346 bis 350 nachlesen.

Jedes unverheirathete Frauenzimmer hat bei den Mormonen das Recht, sich bei dem Präsidium durch ihren Bischof Versorgung mit einem Ehemann auszubitten, und ihr Gesuch darf nicht abgeschlagen werden. Der Prophet pflegt dann nachzudenken, wer tauglich sein möchte, und hat er den Rechten gefunden, so wird derselbe citirt, und er muß sehr triftige Gründe anführen können, wenn er dem ihm angesonnenen Ehebunde mit der Einsamen entgehen will. Andrerseits kann der Vorsteher der Kirche mißrathenden Ehen auch abhelfen, indem er die Verheiratheten oder Versiegelten, nachdem er sie zur Eintracht und Geduld ermahnt hat, sie aber in der ihnen dann gesetzten Probezeit die Unmöglichkeit eingesehen haben, weiter mit einander zu existiren, von ihren Gelübden lossspricht. Aus dieser Gewalt in Ehesachen erwächst ihm natürlich ein ungemeines Ansehen und eine genaue Kenntniß der gesammten häuslichen Verhältnisse seiner Heiligen.

Ein anderes Mittel, durch welches Young und die übrigen Häupter der Kirche ihr Ansehen und ihre Macht mehren, ist die Annahme mehrerer Personen an Kindesstatt. Häufig geschieht es, daß Apostel und Hohepriester ganze Familien auf diese Weise der ihrigen einverleiben, und der Prophet hat dies ebenfalls wiederholt gethan. Sehr gern hätte er in den letzten Jahren die ihm unbequemen Söhne seines Vorgängers Joseph Smith auf diesem Wege unschädlich gemacht, aber sie wollten nicht. Andere dagegen finden eine Ehre darin, „Söhne des Sehers" oder „Adoptivkinder des Präsidenten" zu heißen. Sie wohnen dann entweder bei ihrem Adoptivvater oder doch in seiner Nähe, arbeiten für ihn, empfangen Nahrung und sonstige Nothdurft von ihm, stehen ihm bei Streitigkeiten mit Büchse und Bowiekniſe zur Seite und verhalten sich überhaupt, obwohl sie überhaupt Männer reiferen Alters sind, vollständig als Kinder gegen ihn. Der eigentliche Zweck dieser Einrichtung, die fast wie Leibeigenschaft aussieht, ist offenbar der gewesen, daß die Führer sich durch Heranbildung einer starken, durch Dankbarkeit an ihr Interesse gefesselten Gefolgschaft für alle Fälle ihre Macht zu sichern bestrebt waren. Sie haben aber diese Absicht, die so wenig mit der Liebe zur Unabhängigkeit und allen damit zusammenhängenden Reminiscenzen eines Amerikaners und Engländers harmonirt, geschickt verborgen und der Sache dadurch, daß sie behaupten, das Verhältniß werde sich im Jenseits fortsetzen, eine religiöse Weihe

verliehen, über welcher der Fanatismus ihrer Anhänger wie so manches Andere auch die Liebe zur Freiheit und Gleichheit vergißt.

Nachschrift. Wir lassen dem Vorstehenden die neuesten Nachrichten über den Erfolg des Einschreitens der Unionsbehörden gegen den mormonischen Unfug in Utah folgen. Sie reichen bis Ende October und sind in der Wochennummer der „Newyork Tribune" vom 1. November enthalten:

Salzsee-Stadt, 29. October. Der Oberrichter Mac Kean sprach gestern über Thomas Hawkins, den der Polygamie Angeklagten, das Urtheil, wie folgt:

„Thomas Hawkins, ich bedauere Sie sehr — Sie mögen das jetzt nicht glauben, aber ich werde versuchen, Sie es durch die Barmherzigkeit glauben zu machen, die ich Ihnen erzeigen werde. Sie kamen von England hierher mit der Gattin Ihrer jungen Jahre, lange Zeit waren Sie ein treuer Ehemann und ein liebreicher Vater. Endlich aber versuchte Sie der böse Geist der Polygamie und nahm Besitz von Ihnen. Da wich das Glück aus Ihrem Hause, und jetzt stehen Sie in Folge einer Klage Ihrer treuen Gattin und kraft des Verdicts eines dem Gesetz gehorsamen Schwurgerichts vor dieser Schranke als überwiesener Verbrecher. Ich muß darauf sehen, daß mein Urtheil nicht so streng ausfällt, damit es nicht wie Rache erscheint, und nicht so leicht, damit es nicht aussieht, als ließe sich mit der Gerechtigkeit scherzen. Ich will hier sagen, daß wenn Ihre gute Aufführung und das öffentliche Wohl mir dazu das Recht geben, ich mit Freuden Ihre Begnadigung befürworten will. Jetzt aber lautet der Spruch des Gerichtshofes, daß Sie eine Geldstrafe von 500 Dollars zu entrichten haben und auf drei Jahre Gefängniß mit schwerer Arbeit."

Gegen alle Erwartung rief dieses Urtheil wenig Aufregung im Gerichtssaal hervor. Ferner wurden heute durch den Vereinigten-Staaten-Marschall Patrick Daniel H. Wells, der Bürgermeister der Stadt, Hozea Stout, der frühere General-Staatsanwalt des Territoriums, und William Belden, der Besitzer von Timballs Hotel, auf einen Beschluß der großen Jury wegen Mordes in Haft genommen und nach Camp Douglas gebracht. Das Verbrechen, dessen man sie beschuldigt, ist die vor etwa 12 Jahren erfolgte Ermordung eines gewissen Richard Yates und eines Mannes Namens Buck durch einen Mormonen, der sich Josef Meacham nennt, und der von ihnen angestiftet worden sein soll. Auf dieselbe Anklage hin erging ein Verhaftsbefehl gegen Orson Hyde, einen der zwölf Apostel, aber er flüchtete in den südlichen Theil des Territoriums, wohin man ihn verfolgt. Desgleichen wur-

den Verhaftsbefehle erlassen gegen Brigham Young und seinen Sohn Joseph, ebenfalls wegen Anstiftung von Mordthaten. Diese Maßregeln sollen sämmtlich auf die Aussagen eines gewissen Bill Hickman verfügt worden sein, der früher zu den Daniten oder Würgengeln der Mormonenbehörden gehört hat. Hunderte von Leuten, vorzüglich Mormonen, besuchten heute Camp Douglas, um Wells und die andern Gefangenen zu sehen, und General Morrow gestattete ihnen unbehinderten Zutritt zu ihren Freunden. Die Gefangenen sind in einem bequemen, gut möblirten Häuschen untergebracht und scheinen in heiterer Stimmung zu sein. Vor der Thür geht eine Schildwache auf und ab.

Der Aelteste Georg Cannon traf diesen Morgen von San Francisco ein und predigte Nachmittags im großen Tabernakel vor einer Zuhörerschaft von wenigstens 10,000 Köpfen. Er rieth seinen Leuten von jeder Gewaltthat ab und hieß sie dem Gesetz gehorchen. Gott werde sie schon beschützen und von ihren Verfolgern befreien. Der Kreuzzug gegen sie könne ihre Stärke und ihren Ruhm nur erhöhen. Ihre Kirche müsse zuletzt doch den Sieg behalten. Sie wäre nicht umzustürzen. Ihr Glaube wäre die Offenbarung des göttlichen Geistes und würde ewig dauern. Der Aelteste Pratt war nicht so zahm. Er hätte, wie er sagte, durchaus keine Lust, zu hören, daß so ein winselnder Richter zu ihm wie zu Bruder Hawkins sage: „Ich bedauere Sie." Er brauche kein Mitleid von diesen Bundesbeamten. Er wäre bereit, auf zwanzig Jahre in's Gefängniß zu gehen, wolle aber keine Gnade aus solch einer Quelle. Zuletzt weissagte er, daß Gott die gegenwärtigen Verfolger des Mormonenvolkes stürzen und vernichten werde.

Brigham Young ist seit mehreren Tagen verschwunden. Sein Sohn Joseph, der mit ihm unsichtbar geworden war, soll heute zurückgekehrt sein. Man hat ihn aber noch nicht verhaftet."

30. October. Heute früh hat das Bezirksgericht der Vereinigten Staaten dem Antrag statt gegeben, den Bürgermeister Wells gegen Bürgschaft auf freien Fuß zu setzen. Motivirt wurde der Beschluß damit, daß Camp Douglas, wo die Gefangenen sich befinden, mehrere Minuten von der Stadt entfernt und Wells dadurch verhindert sei, seine Obliegenheiten als Mayor zu erfüllen und für Ordnung und Ruhe in der Stadt Sorge zu tragen, für die er doch als Vorstand der Polizei in derselben verantwortlich zu machen. Als Bürgschaft wurden 50,000 Dollars verlangt, für welche von H. S. Eldridge von der Bank von Deseret und von William Jennings von der Zionscooperativ-Institution Sicherheit gegeben wurde. Morgen kommt die Klage der Frau Clayton gegen ihren in Polygamie lebenden Ehemann zur Verhandlung. Dieselbe geht auf Scheidung und Alimentation. Clayton ist der Auditor des Territoriums, die Klägerin seine neunte Frau.

Man hat jetzt Nachricht von Youngs Verbleiben. Er wurde am Sonnabend an einer Stelle, zwanzig Meilen südlich von hier, auf der Straße nach St. George, einer schönen Niederlassung circa 150 Meilen vom Salzsee gesehen, in welcher er den letzten Winter verbrachte. Seine Freunde sagen, daß er St. George besucht, um seine leidende Gesundheit wieder herzustellen, aber er will augenscheinlich der Verhaftung entgehen, die ihm schon seit geraumer Zeit drohte. Sein Zug bestand aus fünf bedeckten Wagen, die von 20 Mann der mit Büchsen und Revolvern bewaffneten Nauvoo-Cavalerie escortirt wurden. Der bekannte Pastor Rockwell befand sich in seiner Begleitung."

Das Drama in Utah nähert sich also mit raschen Schritten seinem Ende. Der Prophet wird nur als Gefangener wiederkehren. Eine Auflehnung seiner Anhänger scheint nicht bevorzustehen. Er wird, wenn auch vielleicht nicht wegen des angeblich von ihm ertheilten Mordbefehls, doch wegen desselben Verbrechens wie Hawkins bestraft werden, vorausgesetzt, daß eine seiner Frauen Klage gegen ihn erhebt. Was freilich mit den fünfhundert andern Polygamisten werden soll, bleibt bis auf Weiteres ein Räthsel. — o. —

Berliner Briefe.

Es war gestern ein banger Augenblick, als über das dreijährige Pauschquantum des Militäretats abgestimmt wurde. Zwar hatten die Kenner der Parteiverhältnisse schon vorhergesagt, daß der Regierungsantrag mit einer kleinen Majorität angenommen werden würde, aber diese Majorität war wirklich so klein, daß das Ergebniß während des Namensaufrufs lange Zeit schwankend schien. Im Reichstage selbst hat das Votum keinen versöhnenden Eindruck gemacht. Dazu waren die Parteien zu scharf an einander gerathen und die orthodoxen Liberalen werden den „sogenannten" Liberalen für lange Zeit nicht verzeihen, daß sie einer zweiten Auflage des Conflicts beraubt worden sind, obgleich sie sich selbst sagen mußten, daß ein Conflict in dem jungen deutschen Reich ein so unermeßliches Unheil wäre und eine solche Confusion anrichten müßte, daß selbst das größte staatsmännische Genie keine Hülfe bringen könnte.

Der meist geschmähte Mann dieser Tage ist Herr v. Treitschke. Während er sprach — und er sprach allerdings so kühn und rückhaltlos wie immer — leistete die Fortschrittspartei, da sie sich dem Redner nicht anders ver-

ständlich machen konnte, wenigstens in grinsender Pantomimik das Menschenmöglichste. Darin geht ja die Fortschrittspartei im Hause immer bis zu jener äußersten Grenze des Anstandes, welche sie in ihren Preßdenunciationen und Verleumdungen Andersdenkender vor dem Lande stets zu überschreiten gewohnt ist, weil der Geschmack ihrer Leser einmal von ihr so dressirt ist, und kein Präsident Simson sie hier über die Grenzen des Schicklichen belehren kann. Aber auch viele von Treitschke's Freunden verwahrten sich mit sichtlicher Entrüstung gegen seine ketzerische Rede. Sehr zu verwundern ist nur, daß man ihn nicht geradezu einen Chauvinisten genannt hat, ein Wort, welches bei uns in Deutschland viel mehr als in Frankreich der Inbegriff des bramarbasirenden Soldatenthums geworden ist. Und als frivolen Säbelrassler schlechthin wagte man ja Treitschke zu bezeichnen.

Gerade in dieser Beziehung gilt aber das Wort, daß wenn Zwei dasselbe thun, es nicht dasselbe ist. Der Chauvinismus hat in Frankreich die letzte Katastrophe zum Theil herbeigeführt, deßhalb ist es aber noch nicht nothwendig, jede kriegerische Neigung fern zu halten. Man kann eine Suppe versalzen, eine ungesalzene ist aber eben so ungenießbar.

Nun ist es sogar etwas übertrieben, wenn man behauptet, in Deutschland existire kein Chauvinismus. Er existirt wenigstens in Preußen sogar recht stark, nur muß man ihn nicht im Parlament, nicht in den Zeitungen, nicht in den öffentlichen Versammlungen suchen. Aber man findet ihn bei einem großen Theile derjenigen, welche gedient haben, man findet ihn besonders auf dem Lande, wo sich die Traditionen von 1813 bis jetzt frisch erhalten haben, man findet ihn bei dem Adel, man findet ihn auch bei jener Jugend, welche durch den einjährigen freiwilligen Dienst und sich daranschließenden Eintritt in das Officiercorps ein ungeheuer wichtiges Mittel ist, um bürgerliches und militärisches Wesen, Beamte und Officiere, ja selbst Stadt und Hof einander zu nähern und zur Ausgleichung zu bringen.

An England rühmt man, daß dem Bürgerthum der Eintritt in die Aristokratie eröffnet ist. In dem demokratischen Preußen, wo man freilich so manche inhaltreiche und inhaltlose Vorrechte des Adels zu conserviren bemüht ist, geht die Mischung der Stände unaufhaltsam vor sich. Dem erworbenen Reichthum des Vaters gestattet man sogar, sich einem Berufe zu widmen, der wenig gewinnbringend, aber glänzender und für den Ehrgeiz verlockender ist. Man wendet außerordentlich wenig Aufmerksamkeit auf diese allerdings nicht auffallende Bewegung. Die Tausende von Reserve- und Landwehrofficieren, Juristen, Lehrern, Banquiers, Kaufleuten u. s. w. wetteifern mit dem Berufsofficier an Pflege des Ehrbegriffs, welcher im preußischen Heere von je so scharf ausgeprägt war und jetzt nach drei Kriegen haben sie sein Element in die Bevölkerung gebracht, welches derselben früher fehlte. Es giebt unter Denen, welche

zurückgekehrt sind, Viele, welche, so sehr sie ihre Pflicht gethan, doch von Herzen wünschen, daß es ihnen niemals wieder beschieden sein möge, auf Kriegspfaden zu wandeln; es giebt aber auch Viele, denen eine solche Aussicht gar nicht unangenehm erscheint.

Diese kriegerische Ader pulsirt glücklicherweise nicht stark genug, als daß sie die friedlichen Bestrebungen und Arbeiten des Volkes lähmen könnte. Diese sind vielmehr nach der Beendigung des Krieges mit einem beispiellosen Eifer wieder aufgenommen worden. Nie war, um nur von Berlin zu sprechen, die Spree und der Canal so voll von Schiffen, nie waren die Straßen so unsicher durch das Gewühl der Lastwagen, wie jetzt. Ueberall summt die Thätigkeit. Jeder Geschäftsmann hat seinen Antheil an diesem gewaltigen Aufschwung. Aber das Volk weiß auch, daß es denselben der Tüchtigkeit der Armee und der Regierung zu verdanken hat, welche diese Tüchtigkeit zu entwickeln und zu benützen wußte. Deßhalb setzt sich die liberale Majorität in Zwiespalt mit der Mehrheit des Volkes, sobald sie anfängt, mit der Regierung über den Militäretat zu streiten und die Regierung leistet Widerstand gegen jeden Versuch der Einmischung, weil sie fürchtet, daß dem ersten Schritt der zweite folgt und weil sie bisher in keiner parlamentarischen Versammlung die Traditionen vertreten sah, die sie selbst und die die Masse des Volks vertritt — die Traditionen einer großen militärischen Vergangenheit, welche immer die neue Grundlage für die friedliche Weiterentwicklung gebildet hat.

Das Votum des Reichstages hat einen neuen Ausbruch dieses Zwiespaltes glücklicherweise verhindert und die guten Folgen davon werden nicht ausbleiben. Der Ausbau der Verfassung wird ungestört fortgesetzt werden und mit dem Ausbau dieser Verfassung wird auch mehr und mehr der politische Geist, der bis zum Jahre 1866 in den deutschen Parlamenten gar nicht vorhanden war, in dieselben einziehen. In England wurde einst die stehende Armee mit ähnlichen Gründen bekämpft, wie heut der hohe Präsenzstand und die lange Dienstzeit. Damals wie heut glaubte man die Freiheit gefährdet, aber auch auf unsre Verhältnisse paßt ein Wort, welches Macaulay auf jene anwendet (IV, II), daß, was in einem Stadium des Fortschritts der Gesellschaft verderblich sein mag, in einem andern unumgänglich sein kann. In diesem letzten Stadium befindet sich Deutschland heut in Bezug auf die zu seiner Sicherung nothwendige militärische Kraft. o. W.

Aus Schwaben.

Nach längerer Unterbrechung unserer Correspondenz blicken wir dießmal mit Befriedigung auf die unverkennbaren großen Fortschritte zurück, welche die Entwickelung unseres ganzen Staatswesens im letzten halben Jahr auf der seit 1870 betretenen Bahn gemacht hat. Die öffentliche Meinung hat sich bereits in die neuen Verhältnisse eingelebt, und die Thatsache, daß der Mittelpunkt unseres öffentlichen Lebens in Berlin und nicht mehr im Stuttgarter Halbmondsaal zu suchen ist, wird überall als so selbstverständlich betrachtet, daß selbst die verbissensten Feinde des Reichs, die Ultramontanen und die Schäffle-Freseſche Clique mit ihrem schwäbischen Anhang, sie als eine vollendete hinzunehmen genöthigt sind. Zwar scheinen sich oft noch der Durchführung der neuen Ordnung der Dinge fast unüberwindliche Hindernisse entgegen zu stellen, allein der Erfolg hat stets gezeigt, daß unmöglich ist, den durch die neugeschaffene politische Situation vorgezeichneten Gang der Entwicklung auch nur kurze Zeit durch die Rücksicht auf die Stimmungen und Interessen der Hofkreise aufzuhalten. Man trennt sich natürlich in letzteren nur schwer von manchen hergebrachten Prärogativen, wie man auch andererseits den gewaltigen Schutz, welchen das deutsche Reich nach außen, wie gegenüber den Feinden der socialen Ordnung verspricht, gerne acceptirt; die Verhältnisse sind in dieser Beziehung ganz andere in Stuttgart, als in Carlsruhe und München. Die Stellung der Minister in diesem fortwährenden Conflict zwischen den Anforderungen des neuen Reichsrechts und den persönlichen Neigungen der maßgebenden Kreise in Stuttgart ist daher eine höchst difficile und nicht gerade beneidenswerthe. Sie sind sich offenbar darüber klar, daß ein fester Rückhalt in Berlin für sie mehr Werth hat, als gewisse persönliche Sympathien in Stuttgart, und sie betrachten theilweise die in Berlin errungene Stellung als eine Versicherung gegen die Launen der Hofgunst, welche früher die beliebige Entlassung der Minister als das werthvollste Attribut des Herrscherthums betrachtete. Daher das Streben, vor allem in Berlin Boden zu gewinnen, die letzte Erinnerung an die zollparlamentliche Vergangenheit zu verwischen, zugleich aber in Stuttgart jede Eifersucht möglichst zu zerstreuen und dagegen die Ueberzeugung zu erwecken, daß die Minister im Bundesrath und Reichstag einzig und allein darauf bedacht seien, die Sonderrechte der Krone und des Landes zu wahren. Um Letzteres zu ermöglichen, ist nöthig, von Zeit zu Zeit gewisse Trophäen — wie die landesherrlichen Köpfe auf den neuen Goldmünzen — aus Berlin nach Hause zu bringen. Leider sind auch diese nur mit Hilfe des Reichskanzlers zu erringen. Man hat daher, da man dieß fühlt, in Stuttgart nachgerade allen Geschmack an der Politik dergestalt verloren, daß man den Ministern in den wichtigsten staatsrechtlichen Fragen völlig freie

Hand läßt, unter der stillschweigenden Bedingung, dafür möglichst wenig mit solchen Angelegenheiten behelligt zu werden.

Um so ängstlicher ist die Sorgfalt, mit welcher man das persönliche Band zwischen Regierenden und Regierten zu erhalten und täglich fester zu knüpfen bemüht ist, verbunden mit dem Anspruch auf eine naive patriarchalische Hingebung, welche dem heutigen Zeitalter völlig fremd ist. Man fürchtet hierbei offenbar, der äußere Nimbus des Königthums könnte künftighin durch den Glanz der kaiserlichen Majestät verdunkelt werden, und mag sich daher am allerwenigsten in den Gedanken finden, die Huldigungen des Volks mit dem Kaiser theilen zu müssen oder gar letzteren besonders ausgezeichnet zu sehen. Man hatte deßhalb in den Septembertagen dieses Jahrs, als unser schwäbisches Byzanz sich bemühte, ein Familienfest des Hofes zu einer ebenso erzwungenen als geschmacklosen Demonstration der ungeschmälerten Unterthanentreue zu benutzen, und, wenn auch mit wenig Erfolg — eine Orgie des Particularismus zu feiern, mit sichtbarer Beklemmung nach Gastein geblickt, und war herzlich froh, als der Kaiser — der sich nicht aufzudrängen beabsichtigte — vermied, den Mittelpunkt unseres Landes zu berühren, so daß bis jetzt den Schwaben allein die Gelegenheit entzogen wurde, dem neuen Reichsoberhaupt persönlich zu huldigen.

Dennoch sind wir weit entfernt, diesem krampfhaften Festhalten an den äußeren Zeichen des Herrscherthums eine tiefere Bedeutung beizulegen. Man rechnet in Schwaben heutzutage so viel wie anderwärts mit den Thatsachen: und die große nationalgesinnte Mehrheit der Bevölkerung, welche dem König für so manches große Opfer an seinen Souveränitätsrechten zu Dank verpflichtet ist, sucht sich diese Vorgänge, so gut es geht, zurecht zu legen, zumal in den wichtigsten Fragen der praktischen Politik nicht der geringste Grund zur Unzufriedenheit vorhanden ist. Muß doch schon nach Ablauf eines Jahres der Standpunkt der Versailler Verträge als ein gänzlich überwundener bezeichnet werden! Um ganz abzusehen von der Erklärung, mit welcher der Minister v. Mittnacht diesen Sommer den Juristentag bezüglich des Standpunkts der Regierung in der Frage von der Competenzerweiterung überraschte und von dem neulichen Wettlauf desselben Ministers mit Hölder im Reichstag in der Frage von dem Vorbehalt der ständischen Einwilligung, so genügt darauf hinzuweisen, daß, wie wir schon früher angekündigt haben, der Versailler Vorbehalt in der Militärfrage bereits thatsächlich beseitigt ist, und wohl auch in nächster Zeit eine formelle Derogirung erfahren wird. Die Reorganisirung unsres Heeres, welches künftighin das XIII. Corps der deutschen Armee bilden wird, geht mit Hilfe der aus Preußen gesandten zahlreichen Officiere und Verwaltungsbeamten ihrer Vollendung entgegen.

Der vom Kaiser geschickte Corpscommandant hat bereits den Oberbefehl

über unsere Truppen übernommen, so daß diese thatsächlich ganz zur Disposition des Bundesfeldherrn stehen, der Austausch zwischen schwäbischen und norddeutschen Officieren und Unterofficieren hat im größten Maßstab begonnen und das Land hat nunmehr genügende Garantie dafür, daß das schwäbische Armeecorps in kürzester Zeit nicht nur äußerlich, sondern auch nach Geist und Bildung ein harmonisches Glied der großen deutschen Armee bilden wird. Die Abschaffung des Kriegsministeriums, für welches neben dem auch äußerlich entsprechend ausgestatteten Corpscommando in Stuttgart kein Raum mehr ist, wird sich ja bald hieran anreihen, indem nach den neuesten Nachrichten der Chef desselben bereits zum Festungscommandanten in Mainz designirt ist. Was endlich die besondere Militärverwaltung und die in Aussicht genommenen Ersparnisse von den 225 Thlr. betrifft, so genügt, darauf hinzuweisen, daß der soeben veröffentlichte Finanzetat sich darauf beschränkt, die „diesmalige Aversional-Summa von 225 Thlr. für den Kopf der Friedenspräsenzstärke" in Rechnung zu nehmen, und die entsprechende Summe für die nächsten Jahre einfach unter den Leistungen an das Reich rubricirt. Von Ersparnissen „als Ergebnisse der obwaltenden besonderen Verhältnisse Württembergs unter voller Erfüllung der Bundespflichten" ist nirgends mehr die Rede, und es wird uns als sehr fraglich bezeichnet, ob die Beibehaltung einer eigenen Regie für die Folgezeit nicht mit einer sehr erheblichen Mehrbelastung des Landes verbunden wäre. Man hat sich denn auch mit der Aufgabe dieser Sonderstellung längst vertraut gemacht, und die schwäbischen Mitglieder der national-liberalen Partei des Reichstags handeln durchaus im Sinne ihrer Wähler, wenn sie in der Aussicht auf jene Eventualität der Verlängerung des Pauschquantums ihre Zustimmung ertheilen.

Im Departement der auswärtigen Angelegenheiten sah sich die Regierung genöthigt, wenigstens einen Theil der bisherigen Gesandtschaftsposten eingehen zu lassen, nachdem Bayern in dieser Frage wieder so unerwartet vorangegangen war; nämlich nach dem neuesten Etat die Gesandtschaften in Paris, Bern und Karlsruhe, während diejenigen in Petersburg, München und Wien auch fernerhin beibehalten werden sollen und neben diesen auch das auswärtige Ministerium selbst bestehen bleibt. Zu der Aufhebung der Pariser Legation verstand man sich leichter, nachdem man von dem Grafen von St. Vallier, in dessen ritterliche Gesinnung man bis zum Jahre 1870 ganz besonderes Vertrauen gesetzt hatte, durch die nachträglichen Enthüllungen Gramont's so schwarzen Undank erfahren hatte. Wir glauben übrigens kaum, daß die Stände, ohne mit ihren oft proclamirten Grundsätzen in Widerspruch zu kommen, sich mit diesem Angebot begnügen können. Von dem unnützen Aufwand abgesehen, sind die Gefahren des activen wie des passiven Gesandtschaftsrechts zu nahe liegend. Noch sind die Zeiten in frischer Erinnerung, wo der Czechen-

führer Graf Chotek als östreichischer Gesandter in Stuttgart den Mittelpunkt aller antinationalen Intriguen bildete, in dessen Palais Ultramontane und Großdeutsche ihre Parolen empfingen, wo Schäffle aus- und einging und die ersten Fäden zu dem Netz gesponnen wurden, mit welchem dieser ehrgeizige und unruhige Geist später im Bund mit den Franzosen das deutsche Reich zu umgarnen gedachte. — Aus naheliegenden Gründen kann die Initiative in dieser Richtung sogar nur von der Ständekammer erwartet werden, welche wohl auch bald die Frage von der ferneren Ausübung der Münzhoheit vor ihr Forum ziehen wird.

Aehnliche Fortschritte werden wir in nächster Zeit auch auf dem Gebiet des Post- und Telegraphenwesens zu verzeichnen haben. Man hatte sich seiner Zeit in Versailles keine klare Vorstellung darüber gemacht, wie neben der Einführung der Reglements und Tarife, — und folgeweise des ganzen Rechnungswesens des Reichs für den Verkehr außerhalb Landes, die Sonderstellung für den inneren Verkehr forterhalten werden sollte. Die Folge hiervon war, daß mit dem plötzlichen Import der umfangreichen und ganz abweichenden Vorschriften der Reichspostverwaltung unter den Männern des Schalters, welche bisher mehr durch praktische Routine als durch Studium von Paragraphen ihre Ausbildung erhalten hatten, eine solche Verwirrung einzureißen begonnen hat, daß unsere gewiegtesten Verkehrsbeamten schon jetzt keinen andern Ausweg wissen, als durch die Berufung eine größeren Anzahl norddeutscher Postbeamten die neuen Reglements und das neue Rechnungswesen in's Leben einzuführen. Das Uebrige wird sich dann vollends von selbst entwickeln. — In demselben Maße, als die bisherige Sonderstellung Schwabens aufhört, dringt denn auch die lebendige Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten des Staats immer tiefer in die Massen ein. Wir können schon heute behaupten, daß es außer den Ultramontanen keine dem Reich feindliche organisirte Partei mehr in Schwaben gibt. Die sogenannte schwäbische Volkspartei hat thatsächlich zu existiren aufgehört. Ihre Reste sind gänzlich in das klerikale Lager übergegangen, namentlich ihr bisheriges Organ, der Stuttgarter Beobachter. Letzterer, welcher schon früher durch die krasse Unkenntniß seines ostpreußischen Redacteurs in allen schwäbischen Dingen sich den Spott der Eingeborenen zugezogen hatte, hat neuerdings, seit er im Bunde mit dem „Volksboten" und dem „Vaterland", deren Ton er sich vollkommen angeeignet hat, abwechslungsweise das Reich und seine Organe und die freisinnigen Katholiken, überhaupt alles, was nicht ultramontan oder französisch ist, um die Wette verunglimpft, so ziemlich allen Credit der frühern Zeit verloren. Die moralische Vernichtung jener pseudodemokratischen Partei selbst wurde schließlich noch durch den Sturz des Ministeriums Hohenwart-Schäffle besiegelt. Letzterer, welcher aus eigener Erfahrung mit allen Geheimnissen der Journa-

liſtik vertraut war, hatte bis zu ſeiner Entlaſſung über die geſammte Preſſe derſelben frei disponirt, ſo daß letzterer ſich längere Zeit ausſchließlich auf den Abdruck von Artikeln der Wiener Tagespreſſe und der öſtreichiſchen Journale neben einigen inſpirirten Wiener Correſpondenzen beſchränkte. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß der Sturm der öffentlichen Verachtung, der von Wien ausging, auch hier zu Lande die Männer niederwarf, welche bis zuletzt ſich bemüht hatten, den Czechen in Oeſtreich zum Siege zu verhelfen, um mit ihrer und der Welſchen Hilfe künftig einmal am Reich dafür Rache nehmen zu können, daß es ſich nicht zur rechten Zeit um ihren Rath und Beiſtand beworben hatte.

Doch kehren wir zum Reichstag zurück, ſo haben bisher vor allem die Verhandlungen über die Münz- und die Kirchenfrage bei uns das Intereſſe in Anſpruch genommen. Was erſtere betrifft, ſo wäre durchaus irrig, aus ein paar vereinzelten Demonſtrationen für das Frankenſyſtem, welche von einigen abgedankten Zollſchwaben in Scene geſetzt wurden, eine beſondere Hinneigung des Südens zum franzöſiſchen Münzfuß folgern zu wollen. Man legte bei uns, da man ſich jedenfalls in ein neues Syſtem hineinleben muß, weit weniger Gewicht auf die Wahl der einen oder der anderen Einheit, als auf eine möglichſt raſche und energiſche Durchführung der einzuführenden neuen Münzen unter völliger Einziehung des alten Geldes; denn es läßt ſich nicht verkennen, daß der Süden ganz beſonders durch die Uebergangsperiode beläſtigt ſein wird. Man iſt deßhalb nicht nur durch die erfolgte Amendirung des Entwurfs von Seiten des Reichstags allgemein befriedigt, ſondern erwartet vom Reichskanzleramt in Bälde weitere Schritte, um in erſter Linie die ſüddeutſche Münze aus dem Verkehr zu ziehen.

Was die Kirchenfrage anbelangt, ſo hat das Vorgehen der bayriſchen Regierung, namentlich aber das energiſche Auftreten des Cultusminiſters von Lutz im Reichstag bei uns in Schwaben einen wahrhaft erfriſchenden Eindruck gemacht. Die Thatſache, daß ſämmtliche ſchwäbiſche Abgeordnete mit einziger Ausnahme von Probſt dem Geſetz über den Mißbrauch der Kanzel zugeſtimmt haben, darunter auch Moritz Mohl, ſpricht wohl am deutlichſten für die hier herrſchende Stimmung. Im übrigen haben die Bayern auch in dieſer Frage gezeigt, daß ſie, was Energie des Entſchluſſes und überzeugungstreues Feſthalten an dem als richtig Erkannten betrifft, den Schwaben weit voran ſind. Man betrachtet eben einmal bei uns die Vorſicht, das fortwährende Laviren zwiſchen den verſchiedenen Standpuncten als die höchſte Regierungsweisheit. Es war daher auch in der Parallele, welche Herr von Lutz zwiſchen Württemberg und Bayern zog, eine gewiſſe Ironie nicht zu verkennen. Während Herrn von Lutz der Bannfluch droht, hat dagegen unſer Herr von Mittnacht, der nichts ohne Vorbereitung zu ſprechen pflegt, vor nicht langer Zeit in

einer zahlreichen Katholikenversammlung in einem Toast auf Pius IX. den Ausspruch gethan, „daß der Papst die Sympathien aller Katholiken für sich habe." Diese Aeußerung — in Gegenwart des Landesbischofs und der Koryphäen der Stuttgarter Katholiken — konnte unter den obwaltenden Verhältnissen kaum anders, denn als Parteinahme für die Infallibilisten aufgefaßt werden, und man erkannte damals allgemein den grellen Gegensatz, in welchem diese Aeußerung zu der von der Regierung proclamirten zuwartenden Haltung stand, um so mehr, als Mittnacht, der einzige Katholik im Ministerium, in Stuttgart als der Ton angebende Minister betrachtet wird.

Dennoch möchten wir dieses Verhalten des Justizministers, den Niemand ultramontaner Neigungen bezüchtigt, nur als einen Beweis dafür ansehen, daß man in Stuttgart, zumal mit Rücksicht auf die in der Umgebung des Hofes herrschenden Einflüsse, für vortheilhaft hält, sich das Wohlwollen der Ultramontanen zu sichern. Wir werden hierauf ein anderes Mal zurückkommen und begnügen uns für jetzt mit der Bemerkung, daß die württembergische Regierung nichts lieber sehen kann, als wenn die bayrische Regierung und das deutsche Reich ihr in der Kirchenfrage, wie man zu sagen pflegt, die Kastanien aus dem Feuer holt: man kann dann nebenher noch die Lobeserhebungen der Ultramontanen und Demokraten in die Tasche stecken.

Die erste Aufgabe unserer am 1. December zusammengetretenen Ständekammer wird die Berathung des Etatsgesetzes sein. So glänzend, wie nach der letzten Thronrede in Preußen, steht es freilich in Schwaben nicht; doch schließt der vorgelegte Etat nur mit einem jährlichen Mehrbedarf von ca. 300,000 fl., und einer Steuererhöhung bedarf es vorerst nicht. Dabei gesteht der Finanzminister jetzt zum ersten Male offen ein, daß das Deficit der Staatseisenbahnverwaltung einen jährlichen Zuschuß aus Steuermitteln von $2^3/_4$ Millionen (wir hatten in einer unserer letzten Correspondenzen es rund auf drei Millionen berechnet!) erfordert, was bei einem künftigen Gesammtertrag der Steuern von 8—9 Millionen nicht wenig in's Gewicht fällt. Es wird sich nun fragen, ob, nachdem für die Regierung fernerhin jeder Grund für die Ausnutzung der Kirchthurmsinteressen zu Wahlzwecken weggefallen ist, dieselbe endlich mit dem bisherigen System des Staatsbaues, das so schwer auf den Steuerpflichtigen lastet, brechen wird. Die Entscheidung wird wesentlich auch davon abhängen, ob in der Ständekammer die Interessen des Landes oder — bei der großen Zahl der in Stuttgart domicilirten Abgeordneten — die Interessen der Residenz und der Stuttgarter Bauplatz-Speculanten den Ausschlag geben werden.

Neben dem Etat wird die Berathung des Elben'schen Antrags auf Revision der Geschäftsordnung eine der brennendsten Debatten veranlassen. Gegenüber den ebenso raschen als großartigen Leistungen des deutschen Reichs-

tags ist der schleppende Gang der Stuttgarter Geschäftsordnung für das Publicum wie für die Regierung gleich unerträglich geworden, auch kann dieselbe bei der jetzt so nahe liegenden Vergleichung zwischen dem in Berlin und in Stuttgart arbeitenden geistigen Capital fernerhin nur zur Discreditirung unserer Ständekammer dienen. Widerstand wird der Antrag nur bei den gewohnheitsmäßigen Diätenjägern finden, welche die langen Commissionsberathungen bisher so trefflich auszunutzen verstanden.

Auch ein Fastnachtsspiel wird der Ständekammer kaum erspart bleiben, indem das ultramontane und großdeutsche Häuflein beabsichtigt, die Thätigkeit des Reichstags vor das Forum derselben zu ziehen.

Die Interpellation ist bereits übergeben, durch welche unser schwäbischer Archimedes auf der Basis des Stuttgarter Ständehauses das Reich aus den Angeln zu heben gedenkt.

Von den Regierungsvorlagen heben wir den Entwurf eines Einführungsgesetzes zum Strafgesetzbuch und zur Gewerbeordnung und den seit vielen Jahren betriebenen Entwurf eines Baugesetzes hervor. Auch ist die Erhöhung der Beamtengehalte in Aussicht gestellt, über welche die Regierung noch nicht schlüssig ist; man will offenbar die Entwicklung dieser Frage im preußischen Abgeordnetenhause abwarten, um unseren Landboten die Entscheidung über die wenig populäre Vorlage zu erleichtern. Die Frage ist hier doppelt brennend, da die Besoldungen der Civildiener im Allgemeinen erheblich niedriger sind als im Norden, und die neueste Zeit außer der allgemeinen Aenderung des Geldwerthes gleichsam mit einem Schlag eine Ausgleichung der Preisverhältnisse der Länder des Gulden- und Thalerfußes herbeigeführt hat. In der Justiz insbesondere hat dieser Zustand in Verbindung mit der neulich erfolgten enormen Erhöhung der Advocatengebühren bereits die Wirkung gehabt, daß die besseren Kräfte sich der Advocatur zuzuwenden beginnen, und in Folge dieser und anderer Umstände das allgemeine Bildungsniveau des Richterstandes täglich ungünstiger sich gestaltet. α.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 3. December 1871.

Dadurch, daß die beiden letzten Reichtagsbriefe sich ausschließlich mit dem Münzgesetz beschäftigten, sind wir genöthigt, heute in der Chronologie der Reichtagssitzungen etwas weit zurückzugreifen.

In der Sitzung vom 15. November erfolgte die dritte Berathung über den Antrag des Abg. Lasker und Gen., die Gesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht in die Competenz des Reiches aufzunehmen und außerdem nicht blos das gerichtliche Verfahren, wie die Verfassung jetzt schon bestimmt, sondern auch die Gerichtsorganisation derselben Competenz zu unterstellen. Der Antrag wurde auch in dritter Lesung mit einer erfreulich großen Majorität genehmigt. Der bemerkenswertheste Theil der Verhandlung war die Rede, in welcher der Abg. Windthorst den ganzen Apparat seiner Sophistik aufbot. Man kann die Waffe der Sophistik nicht überall verpönen, und kunstgerecht gehandhabt wird sie dazu dienen, das geistige Interesse an den Gegenständen zu schärfen. Hier freilich wurden Waffen auf die Mensur gebracht, deren nichts weniger als kunstfertige Arbeit den Stempel der Unechtheit allzu deutlich aufwies. Es war die gewöhnliche Drohung mit dem Einheitsstaat, welche den Mittelpunct dieser Rede bildete. Es war namentlich die Aussicht, daß sämmtliche erste Kammern als Vertheidiger gewisser Privilegien privatrechtlicher Natur zur Ruhe gesetzt werden würden, in deren Eröffnung der Redner seine Wirkung suchte. Diese Aussicht aber, anstatt zu schrecken, schien vielmehr die Anhänger des Antrags zu bestärken. Sehr ergötzlich wurde der Redner, als er die Gefahren der Reichsgesetzgebung schilderte und darunter die Bedrohung des Eigenthums aufzählte. Und wodurch hatten sich dem scharfsichtigen Abgeordneten die communistischen Neigungen des Reichstags signalisirt? Durch den Beschluß des volkswirthschaftlichen Congresses zu Lübeck, die Besitztitel der todten Hand einer periodischen Revision für bedürftig zu erklären. Andere Beurtheiler werden diesen Beschluß, für den übrigens unmöglich der Reichstag verantwortlich gemacht werden kann, wahrscheinlich gerade anticommunistisch finden. Das Beispiel möge uns genügen, die Rede zu charakterisiren.

Am 16. November stand der Etat des auswärtigen Amtes als Theil des Reichshaushaltes zur zweiten Berathung. Dieselbe wurde durch eine Rede des Reichskanzlers bemerkenswerth. Es handelte sich um die Gehaltserhöhung einiger Generalconsuln und Gesandten. Der Abg. Löwe, bei anderen Gelegenheiten unzweifelhaft ein entschiedener Skeptiker, konnte nicht umhin, die mehr als unverbürgte Anekdote wiederum in's Feld zu führen, daß Friedrich der Große seinem Gesandten in London geschrieben habe, er möge nur zu Fuße nach Hofe gehen, hinter ihm gingen hunderttausend Mann. Fürst Bismarck bemerkte, die Anekdote habe ihn so lange erfreut, bis er selbst Minister des Auswärtigen geworden. Wenn ein deutscher Gesandter ein Mittagsessen geben solle, könne er unmöglich sagen: ich gebe kei Diner, es gehen hunderttausend Mann hinter mir. In der That könnten selbst die Mitglieder der Fortschrittspartei wissen, daß es glücklicherweise die seltenste Aufgabe der Gesandten

ist, kategorische Forderungen durchzusetzen. Die wesentliche Aufgabe derselben ist vielmehr, im ebenbürtigen Verkehr mit der regierenden Klasse des Landes, in dem sie beglaubigt sind, und mit ihren dort ebenfalls beglaubigten Collegen die herrschenden Ansichten des betreffenden Landes zu studiren und auf diese Ansichten, soweit sie das von dem Gesandten vertretene Land betreffen, berichtigend, und für das eigene Land vortheilhaft einzuwirken. Das läßt sich nicht thun mit dem Lebenszuschnitt eines unbegüterten Mannes und auch nicht einmal mit einem nach einem gewissen Maßstab reichlichen Lebenszuschnitt, der aber zurückbleibt hinter dem Maßstab der Klassen, mit welchen der Gesandte verkehren soll. Gegen diese so natürliche und so einleuchtende Thatsache berief sich indessen auch Herr von Hoverbeck auf den im Style altrömischer Fabeln erfundenen Bescheid Friedrichs des Großen.

Wir kommen auf die Sitzung vom 20. November mit der Interpellation des Abg. Erhardt, betreffend die Verletzung des deutschen Strafgesetzbuches durch eine in Lippe-Detmold erlassene fürstliche Verordnung. Der Präsident des Reichskanzleramtes konnte mittheilen, daß die Reichsregierung bereits mit Erfolg eingeschritten sei. Wir freuen uns der Interpellation insofern, als nicht der leiseste Anlaß zu dem Glauben genährt werden darf, als sei das Reich außer Stande, die Mißachtung seiner Gesetze durch die Territorialregierungen zu hindern und bezüglich zu ahnden. Die übrigen Berathungsgegenstände derselben Sitzung waren technischer Art und gaben zu keinem Gegensatz der Ansichten Anlaß, außer daß der Abg. Windthorst bei Gelegenheit der Einführung des Reichsgesetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienst in Baiern den Stachel seiner Sophistik wiederum zur Aufreizung des Particularismus in Bewegung setzte, ohne irgend einen Erfolg zu erreichen. Es handelte sich um die Frage, ob durch die Ausdehnung des Reichsgesetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienst auf Baiern der Separatstellung zu nahe getreten werde, welche in Militärsachen die Reichsverfassung für Baiern anerkannt hat. Nun kann diese Separatstellung, wie sich von selbst versteht, jederzeit ganz oder theilweise aufgegeben werden, sobald Baiern will. Es wurde die weitere Frage angeregt, wer berechtigt ist, für den Staat Baiern die Erklärung abzugeben, daß dieser Staat auf sein Separatrecht entweder verzichtet oder dasselbe für unberührt erachtet. Nichts kann klarer sein, als daß zu einem solchen Ausspruch die Stimme der bairischen Bevollmächtigten zum Bundesrath erforderlich und ausreichend ist. Der Abg. Windthorst verlangte, daß die Zustimmung der bairischen Stände eingeholt werde, und berief sich im negativen Sinne auf das Beispiel des alten Bundestages, der so viele Anfechtungen erfahren habe, weil seine Anordnungen für die Einzelstaaten sich auf die Zustimmung der Regierungen, aber nicht auch der Landesvertretungen stützten. Aber Niemand verlangt und setzt voraus, daß die Stimme der Be-

vollmächtigten zum Bundesrath blos den Willen der Regierungen ohne Rücksicht auf ihre betreffenden Stände ausdrücke. Es ist die Sache der Einzel-Regierungen, für ihre Erklärungen im Bundesrath die Zustimmung ihrer Stände einzuholen, vorher oder nachher. Unmöglich kann dies Sache des Reiches sein, welches vielmehr in jedem Bundesrathsbevollmächtigten bis auf Weiteres den Vertreter eines ungetheilten Landeswillens sehen muß.

In der Sitzung vom 21. November stand aus dem Bundeshaushalt der Marineetat zur zweiten Berathung. Die Reichstagscommission zur Begutachtung dieses Etats beantragte die Vorlegung einer Denkschrift Seitens des Reichskanzlers, worin zu erörtern sei, ob die für die deutsche Kriegsflotte nach dem Plane von 1867 in Aussicht genommene Gründungsperiode sich nicht abkürzen lasse, bezüglich mittelst Aufwendung eines Theiles der französischen Kriegsentschädigungsgelder. Dagegen beantragten die Abg. Freeden und Wehrenpfennig, daß in der vorzulegenden Denkschrift lediglich Rechenschaft gegeben werde über die bisherige Ausführung des Gründungsplanes von 1867. Der Abg. Wehrenpfennig wies zu Gunsten der von ihm befürworteten Enthaltsamkeit in Sachen der Flotte auf zweierlei hin. Erstlich auf die geringe offensive Bedeutung, welche nach den Erfahrungen des letzten Krieges selbst einer der größten Kriegsflotten, wie die französische unbestreitbar ist, zukomme. Zweitens auf die ebenso mannigfaltigen als umfangreichen Anforderungen, welche an die Finanzen des deutschen Reiches voraussichtlich in nächster Zukunft gemacht werden müssen. Wir wüßten nicht, wie sich diese Ausführungen sollten entkräften lassen. Die Flotte ist aber ein populärer Gegenstand für den liberalen Durchschnitt. Es wird nicht bedacht, daß gar kein unweiseres Verfahren denkbar wäre, als die Armee ungenügend auszustatten, um das dem Landheer Entzogene der Flotte zuzuwenden. Selbst eine Flotte ersten Ranges, die zu schaffen wir niemals denken können, ersetzt uns nicht den Schutz der Binnengrenzen, der in der offensiven Fähigkeit unseres Landheeres liegt. Der Abg. Forkenbeck trat als landschaftlicher Particularist auf, indem er die wiederholten Blocaden beklagte, denen namentlich die Ostseeküste ausgesetzt gewesen sei. Nun, es wäre sehr schön, wenn wir eine ausreichende Flotte hätten, dergleichen Blocaden zu durchbrechen. Noch schöner wäre, wenn wir die völkerrechtliche Beseitigung des Kapereiwesens erlangen könnten. Was lassen sich nicht überhaupt für fromme Wünsche hegen! Vor allem aber muß man dem Nothwendigen genügen und die erste Nothwendigkeit ist, daß der Feind uns nicht ins Land kommt. Daß er zu Schiffe nicht dahin kommt, dafür haben wir gesorgt. Fahren wir damit fort und vor Allem damit, daß kein Feind unsere langgezogenen Binnengrenzen so leicht überschreiten kann. Das Weitere wird sich finden, wenn wir Geld übrig haben. Es versteht sich, daß Niemand mit der Errichtung einer deutschen

Flotte unter den Gründungsplan von 1867 zurückgehen will. Daß wir eine Flotte, wie sie dieser Plan in's Auge faßt, nöthig haben, führte aufs Neue der Kriegsminister aus. Nur zur Erweiterung unserer Marineanstalten dürfen wir uns nicht fortreißen lassen in einem Augenblick, wo so viele unabweisbare Erweiterungen unserer Aufgaben vor uns stehen.

In der Sitzung vom 22. November berichtete die Geschäftsordnungscommission über eine in Folge der Sitzung vom 9. November ihr unterbreitete Frage. Es war dies die Sitzung, in welcher der Präsident nach zweimaliger Rectification des Herrn Bebel das Haus befragte, ob er dem Redner das Wort entziehen solle, und vom Hause dazu ermächtigt wurde. Herr Bebel behauptete sogleich, daß gegen ihn wider die Geschäftsordnung verfahren worden sei. Denn die Wortentziehung sei erfolgt, ohne daß nach Vorschrift der Geschäftsordnung ein zweimaliger Ordnungsruf vorausgegangen; er sei nur zweimal unterbrochen, aber nicht zur Ordnung gerufen worden. Der Präsident behauptete, daß die Geschäftsordnung hier nicht den Ordnungsruf im buchstäblichen Sinne, sondern nur die Rectification verlange. Da Herr Bebel auf seinem Widerspruch beharrte, so erklärte der Präsident, die Entscheidung der Geschäftsordnungscommission einholen zu wollen. Demnach richtete er ein Schreiben an diese Commission mit der Frage, ob der Präsident, bevor er zur Entziehung des Wortes schreiten dürfe, zweimal die Worte gebraucht haben müsse: ich rufe Sie zur Ordnung! Gleichzeitig theilte der Präsident dieses Schreiben Herrn Bebel mit, unter Hinzufügung der Frage, ob er damit einverstanden sei. Herrn Bebel's Erziehung erlaubte ihm, das Schreiben des Präsidenten nicht zu beantworten, sondern in der öffentlichen Sitzung mit nichtigen Ausstellungen zu bekritteln. Die Geschäftsordnungscommission ihrerseits beantragte: Der Reichstag wolle beschließen: Um das Haus zu dem in §. 43 der Geschäftsordnung bezeichneten Beschlusse (der Wortentziehung) auffordern zu dürfen, ist nicht erforderlich, daß die im § 43. vorgeschriebene zweimalige Hinweisung ausdrücklich in der Formel „„ich rufe den Redner zur Ordnung““ erfolgt ist.

Unseres Erachtens kann nicht der Schatten eines Zweifels an der Correctheit dieses Antrags aufkommen. Die deutlichste Erleuchtung erhielt der Gegenstand durch den Abg. Schwarze mit den Worten: „Nirgends steht geschrieben, daß der Präsident mit der Formel: „„ich rufe den Redner zur Ordnung.““ ihn zur Ordnung zu rufen hat. Ebensowenig hat je ein Redner behauptet, daß er nur mit der Formel, „„ich verweise den Redner auf den Gegenstand der Verhandlung zurück““, auf denselben zurück verwiesen werden könne. Wenn eine exclusive Formel für den einen Satz nicht gefordert wird, so kann sie auch nicht für den anderen verlangt werden.“ Herr Windthorst beantragte indeß, es solle die Frage, ob Herrn Bebel im Sinne der jetzigen Geschäftsord-

nung mit Recht das Wort entzogen worden, gar nicht entschieden, sondern die Geschäftsordnungscommission beauftragt werden, die betreffenden §§. einer Revision zu unterwerfen. Unglaublicherweise fand dieser Antrag die Majorität. Das Haus verließ den Präsidenten, und dieser legte sofort sein Amt nieder. Daß er bei der Neuwahl wiederum durch eine große Majorität ernannt, die Stellung von Neuem annahm, vermögen wir nicht zu billigen. Die deutschen Parlamente müssen endlich lernen, daß ihre Vota Folgen haben und zwar ernstliche, die nicht im Handumdrehen wieder zu beseitigen sind. Dr. Simson brauchte nicht seine Stellung für erschüttert zu halten durch den Beschluß, die Frage des Ordnungsrufes neu zu regeln. Nachdem er aber seine Stellung für verletzt erklärt hatte, durfte er sich nicht mit einer so wohlfeilen Reparatur zufrieden geben, wie eine Wiederwahl ist. Unser parlamentarisches Leben wird nur vorwärts kommen, wenn die Inhaber solcher Stellungen, die auf Vertrauen basirt sind, nicht mehr hinnehmen, sich in demselben Athem bei einer concreten Frage desavouiren und für das Allgemeine mit einer Ertlärung erneuten Vertrauens abfinden zu lassen. Die leitenden Politiker müssen lernen, ihre Stellung auch an die bestimmten Fragen zu binden, wenn die Parlamente lerrnen sollen, auf ihre augenblicklichen Eingebungen zu verzichten. Wenn die Gewohnheit, diesen Eingebungen zu folgen, fortbesteht, so konnte daraus nur die befestigte Anschauung folgen, daß in Deutschland die Ministerien für alle Zukunft unabhängig bleiben müssen von den Entschlüssen der Parlamente.

Am 23. November gelangte, nachdem die letzte Berathung des Münzgesetzes stattgefunden, der neue Artikel des Strafgesetzbuches zur ersten Berathung, dessen Einbringung durch den Bundesrath, die auf Anregung der bayrischen Regierung erfolgt ist, eine Verwirrung der Parteistandpuncte erzeugt hat, wie sie selten gesehen worden ist. Die Einen lassen sich leiten durch die mehr oder minder unklare Vorstellung: der Artikel sei gegen die katholische Kirche gerichtet, um ihn jubelnd aufzunehmen oder leidenschaftlich zu verwerfen. Die Anderen halten sich, indem sie höchst gewissenhaft zu verfahren glauben, gar nicht an den Stoff, sondern lediglich an die Form des Artikels und bleiben m öden Sande der Doctrin hilflos sitzen. Es ist unglaublich, wie ein Thema allseitig besprochen werden und die Gemüther erhitzen kann, während von tausend Personen kaum Eine sich den einfachen Sachverhalt nothdürftig klar gemacht hat. Diese Klarstellung muß unsere erste Aufgabe sein.

Das deutsche Strafgesetzbuch enthält bereits einen Artikel, welcher die öffentliche Anreizung zur Gewalt mit Strafe bedroht und einen anderen Artikel, welcher dasselbe thut in Bezug auf die Erdichtung oder Entstellung von Thatsachen zu dem Zweck, Staatseinrichtungen oder obrigkeitliche Anordnungen verächtlich zu machen. Mit diesen beiden Paragraphen des Strafgesetzbuches

hätte das deutsche Reich auskommen können gegenüber etwaigen Ausschreitungen der Geistlichen: so behaupten die Gegner der Vorlage, namentlich die päpstlichen Gegner. Der eingefügte Artikel aber sei ein Ausnahmegesetz, gehässig dem Zwecke nach, unjuristisch der Form nach.

Was besagt denn nun der neue Artikel? Er lautete in seiner ursprünglichen Fassung dahin, daß ein Geistlicher oder ein anderer Religionsdiener, welcher in Ausübung seines Berufes öffentlich Angelegenheiten des Staates zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung macht, welche den öffentlichen Frieden zu stören geeignet erscheint, dadurch straffällig wird. Um dies gleich zu sagen: im Wesentlichen ist der Artikel so genehmigt worden. Die vom Reichstag beschlossene Veränderung besteht nur darin, daß die Worte: „welche den öffentlichen Frieden zu stören geeignet erscheint;" ersetzt sind durch die Worte: „welche den öffentlichen Frieden gefährdet;" worin man vielleicht eine Verbesserung finden kann.

Welches ist denn nun die unterscheidende Bedeutung dieses neuen Paragraphen, der mit 130a bezeichnet ist, von seinem Vorgänger, der die Anreizung zur Gewaltthätigkeit, und von seinem Nachfolger, der die Erdichtung und Entstellung von Thatsachen zur Verächtlichmachung des Staates und der Regierung verpönt? Dieses ist der Unterschied. Die beiden Nachbarparagraphen verpönen, der eine die unmittelbare Aufforderung zu einer Klasse von gesetzwidrigen Handlungen, der andere die Erzeugung einer Gesinnung, aus welcher solche Handlungen folgen, durch ein offenbar wahrheitswidriges Mittel. Der neue Paragraph verpönt die mittelbare Erzeugung gesetzwidriger Handlungen von der Kanzel herab, ohne nähere Bezeichnung des Erzeugungsmittels, als die der Erörterung und Verkündigung. Das eigentliche Mittel aber, dessen sich die Kanzel zur Erzeugung solcher Handlungen bedient, besteht darin, daß sie das Staatsgesetz als im unheilbaren Widerspruch darstellt mit der im Glauben der Gemeinde lebenden Autorität des göttlichen Gesetzes. Darf der Staat sich den Gehorsam gegen seine Gesetze untergraben lassen durch die Behauptung ihrer Unvereinbarkeit mit praktischen Einrichtungen, die angeblich das unmittelbare Werk des göttlichen Willens sind? Hier liegt die Frage.

Die ängstliche Doctrin, die sich an ihre sogenannten Principien klammert, weiß sich keinen Rath, als die Frage zu bejahen, obschon ihr unwohl dabei zu Muthe wird. Aber, klagt sie, was wird sonst aus der Lehrfreiheit und selbst aus der Denkfreiheit? Die Herren Doctrinäre sind wieder einmal schwach im Unterscheiden. Bevor wir den Unterschied angeben, um den es sich handelt, sei uns gestattet, zu sagen, daß wir auf das Innigste durchdrungen sind von dem allrichtenden Beruf der Theorie. Wenn wir vom Doctrinarismus im tadelnden Sinne sprechen, so verstehen wir darunter die sclavische Abhängigkeit schwacher Geister von unentwickelungsfähigen Lehrmeinun-

gen. Nun die Unterscheidung. Es handelt sich nicht um das Recht der Wissenschaft, jede Staatseinrichtung theoretisch zu prüfen. Es handelt sich um die tendenziöse Irreführung des unwissenschaftlichen Glaubens durch die kirchliche Autorität. Es kann nur eine oberste praktische Autorität geben, heiße sie Staat oder Kirche. Der Staat muß entweder abdanken, oder er muß fordern, daß die Kirche seine oberste Autorität in praktischen Dingen anerkennt. Ein drittes gibt es nicht. Der Staat kann die wissenschaftliche Kritik seiner Einrichtungen ertragen, weil diese Kritik sich an die Einsicht wendet, weil diese Kritik sich stets selbst der Prüfung aussetzt und dieselbe verlangt. Der Glaube wendet sich an den Willen und er verlangt, daß die Glaubensgenossen nicht prüfen, sondern folgen.

Man hat von einem Ausnahmegesetz gesprochen. Als ob man den Mißbrauch der Autorität über Gläubige im Allgemeinen verbieten könnte, und nicht vielmehr blos denen, die eine solche Autorität in einer sonst vom Staat anerkannten Weise ausüben. Soll man etwa einen Paragraphen machen, der die Geistlichen mit Wahrsagern und dergleichen Volk auf eine Stufe setzt? Dies würde man thun müssen, wenn man den Mißbrauch des Glaubensbedürfnisses der Menschheit zu politischen oder eigensüchtigen Zwecken ganz im Allgemeinen verbieten wollte.

Auch die wohlmeinende sächsische Regierung unterlag dem Irrthum, als müsse jedes Verbot des Strafgesetzbuches sich an alle Staatsbürger ohne Unterschied wenden, um nicht ein „Ausnahmegesetz" zu sein. Sie beantragte im Bundesrath einen Paragraphen, der die Beschimpfung der Staatseinrichtungen ahnden sollte. Aber man kann eine Einrichtung für dem göttlichen Willen zuwiderlaufend ausgeben, ohne sie zu beschimpfen. Man kann eine solche Einrichtung als die Folge des edelsten Irrthums darstellen, ohne daß der Staat gebessert ist, wenn sein Gebot durch das angebliche Gebot Gottes zu nichte gemacht wird.

Wir haben bisher nur die allgemeine Berechtigung des Staates betont, eine Strafbestimmung, wie die in Frage stehende, zu erlassen. Ueber die besondere Dringlichkeit, die berechtigte Waffe des Gesetzes jetzt wirksam zu machen, brauchen wir kein Wort zu verlieren. Von dem Mißbrauch der Glaubensautorität, um nicht nur diese oder jene Regierung, sondern um die deutsche Nation zu verderben, liegen die schreiendsten Beispiele vor.

Gewiß, es ist ein Unglück, wenn die großen Autoritäten des praktischen Lebens, wenn Staat und Kirche sich bekämpfen. Es ist besser, wenn die amtliche Disciplin, als wenn der Strafrichter den Geistlichen zur Rechenschaft zieht, soweit es sich nicht um gemeine Verbrechen handelt. Dazu gehört aber, daß die Leitung des Staates und die der Kirche entweder in einer Hand vereinigt sind, oder doch in gegenseitiger Harmonie zusammenwirken. Dieser Zustand hat, was das Verhältniß der päpstlichen Kirche zum Staat betrifft, nur in den seltenen Zeiten ungenügend erreicht werden können, wo das Papstthum auf die praktische Weltherrschaft zu einem Theil vorübergehend verzichtete. Jetzt ist wieder eine Zeit des Kampfes gekommen: aus Gründen der inneren Entwickelung des Katholicismus; eines Kampfes, dessen bevorzugter Schauplatz Deutschland aus keinem anderen Grunde ist, als weil der Jesuitismus diesen Boden von altersher als den unsichersten fürchtet, und auf ihm seine stärksten Mittel wirken läßt.

In dem Vortrage, welchen der bayrische Staatsminister von Lutz zur Begründung der Ergänzung des Strafgesetzes gab, traten die entscheidenden Gesichtspunkte zum Theil sehr deutlich hervor. So, indem der Redner sagte: „Der Staat schützt die Autorität der Kirche, zwingt seine Angehörigen, diese

Autorität zu achten, und dem gegenüber erhebt die Kirche den Anspruch auf Oberhoheit in allen Dingen unter Anwendung des Ausspruches, daß Gottes Gebote vor Menschengeboten gehen. Denn die Kirche sagt, daß die Staatsgesetzgebung mit Gottes Gesetzen in Widerspruch stehe, daß aber die Kirche allein zu bestimmen habe, was Gott gebietet." Der Staat soll, nach dem Redner, in die inneren Angelegenheiten der Kirche nicht eingreifen, wohl aber sein eignes Gebiet durch Bollwerke schützen, wie das vorliegende Gesetz eines ist. Noch wies der Redner den Vorwurf zurück, daß dieses Gesetz ein Ausnahmegesetz sei, indem er darauf hindeutete, daß die Kirche eine in sich gegründete Macht, ein Staat im Staate sei. Einer solchen Macht muß man anders begegnen als dem einzelnen Staatsbürger. Uebrigens finden sich ähnliche Bestimmungen, wie das deutsche Reich sie jetzt in seine Strafgesetzgebung aufnehmen soll, in dem Code pénal Frankreichs und Belgiens, in verschiedenen deutschen Strafgesetzbüchern, in dem Strafgesetzbuch Sardiniens und dem Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Italien. Recht eigentlich den Kern der Sache traf die Ausführung, daß die Geistlichen als Ausleger der Gebote Gottes, sofern nicht etwa ein Beschluß der gesammten Kirche vorlag, bisher als Lehrer auftraten, die dem Irrthum unterworfen sind. Dies ändert sich, wenn sie den Ausspruch des unfehlbaren Papstes verkünden.

Der Abgeordnete von Treitschke hob mit Recht die Unmöglichkeit hervor, die Gebiete des Staates und der Kirche in Wahrheit und im Ernst zu trennen. Er wollte das Ansehen der Kirche nicht geschädigt wissen, weil sie die Pflegerin des Idealismus sei. Und doch stimmte er für die Vorlage, weil sie in bescheidenen Grenzen die Mündigkeit des Staates wahre, welche durch die unklare Bestimmung der preußischen Verfassung über die Selbstständigkeit der Kirche gefährdet worden. Denn diese Bestimmung wird von der Kirche benutzt, sich im Namen Gottes als Richter über den Staat aufzuwerfen. — Die Gedanken Treitschke's führen eigentlich auf eine Staatskirche. Doch vermögen wir nicht zu behaupten, daß der Abgeordnete diese Folge aus seinen Sätzen zieht oder annimmt. Wenn aber, wie Treitschke ganz richtig aussprach, der Versuch, die Kirche ganz von der Politik zu trennen, unnatürlich und vergeblich ist, so wird das wahre Verhältniß des Staats zur Kirche durch Repressivbestimmungen allein nicht hergestellt werden.

Sehr interessant war die Abwehr der Ultramontanen gegen die Vorlage. Der Abgeordnete Reichensperger-Olpe sprach ein unanfechtbares Wort, wenn er sagte: der Satz: man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, sei kein willkürliches Axiom, sondern ein göttliches Wort, gültig für alle Christen, die ohne Befolgung dieses Wortes nicht mehr Christen bleiben, sondern Heiden werden würden. Wir würden sagen, daß jener Satz aus der innersten Natur des Geistes fließt. Aber nun kommt der Unterschied, der unermeßlich ist. Jeder Einzelne hat vor seinem innersten Gewissen zu prüfen, ob er die Staatsgebote befolgen kann; wenn nicht, hat er den Staat zu verlassen, oder zunächst die Reform der Gesetze anzustreben. Der neue Fall des Strafgesetzbuches ist aber gegen eine Macht gerichtet, die das Gewissen der Menschen mit unfehlbarer Autorität verwalten zu können behauptet, die also recht eigentlich eine irdische Institution unter dem Vorwand der Göttlichkeit über Gott stellt, der nur durch das Gewissen spricht. Von dieser Macht kann man unmöglich sagen, daß man Gott gehorcht, indem man ihrer Autorität gegen den Staat folgt. Der Abgeordnete Fischer-Augsburg bezeichnete diese Verwirrung sehr kräftig mit dem Ausspruch: „gewiß soll man Gott mehr gehorchen als den Menschen, aber man soll das Wort nicht so anwenden,

daß man einem Menschen auf Erden göttliche Attribute beilegt und den alten Gott zum Statthalter im Himmel degradirt."

Die bedeutendste Rede der ganzen Verhandlung war diejenige des Abgeordneten Gneist bei der dritten Lesung. Gegen den Vorwurf des Ausnahmegesetzes erwiderte er, wie denn der Staat Obrigkeiten, denn das sind die Diener der Kirche, an dem Mißbrauch ihrer Amtsgewalt anders hindern solle, als durch ein besonderes Strafgesetz, wenn er über sie keine Disciplinargewalt hat, und wenn sie als Obrigkeiten gleichwohl nicht in derselben Weise dem Gesetz unterliegen, wie Privatpersonen. Er sagte, der Begriff des Gesetzes sei nicht der, die gemeinen Verbrechen zu hindern, der wahre Begriff desselben sei vielmehr, jede gegebene Freiheit mit den Schranken zu umgeben, welche den äußeren Frieden und das bürgerliche Zusammenleben regeln. Dies sei unverzeihlicher Weise versäumt worden, als man 1848 die katholische Kirche, die größte und mächtigste Körperschaft der Welt, von jeder staatlichen Aufsicht entband. Das Wunderbare an dem gegenwärtigen Gesetz ist nicht sein Erscheinen, sondern daß es erst nach dreiundzwanzig Jahren erscheint. Im alten deutschen Reich wurden solche Normen immer gehandhabt. Jahrhunderte lang ertrugen die geistlichen Fürsten den Gedanken, daß sie dem weltlichen Richter verantwortlich für Friedensbruch. Wir setzen hinzu, daß damals freilich der Papst sich die Gewalt anmaßte, von dem Gehorsam gegen den Träger der Staatsgewalt zu entbinden. Und doch war dies noch nicht die Anmaßung, die Kirche, selbst in Bezug auf den äußeren Frieden, außerhalb des Staatsgesetzes zu stellen. Diese Anmaßung ist vielmehr ein Erzeugniß der neueren Zeit. Der Redner zählt auf, wie der Klerus Presse nnd Vereinsfreiheit, sowie die Unzufriedenheit der arbeitenden Klassen für seine Zwecke ausgebeutet habe. „Immerhin, alle klugen Parteien benutzten ihre Mittel, aber Sie combiniren diesen Apparat mit der Autorität Ihrer Kirche und decken ihn mit ihr. Dafür beanspruchen Sie die Garantie der Concordate. Aber solche Dinge als kirchliche Mittel zu betrachten ist unchristlich, irreligiös. Die wahre Religion gebietet uns die Verdammung solcher Mittel. Der Staat muß Gewalt über die Confessionen haben, wenn er den Frieden der gemischten Bevölkerungen vertheidigen soll. Diesem Gesetz müssen daher andere folgen."

Wir kommen zu dem letzten wichtigen Berathungsgegenstand dieser Session, zur Verlängerung des Pauschquantums der Heeresausgaben bis zum Ende des Jahres 1874. Die Reichsregierung hatte die Verlängerung des mit dem Ende dieses Jahres ablaufenden Pauschquantums nur auf das Jahr 1872 beantragt. Als aber aus der Mitte des Reichstages das Anerbieten kam, in eine Verlängerung auf 3 Jahre zu willigen, nahm die Regierung dasselbe an. Hier muß nun Ihr Berichterstatter bekennen, daß er sich nicht als Propheten bewährt hat. Am 16. October schrieb ich unter dem Eindruck der Thronrede: Es sei vor dem Erscheinen der Thronrede auf manchen Seiten der Wunsch rege gewesen, die Reichsregierung möge die Verlängerung des Pauschquantums auf 3 Jahre beantragen. Statt dessen kündige die Thronrede diese Verlängerung nur auf das Jahr 1872 an. Ich fügte hinzu, der Aufschub einer definitiven Feststellung der Militärausgaben bis zum Jahre 1874 würde den Bestand der Armee recht eigentlich zur Wahlfrage machen. Der Wunsch, dieses bequeme Agitationsmittel für die Wahlen, die spätestens im Frühjahr 1874 stattfinden müssen, zu gewinnen, habe den Gedanken des auf 3 Jahre zu verlängernden Pauschquantums eingegeben, wozu noch die Absicht komme, die definitive Bewilligung der Heeresausgaben möglichst von den glorreichen Siegen der Jahre 1870 und 1871 hinwegzurücken.

Dennoch hat die Regierung den ihr gemachten Vorschlag angenommen und schließlich für denselben auch die Zustimmung des Reichstags erlangt.

Die Regierung konnte zwei Gesichtspuncte nehmen. Entweder den von mir hervorgehobenen, daß es sich empfehle, die Frage der Heeresausgaben so bald als möglich definitiv zu ordnen. Das war der Gesichtspunct der inneren Politik. Die Regierung konnte aber auch den Gesichtepunct der äußeren Politik nehmen. Sie konnte sich sagen: Es kommt alles darauf an, daß bis zum vollen Eingang der französischen Kriegsentschädigung, also bis zum Frühjahr 1874, Deutschland in ungeschwächter Rüstung und in ungeschwächter Einigkeit dasteht. Dieser Gesichtspunct ist in der That der entscheidende geworden. Derselbe war es auch, den als erster Redner der ersten Berathung der Abg. Treitschke mit dem lauteren Feuer des Patriotismus erleuchtete. Als der Redner darauf hinwies, daß der deutsche Militäraufwand der geringste sei, mit dem die Verwaltung irgend eines wirklichen Heeres auskommt, und als er hinzufügte, das zweite Kaiserreich habe hundert Millionen Franken mehr für seine Armee ausgegeben, als wir für unsere heutige, und sei uns dennoch unterlegen, brach die Linke in unbändiges Gelächter aus. Die Logik dieser Herren besteht, wie es scheint, darin, daß, weil wir eine Armee besiegt, die kostspieliger als die unsere, unsere Siegesaussichten in demselben Maße wachsen, als wir weniger für die Armee ausgeben. Wenn wir keinen Groschen mehr für Waffen und Soldaten ausgeben, werden wir demnach die Welt in die Tasche stecken. Herr von Hoverbeck als Redner der Fortschrittspartei betonte natürlich nur, daß der Reichstag abdanke, wenn er 2 Jahr länger auf die specialisirte Bewilligung des Heeresbudgets verzichte. Im Uebrigen hatte auch diese Vorlage eine große Verwirrung der Parteistandpuncte hervorgerufen. Lasker bekämpfte dieselbe, weil er fürchtete, die Heeresausgaben zur Wahlfrage zu machen, und weil er weiter fürchtete, daß in 3 Jahren der Zeitpunct für eine definitive Grundlegung der Heeresausgaben minder günstig sein werde. Das war also echt conservativ gesprochen, aber allerdings nur vom Standpunct der inneren Politik. Forkenbeck befürwortete die Vorlage, weil er hoffte, nach 3 Jahren von den Heeresausgaben weit mehr abstreichen zu können, als im nächsten Jahre. Das war echt fortschrittlich gesprochen, und mit Recht wunderte sich der Redner, daß Lasker und Hoverbeck ihm nicht folgen wollten. Die Vorlage ging durch in der ersten Berathung mit einer Mehrheit von 16 Stimmen, in der dritten Berathung mit einer Mehrheit von 24 Stimmen. Die Abstimmungsliste bestätigte in vollem Maße die Verwirrung der Parteien. Unter den Gegnern befand sich neben Windthorst und Ewald der Präsident Simson.

Der Schluß der Session erfolgte am 1. December nach der dritten Berathung über die Heeresvorlage und den Reichshaushalt. Es war dabei von jedem Ceremoniell abgesehen worden, aus Rücksicht auf die dem Reichstage angehörenden Mitglieder solcher Landtage, die kürzlich zusammengetreten sind. Wir begreifen nicht den Tadel, der darum laut geworden ist. An parlamentarischem Ceremoniell können unsere Abgeordneten übergenug haben. Wir würden sehr passend finden, wenn die Ceremonie zum Schluß berathender Versammlungen überall wegfiele. Höchstens darin mag dem Präsidenten Delbrück, der wegen Krankheit des Reichskanzlers den Schluß zu verkündigen hatte, ein Versehen begegnet sein, daß er nicht bei Beginn oder im Laufe der Sitzung auf den unmittelbar bevorstehenden Schluß aufmerksam machte.

So trennte sich der Reichstag nach einer inhaltreichen Session, deren Beschlüsse weit in die Zukunft, hoffentlich zum Heile des deutschen Volkes und seines neubegründeten Reiches wirken werden. C—r.

Weihnachtsbücherschau.

Wir beginnen die diesjährige Umschau auf dem Weihnachtsbüchermarkt wohl gebührendermaßen mit den überaus schönen und geschmackvollen neuen Erzeugnissen des Verlags von Alphons Dürr in Leipzig. Unter diesen gebührt die freudigste Erwähnung der Prachtausgabe der Odyssee mit den berühmten Zeichnungen von Friedr. Preller, in Holzschnitt ausgeführt von R. Brend'amour und K. Oertel. Und zwar enthält das der ewigen Dichtung Homers in jeder Hinsicht angemessene und würdige Werk sowohl die sechszehn großen Bilder des Meisters*), welche in Cartons die Leipziger und in Farbe die Weimarer Gemäldegallerie zieren, als auch sämmtliche der kleineren Compositionen Preller's, welche in der Weimarer Gallerie den epischen Faden der Dichtung der Erinnerung des Beschauers vermitteln, und in dem vorliegenden Werke sinnig an der Spitze jedes der 24 Gesänge den Hauptinhalt jeden Gesanges in einer Scene vorführen. In Feinheit, Anmuth und Studium der Zeichnung möchten wir keine dieser kleinen friesartigen Compositionen jenen sechszehn großen Blättern nachstellen, welche die Meisterschaft Preller's in der heroischen Landschaft wie in der Figurenzeichnung so hervorragend bekunden. Auch die in streng antikem Geschmack von Preller speciell für diese Ausgabe geschaffene Titelcomposition und die von Zahn entworfenen Vignetten am Schlusse jeden Gesanges verdienen besondere Erwähnung. Der Text ist die erste Vossische Uebersetzung. Wenn sonst wohl der Verleger bei solcher Unternehmung die Freude über die künstlerische Ausführung idealer Bestrebungen durch die mangelnde Theilnahme des Publicums getrübt sieht, so möchten wir dieser Unternehmung die dauernde Gunst und Schätzung des deutschen Publicums gesichert halten. Für den Anschauungsunterricht der höheren Schulen, für die Zierbibliothek jedes gebildeten Mannes, für den Salontisch der Frau oder Tochter vom Hause kann kaum ein reinerer edlerer Schmuck gedacht werden, als dieses Werk. — Wir an unserm Theile behalten uns ausdrücklich vor, auf dasselbe in einem längeren Artikel aus kunstverständiger Feder zurückzukommen, der durch längere Berufsreisen des Referenten leider bisher verzögert wurde. — Dasselbe gilt von dem im Verlag von Alphons Dürr erschienenen werthvollen Schriftchen „Moritz v. Schwind, eine Lebensskizze von Lucas von Führich", welches mit einem Titelbild Schwind'scher Composition aus dem Cyclus „Die Falkenjagd" (in Hohenschwangau) geziert, mit seltenem Verständniß die eigenthümliche reine Kraft und Größe des frühverewigten Meisters vorführt.

Endlich liegt uns aus Dürr's Verlag eines jener liebenswürdigen Kinderbilderbücher vor, an dessen Zeichnungen von O. Pletsch wir großen Kinder die größte Freude haben, wieder mit dem wohlbekannten grauen Cartonumschlag und dem rothen Rücken. Springinsfeld heißt diese dießjährige freundliche Weihnachtsgabe, zu welcher Friedrich Oldenberg die munteren Verse geschrieben hat; und in der That sind die kleinen Helden dieser 21 Blätter unruhige Geister, die man ebenso ausgelassen in der Kinderstube wie in Feld und Garten handthieren sieht.

---

*) Abzug von Troja. Kalypso. Leukothea. Nausikaa. Kampf mit den Kyklopen. Polyphemos. Abfahrt vom Lande der Kyklopen. Insel der Kirke. Zauber der Kirke. Hermes bringt das Moly und Telemachos. Laërtas. Der Hades. Die Seirenen. Die Rinder des Helios. Heimkehr auf Ithaka. Eumaios.

Unter den reich illustrirten und mit dem höchsten Glanze moderner Buchbinderkunst ausgestatteten Weihnachtswerken für die reifere Jugend und namentlich die junge Damenwelt verdient C. Beyer's Arja, die schönsten Sagen aus Indien und Iran, Leipzig, C. Amelang's Verlag, hervorgehoben zu werden. Wäre das Wort nicht zu verbraucht, und namentlich im deutschen Buchhandel für jede Novität unvermeidlich, so würden wir hinzusetzen, daß das Werk Beyer's, der sich durch vielfache Schriften über Rückert bekannt gemacht hat, einem wirklichen Bedürfnisse genüge. Denn die reiche Sagenwelt jener Wiegen der Menschheit ist unserer Jugend, ja unserem Volke überhaupt noch lange nicht in dem Maße erschlossen, als sie verdient. Es ist daher ein unzweifelhaftes Verdienst von Beyer, daß er — sich meist eng an die Quellen haltend — ein Buch zu schaffen wußte, welches jedem Leser verständlich, für jeden anziehend und auch dem harmlosesten Gemüth ungefährlich ist, und in einem „Wissenschaftlichen Anhang" auch demjenigen, der ganz unvorbereitet in die indisch-iranische Sagenwelt eintritt, die nöthigen Erläuterungen über das Leben, den Götterglauben, die Sprache u. s. w. der Indier und Iraner und den behandelten Sagenkreis insbesondere bietet. Nur ist der Verfasser in seinem Streben nach populärer Darstellung nicht selten so weit gegangen, daß er die Gemeinplätze heutiger Redeweise zugleich mit seinen indisch-iranischen Duftgestalten vorführt, oder diesen gar in den Mund legt. Auch in Betreff der Illustrationen wäre zu wünschen, daß das römische Costüm weniger häufig sich in diese indisch-iranische Welt verirrte.

Darin könnte der Künstler der „Arja" selbst bei jenen einfachen, aber äußerst sorgfältig gezeichneten Costümbildern lernen, welche unter den jährlichen Novitäten von „Münchner Bilderbogen" im Verlage von Braun und Schneider in München erscheinen, und auch dieses Jahr erschienen sind. Welche Zauberkraft in dem humoristischen Theil dieser neuen Münchner Bilderbogen auf Jung und Alt liegt, kann man aus dem dichten Zuschauerkreis erkennen, den jetzt die Buchbinderläden und kleineren Buchhandlungen vor ihren mit diesen Bogen gezierten Fenstern versammeln. Namentlich ist der gute Name Oberländer auf mehreren dieser humoristischen Novitäten zu erkennen, während Hans Speckter in Weimar eine treffliche Illustration zu dem Märchen von den „drei Spinnerinnen" geliefert hat. — Manche dieser Bilder erinnern auch in Ernst und Scherz an den großen Krieg mit Frankreich, während General „Rockschössels Erinnerungen", den friedlichen „Humor am Stadtthor auf der Wache" aus jenen idyllischen Tagen schildern, wo noch nicht der eiserne Hauch der preußischen Disciplin in die bayerischen und schwäbischen Krieger gefahren war. (Fortsetzung folgt.)

Mit **Nr. 1** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im December 1871.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 51.

Ausgegeben am 15. December 1871.

Inhalt:

Capitän Rossel . . . . . Seite 961
Edition Peters 971
Miß Vera im Krieg. Von Karl Braun. (Schluß.) 975
Aus Bayern 979
Homer's Odyssee 986
Berliner Briefe 988
Die Postunterhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich . 990
Weihnachtsbücherschau. (Schluß.) 994

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Paul Gerhard Heinersdorff in Berlin.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Capitän Rossel.

Die Hinrichtung Rossel's ist von einem großen Theil der Presse, der französischen, der englischen, auch der deutschen, als ein Act der Grausamkeit bezeichnet worden. Andere Blätter, darunter selbst der conservative „Standard", verurtheilen sie zugleich als einen politischen Fehler, der die Sache der Commune fördern müsse. Republikanische Journale Südfrankreichs gehen sogar so weit, daß sie für den „Märtyrer" ein Denkmal verlangen.

Wir sind anderer Meinung. Wir erkennen bereitwillig an, daß der frühere militärische Chef der Communistenregierung von Paris ein Talent war, dessen Tod in so jungen Jahren Mitleid verdient, und wir ehren die anständige Weise, mit der er in Satory gestorben ist. Aber sterben mußte er. Es war keine rohe Rache und keine ungerechte Härte, wenn die Inhaber des Begnadigungsrechtes sich außer Stande glaubten, von demselben in seinem Falle Gebrauch zu machen. Unter den in Frankreich obwaltenden Verhältnissen, bei der dort herrschenden Begriffsverwirrung in Betreff von Recht und Unrecht, die unter andern gemeine Mörder wie Bertin und Tonnelet freisprach, weil sie „aus Patriotismus" gemordet haben sollten, hätte man die öffentliche Meinung nur weiter in die Irre geführt, wenn man einen eidbrüchigen Officier auf Grund der Behauptung geschont hätte, daß er sich aus Haß gegen den auswärtigen Feind der Empörung angeschlossen habe, eine Behauptung, die überdieß nicht einmal ganz zutrifft, da Rossel erwiesenermaßen zu seinem verhängnißvollen Schritte zugleich von brennendem Ehrgeiz getrieben wurde.

Wir sind daher der Begnadigungs-Commission vielmehr Anerkennung schuldig für die männliche Entschlossenheit, mit der sie die sentimentalen Einsprüche gegen das Urtheil, die massenhaft auf sie eindrangen, von sich gewiesen und das erfüllt hat, was ihre Pflicht, wenn auch eine schmerzliche und furchtbare Pflicht war. Hierzu bewegen uns aber noch einige andere Gründe neben den oben angeführten; Gründe, vor denen alle Romantik, mit welcher gewisse pariser Sensationsmaler Rossel umgeben haben, wie Nebel vor der Sonne zerstiebt.

Versetzen wir uns unter die Herrschaft der Commune zurück, und suchen wir die Gestalt des Mannes auf, für den man das Mitleid anzurufen und den man nach seinem Tode mit einem Schwall von rührenden und empfindsamen Zügen aus seinen letzten Tagen zu verklären versucht hat.

Das erste Mal, wo er in die Oeffentlichkeit tritt, ist der 19. April. Es soll ein Kriegsgericht über den Bataillonschef Giraud aburtheilen, welcher angeklagt ist, einem Befehl nicht gehorcht zu haben, der ihn anwies, mit seinen Leuten in's Feuer zu gehen. Er entschuldigt sich mit der Unmöglichkeit, in der er sich befunden, seine von Hunger und Strapatzen erschöpften Mannschaften vorwärts zu bringen, und versucht zugleich, den Nutzen der Bewegung zu bestreiten, welche der Befehl vorgeschrieben. Rossel, welcher die Verhandlungen leitet, unterbricht ihn dabei mehrmals mit einer schneidenden Kälte, welche diejenigen, die als Beisitzer beim Gericht fungirten, geradezu empören mußte, und die um so häßlicher aussieht, wenn man mit der in ihr liegenden Gleichgültigkeit gegen ein fremdes Leben die immerhin etwas süßlichen Aeußerungen des Capitäns zusammenhält, die aus den Stunden im Gefängniß auf der Rue St. Pierre zu Versailles berichtet werden, in denen es sich um sein eignes Leben handelte. Immer hatte er die Phrase zur Wiederbelebung der halb entkräfteten Anklage auf den Lippen: „Kurz also, Sie haben den Befehl nicht ausgeführt!" Vergebens machte Giraud auf die Vortrefflichkeit seiner republikanischen Antecedentien und auf die stets von ihm bewiesene treue Anhänglichkeit an die Sache des Volkes aufmerksam. Der Prozeß endigte mit einem Todesurtheile, welches Rossel in folgenden sehr bezeichnenden Worten aussprach:

„Während eines Bürgerkrieges ist die Anwendung des Martialgesetzes eine unbedingte Nothwendigkeit. Es ist durchaus nicht erlaubt, die politische Vergangenheit und das private Vorleben des Soldaten anzurufen, um diese Anwendung zu hintertreiben. Der Bataillonschef Giraud war auf dem Vendomeplatze, wo die Reserven für die Vertheidigung von Paris und der Commune aufgestellt sind. Er bekennt, einen regelrechten Befehl erhalten zu haben, der ihn anwies, nach der Porte Maillot zu marschiren, dem Orte, wo der Feind steht. Er hat sich an seinem Theil geweigert, gegen diesen Feind und die Rebellen, welche Paris angreifen, zu marschiren. Auf diese Gründe hin verurtheilt das Kriegsgericht Giraud zur Todesstrafe."

Wir glauben, unter Unbefangenen keinem Widerspruch zu begegnen, wenn wir der „France", der dies entnommen ist, vollkommen beipflichten, die daran die Frage knüpft: „Diese Sentenz, in welcher die persönliche Unerbittlichkeit des Richters sich mit der Unbeugsamkeit des Kriegsgesetzes verbindet, fällt sie nicht mit ihrem ganzen Gewicht auf den eidbrüchigen Offizier, der sie formu-

lirt hat?“ Wir meinen, Roſſel ſelbſt hat dies empfunden, ſich an jenes drakoniſche Urtheil erinnert, als er am Tage ſeiner Hinrichtung gegen den ihn zum Tode vorbereitenden Geiſtlichen das Bibelwort citirte: „Richtet nicht, ſo werdet auch ihr nicht gerichtet.“

Aber weiter. Einige Tage nach jener Verurtheilung Giraud's erſetzte Roſſel Cluſeret in der Delegation des Krieges. In ſeiner neuen Stellung als oberſter Leiter der Operationen debutirt er mit dem berüchtigten Briefe an den „Bürger Laperche, Major der Laufgräben vor dem Fort Iſſy“, in welchem er ſeinem „lieben Kameraden“ die Mittheilung macht, daß der erſte Parlamentär, den er zu ſchicken ſich unterſtehen würde, Erſchießung zu gewärtigen hat.“ Dann folgt nachſtehender Befehl:

„Es iſt unterſagt, das Feuer während des Kampfes auszuſetzen, auch wenn der Feind den Kolben emporhalten (Zeichen der Ergebung bei der franzöſiſchen Armee) oder eine Parlamentärflagge aufſtecken ſollte.

Es iſt bei Todesſtrafe verboten, das Feuer fortzuſetzen, nachdem der Befehl zum Aufhören ertheilt worden iſt, oder weiter vorzugehen, wenn der Rückzug vorgeſchrieben iſt.

Die, welche fliehen oder als einzelne Nachzügler zurückbleiben, werden von der Cavallerie niedergeſäbelt, wenn ſie zahlreich ſind, mit Kanonen zuſammengeſchoſſen werden.

Die militäriſchen Chefs haben während des Kampfes volle Gewalt, mit den unter ihre Befehle geſtellten Offizieren und Soldaten zu thun, was dieſelben zum Marſchiren und zum Gehorſam anzuhalten geeignet iſt.

Paris, den 9. Mai 1871. Der Delegirte für den Krieg.

Roſſel.“

Dieſe Erinnerungen werden genügen, um den Mann, mit dem wir es zu thun haben, zu zeichnen. Sie werden hinreichen, um erkennen zu laſſen, was er war, als er den Oberbefehl über die Pariſer Inſurgenten übernahm; ſie werden eine Idee von dem geben, was er geweſen ſein würde, wenn er den Sieg behalten hätte.

Wo ſollen wir anderwärts ein Argument ſuchen, das zu ſeinen Gunſten ſpräche? Etwa in der Art, auf die er ſich bemüht hat, ſeinen Uebergang zur Commune damit zu entſchuldigen, daß er geglaubt habe, in deren Reihen Ausſicht auf Rache an den „Preußen“ zu finden?

Wir zweifeln daran. Zunächſt war es erſt am 30. April, wo er die militäriſche Leitung des Aufſtandes der Rothen übernahm, und ſchon am 22. März hatte die Commune den deutſchen Generalen durch das officielle Organ Paſchal Grouſſets, ihres Miniſters für die auswärtigen Angelegenheiten, notificiren laſſen, daß „die in Paris vollzogene Revolution in keiner Weiſe aggreſſiv gegen die deutſchen Heere vorzugehen gedenke.“ Sodann, konnte denn

Rossel hoffen, diese friedliche Stimmung der Häupter der Commune durch seinen Einfluß zu ändern? Gewiß nicht. Er mußte wissen, daß die Ziele und Wege derselben ganz andere waren. Gerade weil er ein intelligenter und bis zu einem gewissen Grade weitblickender Geist war, mußte ihm weit weniger als der Mehrzahl derer, zu deren Genossen er sich gemacht, verborgen sein, wohin das Unternehmen vom 18. März führen mußte: er konnte am Ziele desselben einen allgemeinen Bürgerkrieg, einen allgemeinen Aufstand des Pöbels gegen die Besitzenden sehen, nimmermehr aber eine vom Standpunkte des Franzosen ehrenvolle oder gar eine erfolgreiche Wiederaufnahme des Kampfes mit dem ausländischen Sieger.

Daß der Ingrimm über die Niederlage Frankreichs in gewissem Maße Einfluß auf sein Verhalten gehabt, daß diese stolze Natur die Kümmernisse und Schmerzen des besiegten Vaterlandes und den Verdruß über die Enttäuschungen seines eigenen ehrgeizigen Strebens in ein Gefühl verschmolzen, ist möglich. Aber durfte man auch diesen Zustand sittlicher Verwirrung als Erklärung eines einmaligen falschen Schrittes, einer ersten unbesonnenen Zustimmung zu der That des 18. März zulassen, so kann man keinenfalls denselben als Entschuldigung dafür anführen, daß Rossel sechs ganze Wochen hindurch seine eifrige Mitwirkung einem wahnwitzigen und ruchlosen Treiben geliehen hat, welches keinen anderen Zweck als Mord und Zerstörung hatte, und keinen anderen Ausgang als eine nationale Katastrophe der entsetzlichsten Art haben konnte, wenn es zum Gelingen der Pläne der Insurgenten kam.

Wenn wir an Rossel ein mit Wehmuth gemischtes Interesse empfinden, so ist dies nicht durch die Versuche seiner Vertheidiger in der französischen Presse hervorgerufen, seine Schuld abzuschwächen. Unzweifelhaft weniger schuldig, weil weniger intelligent und weniger gebildet, war der Sergeant Bourgeois, der demselben Gesetze verfiel und in derselben Stunde büßte, wie er. Kein Mensch in Frankreich hat über die Hinrichtung des Sergeanten geklagt, ihn weißzuwaschen versucht, ihm publicistische Immortellenkränze auf das Grab gelegt. Warum nicht? Die „France“ antwortet in dem von uns citirten Artikel ganz richtig hierauf:

„Weil bei uns in Frankreich der Umstand, daß ein Verbrechen recht stark von sich reden macht, für das Publicum zum hauptsächlichen Milderungsgrund werden will,“ mit anderen Worten, weil diesem Publicum der Eclat, der romantische Nimbus, mit dem ein Verbrecher sich umgibt, so imponirt, daß die Schuld desselben darüber, wo nicht vergessen wird, so doch leichter erscheint. „Die Einbildungskraft der Leute“, so sagt das Blatt weiter, „befindet sich in einem kränkelnden Zustande, der ihr die Dinge nur von den Seiten sehen läßt, welche sie verblenden. Sie interessirt sich leidenschaftlich für Aeußerlichkeiten bis zu dem Grade, daß sie darüber Blick und Urtheil für

das Gute oder Böse verliert, welches sich hinter denselben verbirgt. Man möchte sagen, daß sie in Ermangelung wirklicher Helden, die sie bewundern kann, das Bedürfniß empfindet, sich um jeden Preis Helden zu machen, müßte sie auch dabei soweit gehen, daß sie sie unter den ärgsten Feinden der bürgerlichen Gesellschaft und von den Bänken der Angeklagten im Criminalgericht zu nehmen hätte."

„Es ist Zeit", so schließt das Blatt seine Betrachtung, „diesem sittlichen Niedergang entgegenzuwirken, er würde sonst binnen Kurzem den Namen eines heruntergekommenen Volkes rechtfertigen, den man uns zu geben anfängt. Es ist Zeit, daß wir uns erinnern, daß je glücklicher ein Mensch veranlagt ist, desto größer seine Verpflichtungen gegen die Gesellschaft sind, und diese desto mehr Recht hat, an dem Tage, wo er jene Pflicht außer Augen gesetzt hat, strenge Rechenschaft von ihm zu fordern. Statt dessen thun wir das Gegentheil, ohne gewahr zu werden, daß jede derartige Schwäche für brillante Mittelmäßigkeiten, für ungeduldige Strebsamkeit, für dreist auftretende Gelüste eine Ermuthigung ist, sich Alles für gestattet zu halten, vorausgesetzt, daß sie verstehen, die Nachsicht des Publicums dadurch zu gewinnen, daß sie sich mit einem falschen Nimbus umgeben. Hüten wir uns! Denn so wird man, wie das spanische Amerika, ein Land für Pronunciamiento's."

Wir haben dem nichts hinzuzufügen, als unsere ungetheilte Beistimmung. Und mit dieser Einleitung können wir die folgenden Mittheilungen eines englischen Correspondenten der „Daily News" ohne viel weitere Bemerkungen wiedergeben. Man wird darin einiges, was über Capitän Rossel schon gesagt wurde, indirect bestätigt finden, anderes zu berichtigen wissen. Unser Engländer, der, wie man sehen wird, stark für Rossel eingenommen ist, erzählt uns:

„Bald nach Ausbruch der Insurrection vom 18. März begab ich mich in das Kriegsministerium, um mir einen Passirschein zu verschaffen, ohne den man kaum seiner Freiheit, um nicht zu sagen seines Lebens sicher war, vorzüglich, wenn man, wie ich, sich in dem Fall befand, seinem Berufe als Journalist nachgehen, unablässig auf der Suche nach Neuigkeiten sein, und jeden Menschen, der nützlichen Bescheid geben konnte, nach allen Richtungen hin ausfragen zu müssen.

Als ich an dem prachtvollen Palast im Faubourg St. Germain ankam, welcher unserm ärmlichen londoner Kriegsministerium entspricht, wurde ich sofort in das Zimmer gewiesen, in welchem Oberst Rossel beschäftigt war, einer sehr gemischten Masse von Leuten Audienz zu ertheilen. Das Zimmer war voll von Officieren der Nationalgarde, die in Uniformen der glänzendsten Art steckten und von oben bis unten mit Tressen und Troddeln bedeckt waren,

und der einzige Mann von Ansehen, welcher einen einfachen Civilanzug trug, war Rossel selbst, welcher damals als Generalstabschef für Cluseret fungirte. Alle diese Officiere schienen vor ihm, dem jugendlichen Genieobersten, trotz seiner bürgerlichen Kleidung Furcht zu haben, und vielleicht nicht ohne Ursache; denn sie wußten, daß er mit allen Einzelheiten seines Berufes ebenso bekannt war, wie sie über die ersten Rudimente desselben unklar waren.

Als ich mein Gesuch wegen eines Passirscheins vorbrachte, lehnte er sehr höflich, aber zugleich sehr fest ab, mir einen zu geben, indem er bemerkte, daß mein Paß genügen müsse, und daß, wenn er mir einen Paß als Journalist bewilligte, dieß das Anrecht der Correspondenten auf eine Art halbamtliche Stellung anerkennen hieße. Dazu sei er nicht ermächtigt. Ich zog darauf ab, ziemlich unglücklich, daß ich meinen „Paß" nicht erlangt hatte, aber voll Bewunderung über den durchdringenden Blick und die entschiedene, selbstbewußte Haltung des jungen Stabsofficiers. Es war durchaus kein französisches Großthun an ihm, und ich erinnere mich, daß ich zu einem Freunde, der viel mit mir unter den Deutschen gewesen war, die Bemerkung machte, „Rossel gleicht mehr einem von Moltkes Stabsofficieren als einem Franzosen."

Das nächste Mal, wo ich Oberst Rossel sah, war bei einer Sitzung des Kriegsgerichts, dessen Präsident er war. Eine der Anklagen, die gegen den Kriegsdelegirten der Commune vorgebracht worden sind, bestand darin, daß er diesem Kriegsgericht mit außergewöhnlicher Strenge präsidirt habe. Ich kann nur sagen, daß er mir in den Fällen, wo er Untersuchungen zu führen hatte, mit großer Milde zu verfahren schien, und nur solche Leute zu Gefängnißstrafen verurtheilen ließ, welche in den Reihen der Truppen der Commune Ehrenstellen und Sold gesucht und sich dann geweigert hatten, zur Bekämpfung der Versailler Soldaten auszurücken. Ich glaube, Rossel verurtheilte einen Mann zum Tode wegen Feigheit im Feuer, aber das Urtheil wurde am nächsten Tage durch Decret der Commune abgeändert, was Rossel wahrscheinlich recht gut vorauswußte, als er die Sentenz fällte. („Wahrscheinlich" — eine recht lahme Vertheidigung den obigen Thatsachen gegenüber.)

So viel über die „blutige Laufbahn", die ihm neulich ein amerikanisches Blatt zuschrieb. Nach Cluserets Fall und Rossels Ernennung zu seinem Nachfolger als Kriegsdelegat sah ich ihn wieder im Kriegsministerium, und jetzt gab er mir sogleich einen Passirschein, indem er bemerkte, daß es ihm viel Vergnügen mache, mir nützlich sein zu können, da ich ein halber Landsmann von ihm sei. „Sie wissen," sagte er, „meine Mutter war eine Campbell, und einer meiner Oheime dient in Ihrer indischen Armee." Dieß ermuthigte mich zu der Bitte, ob er nicht meinen Paß auf die Polizeipräfectur zur Unterzeichnung durch Raoul Rigault senden wolle, da ich mich fürchte, selbst dorthin zu gehen. Rigault nämlich hatte die Schrulle, herumziehende Leute, die in

ſeine Klauen geriethen, als Geiſeln zu behalten. Roſſel verſtand mich ſofort, ſchickte meinen Paß durch eine Ordonnanz hinunter nach der Rue de Jeruſalem, und in einer halben Stunde hatte ich ihn gehörig unterzeichnet zurück und zugleich eine ſchriftliche Erlaubniß, ein paar werthvolle Pferde aus Paris wegzuſchaffen.

Während wir auf die Rückkehr der Ordonnanz warteten, führte Roſſel mich in ein Nebenbureau. „Laſſen Sie uns doch mal ſehen, ob es irgendwelche Nachrichten von den Vorpoſten giebt," ſagte er, indem er ein Buch mit telegraphiſchen Depeſchen öffnete. Ich ſchlug die Blätter auf und ſah ſofort, was ich längſt vermuthet hatte, daß nämlich die Nachrichten im „Journal Officiel" — na, daß dieſe Nachrichten ſo wenig die Wahrheit wiedergaben als franzöſiſche officielle Nachrichten in der Regel. Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Abſcheu vor dieſem Lügenſyſtem gegen Roſſel zu äußern. „Mir iſt es ganz ebenſo zuwider wie Ihnen," erwiederte er. „Aber was ſoll ich thun. Die Andern beſtehen darauf, daß Depeſchen zuſammengedoctert werden, und in der That, wenn wir denen in der Stadt wiſſen laſſen wollten, wie es in Wahrheit ſteht" — damit hielt er inne.

Da kam mir plötzlich ein Gedanke. Ich zog den Kriegsdelegirten bei Seite in eine Fenſterniſche, und nachdem ich mich entſchuldigt, daß ich als ein Unglücksprophet rede, gab ich ihm meine eigene Karte und Adreſſe ſowie die eines Freundes, der wie ich eine große Neigung zu Roſſel gefaßt und mich ermächtigt hatte, ihm Schutz und Zuflucht anzubieten, und bat ihn, ſich zu einem von uns zu flüchten, falls er die Gewalt verlieren und gezwungen ſein ſollte, ſich vor ſeinen ſtets argwöhniſchen (ſie waren ſtets an unrechter Stelle argwöhniſch) Collegen von der Commune zu verbergen. Roſſel verſprach mir, von unſerm Anerbieten Gebrauch zu machen, falls es nöthig werden ſollte, und von dieſer Zeit an behandelte er mich als einen Freund, auf den er ſich verlaſſen konnte.

Bald nachher hatte ich Gelegenheit, einen Ritt aus Paris hinaus zu unternehmen, und dieſe benutzte ich, um einem preußiſchen Freunde in der Nähe von Enghien einen Beſuch zu machen. Als ich Roſſel am nächſten Tage ſah, erwähnte ich gegen ihn, nicht ohne damit ſtark auf den Buſch zu klopfen, da ich ſeinen Haß gegen die Deutſchen kannte, wo ich geweſen. „Darüber muß ich mit Ihnen reden," ſagte er ſehr lebhaft, „und zwar an einem Orte, wo wir allein mit einander ſprechen können. (Wir waren in einem Zimmer voll lärmende Nationalgarden-Officiere, unter denen Roſſel nur mit einiger Mühe den Frieden aufrecht erhielt.) Kommen Sie und frühſtücken Sie mit mir um zwölf Uhr. Es wird Niemand weiter da ſein, als Dombrowski und vielleicht ein anderer Freund, dem ich trauen kann. Ich entſprach der Einladung und fand Dombrowski wartend in dem prachtvollen Speiſezimmer des Kriegsmi-

nisteriums. Wir sprachen etwa fünf Minuten mit einander, dann kam Rossel herein.

„Nun erzählen Sie mir Alles von den Preußen," sagte er, nachdem er sich zu Tisch gesetzt. „Sie scheinen keine Vorbereitungen zu einem Angriff auf uns zu treffen; haben sie Vertheidigungswerke zwischen Paris und Enghien? Es scheint nicht, daß sie einen Angriff von unserer Seite erwarten."

Natürlich konnte ich nur sagen, daß die Preußen im Allgemeinen für alle Eventualitäten bereit wären, daß sie aber weder ein Zeichen offener Feindseligkeit noch irgendwelcher Furcht in Betreff der Anhänger der Commune merken ließen."

Darauf blickte Rossel Dombrowski an, wie wenn er sagen wollte: „Sie sehen, wir könnten sie angreifen." Aber Dombrowski, kein Franzose, und deßhalb kaltblütiger und weniger in Vorurtheilen befangen, antwortete: „Nein, mein Freund, mit Soldaten wie die unsrigen muß man sich nicht an die Preußen wagen."

Rossel antwortete nicht, brütete aber offenbar weiter über seinem Lieblingsgedanken eines Angriffs auf die Feinde Frankreichs mit der Nationalgarde, indem er hoffte, die Vaterlandsliebe würde die Versailler Truppen hinreißen, sich dem Ansturm gegen den gemeinsamen Gegner anzuschließen. Er beurtheilte die patriotischen Empfindungen der Versailler Regierung nicht richtig, welche wenige Wochen später, weit entfernt, die deutschen Truppen anzugreifen, sich nicht schämte, deren Beistand anzunehmen, um die in der Falle befindlichen und dem Verderben geweihten Insurgenten mit einem eisernen Ringe einzuschließen. *)

Einmal auf die Preußen gekommen, sprach Rossel von der Leber weg über dieselben, und obwohl er seinen Haß gegen sie durchaus nicht verbarg, so war er in seinen Aeußerungen doch von jeder Herabsetzung derselben und jeder höhnischen Hoffahrt vor der Nation fern, welche die seine so grausam niedergeschmettert hatte. Er erinnerte sich der Thatsache, welche jetzt so viele französische Officiere zu vergessen scheinen, daß die Pflicht eines Soldaten nicht darin besteht, die Feinde seines Vaterlandes mit seiner Zunge zu verunglimpfen, sondern darin, sie mit Blut und Eisen zu schlagen. Eine seiner Bemerkungen über die unter seinem Befehl stehenden Leute fiel mir sehr auf. „Unsere Leute sind so ungehorsam geboren," sagte er, wie die Deutschen gehorsam geboren sind." Niemals verbarg er sich den schrecklichen Mangel an Manns-

*) Wir finden darin nichts Schmachvolles, da hier nicht Franzosen, sondern kosmopolitische Revolutionäre von Thiers bekämpft wurden, auch hätte der Verfasser richtiger statt „anzunehmen" zu verlangen gesagt.

zucht, der in den Reihen der Nationalgarde herrschte. „Wie kann man mit solchen Soldaten und Officieren etwas ausrichten!“ sagte er eines Tages, als ein recht in die Augen springender Fall von Einfalt und Ungeschick ihm zu Gesicht gekommen war. „Ach, wenn ich doch das eher gewußt hätte,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu. (Und doch wollte er mit dieser undisciplinirten Truppe die Preußen angreifen? Wir glauben, daß der Herr Correspondent sich von seiner Freundschaft für Rossel entweder über dessen mlilitärische Fähigkeit oder dessen Ehrlichkeit und Offenheit täuschen ließ. Jedenfalls giebt's hier einen starken Widerspruch gegen die angebliche Absicht Rossels auf die deutsche Stellung in Enghien. Und klingt das, „Wenn ich das doch eher gewußt hätte!“ nicht wie ein Seitenstück zu dem Motiv der Verurtheilung des Kriegs gegen Deutschland, welches nach den ersten Niederlagen im Munde fast aller Franzosen war, und noch heute der Verurtheilungsgrund desselben ist, das Motiv, „wir waren nicht gut genug vorbereitet.“) Aber trotz seiner Verzweiflung fuhr er fort, eifrig im Kriegsministerium zu arbeiten. In der That, er konnte nichts vor sich bringen; denn man intriguirte allenthalben gegen ihn, und nur mittelst der äußersten Thatkraft und Pünktlichkeit hielt er die Dinge überhaupt einigermaßen im Gange. Zuletzt kam es zum Bruch, und er floh vor den Tollhäuslern der Commune, die (einige von ihnen) keinen Anstand nahmen, einen so loyalen Mann wie Rossel anzuklagen, mit dem Feinde im Einverständniß gewesen zu sein. Was dieses Einverständniß war, hat uns das blutige Schauspiel, das am 28. Nov. früh zu Satory spielte, zur Genüge gezeigt. Er verbarg sich in einem Gasthause des Quartier Latin und setzte selbst hier noch seine Lieblingsstudien über Kriegsgeschichte und Strategie fort. Eine anonyme Anzeige bewirkte seine Verhaftung, und er fiel in die Krallen der Mouchards des Herrn Thiers.

Ich sah meinen armen Freund erst wieder, als er in Versailles vor Gericht gestellt wurde (es war nicht leicht ihn im Gefängniß zu sprechen) und konnte da nur wenige Minuten während einer Pause der Sitzungen des Kriegsgerichtes mit ihm reden. „Warum kamen Sie“, so fragte ich ihn, nicht zu mir, oder in das Haus Freund N's., als die Communisten Sie aufsuchten; wir würden Sie sicher zwischen uns nach England gebracht haben.“ „Ach“, erwiederte er, „ich hatte die Karten mit Ihren Adressen verloren, und konnte mich nicht entsinnen, wohin ich zu gehen hatte.“ Ich bin halb und halb der Meinung, daß der arme Bursch in seiner übertriebenen ritterlichen Denkart Anstand genommen hat, möglicherweise Freunde zu compromittiren, und daß er vorzog, allein und ohne Beistand zu sehen, was das Schicksal ihm beschieden.

Ich fragte ihn, ob es ihm recht wäre, wenn ich Zeugniß ablegte in Betreff seiner Pläne gegen die Preußen — so weit ich sie kannte —, aber er

dachte, die Sache sei rein militärischer Natur, und es werde wenig nützen, wenn er den Patriotismus betone, der ihn zu dem tollen Schritt bewogen, Nevers zu verlassen und sich der Insurrection anzuschließen. „Ich erwarte, zum Tode verurtheilt zu werden", sagte er, „und Alles in Allem betrachtet, ziehe ich das vor. Vielleicht indeß werden sie mich nicht erschießen", setzte er hinzu, als er meine trübe Miene bei diesen Worten sah. Dann sprach er ziemlich aufgeräumt von einigen seiner Verwandten in Brighton und von seinem Buche: „Die Kriegskunst", welches damals im Druck war. „Nicht wahr, Sie werden mir alle englischen Recensionen darüber senden? Schicken Sie die Blätter an Herrn Joly (sein beredter und geschickter Vertheidiger), er wird sie mir geben. Ich liebe Alles, was von England kommt." Er war ein so eifriger Bücherleser, wie nur ein Deutscher sein kann, und selbst als er Kriegsdelegat war, und Tag und Nacht keine Ruhe hatte, fuhr er fort, sich selbst von seinen Mahlzeiten Momente abzusparen, um mit seinen geliebten Büchern zu verkehren.

Ich glaube nicht, daß er sich sehr um Politik kümmerte, oder auch nur viel davon verstand, obwohl ich mich erinnere, gesehen zu haben, daß er mit Interesse während seines kurzen Regiments im Kriegsministerium Frederic Harrison's Artikel über die Commune im „Fortnightly Review" las. Auch Oberst Owen's Werk über die Artillerie lieh ihm ein englischer Freund während derselben Zeit, und ich entsinne mich, daß er mir in Betreff dieses letzteren Buches erzählte, wie er Woolwich besucht, und das dortige Arsenal in Gesellschaft englischer Artillerieoffiziere in allen Einzelheiten in Augenschein genommen."

„Rossel war ein Mann von Mittelgröße, schwächlich, aber sonst gut gewachsen, für einen Soldaten etwas zu sehr nach vorn übergebeugt, was ohne Zweifel davon herrührte, daß er zuviel studirt. Er hatte ein wundervoll intelligentes graues Auge und ein Gesicht, welches in jedem Zuge gedrungene Thatkraft und Fähigkeit zu harter Arbeit ausdrückte.

Es ist hart, wenn ich meine Feder niederlegen muß mit dem Gedanken, nicht blos an die blutübergossene Leiche meines armen Freundes, sondern auch an seine zum Tode betrübte Mutter, an seine Schwestern und seinen unglücklichen Vater, der jüngst erst zu einem Freunde sagte: „Ach, mein Herr, mein Herr, Bazaine ist noch nicht vor Gericht gestellt, und sie wollen meinen armen Jungen erschießen!" Bazaine in Freiheit und der Patriot Rossel erschossen; er, der vielleicht in seiner Vaterlandsliebe auf falsche Wege gerieth, aber treu und ehrlich war wie die Sonne am Himmel — wahrlich, es gibt nicht wenige von uns hier, denen es schwer fällt, zu glauben, daß es noch etwas der Art wie Gerechtigkeit in Frankreich gibt!"

So der englische Correspondent. Sein Bericht ist interessant. Was wir

von ſeinem Raiſonnement halten, weiß der Leſer. In ſeinen Schlußſeufzer ſtimmen wir ein, nur fiel es uns in den letzten Wochen aus anderen Gründen ſchwer, zu glauben, daß es noch Gerechtigkeit in Frankreich gibt, und Roſſel's Verurtheilung war eher geeignet, dieſen ſchwachen Glauben zu ſtärken, als ihn noch mehr zu erſchüttern.

Edition Peters.

Welchem Zeitungsleſer wären nicht wiederholt in den Annoncentheilen der verſchiedenſten Blätter obenſtehende Worte aufgefallen und welcher Zeitungsabonnent wäre nicht wenigſtens einmal mit einer grünen oder blauen Beilage überraſcht worden, die obige Ueberſchrift trug und, enggedruckt, ein reichhaltiges Muſikalienverzeichniß erkennen ließ?

Es war im Jahre 1800 als in Leipzig zwei namhafte Muſiker Fr. A. Hoffmeiſter und A. Kühnel unter der Firma „Bureau de Musique“ ein Muſikgeſchäft gründeten, das ſich bald zu einem achtbaren Nebenbuhler des altberühmten Hauſes „Breitkopf und Härtel“ aufſchwang. Die gediegenen muſikaliſchen Kenntniſſe und eine ſeltene Urtheilsfähigkeit der Gründer und der feſt ausgeſprochene und durchgeführte Wille derſelben, nur Gutes und Werthvolles zu bringen, hielten das raſch aufblühende Geſchäft ſtets in einer gewiſſen künſtleriſchen und noblen Atmoſphäre. Die Tonwerke, die im „Bureau de Musique“ erſchienen, waren faſt durchweg von gediegenem, ja bedeutendem muſikaliſchen Gehalte, etwas breit und ſchwerfällig in ihrer äußeren Erſcheinung, aber ſehr ſolid, fleißig und ſorgfältig hergeſtellt und äußerſt correct. Dieſe vortrefflichen Ausgaben, der heiße Wunſch und der Stolz aller Sammler, die Zierde aller muſikaliſchen Bibliotheken, hatten aber außer den vorſtehend rühmlich anerkannten Beſonderheiten noch eine andere weniger angenehme Eigenſchaft. Entſprechend dem Werthe des in ihnen Gebotenen und der Solidität und Güte ihrer Ausſtattung, waren ſie ziemlich koſtſpielig und wer zahlreiche Werke aus dieſem Verlage beſitzen wollte, mußte viel Geld aufwenden können und bedeutende Summen für ſeine Muſikalienliebhaberei disponibel haben. Es war für einen Componiſten höchſt ehrenvoll, die Mehr-

zahl seiner Werke vom „Bureau de Musique“ edirt zu sehen; für die Handlung selbst vielleicht nicht in allen, doch in sehr vielen Fällen auch lucrativ, sich nur mit den besten Tonsetzern der Zeit in ununterbrochener Geschäftsververbindung zu wissen. So wurden denn die Compositionen Spohr's, Fr. Schneider's, Romberg's, Maurer's, Kalliwoda's, Rode's, Viotti's und viele Werke von Beethoven, Ries, Weber, Cherubini, Hummel, Kuhlau, Hauptmann, Klengel, Dancla, Jansen, Molique, Reißiger, Schumann u. s. f., sowie die kostbaren Studienwerke von Bertini, Clementi, Cramer, A. F. Müller, Fiorillo, Kreutzer u. s. w. hier verlegt. Was aber dem Geschäfte zu ganz besonderer Ehre gereichte, das waren die großartigen Editionen der sämmtlichen Instrumentalcompositionen J. S. Bach's, der Quartette Haydn's, der Quintette, Quartette und Sonaten Mozart's, der Suiten Händel's und vieler Partituren bedeutender und umfangreicher Werke älterer und neuerer Zeit.

Das „Bureau de Musique“, Hoffmeister und Kühnel, ging 1805 an letzteren allein über, ward 1814 an C. F. Peters verkauft, gelangte nach dessen Tode, 1828, in den Besitz von C. G. S. Böhme, ward von diesem 1855 der von ihm in Leipzig gegründeten Wohlthätigkeitsstiftung übergeben, und von dieser 1860 von J. Friedländer in Berlin, der 1865 Dr. M. Abraham als Theilnehmer aufnahm, erworben. Aus den vielen Wandlungen, welche die Handlung im Hintergebäude des „Fürstenhauses“ (Grimmaische Straße 15, I.) in Leipzig in 70 Jahren erlebte, ist ihr schließlich die Verlagsbezeichnung Peters geblieben und unter derselben ist denn auch die Edition Peters erschienen, die in jüngster Zeit so viel von sich reden machte. Diese gegenwärtige Edition Peters ist nicht zu verwechseln mit den Editionen des früheren „Bureau de Musique.“ Sie ist vollständig eine Schöpfung der etzigen sehr speculativen und thätigen Besitzer des Geschäftes. Die älteren Verlagsartikel, so solid, gediegen und umfangreich, aber auch mit sehr ehrenwerthen Preisen, werden gesondert behandelt und wohl kaum in neuerer Zeit besonders vermehrt; wenigstens erhält jeder Tonsetzer der Gegenwart, sobald er die Schwelle des Geschäftsheiligthums überschreitet, sofort die bündige Versicherung, daß man vom Verlage moderner Werke längst vollständig abgesehen habe. Die Hauptthätigkeit des Geschäftes wendet sich jetzt fast nur solchen Tonsetzern zu, die vor mindestens 30 Jahren gestorben sind, und der Herausgabe denkbar billigster Musikalien.

In einer Zeit, in der alle unabweisbaren Lebensbedürfnisse eine früher ungeahnte Höhe erreicht haben, sind billige Bücher- und Notenausgaben eine Nothwendigkeit geworden. Es hat lange gedauert, bis der Buchhandel und gar erst der Musikalienhandel zu der Einsicht gelangten, daß wohlfeile Bücher und Musikalien ein Bedürfniß sind, wie andere billige und wohlfeile Dinge, und besonders in Leipzig hat man dies erst ziemlich spät erkannt.

Sobald man aber nun zu der Ueberzeugung gekommen war, daß man mit den alten Preisbestimmungen nicht fortbestehen konnte, haben sich auch hier wie anderwärts die Concurrenzunternehmungen in staunenswerther Ueberbietung gehäuft und selbst die stolzesten Handlungen mußten sich endlich bequemen, im allgemeinen großen Strome mit zu schwimmen. In auffallendem Ringen traten besonders drei Handlungen in den letzten 10 Jahren vor die Oeffentlichkeit: Holle in Wolfenbüttel, Litolff in Braunschweig und Peters in Leipzig. Was von ihnen 75—80 Procent billiger als in anderen Ausgaben geboten wurde, bestand nicht etwa in Werken untergeordneten Werthes, oder in flüchtigen, uncorrecten und unvollständigen Ausgaben; es enthielt vielmehr das Beste und Hervorragendste, was auf musikalischem Gebiete überhaupt geschaffen ward, in meist completen, wohlgeordneten, im Arrangement sorgfältig und tüchtig hergestellten Folgen. Die Werke von J. S. Bach, Beethoven, Clementi, Diabelli, Dussek, Field, Händel, Haydn, Hummel, Kuhlau, Mozart, Schubert und Weber, eine Sammlung vorzüglicher Opern und Oratorien in Partitur und Clavierauszügen, andere Sammlungen untergeordneteren Werthes gar nicht in Betracht gezogen, wurden zu Nutz und Frommen der musikalischen Welt hier in rascher Aufeinanderfolge veröffentlicht. Selbstverständlich konnten bei fabelhafter Wohlfeilheit Druck, Papier und Ausstattung nicht gleichen Schritt halten mit der Güte und sonstigen Trefflichkeit des Gebotenen. Jedermann kennt die Ausgaben der drei genannten Handlungen, wir haben also nicht nöthig, auf die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Ausstattungen, auf das was jede darin zu wünschen übrig läßt, hier näher einzugehen. Da uns zunächst die Edition Peters beschäftigt, so ist zu constatiren, daß sie ihren Concurrenten zuletzt den Rang abgelaufen hat. Diese Ausgabe zählt nach einem kürzlich in Circulation gesetzten Verzeichnisse 1043 Nummern, während die Litolff'sche nur 604 ausweist; die sehr reichhaltige Holle'sche können wir der Zahl nach nicht bestimmen. Jedenfalls ist die Edition Peters die reichhaltigste; die Preise, durchweg sehr niedrig gestellt, differiren in den verschiedenen Ausgaben um wenige Groschen. Zu wünschen wäre für die Edition Peters hauptsächlich ein etwas größeres und ansehnlicheres Format.

Wie wichtig die von den hier in Vergleich gebrachten Musikalienhandlungen erstrebte Billigkeit der musikalischen Classiker selbst bedeutenden Musikern der Jetztzeit erscheint, geht aus dem Umstande hervor, daß sich an den verschiedenen Unternehmungen viele derselben mit Vorliebe betheiligten. So interessirten sich für die Ausgaben von Holle: Chrysander, Dietrich, Enke, Geißler, Knorr, Liszt, Markull, Stolze und Witting; für die Litolff'sche Bibliothek neben Blumenstengel, Leibrock, Markull, Meves, Rebbeling und Wiedemann, als unermüdliche Arrangeurs alles Arrangirbaren: Winkler und Köh-

ler; und für die Edition Peters: Brißler, Bülow, Czerny, David, Dehn, Dörffel, Erk, Griepenkerl, Grützmacher, Helmesberger, Hermann, Horn, Jadassohn, Kirchner, Köhler, Kroll, Liszt, Roitzsch, Stern, Ulrich und Wittmann.

Uebersieht man nun die Qualität des Gebotenen, so behält auch hierin Peters ein Uebergewicht, zunächst schon durch die sehr reichhaltige Bach-Ausgabe, die allein nahezu 100 Nummern (Bände) umfaßt, die ziemlich Alles enthalten, was von den Compositionen für Piano, Orgel, Orchester und einzelne Instrumente dieses großen und fruchtbaren Tonsetzers noch aufzufinden war, nebst Partituren und Clavierauszügen der bedeutendsten seiner Chorwerke. Die Branche der Clavierwerke verschiedener Componisten à 2 et à 4 m. bringt vollständig die Originalcompositionen von Beethoven, Clementi, Händel, Mozart, Schubert und Weber; in Auswahl Tonsätze von C. Ph. E. Bach, W. Fr. Bach, Chopin, Diabelli, Dussek, Field, Hummel, Kuhlau, Scarlatti und Schumann; in 2- und 4-händigem Arrangement Werke (besonders Sinfonien und Ouverturen) von Beethoven, Haydn, Mozart, Schubert und Schumann. Es ist rühmlich hervorzuheben, daß auf die Redaction dieser Ausgaben besondere Sorgfalt verwendet, und für die Feststellung eines guten Fingersatzes und der nöthigen Vortragszeichen — so wichtig für Lehrer, Schüler und Ausführende — das Möglichste gethan wurde. Die Werke für Piano und Violine (und Cello), die Trio's, Quartetten und Quintetten enthalten die betreffenden Original-Compositionen von Beethoven, Hauptmann, Haydn, Hummel, Mozart, Schubert und Weber, meist in vollständiger Reihenfolge, nebst diversen Arrangements; Clavierauszüge mit und ohne Text (letztere zu 2 und 4 Händen) bieten nicht minder Auswahl unter den vorzüglichsten Meisterwerken der dramatischen und kirchlichen Tonkunst; besonders reichhaltig sind hier die Namen Bach, Beethoven, Cherubini, Gluck, Händel, Haydn, Mozart, Schumann, Weber vertreten; wir heben außerdem den schönen Clavierauszug der „Jessonda" von Spohr noch extra hervor. Diesen Clavierauszügen stellen sich werthvolle Ouvertursammlungen (à 2 et 4 m. und für Piano und Violine) und eine wichtige Reihenfolge berühmter Studienwerke für verschiedene Instrumente zur Seite. Was die Edition Peters aber noch vor anderen ähnlichen Unternehmungen fernerhin vortheilhaft auszeichnet, sind die verschiedenen Gesangs-Albums, welche nicht nur Lieder und Liedercyklen von Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann und Weber für verschiedene Stimmlagen enthalten, sondern auch reichhaltige Sammlungen von Arien, Duetten und Terzetten und unter den Titeln „Germania" (23 Kriegslieder) und „Liederschatz" (200 Volkslieder) eine schöne und reiche Auswahl aus dem Volksliederschatze unseres Vaterlandes. In den Transcriptionen der Herren Felix, d'Avenel und Ollivier finden auch Freunde banaleren Klingklangs, wie er vorzugsweise unter der Bezeichnung „Salonmusik" beliebt und gesucht wird, ebenso reichhaltige

als mannigfaltige Ausbeute. In Summa läßt sich behaupten, daß die Edition Peters den Wünschen und Bedürfnissen des musikalischen Publicums — des ernststrebenden wie des oberflächlichen, des lernenden wie des geübten — nach allen Richtungen hin entgegen kommt, daß sie also auch vorzugsweise Beachtung und Würdigung verdient. Wie heute jeder Gebildete ohne große Opfer in den Besitz der Werke unserer großen Dichter gelangen kann, so kann auch jeder, der Lust und Freude an der Musik, sowie die Fähigkeiten hat, sie auszuüben, sich die Meisterschöpfungen der Tonkunst leicht und opferlos erwerben. Wer 30 Jahre zurückdenken kann, und sich erinnert, wie schwer damals hielt, sich auch nur in den Besitz einer kleinen Bibliothek zu setzen, der wird den Unternehmungsgeist unserer Tage segnen, durch den möglich wurde, daß die großen Schöpfungen und Geistesthaten unserer erhabensten und gottbegnadetsten Männer ein Gemeingut der ganzen Nation werden konnten. Die herannahende Weihnachtszeit lenkt zudem die allgemeine Aufmerksamkeit noch mehr als sonst auf die Edition Peters und ähnliche Unternehmungen.

H. M. Schletterer.

Miß Vera im Krieg.

Von Karl Braun.

(Schluß.)

Das Schloß sah traurig und unheimlich aus, als die Säle alle leer waren, und wir wie „des âmes en peines“ in den langen Gängen und Salons herumzuwandern schienen. Aber es war noch sehr viel zu thun. Was an Vorrath, Gewürzen und Lichtern noch übrig war, vertheilten wir unter die armen Franzosen, auch einige Betttücher gaben wir ihnen; aber der große Vorrath von Leinen wurde in Packete gepackt und mit dem Bettzeug nach dem Centraldepot in Corbeil geschickt und von hier aus nach den Spitälern in Deutschland befördert. Die Zahlungsbücher wurden geordnet, das Haus durch und durch gereinigt, die Möbel wieder auf ihre alten Plätze und das Porcellan in die Schränke gestellt.

Der Zugang nach Paris war jetzt wieder eröffnet. Mein Bruder hatte mir geschrieben, daß er aus England angekommen sei, und mich nächstens holen werde; anstatt ihm zu schreiben (denn Briefe nach der sechs engl. Meilen entfernten Hauptstadt liefen vier Tage) beschloß ich, lieber selbst dorthin zu reisen, und ihn zu bereden noch einige Tage länger da zu verweilen, wenn sein Urlaub gestatte. Einer unserer Freiwilligen, welcher die Sorge für das Stapeldepartement hatte, und welcher sich sehr darüber freute, daß er vor seiner Rückkehr noch Paris zu sehen bekäme, bot mir an, mich hin und zurück in einem offnen Wagen zu fahren. Ich machte ihm klar, wie gewagt eine solche Reise wäre, wenn seine Nationalität erkannt würde, und er dann durch die Wuthausbrüche des Pöbels gegen alle Deutschen in eine sehr gefährliche Lage gerathen würde; aber er bat so sehr, mitzugehen, daß ich endlich einwilligte, wenn auch nicht ohne eine schlimme Vorahnung.

Am nächsten Morgen machten wir uns, mit einer Karte von Paris, meinem englischen Paß und einem französischen und deutschen „laisser passer" von dem Präfecten in Corbeil versehen, nach Paris auf. Nachdem wir Villejuif hinter uns hatten, kamen wir an der preußischen Barriere vorbei, und dann über die Anhöhe, die an dem Fort Bicêtre bis zu der Porte d'Italie herläuft, in das eigentliche Paris. Eine „Octroi"-Wache fragte mich ob ich etwas Zollpflichtiges hätte; doch weder sie noch der Pöbel an der „Barriere" schienen meinen preußischen Kutscher zu bemerken. Nachdem wir in raschem Trab den Boulevard entlang nach dem Quai gefahren waren, fuhren wir das Ufer entlang, dann über den Pont Neuf und den Place de l'Hotel de Ville, und so lange in der Rue de Rivoli weiter, bis wir nach dem bekannten „Cour" des Hotel Meurice kamen. Es war grade Sonntag; alle Straßen waren voll; alle schienen in Uniform zu sein, und Jeder war darauf bedacht, sich zu amüsiren; diesem Umstande hatte ich auch gewiß nur zu verdanken, daß ich unangefochten herumgehen konnte. Doch trotzdem fühlte ich mich nicht sehr behaglich; denn es waren nirgends Wagen zu bekommen und ich merkte, daß wir nicht so unbemerkt herumgingen, und obgleich ich vorgab eine Anzahl „Mots d' Ordre" zu kennen, hätte ich jetzt um mein Leben nicht ein Wort herausbringen können.

Erst als ich unter dem Schutze von „Meurice" war, athmete ich wieder frei auf. Ich fragte, ob mein Bruder da wäre. — „Er ist vor einer Stunde nach Calais abgereist", antwortete der Kellner. „Da er vergebens tagelang auf eine Antwort von Ihnen gewartet hatte, dachte er, Sie wären nicht mehr im Spital; und mittlerweile war sein Urlaub abgelaufen, und er mußte zurückkehren." Dies machte mich sehr traurig, doch es half nichts. Wo sollte ich mein Pferd einige Stunden hinstellen, denn ich hatte noch eine Fahrt von sechszehn Meilen vor mir? — „Wir haben keine Ställe im Hôtel", war die

Antwort. „Sie finden zwar zwei Häuſer weiter einen Stall; aber ich rathe Ihnen nicht, Ihren Wagen mit dem deutſchen Kutſcher hinzuſchicken, — denn Sie würden ihn nie wieder ſehen.“ Wir zogen deshalb das Fuhrwerk in eine Ecke der „Seconde cour“, bedeckten die Pferde mit Tüchern und gaben ihnen einen Sack Hafer. Um vier Uhr rieth mir der Kellner — deſſen Gefühle ſich zwiſchen der Sympathie für mich als Mitglied des Vereins des rothen Kreuzes (denn das Hotel war während der Belagerung in ein Lazareth verwandelt worden) und der Sorge für ſeine eigene Sicherheit, welche durch die Aufnahme von Preußen gefährdet wurde, theilten — die Stadt noch bei Tageslicht zu verlaſſen, da der Ausgang aus der Stadt weit gefährlicher ſei, als der Eintritt. — „Wenn ſich Ihnen irgend eine Schwierigkeit darbietet“, das war ſein letzter Rath, „ſo zeigen Sie nur ihren engliſchen Paß vor — das wird Ihnen helfen; aber wenn die „Canaille“ Ihren Kutſcher erfaßt, dann kann ihn nichts mehr vor ihrer Wuth retten; ſagen Sie ihm deswegen, er ſolle keinesfalls ſprechen, ſonſt wäre es um ihn geſchehen.“

Wir paſſirten zurück dieſelben Straßen; doch grade als wir ſchon durch die Barrière d' Italie fuhren, und ich mir im Stillen bereits zu unſerem Glück gratulirte, ſtellte ſich ein frech ausſehender Franzoſe vor meinen Kutſcher, drohte ihm mit der geballten Fauſt, kam dicht an den Wagen und rief: „Tiens! voilà celui qui est passé ce matin — fallait pas le laisser sortir; c'est un Prussien, ce n'est pas un cocher, faut l'arracher du siège!“

Vor vielen Jahren kam einmal in einer engen Dorfgaſſe ein toller Hund auf mich zu und obgleich ich Geiſtesgegenwart genug hatte, über eine Hecke zu ſpringen und ſo ſeinem Biß zu entrinnen, ſo klapperten doch meine Zähne und meine Kniee zitterten vor Schreck; aber dieſer kritiſche Moment an der „Barrière“ von Paris war noch viel entſetzlicher, und die ſchrecklichen Bilder, die ich mir von dem Schickſale des guten Deutſchen in den Händen dieſer blutſchnaubenden Räuber und Mörder machte, mußten meinem Geſicht den Ausdruck vollkommener Erſtarrung geben; ich konnte keine Silbe ſtammeln; wirklich, ich fühlte wie meine Zunge hülflos an den zuſammengepreßten Zähnen hing. Vox faucibus haesit. Der Deutſche, der jedes Wort gehört und wohl verſtanden hatte, rettete uns durch ſein „ſang froid“ und ſeinen Muth. Er gab ſeinen Pferden die Peitſche und beachtete gar nicht das halbe Dutzend Blouſen, welche ſich nach und nach um den Wagen angeſammelt hatten. Die Schurken folgten dem Wagen eine Strecke, dann dachten ſie, ſie hätten ſich geirrt und gingen zurück. Welcher Troſt war es, als wir wieder auf „preußiſches“ Gebiet gelangten und uns wieder unter freundlichen Geſichtern fanden; doch ich muß ſagen, daß ich jene denkwürdige Fahrt nach Paris und die dabei ausgeſtandene Angſt nie vergeſſen werde.

Am Morgen des achten März wurden die letzten „Freiwilligen" entlassen. Frau Schmidt und die drei „Krankenpfleger" gingen nach Deutschland zurück, Herr Müller traf sich mit seinem Bruder in Rheims, und ich fuhr nach Juvisy. So war unser Werk zu Ende. Meine fast drei Monate lange Arbeit war sehr schwer, das ist wahr, aber immer interessant und befriedigend. Von Frau Schmidt nahm ich herzlichen Abschied; und ich werde immer mit Interesse an ihre bewundernswerthe Festigkeit und an das stramme persönliche Auftreten denken, durch welches sie die ohnedies so streng disciplinirten Offiziere und Soldaten Deutschlands sogar noch einen höheren Gehorsam kennen lehrte.

Als ich mit der Eisenbahn von Orléans in Paris mit meinem Gepäck ankam, bekam ich nur mit großer Mühe ein Coupé, welches mich nach dem Hotel Meurice brachte. Der einzige Zug, welcher Personen und Gepäck beförderte, ging um neun Uhr Vormittags ab; da ich nun einige Einkäufe zu machen hatte, und auch wußte, daß keine Droschken zu haben waren, ging ich zu Fuß, ohne jedoch mein Kreuz abgelegt zu haben, durch die Rue de Rivoli, Rue Castiglione, Place Vendôme, und Rue de la Paix bis zum Opernhause und dann wieder zurück. Die Straßen waren voll von Menschen in Uniformen („Soldaten" kann ich sie jedoch nicht nennen), die ohne bestimmten Zweck herumzulaufen schienen, von Damen, die alle in Schwarz gingen, und endlich von den unvermeidlichen „gamins" — von letzteren mußte ich zuweilen die grammatisch unrichtige Bemerkung hören „Voilà une ambulance!" — eine weitere Notiz nahm Niemand von mir, denn ich war auch schwarz gekleidet. In jedem Laden, in den ich ging, war dieselbe Geschichte — seit der Belagerung war nichts mehr gearbeitet worden und auch jetzt schien keine Hoffnung auf Veränderung vorhanden, da keine Fremden kamen. Als ich an der wohlbekannten „porte-cochère" in der Rue de la Paix vorbeikam, auf welcher auf einer metallenen Platte eingravirt war: „Worth au premier", wunderte ich mich, wie viel der „große Mann" durch die Belagerung gelitten hatte, und ich war sehr erstaunt, daß Guerlain nicht „Fournisseur de S. M. l'Impératrice" von seinem Schilde hatte wegnehmen lassen. Am meisten wunderte ich mich jedoch über die vollständige Sicherheit und Leichtigkeit, mit der man inmitten jener einst so belebten Straßen, wo jetzt weder ein Omnibus noch irgend ein Fuhrwerk zu sehen war, gehen konnte. In einem „Modiste"-Laden bemerkte die „demoiselle", die mich bediente: — — „Ah, vous êtes bien bonne, madame, d'avoir soigné les blessés!" Ich lächelte und zuckte die Schultern. — „Etiez-vous dans Paris, pendant le siége?" fügte sie hinzu. — „Non," antwortete ich, „hors de Paris;" und da mir Vorsicht hier das Beste schien, nahm ich Tüll und Federn und ging dann aus dem Laden. Es hätte mir nicht zur Befriedigung gereicht, wenn die

„Modiste“ entdeckt hätte, daß ich nicht eine franzöſiſche, ſondern eine preußiſche Krankenpflegerin ſei; ſie hätte mich vielleicht in einer Anwandlung von Patriotismus den Händen eines „Rothen“ übergeben. Ueberall herrſchte hier ſo ein Gefühl der vollſtändigen Unſicherheit in der Atmoſphäre und ich fühlte ein ſolches nervöſes Zucken und Zittern in allen meinen Gliedern als ich herumging, wie wenn ich auf dem Rande eines Kraters ſtände, der jeden Augenblick ausbrechen könnte und mich verſchlingen, ſo daß ich gar nicht traurig war, als ich mich endlich (obgleich in einem ſehr langſamen Zug) ſicher auf meinem Weg nach Calais befand. Die Reiſe dauerte ſtatt fünf, achtzehn Stunden und auch der Kanal war ſtürmiſcher als ſonſt; doch als ich auf dem klaſſiſchen Boden des Friedens, der Policemen und der Extrazüge ſtand, konnte ich mich wirklich nicht jenes landläufigen Ausrufes enthalten — „England, with all thy faults I love thee still.“ Trotz aller Fehler, England, lieb' ich Dich.

Aus Bayern.

Mit Stolz darf Bayern auf die jüngſte Vergangenheit zurückblicken. Die Zeit, die wir dabei im Auge haben und die ſeit unſrem letzten Bericht verſtrichen iſt, zählt freilich nur nach Wochen, allein das Ergebniß, welches ſie gebracht, ſchließt das Streben und die Thatkraft von Jahren ein. Es hat fürwahr den Anſchein, als ob die deutſche Entwicklung alles das, was ſie ſeit 1848 ſchuldig blieb, mit einemmal nachzuholen ſtrebte, ſo unaufhaltſam ſchreitet das Werk der nationalen Eintracht weiter. Mehr als irgendwo im Reiche empfindet man dieß in Bayern, denn nirgends war der Maßſtab der Entwicklung bedächtiger als dort, nirgends liegt der Gegenſatz von damals und heute weiter auseinander.

Der größte Theil jener Fortſchritte, die wir damit conſtatiren, ward freilich nicht im eigenen Hauſe und nicht von eigenen Händen allein verwirklicht. Das geben wir gern zu, allein auch die receptive Seite ſolcher Vorgänge bleibt noch immer intereſſant genug. Aus das iſt ein Act von politiſcher Bedeutung wie Baiern dieſen neuen wichtigen Ideenzuwachs in ſein bisheriges Staatsleben aufnahm: ob die Rolle, die es dabei ſpielte, eine active war, oder ob es in machtloſer Paſſivität die Dinge lediglich geſchehen ließ.

Wahrhaftig nein! Keiner der großen Fragen, die im Reichstag zur Entscheidung kamen, stand die Staatsregierung thatenlos gegenüber, keine von ihnen hat verfehlt, die öffentliche Meinung des Landes zu voller und lebendiger Theilnahme hinzureißen. Und dieß allein schon, nicht blos das Ergebniß der Abstimmung ist ein politisches Resultat.

Werfen wir nun in Kürze einen Blick auf die wichtigsten Vorlagen, an welchen diese Bemerkung lebendig zur Geltung kam. Es liegt uns dabei ferne, eine sachliche Kritik dieser Vorlagen zu wiederholen, die längst nach allen Seiten hin beleuchtet und aus dem Bereich der Debatte ins Reich der Thatsachen getreten sind; es soll sich lediglich um die Bedeutung handeln, welche diese Beschlüsse speciell für Bayern haben, und um die öffentliche Stimmung die ihnen entgegenkam.

Mitten hinein in das Sonderleben Bayerns, das von vielen Seiten so emsig gepflegt wird, griff der Antrag, die Competenz des Reichstags auch auf Civil- und Strafrecht nebst Gerichtsverfassung auszudehnen.

Für keinen von allen deutschen Staaten ist dieser Antrag so bedeutungsvoll als gerade für Bayern. Denn durch die Summe kleiner ehemals reichsständischer Territorien, aus denen das Königreich im Anfang dieses Jahrhunderts zusammengesetzt war, hat sich eine Summe von Particularstatuten eingesiedelt, welche die Rechtspflege ganz kunterbunt erscheinen lassen. Dieser Zustand ward noch vermehrt durch die Menge geistlicher Herrschaften, die in dem klosterreichen Süden Bayerns bestanden und deren autonome Thätigkeit keine geringe war. So ergab sich denn, daß auf einem Gebiete von 1348 Quadratmeilen wohl ein halbes Hundert Particularrechte in gleichzeitiger Geltung stehen, was dem Rechtsbewußtsein des Volkes nicht eben förderlich werden kann. Unter diesen Umständen ist eine einheitliche Feststellung des Civilrechts nicht blos wünschenswerth, sondern unvermeidlich geworden; allein die Opposition, die sich sofort dieser Reform entgegenwarf, sah die Sache von einem anderen Standpunkte an. Den Particularisten wurden mit einem mal die Particularrechte so theuer, als ob mit jedem einzelnen ein Hoheitsrecht der Krone genommen würde; die politische Seite der Frage, nicht die juristische Bedeutung derselben ward in den Vordergrund gestellt. Alle ultramontanen Organe sahen schon mit lauter Klage die bayrische Selbständigkeit zu Grabe gehen, die Justizhoheit des Königs schien ihnen ganz und gar bedroht. Gegen dieses Argument ließ sich natürlich mehr als ein Einwand erheben. Denn die Ernennung der Richter erfolgt deshalb nicht minder durch den König von Bayern und die Urtheile werden ebenso im Namen des letzteren erlassen, ob nun das Recht, welches der Richter seiner Entscheidung zu Grunde legt, ein gemeinsames, im Reich geschaffenes, oder ein particulares, vor 100 Jahren vom Würzburger Bischof erlassenes Statut ist. An der Herstellung der Ge-

ſetze aber iſt ein Monarch von heutzutage faſt nur durch die Sanction betheiligt; der poſitive Inhalt wird nicht aus der Idee des Fürſten, ſondern aus den Bedürfniſſen der Zeit und auf dem Wege parlamentariſcher Feſtſtellung gewonnen. Was der conſtitutionelle Regent dabei zu verlieren hat, iſt eine höchſt formale Befugniß, die weniger gehaltvoll iſt als ſie zu ſein ſcheint; das Volk und die Sache aber wird nur gewinnen, wenn an die Stelle der localen Kräfte die ganze parlamentariſche Kraft der Nation geſetzt wird.

So dachte man in den deutſchgeſinnten Kreiſen Bayerns und wahrhaftig, es war den Klerikalen ſelber nicht ſo ernſt mit ihren Sorgen um die Juſtizhoheit. Sind es ja doch dieſelben Männer, die mit Eifer die Geſetze des Syllabus nach Bayern tragen, und das geſammte Kirchenrecht unter römiſche Oberhoheit ſtellen, während ſie im gleichen Augenblick ein Zetergeſchrei erheben, daß etwa die Lehre von den Servituten dem deutſchen Reich übertragen werde. Der Pferdefuß blickt deutlich genug aus dieſem frommen Jammer. Wenn die Juſtizhoheit des Königs von Bayern zu Gunſten der Curie geſchmälert würde, dann würden die Klerikalen jubeln über dieſen Verluſt an Selbſtändigkeit; das Odium im beſtehenden Falle liegt nur darin, daß die Geſetze im Norden gemacht werden ſollen, ſtatt jenſeit der Berge. Bekanntlich liegt die Angelegenheit im Augenblicke ſo, daß der betr. Laskerſche Antrag zwar vom Reichstag angenommen, aber noch nicht im Bundesrath zur Entſcheidung gelangt iſt.*) Da indeß die bayriſche Regierung ſelber dieſer Competenzerweiterung geneigt und mithin Preußen von jedem Scheine einer Preſſion befreit iſt, ſo dürften über kurz oder lang die Ideen des Antrages jedenfalls verwirklicht werden.

Die zweite wichtige Frage, die vor dem Reichstag zur Verhandlung kam und neben ihrer ſachlichen Bedeutung eine große politiſche Tragweite hat, fand in Bayern ein minder geneigtes Entgegenkommen. Wir meinen die Münzreform. Was die Bevölkerung der Guldenländer dagegen einnahm, iſt ein ſehr realiſtiſches Motiv, denn mit dem Nennwerth der Münze ändert ſich auch ihr Tauſchwerth, der Uebergang zur Mark ſchließt eine Preiserhöhung von 8—10 Procent in ſich. Obwohl dieſer wirthſchaftliche Grund, der im beſten Sinne des Wortes particulariſtiſch iſt, in den Debatten wenig hervortrat, ſo ward er doch im Volke ſelbſt lebendiger empfunden als man wähnt. Um gerecht zu ſein, müſſen wir indeß hinzuſetzen, daß trotz dieſer unerfreulichen Ausſicht das

---

*) Nach den neueſten — kaum glaublichen — telegraphiſchen Nachrichten wäre der Antrag im Bundesrath durch die Stimmen der Mittelſtaaten Bayern, Sachſen, Württemberg zu Fall gebracht worden. Die Red.

nationale Gefühl dennoch so mächtig war, um eine entschiedene Opposition zu verhindern. Es bedurfte einer gewissen Selbstverleugnung, das wird Niemand in Abrede stellen, aber man übte diese Selbstverleugnung auch und opferte das eigene Interesse ohne Murren dem Interesse des Ganzen.

Ebenso wie die Bevölkerung hatte auch die Regierung Bayerns ihr Bedenken in dieser Frage. Nicht vom Standpunkte der Volkswirthschaft, sondern von dem der Souveränetät amendirte sie den Gesetzentwurf und wußte das Münzregal der Einzelstaaten im Bildniß der Landesherrn zu wahren.

Das Publicum nahm an dieser letzteren Frage nur geringen Antheil, allein es zollte doch der klugen Nachgiebigkeit des Fürsten Bismarck vollen Beifall und ward sich dessen wohl bewußt, daß die Regierung damit für spätere Fälle in der Schuld des Reiches blieb.

Brennender noch als die beiden erstgenannten Gegenstände ward für Bayern der berühmte Strafartikel gegen die geistliche Agitation. Denn nicht allein die Anregung hierzu ging von Bayern aus, sondern auch die Wirkung desselben soll sich vor allem dort bewähren. Wir können und wollen hier nicht die verschiedenen Gesichtspunkte betonen, die während der Debatte zu Tage traten, sondern nur im Allgemeinen constatiren, daß die ungeheure Majorität in Bayern den Antrag mit offener Sympathie begrüßte. Wenn sich auch die Meisten sagten, daß richtiger wäre, nach französischem Vorbild jede Politik von der Kanzel zu verbannen, so ist doch eine Pression gegen den Mißbrauch wenigstens als Nothbehelf von Werth. Und nur in diesem Sinne, als erster Stein in einem großen organisirten Defensivsystem, wird hier der Paragraph betrachtet: man freut sich mehr des Princips, das damit fixirt wurde, als der concreten Maßregel halber.

Indessen schlägt man den Erfolg der letzteren in Bayern doch höher an, als es in manchen Kreisen Norddeutschlands geschah, wo man den bayrischen Klerus wohl für idealer hält, als er ist. Bequemlichkeit gilt diesen Herren mehr als das berufene Märtyrerthum, und nach einer alten Lehre beugt sich der Uebermuth am schnellsten, wenn er gewaltigen Ernst sieht. Nicht aus dem Bewußtsein seiner eigenen Kraft, sondern aus der Schwäche der Regierungen ist derselbe herausgewachsen.

Wenn man das Gesetz als Ausnahmebestimmung bezeichnen und daraus ein gewisses Odium gegen dasselbe ableiten will, so ist es weit richtiger, die Privilegien, welche die römische Kirche besitzt und mißbraucht, als solche zu bezeichnen, und wenn die klerikalen Herren über diese Parallele entrüstet sind, so beweisen sie damit nur, daß ihnen das Bewußtsein ihrer Rechte weit näher steht, als das ihrer Pflichten.

Was indeß zunächst das Wichtigste für Bayern ist, das ist die ungewöhnlich scharfe und principielle Stellung, welche Herr von Lutz, der mächtigste

Miniſter des Landes, zu dem fraglichen Geſetzentwurfe einnahm. Dieſe Folge (um nicht zu ſagen, dieſe Urſache) des vielbeſprochenen Paragraphen iſt entſcheidend für die Zukunft der bayriſchen Politik; denn ſie ſchließt jeden Rückweg aus, ſie verbindet nicht allein moraliſch, ſondern ſachlich. Der Bruch mit den Ultramontanen, der ſeit der Antwort auf die Herz'ſche Interpellation zum Schlagwort geworden iſt, hat nun ſeine feierliche und definitive Beſtätigung erfahren und wird zur Baſis aller Verhandlungen des bayriſchen Landtages gemacht werden.

Den mindeſten Beifall unter allen Beſchlüſſen des Reichstages fand in Bayern die Annahme des Militäretats, wie ihn das Bundeskanzleramt beantragt hatte. Denn die Meinungsverſchiedenheit, die ſelbſt unter den Mitgliedern jeder einzelnen Partei hervortrat, berührte nicht angenehm, und die Verzögerung der Vorlage bis zum letzten Momente brachte manche Verſtimmung. Außer den Gründen, die an Ort und Stelle dagegen vorgebracht wurden, gab es noch mancherlei geheime Gedanken und dieſe waren es, die in Bayern mehrfach zum Ausdruck kamen. Durch blinden Zufall trafen faſt in derſelben Zeit verſchiedene Umſtände zuſammen, die ſich leicht im Sinne einer kriegeriſchen Zukunft erklären ließen, ſo daß ſich eine gewiſſe Beſorgniß vorübergehend auch der öffentlichen Stimmung bemächtigte.

Greifen wir noch einmal zurück auf die Verhandlungen in Berlin, ſo iſt das Geſammtergebniß derſelben für Bayern trotz alledem ein ſehr erfreuliches. Denn einerſeits erhöhte es die Ueberzeugung, daß auch die innerſten und eigenſten Angelegenheiten Baierns nicht dem großen Ganzen gegenüberſtehen, ſondern ihre wahre und richtigſte Löſung nur auf dem Boden des Reiches finden; andererſeits hoben ſich auf dieſem breiteren Hintergrunde die Parteiverhältniſſe und die Perſönlichkeiten unendlich viel ſchlagender ab, als in dem engeren Rahmen des bayriſchen Landtages. Die Niederlagen der Ultramontanen in Berlin verhalten ſich zu denen von München wie die beiden Städte ſelber; erſt dort konnte der Schlag gegen die klerikale Treuloſigkeit ſich zu einem großen geſchichtlichen Acte geſtalten.

Alle politiſchen Factoren in Bayern, die für die nationale Entwickelung eintreten, haben im Verlaufe der Seſſion an Autorität gewonnen. Die Geſinnung des hochherzigen Monarchen, der für die deutſche Sache ſchon ſo viel geleiſtet, hat einen neuen Triumph gefeiert, indem er Hrn. v. Lutz ausdrücklich ermächtigte, die berühmte Strafbeſtimmung zu beantragen; die Anerkennung und Achtung, die dem bayriſchen Miniſterium dadurch zufiel, daß es für eine nationale Politik das Schwert erhob, wer jedenfalls größer als wenn es particulare Intereſſen vertreten hätte.

Die liberalen Deputirten aber, welche Bayern in den Reichstag geſendet hat, wußten eine ſo ungeheure Ueberlegenheit über ihre klerikalen Collegen

darzulegen, daß die geistige Niederlage der letzteren fast ebenso groß war, als die moralische.

Die Richtung, in welcher diese Ereignisse liegen, ward auch in Bayern selbst und außerhalb des deutschen Parlamentes lebendig bethätigt. Wir erinnern nur vorübergehend an die Thatsache, daß eine Reihe von Gesandtschaftsposten, auf welche Bayern noch bei den Versailler Verträgen großes Gewicht legte, freiwillig aufgegeben wurden, ohne daß von irgendwelcher Seite nur der leiseste Anstoß hierzu gegeben worden wäre. Aus voller eigener Initiative hatte der König diesen Entschluß gefaßt, der der Sache selbst nur dienlich ist und seiner Person die höchste Ehre bringt. Freilich klagten die Ultramontanen laut, die souveräner sein wollen als der Souverän, und hatten kein anderes Wort des Dankes als Schmähungen, daß die bayrische Selbständigkeit mit jedem Tage mehr zerstückelt werde. Die Uebertragung deutscher Gesetze in das bayrische Rechtsleben ward mit Eifer betrieben und bei der Feststellung eigener Entwürfe ward stets das Augenmerk darauf gerichtet, die möglichste Uebereinstimmung mit den norddeutschen Principien zu erreichen. Daß Bayern das dort geltende Wehrgesetz völlig acceptirte, ist ebenfalls ein Zugeständniß, welches über das Maß der strengen Verpflichtung hinausging und das um so höhere Anerkennung verdient, je mehr die Regierung bisher bestrebt war, in militärischen Dingen ihrer eigenen Disposition zu folgen.

Man mag aus alledem zur Genüge erkennen, welche Strömung in Bayern herrscht, und unter der Oberherrschaft dieser Strömung werden auch die Verhandlungen des bayrischen Landtags stehen, welcher am 12. d. M. zusammentrat, — trotz der formalen Majorität, die die Klerikalen noch besitzen. Die Chancen, mit denen sie auf den Kampfplatz treten, sind ungünstiger als je. Von allen Seiten häuft sich das Mißgeschick; die Spaltung und Zerfahrenheit der einzelnen Elemente, der fanatische Hader zwischen den demagogischen und den feudalen Frömmlern lodert auf jedem Gebiet empor. Vor allem aber ist es die klerikale Presse in Bayern, die nach und nach von allen ihren Anhängern verleugnet wird. Schon der Katholikentag in Mainz hat sich, wie später zugegeben wurde, mit Anträgen dieser Art befaßt, und das Centrum des Reichstags acceptirte diese Anschauung, für die Herr von Ketteler unumwunden eintrat. Seinem Beispiel folgte der Bischof von Augsburg und andere geistliche Würdenträger. Auch in München selbst fand bekanntlich die Meinungsverschiedenheit, die in der klerikalen Partei besteht, einen drastischen Ausdruck und zwar bei Gelegenheit einer Volksversammlung deren Tendenz von den radicalen Katholiken nicht gebilligt ward. Man blieb beim Debattiren nicht stehen, sondern veröffentlichte Erklärungen, die an gegenseitigem Widerwillen nichts zu wünschen übrig lassen. Wichtig ist dieser Conflict insofern, als hinter jedem der beiden Führer eine beträchtliche Vertretung steht.

Graf Arco-Zinneberg spielt in den Generalversammlungen der deutschen Katholikenvereine und im internationalen Verkehr derselben eine bedeutende Rolle und sein Bruch mit den bayrischen Ultra's entzieht den letzteren jeden Succurs der größeren Genossenschaft. Auf der andern Seite aber hat Herr Sigl mit seinen maßlosen Forderungen und mit dem cynischen Ton, in dem dieselben gestellt sind, die entschiedene Majorität der unteren Stände. Nicht nur ein großer Theil des niederen Klerus ist mit demselben einverstanden, sondern auch die eigentlichen Wortführer in der patriotischen Partei der Kammer neigen vielfach auf diese Seite und haben sich sogar für die Colportage des betreffenden Organs verwendet, statt dasselbe öffentlich zu verleugnen. Somit ist denn auch der Streit, welcher anfangs nur einen localen Charakter hatte, in weitere Dimensionen hineingerathen und wird ohne Zweifel in den Verhandlungen der Kammer bemerklich werden. Als jenes Moment indessen, welches die Gegensätze am meisten entfesselt, dürfte wohl die Debatte über das Cultusbudget betrachtet werden, zumal da dasselbe auf der einen Seite durch Herrn Greil und auf der anderen durch Herrn von Lutz vertreten wird, wenn nicht vielleicht schon früher das Mißtrauensvotum der klerikalen Majorität in Scene tritt. Bekanntlich war dasselbe bereits am Schlusse der vorigen Session in's Auge gefaßt worden, und sollte als Replik auf die ministerielle Antwort gelten.

Damals fehlte es an der nöthigen Stimmenzahl und an der nöthigen Zeit, jetzt aber ist die Erbitterung über die Berliner Erlebnisse noch so mächtig, daß immerhin eine Verständigung zwischen den beiden Zweigen der patriotischen Fraction gelingen könnte. Wir ersparen dem Leser alle Hypothesen über diesen Fall, da wohl die Thatsachen eine baldige Aufklärung bringen werden; nur soviel sei hier versichert, daß dann auch die Regierung weiß, was ihres Amtes ist.

Ein Punkt, auf welchen wir noch mit wenigen Worten zurückkommen müssen, ist der Fortschritt der altkatholischen Bewegung, denn auch diese wird ohne Zweifel in den Kämpfen der bestehenden Session eine Rolle spielen. Mit Genugthuung nimmt man wahr, daß das Ansehen derselben mit jedem Tage wächst und daß ihre numerische Verbreitung gleichen Schritt hält mit ihrer moralischen Bedeutung. In allen Provinzen bilden sich Vereinigungen zu diesem Zweck und in den größeren Versammlungen, die ununterbrochen stattfinden, wird der Zusammenhang der localen Führer mit dem Centralcomité in München gewahrt. Auch die rechtliche Seite, die diesen Fragen zukommt, ist neuerlich angeregt worden, und zwar durch die Vorgänge in Kiefersfelden und Tuntenhausen, wo die antiinfalliblen Pfarrer vom Erzbischof persönlich excommunicirt und nunmehr auch ihrer Pfründe entsetzt wurden. Das Versprechen, in solchen Fällen staatlichen Schutz zu gewähren, wird damit neuer-

dings praktisch, und da die Fälle dringender Natur sind, so kann die Regierung eine Feuerprobe ihrer Gesinnung nicht länger verschieben. Auch das Verlangen, daß den Altkatholiken eine Kirche eingeräumt werden solle, ist keineswegs in Vergessenheit gerathen und wird von verschiedener Seite lebendig betrieben. So fehlt es denn der Thatkraft nicht an Zielen und dem Conflict nicht an Nahrung; möge die Staatsgewalt zum Siege, der ihr nicht fehlen kann, sich freudig bereit finden. E.

Homer's Odyssee.

Vossische Uebersetzung. Mit 40 Original-Compositionen von Friedrich Preller, in Holzschnitt ausgeführt von R. Brend'amour und K. Oertel. Leipzig, Alphons Dürr.

Friedrich Preller hat das Glück gehabt, eine große und schöne Aufgabe, welcher er zu dreien Malen in seinem Leben Jahre hingebendsten und begeisterten Schaffens gewidmet hat, in der Fülle künstlerischer Kraft endlich in vollendeter Gestalt lösen zu können. Die Landschaften zur Odyssee, welche zuerst an den Wänden des „römischen Hauses" zu Leipzig, dann in erweitertem Cyclus als wirksame, wenn auch nur mäßig große Kohlenzeichnungen entworfen wurden, schmücken als eine herrliche Reihe farbenschöner großer Wandgemälde das Museum der Stadt Weimar, welche dem Meister zur bleibenden Heimath geworden ist. Dort, wie in der Rotunde des städtischen Museums zu Leipzig, wo die großen Originalcartons der Weimarer Wandbilder aufgestellt sind, hat jeder empfängliche Beschauer den Wunsch empfunden: ein Werk wie dieses, an dem, bei aller schönheitsvollen Mitwirkung der Farbe, doch die Zeichnung der wesentliche Träger des künstlerischen Gedankens ist, in Verbindung mit dem Text des Gedichtes als Zierde einer schönen Homer-Ausgabe vervielfältigt zu sehen. Die Art und Weise, wie in der neuen Weihnachtsgabe des kunstsinnigen Verlegers dieser Wunsch erfüllt worden ist, wird allen Verehrern des Meisters einen wahrhaften Genuß bereiten.

Der Verleger, welcher bereits eine Reihe der besten Schöpfungen neuer deutscher Kunst in Bildwerken von gediegener Ausstattung publicirt hat, wählte den Holzschnitt zur Wiedergabe des Cyklus landschaftlicher und figürlicher Compositionen, von denen die letzteren (in Weimar als Predellen-

Fries in der Weise von Vasenmalereien ausgeführt) für den Zweck der Illustration der vierundzwanzig Gesänge vom Künstler umgestaltet, und zum Theil neu erfunden wurden. Nur so konnte der Typendruck des Textes mit den bildlichen Darstellungen ein völlig harmonisches Ganze bilden, wobei denn bescheidene ornamentale Ausstattung in den Rahmen der landschaftlichen Bilder, der als Titelbilder jedes Gesangs angeordneten Friesstücke und in symbolisch-decorativen Schlußvignetten die Verbindung bildet. — Wie der Beschauer sogleich erkennt, sind die Holzschnitte eine treue Wiedergabe der eigenen „Handschrift" Prellers; in der bekannten kräftigen und originalen Weise seiner in klaren Conturen und Strichlagen ausgeführten Bleistiftzeichnungen, in „Carton-Manier", d. h. nur Schatten und Licht, nicht die verschiedene Dunkelheit der Farbentöne ausdrückend. In der That sind nach den besonders für den Holzschnitt ausgeführten Bleistiftzeichnungen photographische Verkleinerungen direct auf den Holzstock übertragen und — fast durchgehends mit großer Meisterschaft — ganz in der Weise der Handzeichnung von R. Brend'amour (die Landschaften) und von K. Oertel (die Figuren) geschnitten worden. Möchte auch manches Auge statt der freien und kräftigen Strichführung die hier unmittelbar, wie sie der Stift des Malers zeichnete, im Druck wiedergegeben ist, eine elegantere, auch den Ton der Bilder andeutende „Uebersetzung" vorziehen, an deren technische Feinheiten uns die Mehrzahl der modernen Holzschnittwerke gewöhnt hat, so kann man doch den großen Vorzug der vollen Originalität, der alsdann immer gefährdet würde, nicht hoch genug anschlagen. Manche Unebenheit, manche etwas derb und eckig gewordene Gestalt wird nicht länger stören, wenn das Auge bei wiederholter Betrachtung, vor Allem der Landschaftsbilder, gerade an der Ursprünglichkeit der großen Züge, in denen die Compositionen entworfen sind, den rechten Genuß zu finden gelernt hat.

Es bleibt ein ewig anziehendes Geheimniß: wie in den landschaftlichen Formen eines Stückes Erde, von den Sabinerbergen bis zur sicilischen Küste gerade die Rhythmen und Verhältnisse der Linien und Massen, die Grazie der Vegetation, die Harmonie der Färbung sich vereinigen, in denen das künstlerische Auge der Maler aller abendländischen Nationen Vorbilder einer idealen Umgebung von Gestalten des „goldnen Zeitalters" — sei es antiker, christlicher oder moderner Mythe und Poesie — gefunden hat und finden wird. Gab Poussin vor Allem die großen Gebirgsbildungen mit schönen, aber mehr allgemein als individuell gehaltenen Vegetationsgruppen, so bildet Preller, in weiterer Entwickelung der Auffassung seines Vorgängers Joseph Koch, das schöne Einzelne jener Landschaften mit klassischem Schönheitssinne zum Rahmen der homerischen Gestalten und ihrer poetischen Erlebnisse. Wir erkennen Spalten und Gefüge der Felsen von Capri, die Windungen der zähen ur-

alten Olivenstämme, die Eigenartigkeit jedes Laubes, selbst den Contur des schöngezackten Feigenblattes und der zierlichen Weingehänge, nirgends der conventionelle Vor- und Mittelgrund der alten historischen Landschaft, sondern Oertlichkeiten des eigenthümlichsten Gepräges, den Motiven der Dichtung wunderbar entsprechend, mit der ächtesten künstlerischen Nachempfindung der vom Sänger unbewußt angeschlagenen landschaftlichen Stimmung erfunden. Beschreiben ist hier unnütz: der Beschauer muß selbst die Freude empfinden, von den bekannten Worten der unsterblichen Dichtung geführt sich in die weiten Meeresufer, die Zaubergärten und Orkusklüfte des wandernden Helden zu versetzen, und beim Umschlagen des Blattes in der schlichten Zeichnung des deutschen Meisters die schönste Verwirklichung der heiteren wie der furchtbar-großartigen Phantasiegebilde zu finden. Vertraut geworden mit der überaus edeln Formensprache des Künstlers, wird er dann auch die ächt antike Einfalt und Anmuth verstehen, die in der Erfindung (wenn auch nicht der Zeichnung und Ausführung) der Friesbilder zu Tage tritt; wie Sonne und Farbe vor dem geistigen Auge die schwarzen Umrisse der Landschaften erfüllen, werden auch aus den Holzschnitt-Zügen dieser kleinen Darstellungen Götter, Helden und herrliche Frauen herauswachsen.

Wir haben uns darüber nicht täuschen dürfen: daß seit etwa zwanzig Jahren die Verbindung von Kunst und Technik in den englischen und französischen Erscheinungen des Kunst-Büchermarkts vom Schnitt der Type bis zum Korn des Papiers und der Zeichnung des Einbands der deutschen (materiell so ungünstig situirten) Production im Durchschnitt voraus ist; ein so ächt künstlerisches Prachtwerk aber, wie der Preller-Homer, darf mit freudigem Stolze als ein unvergleichliches Ehrendenkmal deutscher Kunst begrüßt werden.

Berliner Briefe.

Berlin, den 9. December 1871.

Die zweite Woche seit dem Zusammentritt des preußischen Landtags neigt sich ihrem Ende zu, und die Plenarsitzungen beginnen erst heute. Die Pause hat Niemand übel genommen: nicht die doppellebigen Abgeordneten, die zugleich dem Reichstag und dem preußischen Landtag angehören, nicht das Publicum, welches für eine Zeit gern auf den Genuß der täglichen, viele viele

Zeitungsspalten langen Parlamentsberichte verzichtet. Die Zeit wird auch gut benutzt worden sein, und wo der Etat eine lose Masche zeigt, werden die Eugen Richter, die Blankenburg u. A. den Ministern einen schweren Stand bereiten.

Denn es zeigt sich doch deutlich, daß für jetzt noch viele principielle Fragen (und solche werden ja überall an die Etatsberathung angeknüpft) in dem preußischen Landtage gelöst werden müssen, schon deßhalb, weil die Verhältnisse innerhalb Preußens doch immer noch gleichförmiger sind, als diejenigen Gesammtdeutschlands, wo doch manchmal vorkommt, daß sich Süd und Nord nicht versteht. Auch ist das Gebäude der Reichsverfassung, so trefflich geeignet es für seine Zwecke ist, noch zu lückenhaft, als daß schon jetzt die Einzellandtage und namentlich der preußische sich auf eine rein geschäftliche Behandlung der ihnen obliegenden Aufgaben beschränken könnten. Politische Parteifragen werden immer noch überwiegend in den Landtagen verhandelt werden, wenigstens die Fragen der alten Parteien, während im Reich, allem Andern voran und alles Andere beherrschend, der große Gegensatz zwischen Centralisten und Decentralisten und den Antinationalen den Gegenstand der eigentlichen Parteikämpfe gibt.

Unterdessen hat die große Politik nicht gefeiert, obgleich der Reichskanzler die ganze Zeit über leidend war. Ein gründlicher Geschichtsforscher wird einige Mühe haben, das Dunkel der letzten Woche aufzuklären. Gerade am letzten Sonntag ward hier bekannt, daß in den occupirten französischen Departements der Belagerungszustand ausgesprochen worden sei. Nur eines ist wunderlich, daß man diese Nachricht von hier hört und nicht von Nancy. Ist der Telegraph stumm geworden? Und bis zum heutigen Tage ist noch kein officielles Actenstück über die Verhängung des Belagerungszustandes in die Oeffentlichkeit gelangt. Indessen ist dies nebensächlich. Es kann ja keinem Zweifel unterliegen, daß der Befehl zu dieser Maßregel von hier ergangen ist, so daß man sie also hier eher kennen mußte als in Nancy, und wichtiger noch als dies ist, daß sie gewirkt hat. Einige französische Zeitungen schlagen freilich gewaltigen Lärm, aber die Regierung hat die Lection ruhig hingenommen und wenn unter den Franzosen noch etwas Besonnenheit vorhanden ist, so müssen sie sich doch sagen, daß solche patriotische Unterhaltungen, wie die Freisprechung von Mördern, gefährlich werden können, so lange ein siegreicher Feind im Lande steht. Von deutscher Seite ist der französische Uebermuth allerdings durch Langmuth verschuldet worden, denn in jedem Deutschen lebt trotz aller Siege noch immer der alte Respect vor den vornehmen Franzosen und wenn diese es nicht glücklicherweise gar zu toll machten, so würde der Respect und das Mitleid gar keine Grenzen mehr kennen. Gehen Sie einmal die Linden entlang, so wer-

den Sie in jedem Kunstladen ausgehängt finden: die Marseillaise von Doré. Das Aushängen ist zwar kein Beweis für starken Absatz, aber es läßt ihn vermuthen. Die Göttin der Freiheit zieht an der Spitze echt gallischen Gesindels ins Feld. Das Bild ist so widerwärtig wie jenes andere, welches den Kaiser Napoleon nach der Schlacht bei Sedan darstellt, über die Leichen und Verwundeten fahrend. Es ist eine erbärmliche Lüge gegen den gefallenen Tyrannen, ein Parteimanöver, und hier bewundert man naiv das Kunstwerk, obgleich in den Wolken der erste Napoleon mit einer Aureole steht, er, der wirklich sehr gleichgültig über Leichen und Verwundete hinwegfuhr und der heute die Sehnsucht aller Franzosen ist, denn was sie dem Dritten vorwerfen, ist nur, daß er nicht wie der Erste zu siegen verstand.

Die Botschaft des Herrn Thiers fließt von friedlichen Versicherungen über, mit denen die Thatsache, daß das Budget der Marine unverändert bleibt und das der Armee, so wie der Bestand der letzteren erhöht werden, sich schlecht vereinigen läßt. Es ist schade, daß die Botschaft nicht vierzehn Tage früher verlesen worden ist, denn die Debatte um das dreijährige Pausch-Quantum des Militäretats würde sich dadurch bedeutend vereinfacht haben. Vielleicht hat sie jetzt noch das Gute, die entstandenen Differenzen zu mildern.

— o. W. —

Die Postunterhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich.

Bekanntlich war von deutscher Seite nach dem Abschlusse des Frankfurter Friedens die Initiative dazu ergriffen, den Postverkehr zwischen Deutschland und Frankreich, welcher noch den Festsetzungen älterer Verträge unterworfen ist, auf neuen, den veränderten politischen Verhältnissen, wie den Anforderungen der gewaltigen Wirthschaftsbewegung unserer Tage entsprechenden Grundlagen zu regeln. Die desfallsigen Verhandlungen haben bei der retrograden und von fiskalischer Engherzigkeit getragenen Politik des gegenwärtigen französischen Gouvernements keinen günstigen Fortgang genommen; vielmehr droht diese Politik, welche mit dem Entwickelungsaufschwunge der Zeit in einem so unheilvollen Gegensatze steht, nunmehr ernstlich jene wichtigen Interessen zu gefährden, welche sich an die Erleichterung und Verbesserung der internationalen Postbeziehungen zwischen Deutschland und

Frankreich knüpfen, Interessen, deren Verletzung als ein Attentat gegen die Wohlfahrt der Völker, ja gegen den allgemeinen Culturfortschritt zu erachten ist. Wie wir hören, hat die oberste Reichs-Postbehörde in Berlin den unberechtigten französischen Forderungen gegenüber Deutschlands Würde mit entschiedener Festigkeit gewahrt; sie hat Frankreichs Ansinnen: von dem zu 40 Centimes projectirten Gesammtporto für die deutsch-französische Correspondenz den Löwenantheil, nämlich 25 Centimes, an die französische Post, aber nur 15 Centimes an Deutschland zu überweisen, als einen mit dem völkerrechtlichen Grundsatze der Reciprocität unvereinbaren unbedingt abgelehnt; und es fragt sich jetzt, ob in dem acuten Stadium, in das die Angelegenheit gelangt ist, ein den Anforderungen des Verkehrs entsprechender modus vivendi sich noch wird vereinbaren lassen. Unzweifelhaft konnte die Reichspost nicht zugeben, daß Frankreich sich aus den Taschen deutscher Correspondenten bereichere; die ultima ratio, welche das General-Postamt in Berlin den französischen Machthabern bereits entgegengehalten hat, würde schließlich nur die sein: daß die für Frankreich bestimmte Post bis zur französischen Grenze geschafft und, unter Abbruch der directen postalischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, letzterem überlassen würde, die Post weiterzubefördern; eine Situation, welche freilich an die dunkelsten Zeiten antediluvianischer Verkehrspolitik erinnern würde, und welche offenbar Frankreichs unwürdig ist. Iliacos intra muros peccatur et extra! Bei den jetzt in Paris durch den Reichs-General-Postdirector Stephan fortgesetzten Verhandlungen soll dem Vernehmen nach eine Einigung auf der Grundlage versucht werden, daß man die Feststellung eines gemeinsamen internationalen Portosatzes und dessen Theilung unter die Vertragsmächte aufgiebt und statt dessen jedem Staate überläßt, seinen Postantheil selbst einzuziehen. Principiell hat die deutsche Postverwaltung hiergegen einen Einwand nicht erhoben; wie aber die französischen Correspondenten dabei fahren werden, ist unschwer zu errathen.

Hoffen wir, daß die Erkenntniß der Wichtigkeit der modernen Verkehrsbewegung und ihres Einflusses auf den nationalen Wohlstand gegenüber den auf finanzielle Ausbeutung, d h. auf Verschlechterung eines so unentbehrlichen Culturmittels, wie die Post, gerichteten Rückschrittsneigungen der französischen Staatsmänner schließlich doch den Sieg davontrage. Den letzteren aber mag das Wort ihres berühmten Landsmanns Renan zugerufen werden, der in dem offenen Briefe an Strauß die beiden Nationen mahnt: reprenons tous ensemble les grands et vrais problèmes, les problèmes sociaux, qui se résument ainsi: trouver une organisation rationelle et aussi juste que possible de l'humanité!

Angesichts dieser Transactionen und zur Charakterisirung des Unterschiedes, welcher die deutschen und die französischen Bestrebungen kennzeichnet,

möchte aber an der Zeit sein, jener wichtigen Reformen zu erwähnen, durch welche die deutsche Postverwaltung in den letzten Jahren die internationalen Postbeziehungen zwischen Deutschland und den anderen europäischen Ländern, sowie den Vereinigten Staaten von Amerika einer früher nicht geahnten Entwickelung entgegengeführt hat. Noch sind kaum 30 Jahre verflossen seit der Blüthe jener wahrhaft unglaublichen Portotaxprincipien und Verkehrserschwerungen, welche fast unübersteigliche Schranken zwischen den Culturvölkern aufrichteten. Die große Anzahl der Territorial-Postinstitute, der Mangel zweckmäßiger Straßen und Communicationsmittel jeder Art, die Verschiedenartigkeit der Verwaltungsnormen, welche alle Grade der amtlichen Schwerfälligkeit und bureaukratischen Einseitigkeit in üppigem Gedeihen zeigten, die Schwierigkeit, bestimmte Reciprocitäts-Grundsätze für den internationalen Postverkehr zu der Bedeutung allgemein giltiger Thesen zu erheben, endlich das Vorhandensein zahlloser Hemmnisse technischer Natur (in den Münzsystemen, Gewichtsnormen u. s. w.) machten die Materie der Regulirung der Postverkehrsbeziehungen zwischen den einzelnen Ländern zu der verwickeltesten, am meisten labyrinthischen, welche die Cultur- und Staatengeschichte kennt. Ein Brief von London nach Berlin kostete anfangs der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts (1842) noch $27\frac{1}{2}$ Sgr., wovon allein 18 Sgr. auf den britischen Portoantheil fielen; 1847 betrug das Porto für Briefe zum Gewicht von $\frac{7}{20}$ Loth zwischen Berlin und Marseille noch $9\frac{1}{2}$ Sgr., vor 1847 = $13\frac{1}{2}$ Sgr., — Dank der großen Zahl verschiedener Postgebiete, deren Taxansprüche zu befriedigen waren! Daß bei solchen Portosätzen von einer freieren Bewegung in den Verkehrsverhältnissen, von einem lebenskräftigen Aufschwunge des internationalen Briefaustausches nicht die Rede sein konnte, bedarf keiner Ausführung.

In dem aus seiner Zerrissenheit nunmehr glücklich erstandenen Deutschland mußte einst jeder von Norden nach Süden gesandte Brief mit einer ganzen Musterkarte von Transitportosätzen geschmückt werden, aus denen sich das „Gesammtporto" für den unglücklichen Portozahler bildete; mehr als hundert Postverträge waren abgeschlossen worden, um dieses Chaos zu fester, greifbarer Gestalt zu verdichten. Der schreiende Nothstand solcher Verhältnisse führte endlich zum Abschlusse des deutsch-östreichischen Postvertrages vom 6. April 1850, in welchem zuerst das Princip zur Geltung gebracht wurde, einen einheitlichen Satz für das Porto (zunächst für Deutschland und Oestreich) festzustellen und das Publicum von der Zahlung der Transitvergütung gänzlich zu befreien. Nach diesem Vorgange begann eine freiere Anschauung bei Regulirung der internationalen Vertragsbeziehungen auch in anderen Ländern sich Bahn zu brechen; die vielstufigen Brieftaxen, die Transitschranken, die Schwerfälligkeit der Formen des Expeditions-

weſens machten rationelleren, dem Intereſſe des Weltverkehrs entſprechenderen Feſtſetzungen Platz; man erkannte endlich, daß nur auf dieſem Wege die Erfüllung der *univerſellen Miſſion* zu erreichen war, welche dem Poſtweſen im Culturleben vorbehalten iſt. Die einzelnen Staaten und Verwaltungen traten einander näher, indem ſie gewiſſe Principien und Grundregeln vereinbarten, auf deren Baſis eine geſunde Verkehrsentwickelung der Völker unter einander durch den erleichterten Austauſch der Briefe hergeſtellt werden ſollte. Das Verdienſt, zuerſt in kosmopolitiſchem Sinne dieſen Beſtrebungen beſtimmtere Form gegeben zu haben, gebührt der auf Antrieb des General-Poſtmeiſters der Vereinigten Staaten von Amerika Mr. Blair, im Jahre 1863 zu Paris zuſammengetretenen internationalen Poſt-Conferenz. Bei den desfallſigen Verhandlungen wurden für gewiſſe praktiſche Fragen, deren Erörterung für die Regelung des internationalen Poſtverkehrs von beſtimmendem Einfluß iſt, Normen aufgeſtellt, welche von allen civiliſirten Völkern befolgt werden, alſo zur Herſtellung einer gewiſſen Gleichmäßigkeit in dem Gefüge des internationalen Verkehrslebens dienen ſollten. Namentlich wurde ein Einverſtändniß über allgemeine Grundſätze der Poſtgeſetzgebung (Feſtſtellung der Kategorien von Transportobjecten), über gemeinſame Einrichtungen des techniſchen Dienſtes, über die Garantie-Verhältniſſe, über den internationalen Poſttranſit, ſowie über Normirung von Gewichtsſtufen, Taxſkalen u. ſ. w. erzielt. So werthvoll dieſe Ergebniſſe auch waren, immerhin behielten ſie doch nur den Charakter *theoretiſcher Erörterungen*, deren Uebertragung auf das praktiſche Gebiet, in das volle Leben ſelbſt, erſt die ſchwerere, aber um ſo wichtigere Aufgabe blieb. Namentlich war die Conferenz weit entfernt von der Aufſtellung eines gemeinſamen Einheitsportos für den Bereich der vornehmſten Culturvölker, alſo von der Vereinbarung eines großen, die civiliſirte Welt umſpannenden Poſtvertrages, eines *Welt-Poſtvereins* mit einem für alle Glieder deſſelben giltigen, möglichſt niedrig zu bemeſſenden *Weltporto*.

Inzwiſchen zeigten die von der Poſt-Conferenz feſtgeſtellten Normen ſich von ſo befruchtendem Einfluſſe, daß die internationalen Poſtbeziehungen ſehr bald eine völlig veränderte Geſtalt annahmen. Insbeſondere entfaltete die preußiſche, von 1868 ab zugleich norddeutſche Poſtverwaltung auf dieſem Gebiete eine überaus ſegensreiche Thätigkeit, und ſchloß eine Reihe internationaler Poſtverträge ab, welche die Principien der Poſt-Conferenz nicht blos in vollem Maße praktiſch verwerthet, ſondern auch bereits den Grundſtein zu jenem größeren Organismus einer Weltpoſt gelegt haben, der vielleicht dereinſt die Nationen zu innigerer Gemeinſchaft als je zuvor einen wird.

Es kann nicht Zweck dieſer Betrachtungen ſein, die Beſtimmungen eines

jeden dieſer Verträge hier zu detailliren. Wir wollen nur hervorheben, daß in den Verträgen:

mit Dänemark, vom 1. Mai 1868,
mit Belgien, vom 29. Mai 1868,
mit Italien, vom 10. November 1868,
mit Schweden, vom 23/24. Februar 1869,
mit dem Kirchenſtaate, vom 22. April 1869,
mit Großbritannien und Irland, vom 25. April 1870, endlich
mit den Vereinigten Staaten von Amerika vom 31. März und 14. Mai 1871,

durch Feſtſetzung niedriger internationaler Taxen, durch Vermehrung der Auswechſelungspunkte, Geltendmachung des der Nationen allein würdigen Grundſatzes völliger Reciprocität, und conſequente Durchführung, der für die Intereſſen des Publikums günſtigſten techniſchen Fundamentalregeln in der großen Verkehrsgemeinſchaft der Völker eine neue Aera inaugurirt iſt, welche das Terrain für die einheitliche Geſtaltung des Welt-Poſtverkehrs geebnet findet. Die Erreichung dieſes letzten Zieles war von dem Reichs-General-Poſtmeiſter zu Berlin bereits in's Auge gefaßt und der praktiſchen Ausführung durch Formulirung der für den künftigen Welt-Poſtverein maßgebenden Grundſätze in einer Denkſchrift, betreffend den allgemeinen Poſt-Congreß, näher gerückt worden, als der Ausbruch des Krieges die weitere Verfolgung dieſer für die Culturentwickelung ſo bedeutſamen Aufgaben zunächſt, hoffentlich aber nicht für lange Zeit, verhinderte. T.

Weihnachtsbücherſchau.

(Schluß.)

Aus dem Verlage von Braun und Schneider in München liegen uns ſodann auch zwei poetiſche Gaben von Karl Stieler vor, dem jungen begabten bayriſchen Dichter, deſſen ernſte und ſcherzhafte Verſe in oberbayriſcher Mundart den Leſern der „Fliegenden Blätter“ noch in ebenſo friſcher Erinnerung ſtehen werden, als uns Allen ſeine ergreifenden Schilderungen aus dem Elſaß und dem bayriſchen Gebirge während des Krieges im „Daheim.“ Die Gedichte K. Stieler's in oberbayriſcher Mundart finden wir hier in einem mit der ganzen Virtuoſität der Verlagshandlung der „Fliegenden Blätter“ illuſtrirten Bändchen unter dem treffenden Titel „Bergbleamln“ geſammelt. Ebenſo

ergreifend ſpricht ſich darin die tiefe Innigkeit des Volksgemüthes aus, wie z. B. in dem Lied: „Wie's Deandl g'ſtorben is“:

„Stad nimm ihr' d' Hand — 's hat's Niemand g'wißt,
Warum mir ward ſo bang. —
I hab' halt g'moant, i gaob ihr d' Hand
Amal — zum Hochzeitgang.“

wie die eigenthümliche raufluſtige Keckheit der „Schnadahüpfeln“, z. B.

„Und machſt von mein Deandl
Allweil ſoa G'ſchroa,
Na kriegſt amal oane,
Daß d' moanſt, Du kriegſt zwoa!“

oder die heimlichen Gedanken der Spinnſtuben: „Wie die Deandln reden.“

Die oa (eine): „Der hat an Heuwag'n voller Geld
Und dös Mordsſach, dös der noch kriegt!“
Die ander: „Was nutzt a Heuwag'n mir voll Geld?
Wenn der an Ochs is, der'n ziehgt!“

Freunden anſpruchsloſer Volksweiſen iſt dieſe reizende Sammlung ſo warm zu empfehlen, als die Reiſebilder von Karl Stieler, welche den begleitenden Text bilden zu den „Poſthornklängen für das chromatiſche Horn, geſammelt von Herzog Maximilian in Bayern,“ München, Braun und Schneider. Denn ſelten iſt die Poeſie der Poſtkutſche der guten alten Zeit in Wort, Bild und Melodie ſo liebevoll und feſſelnd geſchildert worden, als in dieſem Bändchen. Und wenn hier auch in ungebundener Rede die begleitenden Worte Stieler's die verklungenen Melodieen des fränkiſchen, ſchwäbiſchen, preußiſchen Poſthorns begleiten, ſo verräth doch jeder Satz die emportragende Kraft der echten Dichterfeder.

Daneben haben die verdienſtvollen Sammlungen des Freiherrn Franz Wilh. von Ditfurth, „Die hiſtoriſchen Volkslieder des bairiſchen Heeres“, Nördlingen, Verlag von C. G. Beck, und „Die hiſtoriſchen Volkslieder des ſiebenjährigen Krieges, der Freiheitskriege, und der Jahre 1870—1871“, 3 Bändchen, Berlin, Franz Lipperheide, 1871, den ſoldatiſchen Ernſt und Scherz bei rühmlichen Waffenthaten mit Fleiß und Sorgfalt zuſammengetragen. Daß die Sammlung von höchſtem hiſtoriſchen Intereſſe iſt, bedarf nicht der Verſicherung. Namentlich lehrt eine Vergleichung der ſpecifiſch bairiſchen Heerliederſammlung mit der geſammtdeutſchen in erfreulicher Weiſe, wie der rohe Landsknechtsſinn, der die Kämpfer für die heilige Liga vordem erfüllte, ſeit den Tagen Friedrichs des Großen immer mehr zu jener heiligen opfermuthigen Vaterlandsliebe des deutſchen Kriegers ſich emporhebt, von welcher die braven Baiern im letzten Feldzuge ſo unvergängliche Beweiſe gegeben haben. — An friſchem, häufig derbem, aber immer urkräftigem und

durch die reinste Vaterlandsliebe verklärtem Soldatengeist stehen diesen Volksliedern am nächsten die Gedichte von Hans Köster, des bekannten dramatischen Schriftstellers und Reichstagsabgeordneten für Cottbus, welche unter dem Titel „Kaiser und Reich“ bei Wilhelm Hertz erschienen sind. Denjenigen, welche in den Tagen des großen Krieges Leser der Nationalzeitung waren, werden in dieser Sammlung manche jener begeisterten Verse wieder entgegentreten, die ihnen als glücklicher Ausdruck großer Stunden mit den electrischen Botschaften von unsern glorreichen Waffenthaten gleichzeitig vor Augen traten. Aber neben dem lauten Päan des Volkskampfes und den Wallungen des empörten deutschen Sittlichkeitsgefühls über den Lug- und Truggeist der Feinde, enthält diese schöne Sammlung auch manchen jener Klänge innigsten Gefühls- und Gemüthslebens, welche „Das Lied vom Neuen Deutschen Reich von Oscar von Redwitz“, (Berlin, Wilhelm Hertz,) als eines der bedeutendsten poetischen Producte dieses fruchtbaren Dichters, zu einem Lieblingsbuche des deutschen Volkes gemacht, mit kaiserlichen und königlichen Ehren überhäuft, und dem Verfasser die schmeichelhaftesten Anerkennungsschreiben Seiten unseres Reichskanzlers, von dem „großen Schweiger“ Moltke u. s. w. eingetragen haben.

Neben dieser poetischen Literatur, welche der Krieg hervorgerufen, hat sich auch die kriegerische Prosa in solchem Maße vermehrt, daß, wenn wir recht unterrichtet sind, Seiten der höchsten Militärverwaltung, aus eigener Initiative des Bundesoberfeldherrn Schritte für nöthig erachtet worden sind, wenigstens active Militärpersonen von der Betheiligung an der literarischen Massenproduction über den Krieg zurückzuhalten. Wir begreifen derartige Maßregeln im Interesse des Dienstes sowohl als des zukünftigen großen Werkes des Generalstabs vollkommen. Aber mit dem Vorbehalte, daß mit dem letztgenannten, vermuthlich erst in einigen Jahren vollendet vorliegenden Werke sich erst die militärischen Quellen vollständig übersehen, die letzten Urtheile über die militärischen Operationen bei Freund und Feind fällen lassen, verträgt sich sehr wohl eine anerkennende Würdigung derjenigen Werke über den Krieg, welche vom Standpunkte aller heut bekannten Quellen aus die Ungeduld des deutschen Publikums nach guten Darstellungen unsrer größten Geschichtsepoche befriedigen. Wir haben schon vor einiger Zeit unter der Fluth dieser Literatur die Arbeiten von A. Niemann „Der französ. Feldzug 1870—1871 (Militärische Beschreibung), Hildburghausen, Bibl. Institut,“ und „Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich 1870—1871 von Max v. Eelking, Leipzig, F. W. Grunow,“ als ganz besonders hervorragend bezeichnet. Wir können dieses Urtheil nunmehr, da von beiden Werken die zweiten (Schluß-) Bände vorliegen, nur bestätigen. In beiden wird der Krieg von Sedan bis zu Ende geführt. Beide Werke zeichnen sich

durch die ihnen schon früher nachgerühmten Eigenschaften bis zu Ende aus. Eelking durch die ganz besondere Fülle seines Materials und dessen sachverständige militärische Verarbeitung (der 2. Band allein enthält 43 Druckbogen), Niemann durch die vollendete Gruppirung seines Stoffs, die Sicherheit seiner militärischen Darstellung und Reichhaltigkeit der kartographischen Beigaben. — Eine noch weit größere Zahl von literar. Erzeugnissen als die eigentlichen Kriegsgeschichten, bilden die Sammlungen von Kriegstagebüchern und feuilletonistischen Kriegsartikeln der „Schlachtenbummler" von Beruf. Hier ist die Zahl Legion und der Inhalt selten rühmenswerth. Aber ein Schriftchen dieser Gattung, das anonym erschienen ist, jedoch wie wir wol verrathen dürfen, den Privatdocenten Dr. Otto Liebmann in Tübingen zum Verfasser hat, und den bescheidenen Titel trägt „Vier Monate vor Paris 1870—1871. Belagerungstagebuch eines Campagne-Freiwilligen im K. Pr. Garde-Füsilier-Regmt.", Stuttgart, Gustav Weise, 1871, verdient wohl dem raschtreibenden Strome allgemeiner Vergessenheit entrissen zu werden, ebensosehr der Tiefe und Reichhaltigkeit seines Inhaltes, als seiner geschmackvollen Darstellung wegen. Kaum eine der gleichartigen Arbeiten legt ein so schönes Zeugniß ab für den Werth deutsch-akademischer Bildung, und der geheimen Kraft, mit welcher sie dem Besitzer über die schwersten Prüfungen des Lebens hinweghilft. Schon dadurch, daß der Verfasser völlig freiwillig das Kriegskleid anzog und im dichten Kugelregen vor Paris aushielt, unterscheidet er sich sehr vortheilhaft von den unbewaffneten schriftstellernden „Augenzeugen" der großen Belagerung.

Mit ganz besonderer Freude erwähnen wir am Schlusse dieser Besprechung der neuesten Kriegsliteratur das gedeihliche Fortschreiten des schönsten Kunstwerkes, das der große Krieg in aller Welt hervorgerufen hat: Eugen Krügers Landschaftsalbum vom Kriegsschauplatz, Hamburg, 71. H. Brücker. Es liegt in der Natur der Sache, d. h. in der Pflichttreue und dem idealen Streben aller Betheiligten, des Künstlers, des Druckers, des Verlegers, daß bisher nur die Hälfte der versprochenen fünfzig Blätter, also 25 Blätter in sechs Heften erschienen sind. Mehr war in der gegebenen Zeit nicht zu leisten, wenn man den ganzen Ernst des Strebens, welchen die ersten, früher besprochenen fünf Blätter verriethen, nicht herabstimmen wollte. Aber für Denjenigen, der nicht nach Zoll und Umfang, sondern nach Maß und Werth künstlerische Leistungen schätzt, bieten diese zwanzig neuen Blätter Eugen Krügers weitaus die freudigste Erscheinung der Kunstproduction über den letzten Krieg. Und es ist nur zu loben, wenn die Verlagshandlung die vorliegende Hälfte ihres Werkes wol hauptsächlich der Weihnachtsnachfrage halber als solche, in eleg. Mappe, zu verkaufen sich entschlossen hat, während sonst nur das Ganze käuflich ist. Für den Durchschnittswohlstand unseres Volkes ist freilich auch diese Hälfte kostspielig zu nennen, namentlich da leider die Reichen bei uns, wie allerwärts — etwa mit Ausnahme der englischen Gentry, — am wenigsten Theilnahme für solche patriotische Leistungen der Kunst zu zeigen gewohnt sind. Aber warum sucht man bei uns zur Gewinnung eines solchen Werkes so wenig das Princip der genossenschaftlichen Vereinigung anzuwenden, das in allen materiellen Unternehmungen unbestritten das Kleinkapital als ebenbürtigen Rivalen des reichen Mannes erwiesen hat? Warum abonniren nicht Vereinsbibliotheken, Lesegesellschaften und Vereine, oder größere zu diesem einen Zwecke gebildete Kreise von Privatleuten auf dieses für immer denkwürdige Werk, um es als hohes Gut der gemeinsamen Bibliothek zu erwerben, oder unter sich im Ganzen, oder nach einzelnen Blättern zu verlooſen.

Gegen die Blindheit des Looses könnte ja der berechnete Austausch unter den Gewinnern immer Rath schaffen. Denn gleich hohen künstlerischen Werth haben diese Blätter alle, und das pretium affectionis der Stätte, wo die Liebsten in fränkischer Erde ruhen, ist glücklicherweise nur Wenigen gemeinsam! Und höchst vielseitig ist der Inhalt der vorhandenen Lieferungen. Daß das erste Heft enthielt: den Bahnhof von Straßburg, Feldwacht bei Pfalzburg, Donchery, Rezonville, Corny, führten wir schon früher an. Die neuen vorliegenden Hefte umfassen beinahe das ganze Occupationsterrain in allen Phasen des Feldzugs, wie aus folgender kurzen Aufzählung erhellt. Die 2. Lieferung führt uns nämlich vor: die Porte de France von Toul, die Gräber bei Spicheren (das reichbekränzte „Ehrenthal") Vionville und Mars la Tour, die Spicherer Höhen. Die Doppelmappe drei und vier enthält: Schloß Bellevue bei Sedan, wo König Wilhelm die denkwürdige Zusammenkunft mit dem gefangenen Frankenkaiser hielt, Schloß Ladonchamps bei Metz, deutsche Wachtfeuer bei Mondschein um Forbach, Bivouc an der Mosel, das Arbeiterhaus vor Donchery, wo Napoleon und Fürst Bismarck am 2. September 1870 sich sprachen, das Dorf und Schlachtfeld von Gravelotte, Feldwache im Park von St. Cloud, verwilderte Hunde vor Metz. Endlich hat das fünfte und sechste Doppelheft folgenden Inhalt: Gorze, Zeltlager bei Rozerieulles vor Metz, das Schloß von St. Cloud in Flammen, das Städtchen Wörth, die drei Pappeln auf dem Gaisberg bei Weißenburg, Le Bourget, Observatorium von La Miotte vor Belfort, endlich Schloß Montbéliard (Mömpelgard) bei tiefem Winterschnee. Wir haben der für sich selbst sprechenden Reichhaltigkeit der landschaftlichen Auswahl nur das hinzuzufügen, daß jedes dieser Bilder die charakteristische Schönheit der Natur in dem vom Künstler dargestellten Moment in vollendetster Auffassung wiedergibt. Aber doch möchten wir, ihres außerordentlichen landschaftlichen Reizes halber vor den übrigen nennen: den deutschen Beobachtungsposten auf Fort La Miotte über Belfort, wo der zerschossene Wartthurm zur Rechten glänzend sich abhebt von der kalten klaren schneelosen Winterluft, und der duftig-blaue Jura im Hintergrunde aus der Tiefe steigt. Dann: die drei Pappeln auf dem Gaisberg, die mit den Gräbern zu ihren Füßen schon in die schwermüthigen Schatten des Spätabends getaucht sind, während über den helleren Abendhimmel verspätete Vögel dem Nachtlager zufliegen. Endlich: Schloß Bellevue, das uns so stolz und lächelnd von den Hügeln der Maas entgegentritt, wie jene Kunde, die am Morgen des zweiten September 1870 Hunderttausende deutscher Krieger durcheilte: „Armee und Kaiser gefangen!"

Wenn wir an diesen Bildern erkennen mögen, welche lange Reihe von vergangenen Geschlechtern zusammengewirkt hat, um Kunstgeschmack und Technik, Lithographie und Farbendruck bis zu diesem Gelingen zu fördern, so werden wir mit Freude ein Buch in die Hand nehmen, welches seit Jahren schon beim deutschen Publicum mit Recht als der sicherste und gemeinverständlichste Führer gilt durch die Jahrtausende menschlicher Kunstgeschichte. Wir meinen den Grundriß der Kunstgeschichte von Dr. Wilhelm Lübke, dessen fünfte, durchgesehene Auflage vor kurzem in dem Verlag von Ebner u. Seubert in Stuttgart erschienen ist. Der Verfasser hat Recht, wenn er das Erscheinen fünf starker Auflagen von einem solchen Werke in Deutschland in dem Zeitraum von zehn Jahren als einen ganz ungewöhnlichen Erfolg bezeichnet. Und er hat als echter deutscher Forscher seinen Dank dadurch in dieser neuesten Auflage zu erkennen gegeben, daß er auch die jüngsten Forschungen auf allen Gebieten der Kunstgeschichte seinem Buche hat zu

Gute kommen lassen. Hieraus sind sehr wichtige Zusätze entstanden, namentlich über Ninivitische Kunst, schärfere und detaillirtere Ausführungen über den Entwickelungsgang der griechischen und altchristlichen Kunst, besonders über die Kleinkünste bei den Germanen. Die Geschichte und Entwickelung der Malerei und Plastik des 15. und 16. Jahrhunderts, in Italien wie im nördlicheren Europa hat erhebliche Bereicherung und Ausführlichkeit erfahren. Als besonders für Laien schätzbare Neuerung dieser Auflage verdient aber hervorgehoben zu werden das Verzeichniß der sämmtlichen vorkommenden Kunstausdrücke, welches die schon durch die gründlich gearbeiteten Register erleichterte Orientirung in dem Haushalt und künstlerischen Handwerkszeug des Buches wesentlich fördert. Die vortrefflich gelungenen Holzschnitte sind jetzt auf 442 angewachsen; gewiß ein Anschauungsmaterial von seltener Vollständigkeit und Reichhaltigkeit! So möge denn die Gunst des deutschen Publicums auch die erneute Arbeit und Forschung des unermüdlichen Verfassers reichlich lohnen!

Wer wollte bezweifeln, daß die jüngsten Jahrzehnte in gleicher Weise wie für die Auffassung der Kunstgeschichte, auch für die Darstellung der Literaturgeschichte aller Culturvölker wichtig und epochemachend gewesen sind. Vor allem aber gebührt das Lob unzweifelhaft den literarhistorischen Studien unserer Tage, daß sie weit hinaustreten über jene engen nationalen Gesichtspunkte früherer Zeiten, wo man die Literargeschichte des eigenen Volkes durch die Vorführung des Lebens, des Schaffens und Wirkens der berühmtesten Nationalschriftsteller, und allenfalls noch ihres Verhältnisses zur antiken oder ausländischen Literatur zu erschöpfen meinte. Die moderne Zeit arbeitet in der Erkenntniß, daß das geschriebene Wort und der gedruckte Gedanke sofort Eigenthum der ganzen Welt wird, und sich nimmer fesseln läßt an die Grenzen des politischen Staates, dem der Autor angehörte. Die Wechselwirkung und gegenseitige geistige Befruchtung der Nationen, wie sie Jahrhunderte lang zwischen dem Süden und Norden, dem Westen und Osten unseres Continentes stattgefunden hat, nachgewiesen zu haben, ist der größte Triumph moderner Literaturgeschichte — denn sie wird dadurch zur Culturgeschichte im besten Sinne des Wortes. Das ist der hohe Gesichtspunkt, auf welchem — wie diese Blätter früher schon eingehend nachgewiesen haben — vor Allem Hermann Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts steht, von der jetzt eben bei Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunschweig eine neue Auflage erschienen ist (die dritte Auflage vom 1. und 2. Theil, die zweite vom 3. Theil). Die großen Aufklärungskämpfe, welche in England beginnen, von hier den Zündstoff zu unermeßlicher Gedankenumwälzung nach Frankreich und von hier in erneuter Umbildung nach Deutschland tragen, schildert Hettner's Werk. Von den Tagen Newton's an bis zu Goethe's Sterben liegt in einer ununterbrochenen Kette vor uns die Geistesarbeit der hervorragendsten drei europäischen Völker der letzten drei Jahrhunderte, der Briten, der Franzosen, der Deutschen. Kein Wunder, daß die verwandtesten Geisteskämpfe in allen drei Nationen in Wahrheit die moderne Zeit und den modernen Staat heraufführen.

So mag auch derjenige, der die Ungunst unsrer rein politischen Tage gegen die Interessen und Forschungen der schönen Literatur für ein gesundes Symptom unsres neuerwachten Staatsbewußtseins erachtet, Hettners Buch mit reichem Nutzen zur Hand nehmen, denn es beschränkt sich nicht allein darauf, nur der schönen Literatur während der letzten 200 Jahre bei den drei Völkern nachzugehen, sondern es umfaßt das ganze Gebiet des schriftstellerischen

Schaffens in England, Frankreich und Deutschland, die Briefe des Junius ebensowohl, als die Encyklopädisten und die Brandschriften der französischen Revolution, die patriotischen Phantasien Mösers, und endlich die reinen Jugendarbeiten von Görres und Gentz. Das Hettner'sche Werk ist also recht eigentlich eine aus modernem Geiste geborene Gabe des metaphysisch-speculativen 18. Jahrhunderts an unser praktisch-politisches, und häufig nur zu materielles Säculum.*)

Wenn wir an Hettner's Buch besonders rühmen konnten, daß es ein gutes Stück internationaler Culturgeschichte enthalte, so ist in dem soeben bei F. W. Grunow in Leipzig erschienenen ersten Bande des Werkes „Roß und Reiter" von Max Jähns dagegen ein ungemein sorgfältig, gründlich und vielseitig gearbeiteter Beitrag zur vaterländischen Kulturgeschichte enthalten. Weit über den bescheidenen Titel hinaus reicht das umfassende Auge des Autors. Ein guter Theil deutscher Sprachentwickelung, Sitte und Volksweisheit, deutscher Göttergestalten und Sagenkreise, endlich deutschen Gemüthslebens entrollt sich an dieser von dem Leben der Volksseele besonders bevorzugten und bewahrten Doppelgestalt „Roß und Reiter." Für Germanisten ebenso wie für alle diejenigen Kreise, die aus Liebhaberei oder aus Beruf mit dem edelsten Freunde des Menschen aus der Thierwelt verkehren, wird dieses Buch — dessen zweiter Band bald nachfolgen wird — eine reiche, bleibende Quelle köstlicher Anregung und Belehrung bilden. Ihren ethisch-culturhistorischen Werth eingehender zu schildern, behalten wir einer hierzu ganz besonders berufenen Feder vor. Für heute mag genügen, noch darauf hinzuweisen, daß der deutsche Kanzler die Widmung des Werkes angenommen hat. —

Für Freunde reiner, fesselnder Unterhaltungslectüre an den Feiertagen und langen Winterabenden empfiehlt sich endlich die im Verlage von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig erschienene Sammlung der hervorragendsten Erzählungen, welche das „Daheim" in den jüngsten Jahrgängen brachte, so namentlich die beliebten Novellen von Hans Tharau (Amata, Kloster Roßdyk, Palette und Krone), die feinempfundene, die socialen Conflicte unsrer Zeit edel und warm schildernde Erzählung „die Helden der Arbeit" von Max v. Schlägel, endlich einen der besten historischen Romane G. Hiltl's „der Sturz des Meisters. I. Der Münzthurm."

*) Bei dieser Gelegenheit mag auch der in demselben Verlage neuerschienenen dritten wesentlich vermehrten Auflage von Pouillet-Müller's kosmischer Physik gedacht werden, die nicht blos den Jüngern der Naturwissenschaften, sondern jedem gebildeten Laien mit noch größerem Rechte empfohlen werden kann, als die ersten Auflagen. Der zu dem Werke gehörige Atlas enthält in seinen 40 Tafeln ein vorzügliches Bildungs- und Anschauungsmaterial.

Mit **Nr. 1** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im December 1871.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 52.

Ausgegeben am 22. December 1871.

Inhalt:

Ulrich von Hutten . . . . . Seite 1001
Die Berichte über die Reichstags-Verhandlungen 1012
Zur Reform der Rechtslehre im deutschen Reich 1018
Vom preußischen Landtag 1025
Zum letzten Mal Herr Wilhelm Rüstow. 1031
Berliner Briefe 1032
Die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland 1034
Kleine Besprechungen 1038

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

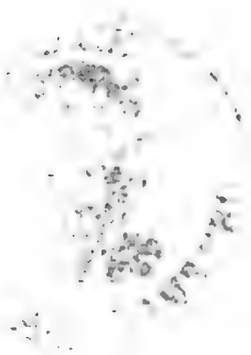
Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Bestellungen auf den 31. Jahrgang (1872) ersuche ich rechtzeitig aufzugeben, damit in der Zusendung keine Unterbrechung eintritt.



Ulrich von Hutten.

Ende des Jahres 1857 erschien ein Werk von David Strauß, das wie einst sein Leben Jesu allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und allgemeiner Beachtung sich würdig erwies: das Leben Huttens in zwei Bänden rief damals das Bild des streitbaren Ritters uns in lebendigster Weise in die Erinnerung zurück. Es war ein stattliches Zeugniß wissenschaftlicher Forschung, gründlicher Gelehrsamkeit und erfolgreicher Kritik, zugleich aber auch ein literarisches Denkmal, in seinen gefälligen Formen und seiner kunstvollen Darstellung weiteren Leserkreisen angepaßt und angemessen. Man kann sagen, mit herzlicher Freude durfte man das Werk des bekannten Autors genießen.

Auch in den engeren Zirkeln der Fachgenossen erwarb Strauß mit dieser Leistung sich Anerkennung und Ansehen. Es war kein kleines Verdienst, das literarische Material zu solcher Arbeit gesammelt, zusammengetragen und gesichtet zu haben; fast auf jeder Seite der beiden gar nicht kleinen Bände (373 und 377 Seiten) begegneten uns die Spuren solider Arbeit und eindringenden Forscherfleißes: wer immer mit der Geschichte des Humanismus und der Reformationszeit sich beschäftigen wollte, fand sich durch Strauß' offen dargelegte Arbeiten gefördert und unterstützt: in dem gelehrten Apparate des Buches steckte ein großer Theil des Nutzens, den diese Forschung uns zu bringen im Stande war. Dazu kam nun noch ein zweiter Umstand, der die Leistung von Strauß in gutem Lichte uns zeigte. Fast zu gleicher Zeit mit dem Leben Huttens trat Kampschulte mit dem 1. Bande seiner „Geschichte der Universität Erfurt" hervor, einem Werke, das in der wissenschaftlichen Behandlung der Reformationsgeschichte einen selbständigen Weg geht und zu den schönsten Resultaten uns hinführt. Und siehe da, in einer der schwierigsten und verwickeltsten Fragen stimmen die beiden Autoren zu demselben Endergebnisse ihrer Untersuchung zusammen. Vollständig unabhängig von einander gelangen sie über die soviel erörterte Autorschaft der epistolae obscurorum virorum im ganzen zu einem ähnlichen Urtheile: wenigstens im wesentlichen

erſtreckte ſich der Beifall, den man allgemein Kampſchulte's Ausführungen zollen mußte, auch auf Strauß' verwandte Reſultate. Und die freudige Anerkennung, die man faſt von allen Seiten der kräftigen, ächt deutſchen und ächt patriotiſchen Darſtellung zollte, hob dieſes Buch vor allen ſeinen Rivalen in der Kenntniß des allgemeinen Publikums noch höher empor. In der That, wir meinen der Biograph hat hier mit ſeinem Helden einige ſeeliſche Verwandtſchaft; er iſt beanlagt mit Hutten mitzufühlen und mitzudenken: er iſt der Mann, Huttens Charakter zu erfaſſen. Den kecken, zuverſichtlichen dreiſten Ton Huttens, ſein energiſches Gefühl für Recht und Wahrheit, ſeinen haßdurchglühten Zorn über die ultramontanen Papiſten, ſeinen Enthuſiasmus für die deutſche Sache und die deutſche Freiheit, auch ſeine ablehnende Haltung gegen den kirchlicheren Proteſtantismus, — alle dieſe Züge im Bilde Huttens prägt Strauß deutlich aus: man fühlt, daß hier des Darſtellers Herz von ſeinem Gegenſtande erwärmt und erfüllt iſt. Und wenn Huttens ganzes Streben mehr negative wie poſitive Seiten gehabt, wenn ſeine tumultuariſchen Angriffe auf die beſtehenden Zuſtände als Zerſtörer ihn gewaltig groß gezeigt haben, wenn dagegen alles was vielleicht von poſitiven Zielen in Staat und Kirche von ihm ausgeſagt werden könnte, weit, ſehr weit hinter ſeinen negativen Verdienſten zurückbleibt, — wir fürchten nicht Strauß ein Unrecht zuzufügen, wenn wir urtheilen, gerade dies Negative in Hutten mache ihm den Mann ſo werth, auf das Poſitive entſpreche es ſeiner eigenen Anſicht, gar nicht ſo großen Nachdruck zu legen. Und wenn ſeine Kritik Huttens in dieſem Punkte lückenhaft geblieben, wenn oft der Biograph allzuſehr ſich mit dem Helden ſelbſt deckte, für viele ſeiner Leſer war das eine Empfehlung des Buches! Wie dem aber auch ſein mag, unzweifelhaft iſt die Harmonie der Auffaſſung, der einheitliche Guß der Ausführung, die vollendete Kunſt der Formung; und unzweifelhaft iſt auch der große und verdiente Erfolg dieſer Darſtellung geweſen.

Einwendungen gegen Einzelnes, Ausſtellungen gegen die doch etwas allzu einſeitig biographiſche Behandlung des Stoffes wären allerdings zu begründen geweſen: jedoch mußte die Freude an dieſer Leiſtung mit Recht größer ſein als etwaiger Tadel: der in's Panegyriſche oft ſich erhebende Ton fand Nachhall und Echo in dem Gefühle weiterer Kreiſe. —

Heute nach vierzehn Jahren erſcheint dies uns ſchon bekannte und auch ſchon liebgewordene Buch in neuem Gewande, in „zweiter verbeſſerter Auflage". Iſt auch Geiſt und Charakter des Buches derſelbe geblieben, ſo finden wir im Aeußerlichen doch manches geändert. Der ganze gelehrte Apparat, ohne den die erſte Auflage die Reiſe zu uns gar nicht hätte unternehmen dürfen, iſt jetzt weggefallen: „Diesmal durch kein Gepäck beſchwert, tritt der Ritter ſeinen zweiten Ausritt an." In der zweiten Auflage iſt das Ganze in einen Band von 582 Seiten zuſammengedrückt, alſo um etwa 170 Seiten verkürzt worden.

Möglich war dieſe Entlaſtung nur deshalb, weil inzwiſchen in den Jahren 1859 bis 1870 die große kritiſche Ausgabe der Werke Huttens, die wir Eduard Böcking verdanken, vollendet worden iſt. Das in der That iſt ein Hülfsmittel, eine Unterlage, wie ſie wohl ſelten einem Hiſtoriker bei ſeiner Arbeit zu Theil wird: das geſammte Material, kritiſch unterſucht und kritiſch zugerichtet, iſt dort aufgeſchichtet; man braucht nur zuzulangen, um der ſchönſten greifbarſten Früchte ſich zu bemächtigen. Dieſe zweite Auflage ruht ganz auf den Schultern Böckings; und gerade durch dies Verhältniß erſchließt ſich uns das rechte Verſtändniß für die Dankbarkeit, zu welcher Strauß ſchon bei der erſten Auflage gegen Böcking ſich verpflichtet bekannt hatte. „Seinen ganzen reichen Huttensapparat, beſtehend neben manchem bisher ungedruckten oder verſchollenen Stücke in Exemplaren oder Facſimile's ſämmtlicher erſten und einer beinahe lückenloſen Reihe der ſpäteren Ausgaben von Hutten's Schriften, einer Sammlung der Werke derjenigen ſeiner Zeitgenoſſen, die in irgend einem Bezuge zu ihm ſtanden, wie aller erheblichen Schriften oder Aufſätze über Hutten, — dies, und was nicht weniger iſt, den Schatz ſeines Wiſſens, die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen über Hutten und ſeine Zeit, hat mir Böcking mit einer Neidloſigkeit, einer Liberalität zur Verfügung geſtellt, für welche ich meinen Dank ſelbſt als ungenügend empfinde.“ Es iſt der richtige Ausdruck dieſes Verhältniſſes, daß jetzt Strauß an die Stelle ſeiner früheren Anmerkungen einfache Hinweiſe auf Böcking's Ausgabe geſetzt hat. Ja, er iſt darin ein Stück weitergegangen, als gerade nöthig geweſen wäre; auch alle Citate aus der früheren Literatur ſind jetzt geſtrichen, und die Citate aus anderen Sammlungen, z. B. aus der Briefſammlung Luthers oder aus dem Corpus Reformatorum, ſind hier in ſolche aus Böcking umgeſchrieben worden. Das iſt ja das Eigenthümliche jener Böcking'ſchen Arbeit: alles in der zeitgenöſſiſchen Literatur und Correſpondenz, was in irgend einer Beziehung zu Hutten ſteht, iſt von ihm zuſammengeſtellt und abgedruckt worden: ſo war es Strauß möglich, überall auf dieſen ſeinen Wegweiſer ſich zu beziehen. Wie geſagt, äußerlich iſt jetzt erſt das Verhältniß von Strauß und Böcking zu dem richtigen und bezeichnenden Ausdruck gebracht.

Die erſte Auflage war durch eine Vorrede eingeleitet worden, die zu den charakteriſtiſchſten Producten aus Strauß' Feder gehört: ſie hatte ganz beſonders damals 1857 eingeſchlagen und, wir reden aus eigener perſönlicher Erinnerung, uns mit ihren kräftigen und ſtarken Tönen im Innerſten ergriffen. Dieſe Vorrede hat Strauß jetzt weggelaſſen, und, dem Wechſel der Zeiten folgend, dafür eine andere Anrede an ſeine Leſer gebracht, die freilich in keiner Weiſe auch nur entfernt ſich mit der früheren zuſammenhalten läßt. Auch das iſt nur natürlich. In unſerer Gegenwart gilt es vor allen anderen Dingen aufzubauen, Poſitives zu ſchaffen: in unſerer Gegenwart kann Hutten

uns kaum ein Vorbild oder ein Mahner sein. Ein Mann, dessen Stärke und dessen Verdienste so gut wie ganz in der Negative sich erschöpfen, ist nicht der geeignete Pathe bei unserem heute erwachten nationalen Leben. Suum cuique! Huttens Andenken wollen wir anrufen, wo es zu zerstören gilt: nicht für alles und jedes ist er uns als Vorbild vorzuhalten! Natürlich, unsere Bemerkungen zielen nicht darauf hin, als ob die Erneuerung der Huttenbiographie uns nicht am Platze zu sein schiene; nein, wir glauben damit nur die Erklärung zu geben für diese neue wenig zeitgemäße und allzu gekünstelte Einführung, wie sie Strauß der neuen Auflage mitgeben zu sollen für passend erachtet hat.

Daß Strauß von den Fortschritten der wissenschaftlichen Arbeit auf jenem Gebiete mehr als nur oberflächliche Notiz genommen hat, das tritt an sehr vielen Stellen des Buches zu Tage. Eine gründliche Revision hat er durchgeführt. Sowohl die kritischen Arbeiten Böcking's als die scharfsinnigen und in verschiedenen Richtungen durchgreifenden Untersuchungen Kampschulte's boten Anlaß und Stoff zu Ergänzungen und Berichtigungen in manchem Detail. Nachdem wir einer genauen Vergleichung die beiden Auflagen unterzogen haben, können wir versichern, daß mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit Strauß die bezeichneten Arbeiten zu seiner zweiten verbesserten Auflage benutzt, daß er mit Bereitwilligkeit manchen Irrthum der ersten Ausgabe beseitigt und gerne und rückhaltlos in mancher streitigen Frage Belehrung von Anderen angenommen hat. Hier ist nicht der Ort, kleine Details noch weiter zu berichtigen: merken wir nur das Eine an, was in beiden Auflagen uns falsch zu sein scheint: (früher I. 226, jetzt S. 173) der Adressat des hier benutzten Briefes Hutten's ist nicht Adrian von Uetrecht, der spätere Papst Adrian VI., sondern Cardinal Adrian von Corneto, ein bekannter Gönner und Beschützer Reuchlin's und der deutschen Humanisten.

Einzelnes aus der neueren Literatur scheint auch Strauß entgangen zu sein: so vermissen wir die Benutzung einiger in den letzten Jahren erschienenen Dissertationen, z. B. über Hoghstraaten, über Hermann vom Busch u. dergl. Dagegen hat er von dem lehrreichen Buche von Geiger über Reuchlin noch Gebrauch machen können. Kurz, der Forschung Anderer ist Strauß im Ganzen aufmerksam gefolgt und hat seinen Entwurf mit guter Benutzung dessen, was Andere geleistet, im Einzelnen verbessert.

In allen für die Auffassung Hutten's entscheidenden Puncten konnte Strauß bei seinem früheren Urtheil verbleiben. Da ihm durch Böcking's Liberalität auch früher schon das hauptsächlichste Material zugänglich gemacht war, vermochte er damals schon die Grundlinien seiner Charakteristik richtig zu zeichnen: zu einer irgendwie bedeutenderen Aenderung war für ihn also kein Grund vorhanden. Eine sehr competente Stimme hatte sich früher dahin

geäußert, daß in der Controverse über die Dunkelmännerbriefe der größere Umfang, in welchem Kampschulte seine Studien betrieben, in den von Strauß abweichenden Puncten jenem das Uebergewicht verschafft habe. Es erfreut zu sehen, daß Strauß selbst, nachdem er Kampschulte's Forschungen seinerseits zu verwerthen im Stande war, die Streitpuncte meistens dadurch aus dem Wege räumt, daß er sich jetzt an Kampschulte anschließt. Außerdem war von derselben Seite, und mit vollem Rechte wie wir glauben, bemerkt, daß Strauß den Antheil Hutten's an Luther's Auftreten im Jahre 1520 vernachlässigt habe, obwohl das unleugbar der bei weitem folgenreichste Theil seiner ganzen Wirksamkeit gewesen sei. Die Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen des seltsamen Triumvirates — Hutten, Crotus, Luther — die agitatorische Wirksamkeit dieser so ungleichen Naturen, die damals auf denselben Ton gestimmt waren, dies merkwürdige Bild, von dem freilich die üblichen Darstellungen der Reformation in theologischen Händen kaum eine Ahnung zu haben scheinen, dies war durch Kampschulte 1860 gewissermaßen neu entdeckt, jedenfalls von ihm zuerst erfolgreich bewiesen worden. Auch Strauß hat sich diesem neuen Lichte zugänglich gezeigt: die früher getadelte Lücke seines Buches füllt er jetzt theilweise aus; und im Anschluß an Kampschulte, wenn auch ausdrücklich Strauß dies hervorzuheben unterläßt, stellt er jetzt Luther und Hutten in ein präciser formulirtes Verhältniß zu einander. Eine Anzahl von Einschiebseln und Zusätzen zu dem früheren Texte, z. B. S. 306, 308, 327, 336 u. s. w., verdanken diesem Umstande ihren Ursprung.

Jene Jahre, in welchen Hutten und Luther auf dasselbe Ziel hinzuarbeiten schienen, die Jahre 1520 und 1521, sie bilden den Höhepunct des Huttenschen Lebens: alles, was er wollte und dachte und vermochte, vereinigt sich in dem Brennpuncte jener Tage; und der Wormser Reichstag im Frühjahr 1521 enthält die eigentliche Krisis seines Lebens: bis dahin geht es fröhlich bergan mit seinem Streben und seinem Thun; von da ab fällt er mehr und mehr in Bedeutungslosigkeit und Unfruchtbarkeit herab. Strauß hat den aufsteigenden Theil dieses Lebens mit einer solchen Kunst und einer solchen Ueberzeugungskraft geschildert, daß jede nachfolgende Darstellung an ihn sich anzuschließen gut thun wird. Fraglicher dagegen erscheint uns, ob den jähen Wechsel, der nach der Katastrophe von 1521 eingetreten ist, Strauß genügend betont und den matten und traurigen Auslauf des so stolz und hoffnungsvoll begonnenen Lebens wirklich erschöpfend erklärt habe. Jener Wormser Reichstag enthält mehr als die Entscheidung über Hutten's Lebensgeschick, er enthält auch mehr als jene welthistorischen Scenen, die Luther's Namen unsterblich gemacht haben: er enthält die Lösung der nationalen Zukunft von Deutschland für die nächsten Jahrhunderte. Hutten's Schicksal ist freilich ein kleines neben dieser ungeheueren Entscheidung; aber das kleine Ereigniß wird erst dann

recht begriffen, wenn es in dem Zusammenhang des Großen angeschaut wird. Gerade bei diesem Abschnitt muß man bedauern, daß Strauß seine Erzählung allzusehr auf die Huttenbiographie einschränkt.

Ja, ein böser Zufall hat verschuldet, daß etwa ein halbes Jahr zu früh die zweite Auflage vollendet ist. Die Berichte des päpstlichen Nuntius Aleander, deren Publication kürzlich erfolgt ist.*) würden dem Biographen Hutten's noch werthvolles Material zugeführt haben; und gerade in der eben bemerkten Richtung würde vielleicht Strauß selbst zu einer Vervollständigung oder zu der nöthigen Vollendung seiner Arbeit durch sie veranlaßt worden ein. Erörtern wir ganz kurz die Tragweite dieser neuen Quelle für die uns interessirende Frage.

Welche Entwickelung Hutten bis dahin durchgemacht, ist bekannt. In der Schule der damals frisch erblühenden humanistischen Bildung war Hutten erzogen und herangewachsen: in diese Welt antiker Studien hatte er sich aus dem Kloster geflüchtet, in Deutschland und in Italien lernend und dichtend sich umhergetummelt, ein halb ritterlicher, halb literarischer Streiter, der nach verschiedenen Seiten hin gerade in literarischer Polemik seine Befriedigung gefunden. Eine eigentlich praktische Lebensaufgabe hatte er sich nicht gestellt: obwohl arm an Mitteln und reich an Bedürfnissen des Lebensgenusses, war ihm doch möglich, seine Freiheit sich zu bewahren und nur den allgemeinen Tendenzen der Aufklärung und Bildung in einer äußerlich wenig gebundenen Stellung zu dienen. In allen seinen Schriften hatte sich ein feuriger, leidenschaftlicher Geist offenbart, ein hoher und starker Patriotismus, ein erregtes und begeistertes Pathos: einerlei, was im einzelnen Falle gerade das Object seiner Schriftstellerei sein mochte, ein allgemeiner Zug nach Freiheit ist überall das charakteristische Merkmal. Als die deutschen Humanisten alle ihre Waffen und ihre Künste aufboten, dem von den Dunkelmännern befehdeten Reuchlin beizuspringen und eine öffentliche Meinung zu seinen Gunsten gegen Dominikaner und Ketzerrichter zu schaffen, da stand Ulrich von Hutten in der ersten Reihe der Kämpfer; mit Spott und mit Ernst trat er für Reuchlin ein: die massivsten Keulenschläge auf die Finsterlinge kamen von ihm. Schon in diesen Händeln hatte sein Geist die definitive Richtung gegen die in der damaligen Kirche herrschenden Gewalten erhalten. Und mit dieser Gegnerschaft verband sich auf das Natürlichste in ihm sein patriotisch deutsches Gefühl: von der beschämenden und das geistige Leben erdrückenden Knechtschaft der Deutschen unter der italischen Geistlichkeit, von dem Joche Roms seine

*) Friedrich, Der Reichstag zu Worms im Jahre 1521. Nach den Briefen des päpstlichen Nuntius Hieronymus Aleander. (Abhandlungen der Bayr. Akademie der Wissenschaften. 1871.)

Nation frei zu machen, das wurde sein Schlachtruf. In den Ereignissen und in den Schriften der Jahre 1516, 1517, 1518 hatte sich dies Programm Hutten's ausgebildet und entwickelt: es zu verwirklichen, versuchte er auf mächtige Persönlichkeiten der officiellen Welt sich Einfluß zu verschaffen. Nicht selbst zur Leitung einer politischen und nationalen Action hielt Hutten in erster Linie sich für geeignet: seine Aufgabe schien vielmehr, einmal die öffentliche Meinung zu bearbeiten oder erst zu schaffen, und dann geeignete Persönlichkeiten zur nationalen That aufzufinden, anzuspornen, vielleicht auch zu leiten: auf den Erzbischof-Kurfürst Albrecht von Mainz, und nachher auf den Ritter Franz von Sickingen hatte er es dabei abgesehen: ja durch sie hoffte er endlich zu dem Träger der Kaiserkrone sich einen Zugang zu eröffnen. Konnte er in dieser indirecten Weise die höchste Vertretung der deutschen Nation mit seinem nationalen Gedanken inspiriren, — dann in der That wäre sein kühnstes Hoffen erfüllt, und seines Lebens Inhalt einer der ehrenvollsten Ausschnitte unserer Nationalgeschichte geworden!

Hutten ist in den Schriften dieser Periode für uns der glücklichste und der vollste Ausdruck derjenigen Tendenzen, welche in den weitesten Kreisen des damaligen Deutschland verbreitet waren. Seine Schriften können uns die nationalen und humanistischen Wünsche jener Zeit, die Anschauungen einer großen Partei darstellen.

Strauß hat Inhalt und Tragweite dieser Schriften gut entwickelt und uns deutlich gezeigt, wie Hutten's Auffassung und Formung derselben gewesen. In wie weit Hutten's literarische Thätigkeit den Tendenzen weiter ausgedehnter Kreise gedient, das allerdings kommt bei Strauß nicht zu genügendem Ausdruck. Wir erfahren lange nicht genug von dem Zusammenhange Hutten's mit den Anderen: seine Persönlichkeit und seine Producte sind doch noch viel zu sehr als isolirte Erscheinungen behandelt. Daß Hutten mitten in einer politischen und socialen, kirchlichen und geistigen Revolutionsbewegung gestanden, wird dem Leser nicht nachdrücklich genug in's Bewußtsein gerufen.

Ueberhaupt, aus keiner der vielen Darstellungen jener Jahre 1519 bis 1525, die unsere Literatur schon besitzt und wenigstens theilweise auch zu ihren Zierden rechnen darf, läßt sich ein vollständiges Bild von der ungeheueren Erregung gewinnen, die damals alle Lebensverhältnisse ergriffen hatte. Der ganze Boden, auf dem das Leben der damaligen Menschen ruhte, erzitterte in seinen Tiefen von neuem Geiste erfaßt. Die ganze Atmosphäre der damaligen Welt war mit neuen Strebungen und neuen Ideen geladen: hin und her kochte und wogte und gährte es im damaligen Deutschland. Immer lauter erhob man den Ruf nach Reform von Kirche und Staat, einer Reform an Haupt und Gliedern: und immer besorglicher mußte den Vertretern des

gegenwärtigen Zustandes die Zukunft erscheinen: immer näher prophezeiheten aufmerksame Beobachter den Ausbruch der deutschen Erhebung: immer heftiger und immer lebendiger drängten Einzelne auf die große Revolution hin: Hutten stand in der ersten Reihe dieser neuerungslustigen, umsturzgierigen Köpfe. Endlich im Juli 1519 fiel der zündende Funken in diese Massen: die Leipziger Disputation zwischen theologischen Gegnern entschied den Ausbruch. Und nicht der Humanist, sondern der Mönch wurde der Bahnbrecher der neuen Zeit. Aber beide, der streiteifrige Ritter und Literat und der religiös erregte Mönch und Professor, sie haben sich bald verstanden; sie haben bald zur Durchführung der neuen Ideen, das heißt zur Revolution, sich die Hände gereicht.

Es ist ein merkwürdiger Moment auch im Leben Hutten's. Aus seiner früheren Zeit wird Niemand jemals unternehmen können oder wollen, irgend ein näheres Verhältniß dieses geistreichen Mannes zur Religion, irgend welche religiösen Bedürfnisse oder Motive bei ihm aufzuweisen. Gegen die Vertreter der Kirche in Deutschland hatte er geschrieben, weil sie die neue Bildung zu hindern Lust gezeigt hatten: gegen die italische Geistlichkeit, gegen das römische Papstthum hatte er seine ironischen und satyrischen Pfeile geschleudert, weil jene dem deutschen Freiheitsgefühle, dem deutschen Nationalbewußtsein Hohn sprachen: nirgendwo aber war ein eigentlich religiöses Gefühl durch ihn berührt oder die religiöse Seite dieser Fragen von seinen Erörterungen getroffen worden. Nun aber war Hutten sofort zur Allianz mit einem der religiösesten Menschen, die jemals gelebt haben, entschlossen; nun traten religiöse Motive in seinen Gesichtskreis hinein und nahmen in seinen Schriften einen großen Raum für sich in Anspruch; nun wurde Hutten, der religionslose Agitator, einer der Vorkämpfer der Kirchenreformation in Deutschland!

Auch Luther hatte seit der Leipziger Disputation den engen kirchlichen Gesichtskreis, in dem er bis dahin gelebt, überschritten. Wer hätte 1518 noch außerhalb der gelehrten oder kirchlichen Kreise sich für seinen literarischen Handel mit anders denkenden Theologen interessirt? Sein Protest gegen die Praxis der Kirche, sein literarischer Streit über dogmatische Theorien konnte bis dahin die deutsche Nation noch nicht erregen. Seit Leipzig wurde das anders. Da hatte er dem römischen Kirchenthum abgesagt, da hatte er die principiellen Fundamente der mittelalterlichen Kirche verwegen und tollkühn zu untergraben gewagt; da hatte er den Punkt getroffen, der die nationalgesinnten Aufklärer ansprach; und da wurde aus dem „Mönchsgezänke", aus der theologischen Fehde die Angelegenheit der deutschen Nation: da schwang Luther kühn das Banner, unter dem die Männer des neuen geistigen Principes sich sammeln konnten. Sie traten, Einer nach dem Andern, auf seine

Seite: wiederum war Hutten einer der ersten und entschlossensten der Humanisten, die sich neben Luther stellten. Vom Herbste 1519 bis ins Frühjahr 1521 entfaltete jetzt Hutten eine fast unglaubliche Rührigkeit und Thätigkeit. Schlagfertig und geschickt verwerthete er die alten und die neuen Waffen im Streite wider Rom: Niemand war besser und schneller im Stande, das neue Evangelium in praktische Sätze zu kleiden, es den Massen mundgerecht zu machen und die religiöse Bewegung für die Sache der allgemeinen Revolution zu benutzen. Die weltlichen oder nationalen Momente der Opposition gegen das Bestehende fügte er recht erfolgreich hinzu zu dem religiösen Gefühlsimpulse, dem Luther in einer niemals übertroffenen Weise Ausdruck gegeben. Und auch Luther lernte von Hutten. Daß der radicale Ton in Luthers Schriften aus dem Jahre 1520 vielfach auf Huttens Vorbild und Huttens Einwirkung zurückgeführt werden muß, das kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen. Und auch das dürfte nicht in Frage gestellt werden, daß gerade damit Luther auf das deutsche Volk seine große Wirkung erzielt, daß er gerade durch die Verbindung des oppositionellen und nationalen Zuges mit dem religiösen Elemente, wie sie in den Schriften dieses Jahres 1520 zu Tage kommt, seine Popularität sich errungen und seinen Anhang allenthalben durch die deutschen Lande vermehrt hat.

So war man 1520 am Vorabende einer großen nationalen Entscheidung angelangt. Ein Mann wie Hutten konnte im Vollgefühle so großer Dinge schwelgen, er durfte jubeln: „es ist eine Freude zu leben!“ Mächtig war die Bewegung, der er diente, angewachsen; stets neue Zuflüsse schwellten ihren Strom, — und an Hoffnungen mangelte es nicht, daß der deutsche Kaiser selbst sich und sein Schifflein diesen Fluthen anvertrauen werde. Welch ein Moment! Auf den neuen Herrscher, Karl V., setzte man noch die Erwartung, daß er die Sache der allgemeinen Reform der deutschen Angelegenheiten in die Hand nehmen wolle. Zu seiner Erhebung auf den Thron von Deutschland, im Juni 1519, hatte ja gerade der populäre Trieb nicht unwesentlich mitgewirkt; wer und welche Richtung sein junges Leben führen werde, war damals noch nicht ausgemacht; und gerade weil seiner auswärtigen Politik große und schwierige Aufgaben gestellt zu sein schienen, gerade deshalb konnte man denken, er würde den nationalen Parteiwünschen sich fügen. Auf dem ersten Reichstag, der in den ersten Monaten des Jahres 1521 in Worms zusammenkam, mußte die Situation sich klären.

Allerdings lagen schon einzelne Anzeichen dafür vor, daß Karl in der religiösen Angelegenheit nicht Luther's Programm von 1520 realisiren wolle. Die officielle Kirche und das Papstthum hatten Luther natürlich schon verworfen: von dieser Seite drohte Luther sowohl als seinen Anhängern und Genossen das Schlimmste. Aber nach dieser Seite neigte sich auch, soviel man

damals schon sehen oder voraussetzen konnte, Persönlichkeit und Politik des jungen Kaisers.

Nichtsdestoweniger hofften die Humanisten noch immer auf eine mögliche Wendung zu ihnen: sie drängten mit Vorschlägen, mit Gutachten und Schriften sich an ihn heran. Ja es sah so aus, als ob auch gegen Karls Willen die Bewegungspartei, so sehr sie für das Kaiserthum schwärmte, ihre Gedanken zu verwirklichen beabsichtige: eine revolutionäre Erhebung der Nation, falls der Kaiser sich den nationalen Wünschen entgegensetzen wollte, stand in Aussicht. Und Hutten war der Mann, der alles zum Ausbruch, zur Entscheidung zu bringen wiederholt versprochen hatte.

Von der ungeheueren Erregung des deutschen Volkes in jenen Tagen legen heute die oben erwähnten Depeschen des römischen Nuntius ein neues Zeugniß ab. Aleander sah, daß jetzt in Deutschland sich die Anhänger Reuchlin's und Erasmus' mit den Freunden Luthers verschworen hatten; gleichzeitig aber unterschied er sehr deutlich und bestimmt die nationale, antirömische Erregung von der eigentlich religiösen Frage; immer und immer wieder drängt er darauf, daß man den berechtigten Factor des deutschen Nationalgefühles anerkennen, alle Mißgriffe vermeiden, alle Mißbräuche der kirchlichen Praxis abstellen müsse: nur indem man in dieser Weise die lutherische Ketzerei isolire, würde man sie überwältigen und ausrotten können. Gegen Hutten richtete sich dabei sein heftigster Zorn. Huttens Drohworte hatten ja auch die persönliche Sicherheit Aleanders auf seiner deutschen Reise angegriffen: von allerlei Anschlägen, von allerlei Aufruhrgedanken Huttens erfuhr Aleander. Während des Reichstages saß Hutten bei Sickingen auf der Ebernburg, unweit von Worms, wie auf einer Warte, um den Vorgängen auf dem Reichstag zu folgen, den geeigneten Augenblick zum Losschlagen zu erspähen und das Signal zu geben zur gewaltsamen Erhebung.

Von Woche zu Woche steigerte sich während des Reichstages die Aufregung. Man sah ein, nicht mehr um Luther allein, sondern um einen Umsturz, eine radicale Aenderung aller Verhältnisse in Staat und Kirche handelte es sich, ja Aleander in seiner kühlen Erwägung und Berechnung der wirklichen Lage der Dinge glaubte zu wissen: neun Zehntel des damaligen Volkes ständen auf Seiten Luthers, und das zehnte Zehntel sei auch antirömisch gesinnt. Als Führer der Neuerung galten ihm Luther und Hutten: den Vorkämpfern christlicher Freiheit, christianae libertatis propugnatoribus, beiden gemeinsam waren bildliche Darstellungen gewidmet: Luther mit einem Buche, Hutten mit einem Schwerte, so sah der Nuntius sie ihren Verehrern vorgestellt. Von Hutten wurde ihm die Aeußerung erzählt, wenn Luther tausendmal getödtet sei, so würden dafür hundert neue Luther aufstehen: man argwöhnte, Huttens Ehrgeiz wünsche die erste Rolle sich selbst zuzutheilen, wenn

nur das Volk ihm so wie Luther anhängen wollte. Auf Sickingen zählte die revolutionäre Partei als auf ihren Führer zur That; heimlich hoffte man aber noch manche der großen Fürsten auf seiner Seite zu haben. Genug, zur Revolution schien Alles reif zu sein. Oft geschildert ist der Jubel, mit dem das Volk allenthalben Luther auf seiner Reise zum Reichstag begrüßte: schon daß man ihn dorthin gerufen, faßte man als gute Vorbedeutung auf. An Zuspruch, an Ermunterung fehlte es Luther nicht: ihm wuchs der Muth, seinen Freunden die Zuversicht, daß man einer guten Entscheidung sich nahe.

Die kaiserliche Staatskunst war nicht ohne Besorgniß solchen Ereignissen gegenüber. Man sah sich in Worms einem Handstreiche der Umsturzpartei ausgesetzt; man war nicht mächtig genug, mit Gewalt diese Verhältnisse zu beherrschen und die Gegner nieder zu halten: man mußte „temporisiren." Einen Augenblick dachten gerade die ernsten kirchlichen Spanier daran, zur Reform der allgemeinen Kirche die deutschen Wirren zu benutzen: eine Anknüpfung sogar mit den Häuptern der Bewegung hat der kaiserliche Beichtvater gewagt. Das erwies sich bald als eine Illusion. Und mochte nun auch des jungen Kaisers Sinn auf rasche und energische Beendigung der kirchlichen Controverse sich richten, es war unmöglich, dort in Worms den geraden Weg zu diesem Ziele zu gehen. Man begnügte sich einstweilen mit dem bekannten Wormser Edicte; man ließ zunächst die deutschen Dinge laufen, und hoffte von der Zeit die Lösung des in Worms ungelösten Problemes. Es ist hier nicht der Ort, den Erwägungen und Manövern, den Aufgaben und den Resultaten der kaiserlichen Politik Karls V. weiter nachzugehen.

Hier erhebt sich für uns aber noch eine andere Frage. Jenes Drängen der Revolution, jener Anschlag Huttens: was ist aus allen diesen Plänen geworden? Ungern hatten die Kaiserlichen Luther von Worms wieder heimkehren lassen, sie hatten aus Scheu vor der populären Leidenschaft, aus Rücksicht auf Sickingens und der Seinen drohende Haltung, vielleicht auch unter dem Eindruck von Huttens unheilschwangeren Brandschriften nicht den Handstreich gewagt, der den Knoten zerschnitten. So viel wenigstens war erreicht. Aber waren außerdem alle die Gerüchte der bevorstehenden allgemeinen Revolution übertrieben? waren es nichts als leere Worte, die Hutten in die Welt geschleudert? Einen dunklen Punkt in diesen Geschichten, in Huttens Leben berühren wir mit dieser Frage. Genug, es kam damals zu nichts. Hutten schmähete und donnerte und drohte, — ohne daß die pomphaft angekündigte That folgte. Seine Gegner haben gewiß nur allzusehr Recht mit ihrem Urtheile, — der Historiker wird es unterschreiben müssen — Hutten gehört zu den „Hunden, welche bellen, aber nicht beißen."

Das Gewitter, das über Deutschland geschwebt, hatte sich nicht entladen.

Die Wolken zertheilten sich, und erst später an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Schlägen erfolgte das, was man im Frühjahr 1521 zu erwarten sich berechtigt gehalten. Aber gering sind die Resultate geblieben, welche den vereinzelten späteren Unternehmungen zu Theil wurden. Es war eben der richtige Moment zur allgemeinen That verpaßt.

Es würde sich wohl lohnen, einmal ernsthaft die Frage ins Auge zu fassen, weshalb die revolutionäre Action, deren Herannahen man die letzten Jahre hindurch deutlich fühlen konnte, schließlich doch ausgeblieben ist. Wir meinen, nicht ungerechtfertigt ist der Tadel, den seine Freunde über Hutten ausgesprochen haben: die Erwartungen, die man in ihn gesetzt, die er selbst anzuregen und zu pflegen nicht unterlassen hat, diese Erwartungen eines handelnden Patrioten hat Hutten auf die schlimmste Weise getäuscht.

Schwer hatte sein Ansehen und sein Ruf gelitten; viele seiner Freunde wandten sich von ihm ab: seine verdrießlichen Händel mit Erasmus verbesserten seine Lage nicht. Und so war ihm schließlich nichts übrig geblieben, als in die Fremde zu fliehen, und — ein gebrochener Mensch, — dort seinen Tod zu erwarten: schon im Herbst 1523 ist er seinem alten Uebel, der Lustseuche, erlegen.

W. Maurenbrecher.

Die Berichte über die Reichstags-Verhandlungen.

(Repertorium des deutschen Reichstages. Unter Leitung des Dr. Ludwig Bamberger, Mitglied des Reichstags, bearbeitet von Dr. A. Teichmann. Erster Band: Thronrede, Adreßdebatten — Wahlprüfungen — Verfassung des deutschen Reiches und Gesetzentwürfe. Berlin. Verlag v. J. Guttentag. 1871.)

Es ist bekannt, daß aus Anlaß eines von dem Abgeordneten Bamberger in einer der letzten Reichstagssessionen gestellten Antrages lebhafte Beschwerden über die Zeitungsberichte laut wurden. Mit Ausnahme eines Abgeordneten, welcher das Lob der „Kölnischen Zeitung" sang, welche ihm eine besondere Aufmerksamkeit erweise, war alle Welt darüber einverstanden, daß diese Berichte kein getreues Bild von den Verhandlungen geben.

So einstimmig man aber auch hierüber war, so sehr war man abweichender Meinung in Betreff der Ursachen dieses Mißstandes und der Mittel, ihm abzuhelfen.

Ameyer sagte: „Die Reporter sind schuld daran, es fehlt ihnen allzusehr an positiven Kenntnissen, deshalb geben sie nur die Schlagworte wieder, aber nicht die sachlichen Discussionen und Deductionen, woraus demnächst die Gesetze zu interpretiren sind und woraus allein überhaupt was zu lernen ist."

„Nein", sagt Bemeyer, „es fehlt den Reportern durchaus nicht an den nöthigen Kenntnissen. Aber man verlangt von ihnen Dinge, welche menschliche Kräfte weit übersteigen. Sie sitzen an einem Orte, wo man nichts hört und wo es, namentlich bei Abendsitzungen, kaum auszuhalten ist vor Luftverpestung und Hitze. Dann ist da keine Arbeitstheilung. Jeder soll Alles verstehen. Der Bericht soll Alles enthalten und doch möglichst kurz sein. So verlangen es die Zeitungen. Und dabei bezahlen sie obendrein so schlecht. Nein, die Reporter leisten das Menschenmögliche. Jedenfalls ist ihre Leistung besser, als die Gegenleistung, d. h. die Bezahlung. Die Eigenthümer und Redacteure der Zeitungen sind schuld daran; sie behandeln die Sitzungen des Reichstages en bagatelle. Jede unbedeutende Correspondenz, jeden langathmigen Leitartikel, den kein Mensch liest, stellen sie höher. Auch sind sie parteiisch."

„Ja, lieber Freund", sagt Cemeyer, Du kannst alle fünf Welttheile durchwandern, bevor Du eine wirklich unparteiische Zeitung findest. Wenn sie sich für unparteiisch ausgibt, dann ist das Verstellung. Dann dient sie auf der Reihe herum verschiedenen Interessen, die nicht immer mit einander harmoniren. Das verwirrt aber die Leser weit mehr, als active, klare Parteinahme. Denn bei dieser weiß man, woran man hält. Wäre eine Zeitung wirklich völlig parteilos, dann würde sie, schon ihrer Langweiligkeit halber, kein Sterblicher lesen. Wer einen vollständigen Bericht haben will, der muß zwei Zeitungen neben einander halten, etwa die „Kölnische", welche die liberalen, und die „Kreuzzeitung", welche die conservativen Reden ausführlich wiedergibt. Dann kämen höchstens etwa die Klerikalen zu kurz."

„O, die am allerwenigsten", ruft wieder Ameyer, „für die haben die Reporter ein ganz besonderes Faible. Die Reden von Windthorst werden am allerausführlichsten wiedergegeben, obgleich sie sehr häufig sehr lang und sehr inhaltlos sind und sich ewig wiederholen. Die von Bebel desgleichen. Warum? Weil es blos Schlagworte, Schnurrpfeifereien und schlechte Witze sind. Das ist leicht aufgefaßt und leicht wiedergegeben. Ich sage Ihnen deshalb, die Schuld tragen doch die Reporter."

„Dummes Zeug", brummt Bemeyer, glauben Sie mir, die Reporter

sind vollständig unterrichtet. Es fehlt nur noch, daß man ihnen einen besseren Platz anweist, und daß man ihnen die stenographischen Berichte schneller und besser zugänglich macht. Im Uebrigen ist nicht zu leugnen, daß sie manchmal jenen Nebendingen mehr Platz einräumen, als den Hauptsachen. Aber so will es das Publicum, so will es der Reichstag. Lacht dieser nicht bei Windthorst's sogenannten „Witzen?" Lauscht er nicht andächtig den Plattituden Bebel's? In England würden beide vor lauter Privat-Conversationen kaum zu Worte kommen."

„Das mag sein", antwortet Ameyer, „aber gerade deshalb muß man einschreiten. Der Reichstag muß selbst für einen unparteiischen und vollständigen Bericht sorgen."

„Den haben wir ja", erwidert Bemeyer, „das ist das officielle stenographische Protocoll; aber das liest kein Mensch, weil es zu langweilig ist und zu spät kommt."

„So meine ich es auch nicht", replicirt Ameyer, „ich meine einen Bericht der noch am Tage der Sitzung fertig gestellt wird und den dann alle Zeitungen zugleich bringen. So ist es in Frankreich."

„Ich weiß es", sagt Bemeyer, „aber ein solcher Bericht würde an die auswärtigen Blätter zu spät kommen. Berlin aber spielt auf dem Gebiete der Journalistik eine weit bescheidenere Rolle in Deutschland, als Paris in Frankreich. Und ich freue mich, daß dem so ist. Ich sage: Gott sei Dank, daß wir keine bureaukratische Centralisation haben, daß wir auch auf diesem Gebiete der Selbstverwaltung und Selbsthülfe huldigen. Da mögen jetzt wol noch Mängel sein. Warum denn nicht? Unser parlamentarisches Leben ist noch jung. Laßt den Baum und den Wald nur organisch wachsen, statt ihn umzuhauen und ihn mechanisch durch eine gemalte Landschaft à la Potemkin zu ersetzen."

So schwirrten damals die Stimmungen und die Meinungen durcheinander. Es kam zu keinem positiven Ergebniß. Man lehnte den Antrag Bamberger's ab, welcher auf eine der französischen ähnliche Einrichtung hinauslief. Man gab die Krankheit zu, aber man fürchtete, die Arznei sei gefährlicher, als die Krankheit; man zog es vor, bei der letzteren zu belassen, weil man kein besseres Mittel wußte.

Allein, wie überhaupt kein guter Gedanke ganz in's Leere verpufft, sondern irgendwo seine Wirkungen äußert, so auch hier. Die Mängel der jetzigen blos journalistischen Reichstagsberichte waren von dem Abg. Bamberger zu wahr und zu drastisch geschildert worden, als daß das Ganze ohne allen Eindruck hätte bleiben können. Verschiedene Verleger und Schriftsteller wandten sich an Bamberger, um mit ihm die Frage zu berathen, ob nicht auf anderem Wege zu helfen sei, ob man nicht etwa in Buchform dem deutschen Volke

ein wahres Bild der Verhandlungen geben könne, während es gegenwärtig nur ein verzerrtes besitze, von welchem die Worte des Dichters gelten:

„Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt ꝛc."

Das Ergebniß dieser Berathungen und Verhandlungen ist das Buch, dessen Titel wir unserem Aufsatze vorgesetzt haben.

Hören wir, wie sich Herr Bamberger selbst über die Aufgabe äußert, die er sich gesetzt hat.

„In England und Frankreich," sagt er, „geben die großen Zeitungen die Verhandlungen richtig und vollständig wieder. Man braucht sich daher nur die Blätter zu sammeln. Dann hat man einen richtigen Text. Nichtsdestoweniger hat sich auch dort das Bedürfniß geltend gemacht, den Wortlaut der Erörterungen in geordneter und handlicher Buchform zu erhalten, und die Sammlungen dieser Art fehlen in keiner den Staatsangelegenheiten gewidmeten Privatbibliothek. — Um so mehr darf angenommen werden, daß in Deutschland, wo das einfache Ansammeln der wenigsten Tagesblätter solchen Dienst zu leisten im Stande ist, ein Unternehmen dieser Art seinen Platz finden werde. Diese Voraussetzung ist um so eher gestattet, als authentische Zeugnisse für die Entstehungsgeschichte des geltenden Rechts auf anderem Boden als auf dem parlamentarischen auch nicht gewonnen werden können. Die Verhandlungen des Bundesraths, welcher als erster Conzipient der Gesetzgebung arbeitet, sind geheim und reflectiren sich nur zu einem geringen Theil und sehr summarischer Weise in den mit den Entwürfen veröffentlichten Motiven. Dadurch fällt auch jene Ursprungsgeschichte weg, welche beispielsweise in den Archiven des französischen Staatsraths aus der Zeit seiner größten legislatorischen Thätigkeit erwachsen ist, und welche sowol für die praktische Auslegung als für die historische Beobachtung des Rechts kostbares Material zurückgelassen hat. Je mehr der Einwand berechtigt gewesen sein mag, daß unsere eigenthümliche Zeitungswelt weder Geduld, noch Muße, noch Mittel für eine sorgfältige Aufzeichnung der parlamentarischen Verhandlungen übrig habe, desto deutlicher scheint es angezeigt, in einer anderen, ruhigeren und bequemeren Form die Verbindung herzustellen, ohne welche eine volle und fruchtbare Wechselwirkung zwischen Volk und Volksvertretung nicht gedacht werden kann.

Geleitet von diesen Betrachtungen vermochte ich nicht dem oben erwähnten Antrage zu widerstehen, welcher durch die zahlreichen der Ausführung sichtbar drohenden Schwierigkeiten sich nicht abschrecken lassen wollte.

Zahlreich sind in der That die Schwierigkeiten. Die einfachste Lösung der Aufgabe hätte darin bestanden, daß die Verhandlungen des Reichstags den amtlichen stenographischen Aufzeichnungen entnommen, nach Materien systematisch zusammengestellt, in gewöhnlichem Oktavformat herausgegeben und

durch den nach allen Seiten hin so reichlich ausgebreiteten Vertrieb des deutschen Buchhandels der großen Lesewelt zugeleitet worden wären. Solches ist auch in der Hauptsache die Absicht des gegenwärtigen Unternehmens. Aber so einfach ließ sich die Sache doch nicht ausführen. Umfang und Kosten mußten in bescheidene Grenzen eingeschränkt werden, sollte nicht der gemeinnützige Zweck, und damit die Lebensbedingung des Unternehmens selbst von vornherein verfehlt sein. Damit war die Nothwendigkeit gegeben, das Material zu sichten. Die stenographischen Berichte der ersten Sitzungsperiode des deutschen Reichstags umfassen über 1200 große und enggedruckte Quartseiten, nicht eingerechnet die besonders abgedruckten Texte der Entwürfe, Motivirungen und Berichte, welche noch beinahe ebensoviel aufbringen, und welche zur Gewinnung eines richtigen Einblicks in die Embryologie der Gesetze nicht zu entbehren sind. Zwang zur Ausscheidung war also unabweisbar vorhanden. Um so schwieriger war das Wie? Den Hauptinhalt des Sammelwerkes sollten die Aeußerungen der Reichsbehörden und Reichstagsmitglieder selbst bilden. Ohne den eigentlichen Zweck umzukehren, durfte also hier nicht allzu wild ins Fleisch hineingeschnitten werden. Es stellte sich in erster Linie die Frage ein: ob grundsätzlich die Auslassungen der Redner in ihrer ursprünglichen Form oder in der indirekten und der nur dabei statthaften abgekürzten Weise sollten wiedergegeben werden. Die letztere Methode gab natürlich von der einen Seite das Mittel an die Hand, Raum und damit mechanische Herstellungskosten zu ersparen; allein von der anderen Seite erheischte die Aufgabe dadurch einen um so größeren Aufwand an Mühe und Zeit bei der Umarbeitung des Textes, Dinge die natürlich auch sich in Herstellungskosten, somit in Ladenpreis umsetzen müssen. Angesichts dieser Alternative gab eine Erwägung den Ausschlag. Nicht blos der Inhalt, sondern auch die Form der parlamentarischen Verhandlungen soll der Lesewelt zugetragen, künftigen Studien aufbewahrt bleiben, und bei der indirekten und abgekürzten Redeweise ging die Form natürlich sofort in die Brüche. Das Richtigste wäre vielleicht eine wohlbemessene Abwechslung zwischen beiden Arten. Denkwürdigen oratorischen Leistungen könnte die Wiedergabe in der ursprünglichen Fassung vorbehalten bleiben und Vorträgen, die nur wegen ihres Inhalts bemerkenswerth erscheinen, mit dem Extract Genüge geleistet werden. In solcher Weise verfährt ja auch die größere Tagespresse. Gelingt dem gegenwärtigen Unternehmen Fuß zu fassen, so möchte wahrscheinlich allmälig dieses Verfahren eingeschlagen werden müssen. Für diesmal ist es als zu complicirt noch unversucht geblieben. Um Raum zu gewinnen, wurde nur meist mechanisch eingegriffen. Zunächst ward alles weggeschnitten, was nebensächliche Formen der Verhandlung reproducirt, namentlich was nur die äußere Leitung der Debatten zu sichern bestimmt ist. Der Text springt überall mitten in den

Stoff hinein. Ebenso wurden persönliche Erörterungen, die nur dem Moment angehören, unterdrückt. Trotz alledem war doch nicht durchzukommen, ohne den Text der Reden selbst zu vermindern. Im Ganzen schien dabei richtiger, nicht Theile einzelner Reden, sondern ganze Vorträge auszumerzen. Einem Redner, wenn man ihn nicht excerpirt, Stücke aus seinem lebendigen Leibe herausschneiden und die Fragmente ohne Zusammenhang auftischen, hieß sich der Gefahr gerechter Beschwerden aussetzen. Es schien billiger gegen den Einzelnen gehandelt, wenn man ihn entweder ganz oder gar nicht auf die Bühne brachte. Nach Annahme dieses Systems mußte also an die Aussonderung einzelner Reden gegangen werden. Eine kitzliche Sache! Vor Allem galt es hier, sich der Unparteilichkeit zu befleißen. Ist es nicht gelungen, so möge es nicht dem Mangel an gutem Willen zugeschrieben werden. So weit sich die Sache übersehen ließ, ist die Gleichberechtigung der verschiedenen Parteianschauungen mit äußerster Sorgfalt gewahrt worden."

Es ist sehr viel, was hier versprochen wird. Allein nach einer sorgfältigen Prüfung des Buches kann ich nicht anders sagen, als es hat die Aufgabe glücklich gelöst und die Versprechungen erfüllt.

Gleichweit entfernt von der Leichtfertigkeit der Zeitungsberichte und der Schwerfälligkeit der stenographischen Protokolle, giebt es auf engem Raum ein rasch zu überblickendes, vollständiges, frisches und farbenreiches Bild der Verhandlungen in einer äußerst zweckmäßigen Anordnung. Letztere fehlt der officiellen Ausgabe gänzlich. Sie zerfällt in so und so viele schwere Quartanten Text und in so und so viel desgleichen Quartbände Anlagen. Die letzteren enthalten die Gesetzentwürfe, deren Motive, die Commissions-Berichte, die Motiven und Amendements u. s. w. Hier ist Beides in einander eingefügt und so bearbeitet, daß es ein lesbares Ganzes bildet. Die chronologische und die systematische Behandlungsart des Stoffes ist in glücklicher Weise combinirt. Der Schlußlieferung soll ein genaues und vollständiges Wort-, Sach- und Redner-Register beigegeben werden, welches das Buch auch für historische, parlamentarische, juristische, gesetzgeberische und volkswirthschaftliche Specialstudien brauchbar macht.

Dabei verdient das durchaus unparteiische und unbefangene Verfahren die höchste Anerkennung. Der Preis ist billig, die Ausstattung schön, der Druck correct. Sogar diejenigen Druckfehler sind corrigirt, welche in der officiellen Ausgabe stehen geblieben. Das verdient bemerkt zu werden. Denn in Deutschland sind (im Gegensatz zu England, Italien und Frankreich) die Druckfehler eine Art Rinderpest geworden, welche sich nach und nach auf Alles erstreckt, sogar auf die officiellen Publikationen.

Wenn ich wagen dürfte, den Herren Abgeordneten einen guten Rath zu geben, so wäre es der, daß sich Jeder ein Dutzend Exemplare des Buches kauft, und in jeder größeren Gemeinde seines Wahlbezirkes eines offen legt. Die Kosten hat ein Reichstagsmitglied ja nicht zu scheuen, denn da er keine Diäten bekommt, so geht ja doch Alles in einem Schaden hin. Auf der andern Seite springt der Nutzen klar in die Augen. Ja, ich möchte sagen: die Nothwendigkeit. In Deutschland wuchern nämlich noch aus der Zeit unserer Zerrissenheit und unserer elendiglichen kleinlichen Wirthschaft verschiedene Sorten von Unkraut. Das Schlimmste darunter ist der Klatsch, d. h. die Sucht, den Leuten fälschlich Böses nachzusagen, und die Neigung selbst sonst wohlmeinender und gewissenhafter Menschen, diesen Klatsch ohne weitere Untersuchung und Prüfung weiter zu tragen. Am meisten fühlbar wird dies in der Politik, weil wir Deutsche eher alles Mögliche lesen, als gute politische Schriften. Die meisten begnügen sich mit dem kleinsten und billigsten Bättchen aus dem nächsten Städtchen, das selbst beim besten Willen genaue und vollständige Berichte nicht bringen kann. Dazu kommen die Feinde. Jeder Abgeordnete hat deren. Es sind die unterlegenen Gegencandidaten und deren Anhang. Wenn die Herren Abgeordneten wüßten, was da zusammengeträtscht, geklatscht, gelästert und gelogen wird, so würden gewiß Viele das Mittel zur Verbreitung der Wahrheit nicht verschmähen, das ich ihnen hierdurch empfehle. Es wäre zugleich auch das beste Mittel zur Verbreitung einer solideren politischen Bildung.

Thun es aber die Abgeordneten nicht, dann sollten die Wähler selbst sich in einzelnen Gruppen zusammenthun, um das billige Werk gemeinsam zu kaufen und sich hierdurch des Mittels zu versichern, die Wahrheit aus der Quelle zu schöpfen, anstatt sich solcher Canäle zu bedienen, welche die Flüssigkeit entweder gar nicht, oder wenigstens nicht rein zu halten vermögen. Denn die Wählerschaft und das ganze Volk hat doch offenbar das höchste Interesse dabei, daß ihm in den öffentlichen Angelegenheiten, — das heißt in seinen eigenen Angelegenheiten — reiner Wein geschenkt werde.

λ. ν.

Zur Reform der Rechtslehre im deutschen Reich.

Die in den Nummern 31 und 32 dieser Zeitschrift enthaltenen verdienstlichen Aufsätze: „Die Reichsgesetzgebung und die Lage der Rechtslehre" sind wohl geeignet, jeden, dessen Beruf eben die Rechtslehre ist, zu weiterem Nach-

denken über die hier besprochenen Fragen anzuregen. Wir glauben den Verfasser jener Aufsätze richtig verstanden zu haben, wenn wir als deren letzten Kern den Satz finden: Das materielle Recht in den deutschen Staaten ist hinter der nationalen Entwickelung des deutschen Volkes weit zurückgeblieben, es leidet an particulärer Zersplitterung und dem Mangel nationalen Charakters, die Rechtslehre aber ist noch weit mehr hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben. Beide Vorwürfe sind wohl begründet, nur ist der erste verzeihlicher als der gegen die Rechtslehre, mit deren letzterem Zustande wir uns auch besonders beschäftigen wollen.

Daß die Gestaltung des materiellen Rechts in einem Staate oder Staatengebiete (der frühere deutsche Bund) nicht ihre eigenen Wege gehen kann, sondern auf das maßgebendste durch die jeweilige politische Gestaltung des betreffenden Territoriums beeinflußt ist, dürfte außer aller Bestreitung liegen, da die Quelle alles Rechts eben die Lebensverhältnisse und Anschauungen eines Volkes sind. Solange also der Particularismus in Deutschland blühte, welcher seine Lebensquelle aus der Rivalität zwischen Oestreich und Preußen schöpfte, war eine Entwickelung des materiellen Rechts in particularem Geiste wohl kaum anders möglich. Nur auf einem politisch geeinigten, einheitlichen, nationalen Boden kann ein nationales Recht erwachsen. Wenn wir bedenken, was Alles seit dem Bestehen des norddeutschen Bundes und dem kurzen des deutschen Reiches bereits für die Entwickelung eines nationalen Rechts in Deutschland geleistet worden, so ist dieß wahrhaft staunenswerth, während die betreffenden Leistungen der früheren 51jährigen Bundestagszeit geradezu spöttlich wenig sind. Konnte es aber auch anders sein in einem Staatenbunde, der nicht einmal eine Bundesgesetzgebung hatte? Der deutschen Bundesversammlung stand ja keinerlei gesetzgebende Gewalt über die (souveränen) Bundesstaaten zu, daher auch die Bundesbeschlüsse auf die Unterthanen der letzteren keinerlei rechtliche Wirkung ausübten; nach Art. 56 der Wiener Schlußacte standen außerdem die einzelnen landständischen Verfassungen der landesherrlichen Publication etwaiger Bundesbeschlüsse unter Umständen als feste Mauer gegenüber. Kein Wunder war daher, wenn allmählig jedes Land und Ländchen sein eigenes Privatrecht erhielt, eigentlich lauter modificirte Römische Rechte, denn um dasselbe weiterzubilden oder zu beseitigen, wo dasselbe deutschrechtlichen Anschauungen widerstrebte, machte sich oft der Mangel der Grundbedingung hierzu geltend: Des kräftigen, einheitlichen Nationalbewußtseins. Kann denn überhaupt der Particularismus jemals etwas Großes leisten? Sehen wir nun nicht deutlich genug, an der bei den Praktikern bereits auf das übelste verrufenen bayrischen Prozeß-Ordnung vom 1. Juli 1870, daß selbst ein Gebiet, wie das von Bayern, noch zu klein ist, um auf dem weiten Felde der Gesetzgebung wahrhaft Ersprießliches zu leisten? Es scheint, daß es der Gesammt-

kraft einer ganzen Nation bedarf, um Bleibendes und Großes im Rechte hervorzubringen. Wahrlich die Juriſten vor Allem ſollten das Jahr 1866 preiſen und hochhalten, denn von da an datirt ſich, außer der Wiedergeburt des deutſchen Volks und Reichs, auch die Möglichkeit der Entſtehung eines allgemeinen deutſchen nationalen Rechts! —

Wenden wir uns nun aber zu unſerem Hauptgegenſtande, der Betrachtung des Zuſtandes der Rechtslehre auf den deutſchen Univerſitäten. Derſelbe kann mit einem Worte dahin bezeichnet werden: Das Privatrecht, und zwar das Römiſche, überwuchert alle anderen Rechtsdisciplinen, welche neben dieſem eine nur geduldete Exiſtenz haben. Daher kommt auch, daß der die Univerſität verlaſſende Rechtscandidat die ganze Welt, ja die heterogenſten Lebensverhältniſſe vom römiſch-privatrechtlichen Standpunkte aus betrachtet, daß er ohne Bedenken jeden internationalen Vertrag nach den Regeln der Privatverträge beurtheilt, ewig bar jedes Verſtändniſſes des öffentlichen Rechts wie deſſen Entwickelung bleibt,*) und daß, kommt er etwa in einer Kammer, im Reichstage ꝛc. zu öffentlicher Wirkſamkeit, er die außerprivatrechtlichen Fragen verſchroben angreift, den privatrechtlichen aber reagirend entgegentritt, wenn es ſich um eine deutſch-rechtliche Weiterbildung der römiſchen Grundlage handelt.

Wir erheben aber noch einen weiteren Vorwurf gegen die heutige Rechtslehre, indem wir behaupten, daß auf unſeren Univerſitäten das römiſche Recht ſelbſt fehlerhaft gelehrt wird; ſo wird die römiſch-rechtliche Hauptvorleſung, die Pandecten, durchgängig nach irgend einem Lehrbuche oder eigenem Syſteme, Paragraph für Paragraph von Anfang bis zum Ende (wenn man dieß erreicht) abgeſponnen, während der wahren Quelle des römiſchen Rechts, den juſtinianiſchen Digeſten, viel zu wenig Sorgfalt zugewendet wird. Wir ſind mit obigem Herrn Verfaſſer auch der Anſicht, daß ohne ein gründliches Studium des römiſchen Rechts nie und nimmer ein Juriſt gebildet werden kann, aber ein ſolches halten wir ohne eine ſorgfältige — wenn auch zeitraubende

---

*) Einen recht prägnanten Beleg hierzu bietet der von Brinz unternommene, aber reſultatlos gebliebene Angriff gegen die herrſchende Lehre von den juriſtiſchen Perſonen. Brinz will dieſe „Vogelſcheuchen“ aus der Rechtslehre bannen, indem er dafür vorſchlägt, man ſolle ſtatt zwei Arten von Perſonen lieber zwei Arten des Vermögens annehmen, und ſtatt „juriſtiſche Perſonen“: „Zweckvermögen“ ſagen. Abgeſehen nun davon, daß mit dieſer Neuerung gar nichts gewonnen wäre als ein anderes Wort, da Alles, was man ſeither von den juriſtiſchen Perſonen angenommen hat, bleibt, muß gegen dieſen Vorſchlag eines Romaniſten die Ausſetzung erhoben werden, daß derſelbe die wohl ſehr greifbare Exiſtenz der juriſtiſchen Perſonen im öffentlichen Rechte völlig überſieht, z. B. den Staat ſelbſt, die Corporationen ꝛc., und daß mit dem Begriff „Zweckvermögen“ für die öffentlich-rechtlichen juriſtiſchen Perſonen gar nichts geleiſtet iſt, da hier, z. B. beim Staate, für das Verſtändniß ſeines Weſens das Vermögen Nebenſache iſt.

— Beſchäftigung mit der Exegeſe für unmöglich. Gerade hierin aber, in Erlernung der Kunſt der Interpretation, geſchieht auf den Univerſitäten zu wenig, während es doch keine untrüglichere Probe der juriſtiſchen Bildung giebt, als wenn ein „Juriſt" im Stande iſt, erſchöpfend, umſichtig, alle Eventualitäten berührend, anzugeben, was in einem ihm vorgelegten Vertrage oder Geſetzes-Paragraphen ſteht und nicht darin ſteht? Dies aber lernt ſich weder aus dem Anhören von Pandecten-Vorträgen, noch dem Durchſtudiren von Pandecten-Lehrbüchern, welche beide ja nichts ſind, als ſubjective Auffaſſungen des römiſchen Rechts, indirecte Ueberlieferungen aus zweiter Hand.

Unter den römiſch-rechtlichen Vorleſungen ſteht auch die über römiſche Rechtsgeſchichte. Durchgängig iſt dieſelbe zu eng; ſie ſchließt meiſt mit der klaſſiſchen Zeit, höchſtens kommt noch ein Anhang über den unerquicklichen Zuſtand des römiſchen Rechts in der ſpäteren Kaiſerzeit nebſt Angabe der auffälligſten Neuerungen Juſtinians. Von der Weiterbildung des römiſchen Rechts ſeit deſſen Reception in Deutſchland hört der Rechtscandidat nichts, nichts auch von den wichtigen Reaktionen der neueren Zeit gegen ſo manches römiſche Rechtsinſtitut, und von den Gründen dieſer Reactionen. Freilich hängen letztere häufig mit national-ökonomiſchen Anſchauungen der heutigen Zeit zuſammen, von welchen aber die Romaniſten keine Notiz nehmen, da ſie ſich in der Regel um die National-Oekonomie nicht viel gekümmert haben. —

Anſchließend an das materielle Recht wenden wir uns nun zu ſeinem Complemente, dem Civilprozeß, beziehungsweiſe zu den Lehren deſſelben.

Die erſte Bekanntſchaft mit dieſem Inſtitute macht der deutſche Rechtsfliſſenen ſchon in den „Inſtitutionen", wo meiſtens der römiſche Civilproceß als Einſchiebſel im ſog. „allgemeinen Theile" abgehandelt wird; mag er aber auch als ſelbſtändige Vorleſung (4—5 Stunden) behandelt werden, — immer, behaupten wir, wird der römiſche Prozeß dem Anfänger, welcher kaum die Begriffe „Perſon," „Sache," „Rechtsgeſchäft" kennen gelernt hat, als eine Art „ſpaniſches Dorf" vorkommen. Gewiß bedarf es ſchon einer nicht geringen Kenntniß des Prozeſſes überhaupt, um in das Weſen der abgeſtorbenen Legisactionen einzudringen, ſo weit dieß der Zuſtand der oft mangelhaften Quellen erlaubt, oder den ſpäteren Formularprozeß, das ſog. litigare per formulas, klar zu beherrſchen. Solches von einem Anfänger zu verlangen, welcher meiſt auch gar kein Intereſſe mitbringt, iſt rein unmöglich, ſelbſt beim beſten Vortrage. Die Studenten fühlen dies auch, denn warum werden die Bänke leerer während der Behandlung des römiſchen Prozeſſes und füllen ſich erſt wieder, wenn wieder im materiellen Rechte fortgefahren wird, — eine Erſcheinung, welcher jeder Lehrer der Inſtitutionen regelmäßig begegnet. Wir

befürworten nun nicht, die Vorlesung über römischen Civilprozeß wegfallen zu lassen, da dieselbe für das Verständniß der Entwickelung des römischen Privatrechts gerade in ihrer glänzendsten Periode unumgänglich nothwendig ist, aber wir vertreten die Ansicht, daß der römische Civilprozeß am Geeignetsten dann gehört wird, wenn die Vorlesung über die allgemeinen Civilprozeß-Lehren vorausgegangen ist. Doch bedarf auch diese Vorlesung dringend der Reform. Der Verfasser obiger Aufsätze fragt mit Recht, wo denn der „gemeine deutsche Civilprozeß" eigentlich zu Hause ist? Jawohl ist er glücklicherweise von der fortschreitenden Zeit fast überall beseitigt, dennoch aber wird er in unseren Hörsälen noch mit aller Breite und Behaglichkeit vorgetragen, so als ob sich auf diesem Felde seit hundert Jahren nicht das Mindeste geändert hätte. Es ist wahrlich stark, wenn da alljährlich den Rechtscandidaten vordocirt wird, wie zu den „Grundsätzen" des Civilprozesses die „Schriftlichkeit"*), die „Heimlichkeit", die „drei Instanzen" gehören, wie da mit aller Salbung, als könnte es gar nicht anders sein, die allen gesunden Menschenverstand beleidigende formelle Beweistheorie mit ihren „ganzen," „halben," „weniger als halben" Beweisen entwickelt wird, — eine Theorie, welche den Richter zur Rechenmaschine herabwürdigt, und welcher nichts unzulässiger erscheint, als das freie menschliche Urtheilen des Richters. Für gewisse Prozeßlehrer scheinen freilich Meisterwerke, wie das von Zink, die Ermittelung des Sachverhalts ꝛc. (München 1860) nicht geschrieben zu sein. Wohl mag man die Vorlesung über „gemeinen deutschen Civilprozeß" beibehalten, in dem betreffenden Vortrage die allgemeinen Prozeßlehren behandeln, sonst aber ebenso der Kritik wie der Vergleichung mit anderen Prozeßordnungen, deutschen und außerdeutschen, allen Raum geben. —

Zu den seitherigen Ausstellungen gegen unseren Rechtsunterricht müssen wir noch die fügen: er ist zu ausschließlich theoretisch und zu wenig praktisch. Freilich ist von vornherein die Lage eines juristischen Professors viel ungünstiger wie die eines medicinischen. Der letztere genießt den ungeheuren Vortheil, die von ihm zu vertretende Theorie sofort auch der schwächsten Fassungskraft greifbar demonstriren zu können, Muskeln, Bänder, Nerven ꝛc. liegen auf das Schönste präparirt vor dem Katheder; der juristische Professor dagegen sieht sich darauf beschränkt, seinen Zuhörern nichts als Regeln, Begriffe, und Consequenzen aus diesen vorzutragen; was aber mit dem Allem im einzelnen Falle anzufangen, wie da das Verschiedenste, im „System" Auseinanderliegende zu combiniren ist, dies lernt der Studiosus aus dem fortlaufenden,

*) Für Sachsen ist das leider durchaus nicht „stark", da sich das engere Vaterland der Grenzboten bekanntlich noch der Erläuterten Proceßordnung von 1724 und anderer mittelalterlicher Proceßgesetze erfreut. D. Red.

ſtets neue Maſſen Materials aufführenden Vortrage nicht, im Gegentheil vermehrt ſich ſeine Unbehülflichkeit, je mehr Stoff andringt. Dieſer Uebelſtand liegt nun allerdings in der Eigenthümlichkeit des Gegenſtandes der juriſtiſchen Vorleſungen, allein er kann ausgeglichen werden durch ſogenannte praktiſche Vorleſungen, aller Erfahrung nach die erſprießlichſten, wenn auch für den Lehrer mühſamſten Collegien, welchen aber auf unſeren Univerſitäten noch viel zu wenig Würdigung widerfährt. Wahrlich kann man, und zwar gerade von den fleißigſten unſerer die Univerſität verlaſſenden Rechtscandidaten daſſelbe ſagen, was einſt Lichtenberg von einem ſehr gelehrten „Profeſſor" geſagt hat, nämlich: „Der Mann hatte ſoviel gelernt, daß er zu gar nichts mehr zu brauchen war!" Hiergegen findet ſich nun die alleinige, aber auch ausreichende Abhülfe durch ein tüchtig gehandhabtes collegium practicum; hier müſſen zuerſt leichtere Rechtsfälle vorgelegt und dem Candidaten gezeigt werden, wie man denn überhaupt einen praktiſchen Fall angreift; iſt dies in freier Rede und Gegenrede geſchehen, ſo iſt zu ſchwereren Fällen zu ſchreiten, welche ſchriftlich zu bearbeiten ſind, natürlich möglichſt erſchöpfend, vielſeitig und gründlich. Wer jemals Praktica in dieſem Sinne geleitet hat, wird dem Schreiber dieſes beiſtimmen, wenn er behauptet, daß viele Rechtsſtudenten erſt durch die Fertigkeit in ſolcher Anwendung der juriſtiſchen Regeln Liebe zur Jurisprudenz bekommen. Unſchätzbar iſt hierbei der nebenher laufende Vortheil des Einfluſſes der Perſönlichkeit des Lehrers, um ſo unſchätzbarer je bedeutender dieſelbe iſt.

Es gibt aber vornehmlich ein Stiefkind unter den juriſtiſchen Disciplinen der deutſchen Univerſitäten; das heißt: Die Staatswiſſenſchaften. Wenn wir, im Hinblick auf dieſelben, zunächſt die praktiſche Frage ſtellen: was hat denn ein die Univerſität verlaſſender und in die Praxis übertretender Rechtscandidat in der Regel gelernt? — ſo wird das Ergebniß einer Prüfung ſeines Wiſſens durchſchnittlich dahin ausfallen: ernſtlich hat er nur das römiſche Recht ſtudirt, kennt auch den „gemeinen deutſchen Civilproceß", jenes, nach obigem Herrn Verfaſſer (mit Recht) ganz unfindbare Weſen, und endlich hat er ſich, aber erſt ſeit neueſter Zeit, auch mit Handels- und Wechſelrecht beſchäftigt; von Staats- und Völkerrecht aber, von Nationalökonomie und Finanzwiſſenſchaft findet ſich nur ſpärliches Wiſſen vor.

Die Urſachen dieſer Erſcheinung liegen nicht auf der Oberfläche; ſie liegen in der ganzen Geſchichte der Univerſitäten, den politiſchen Verhältniſſen Deutſchlands bis vor noch wenigen Jahren, und endlich in dem Umſtande, daß die Staatswiſſenſchaften verhältnißmäßig noch junge Disciplinen ſind, deren Aufſchwung und Bedeutung für Deutſchland ſich eigentlich erſt ſeit gegenwärtigem Jahrhundert datirt.

Es wird nämlich zunächſt nicht geleugnet werden können, daß unſere

Universitäten im Großen und Ganzen vielfach den Charakter der Zeit ihrer Gründung beibehalten haben, wo (seit Mitte des 15. Jahrhunderts) auf den deutschen Universitäten unter kaiserlichen Privilegien Lehrer der kaiserlichen Rechte, d. h. vorzüglich des römischen Rechtes, angestellt wurden, und das Institut der Doctoren beider Rechte, des kanonischen und des kaiserlichen, entstand. Die juristische Unproductivität des germanischen Geistes, sowie die eminenten Vorzüge des römischen Rechtes, dessen Studium sich gerade die besten Köpfe zuwendeten, mußten natürlich dem letzteren einen Alles überwiegenden Einfluß erringen. Hierzu kam dann der Mangel eines einheitlichen politischen Gesammtlebens Deutschlands und ein bis in Napoleon I. Zeit herein immer schwächer werdendes Nationalgefühl, welche Umstände die Kraft, sich über das fremde Recht zu erheben, gar nicht aufkommen ließen. Als dann der deutsche Bund entstanden war, wurde von der „Präsidialmacht" schon dafür gesorgt, besonders in Ausführung der Carlsbader Beschlüsse (1819), daß die Studenten nicht zu viel Allotria trieben, besonders Staatsrecht, und bezüglich der Anstellung von Staatsrechtslehrern eine scharfe Ueberwachung ausgeübt. Es ist bezeichnend für diesen von Wien her kommenden lahmlegenden Einfluß, daß noch heute das Staatsrecht an den östreichischen Universitäten nicht unter die „obligaten" Collegien aufgenommen ist, und aus bester Quelle ist dem Schreiber dieses bekannt, daß, als Anfang der 60er Jahre eine östreichische Juristenfacultät bei dem „liberalen" Ministerium Schmerling um Creirung eines Lehrstuhles für „Staatsrecht" bat, die Erwiderung kam, es wäre alles recht schön, aber hierzu sei kein Geld da! Statt dessen sind die östreichischen Studenten verpflichtet, zwei Semester hindurch zu je 4—5 Stunden (meistens 5) das „obligate" kanonische Recht zu hören!!

Wir denken, daß man heute bei dem Hinblicke auf die Jahre 1866 und 1870 zur Ueberzeugung gelangt sein könnte, daß die höchste Gefahr für einen Staat nicht in der Unterrichtetheit seiner Angehörigen besteht, sondern in der Unwissenheit. Andererseits aber dürfen wir der begründeten Erwartung leben, daß derjenige Staat, welcher zu Folge vieljährigen ernsten Studiums und harter Gedankenarbeit an die Spitze Deutschlands gehoben worden, es durchführen wird, die deutschen Universitäten in derjenigen Weise zu reorganisiren, welche der ganz neuen Zeit, welche angebrochen ist, sowie den erhöhten und vielseitigen Anforderungen an den Juristenstand entsprechend ist.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 17. December 1871.

Mit dieser Woche haben die Sitzungen des Landtages, zunächst diejenigen des Abgeordnetenhauses, das Interesse gewonnen, welches ihnen die Wichtigkeit der Berathungsgegenstände dieser Session zuführen muß. Von den bedeutsameren Vorlagen, welche die Thronrede in Aussicht gestellt hatte, ist zuerst der Gesetzentwurf über die Aufhebung des Staatsschatzes, dann der über die Einrichtung und Befugnisse der Oberrechnungskammer eingebracht worden, abgesehen von dem Staatshaushaltgesetz für das Jahr 1872. Den Stoff, welchen der Gesetzentwurf über die Oberrechnungskammer der Betrachtung gewährt, sparen wir auf bis dahin, wo wir über die bezüglichen Berathungen des Landtages zu berichten haben werden.

Am 9. December brachte der Finanzminister neben einigen minder wichtigen Vorlagen einen Gesetzentwurf ein, welcher eigentlich zwei verschiedene Maßregeln vereinigt. Die eine bezweckt die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer als Staatseinnahme für den ganzen Umfang der Monarchie. Die zweite Maßregel bezweckt die Ausdehnung der Classensteuer als Staatssteuer auf die ganze Monarchie, jedoch mit der Maßregel, daß gleichzeitig die bisherige unterste Stufe der classensteuerpflichtigen Bevölkerung von jeder directen Staatssteuer befreit werden soll.

Um denjenigen Lesern, welchen die preußische Steuerverfassung nicht geläufig sein sollte, den Sinn dieser Maßregeln deutlich zu machen, mögen folgende Bemerkungen dienen.

Die preußische Classensteuer wurde zuerst durch das allgemeine Gesetz über die Einrichtung des Abgabenwesens vom 30. Mai 1820 aufgelegt, jedoch so, daß in einer Anzahl Städte, welche das Gesetz verzeichnete, an Stelle der Classensteuer die Mahl- und Schlachtsteuer bestehen blieb, bezüglich neu eingeführt wurde. Dabei sollte denjenigen der verzeichneten Städte, welche die Classensteuer vorziehen würden, die Wahl dieser letzteren gestattet sein: eine Befugniß, von der in sehr wenig Fällen Gebrauch gemacht worden ist. Außerdem wurde den Gemeinden ein Dritttheil des Rohertrages der Mahlsteuer für communale Zwecke überwiesen und ihnen überdies gestattet, zur weiteren Aufbringung ihrer Bedürfnisse Zuschläge zu der in der Gemeinde bestehenden Staatssteuer, sei es die Classensteuer, oder die Mahl- und Schlachtsteuer, zu erheben. Dabei gestaltete sich die Ausführung der Erhebung jedoch bei den beiden alternirenden Steuern in entgegengesetzter Weise. Wo die Mahl- und Schlachtsteuer eingeführt, war und blieb der Staat alleiniger Steuererheber. Den Zuschlag, welchen die Gemeinde auf die Steuer legte,

erhob der Staat für die Gemeinde, indem er ihr einen Theil der Erhebungskosten in Abzug brachte. Dagegen war Sache der Gemeinden, die Einschätzung zur Classensteuer auszuführen, gleichviel ob die Steuer blos für den Staat oder gleichzeitig für die Gemeinde erhoben wurde. Ebenso war die Aufstellung der Jahresrollen, die Führung der Ab- und Zugangslisten Gemeindesache, während die Bezirksregierung die Steuerbeträge feststellte, und der Landrath das Geschäft der Gemeinde beaufsichtigte, sowohl in Bezug auf die Einschätzung als auf die Erhebung. Dieses Geschäft ist nach seinen beiden Theilen von den Gemeinden immer für eine große Last angesehen worden, und so erklärt sich das zähe Festhalten vieler Städte an der Mahl- und Schlachtsteuer, trotz der großen Schädlichkeit dieser Steuer in wirthschaftlicher und moralischer Beziehung, und trotz der unverhältnißmäßigen Abzüge, welchen das Erträgniß durch die hohen Erhebungskosten unterliegt.

Durch das Gesetz vom 1. Mai 1851 wurde das frühere Classensteuergesetz aufgehoben und durch ein neues ersetzt, das nach oben nur das jährliche Einkommen bis zu 1000 Thlr. umfaßte. Das jährliche Einkommen von über 1000 Thlr. wurde einer neuen Steuer, welche den Namen classificirte Einkommensteuer erhielt, unterworfen. Diese beiden Steuern sind nicht etwa blos zwei Namen für einen gleichartigen Steuermodus, wobei die Höhe des besteuerten Einkommens, ob unter oder über 1000 Thlr., den einzigen Unterschied ausmacht. Es handelt sich vielmehr um zwei ganz verschiedene Arten der Steuerauflegung. Bei der Classensteuer wird die gesammte steuerpflichtige Bevölkerung in drei Classen eingetheilt, von denen jede Classe wiederum in verschiedene Stufen zerfällt. Jeder Stufe entspricht ein bestimmter Steuersatz. Der Einreihung in die verschiedenen Classen und Stufen wird nicht die Ermittelung des individuellen Einkommens zu Grunde gelegt, sondern dieselbe erfolgt nach gewissen Merkmalen der socialen Stellung: ob der Steuerpflichtige im Wesentlichen durch Lohnarbeit besteht, ob die Lohnarbeit Tagelohn und Gesindelohn, oder durch Leistungen höherstehender Art eine andere Vergütung bedingt; am unsichersten ist das Merkmal der dritten Classe, welche die Einkommenclasse zunächst dem Einkommen über 1000 Thlr. enthält. Bei der classificirten Einkommensteuer dagegen erfolgt eine Einschätzung des individuellen Einkommens, welches mit drei Procent zu versteuern ist, jedoch so daß in 30 Steuerstufen die Steuerbeträge nur in runden Summen zu entrichten sind. Die Bruchtheile zwischen den Steuerstufen bleiben daher den Steuerpflichtigen erlassen, sodaß der entrichtete Betrag in der Regel nicht volle drei Procent des eingeschätzten Einkommens ausmacht. Die classificirte Einkommensteuer wurde auch in denjenigen Städten erhoben, welche die Classensteuer noch nicht eingeführt hatten, jedoch so, daß den zur Einkommensteuer eingeschätzten Steuerpflichtigen ein zu 20 Thlr. bemessener Antheil an der

Mahl- und Schlachtsteuer bei Entrichtung ihrer Einkommensteuer zu Gute gerechnet wurde.

Die jetzt in Vorschlag gebrachte Reform bezweckt nun die völlige Beseitigung der Mahl- und Schlachtsteuer als Staatseinnahme und die Nöthigung der Gemeinden, sich endlich überall zur Erhebung der Classensteuer zu bequemen. Erleichtert werden soll ihnen diese so lange zurückgewiesene Aufgabe durch die gänzliche Steuerbefreiung der untersten Stufe der Classensteuerpflichtigen, des bei Weitem zahlreichsten Theiles der gesammten classensteuerpflichtigen Bevölkerung. Für Communalzwecke dagegen soll den Städten, welche bisher die Schlacht- und Mahlsteuer hatten, gestattet werden, eine Schlachtsteuer zu erheben. Die Städte von über 100,000 Einwohnern dürfen die Communalschlachtsteuer jedoch nur einführen, sofern sie sich dazu verstehen, diese Steuer so einzurichten, daß sämmtliche Stufen der ersten Classe der Classensteuerpflichtigen, für welche dem Staat ein Aversum zu zahlen sein würde, von der directen Staatssteuer frei werden.

Der Wegfall der untersten Classensteuerstufe soll mit den 1. Juli 1872 beginnen, der Wegfall der Mahl- und Schlachtsteuer dagegen mit dem 1. Januar 1873. Es hat dies den Zweck, denjenigen Städten, welche bisher die Mahl- und Schlachtsteuer zahlten, eine ausreichende Vorbereitungsfrist zu gewähren, theils für die ihnen obliegende Erhebung der Classensteuer, namentlich aber auch für den Ersatz der Einnahme, welche ihnen das vom Staat überlassene Drittheil des Rohertrages der Mahlsteuer allenthalben gewährte. Außerdem ist noch die Bestimmung des Gesetzentwurfes bemerkenswerth, durch welche der Staat sich verpflichtet, für diejenigen Communen, welche vom Jahre 1873 ab eine Schlachtsteuer zur Aufbringung von Communalbedürfnissen einzuführen beabsichtigen, die Erhebung dieser Steuer durch seine Verwaltung der indirecten Steuern für Rechnung der Stadt bewirken zu lassen. In der Uebernahme dieser Verpflichtung wird für manche Stadtverwaltung ein Anreiz mehr liegen, zur Schlachtsteuer zu greifen.

Dies sind die wesentlichen Bestimmungen des Gesetzentwurfes, die wir jetzt schon erläutert haben, obwohl der Entwurf einer Commission zur Berichterstattung überwiesen ist, weil bei der allgemeinen Budgetdebatte, welche in dieser Woche stattgefunden hat, jener Anfang einer Steuerreform allseitig in Betracht gezogen wurde. Der erste Redner dieser Verhandlung war der Abg. Lasker. Er erklärte sich mit der vorgeschlagenen Steuerreform einverstanden, unbeschadet zahlreicher Wünsche, die er außerdem auf dem Herzen hatte. Schon Lasker machte die Bemerkung, die nach ihm von manchem anderen Redner wiederholt wurde, daß mit der Abschaffung der untersten Classensteuerstufe dieser ganzen Steuer der Boden entzogen sei. Wenn man bedenkt, daß für das Jahr 1870 die Classensteuer mit etwas über 13 Millionen

Thalern veranſchlagt war und daß nach dem Vortrag des Finanzminiſters bei der Einbringung des Budgets der ſchwere Krieg dieſes Jahres nur einen Ausfall herbeigeführt hat, der noch nicht einmal 200.000 Thlr. beträgt, ſo ſollte man billig erwarten, daß eine ſo weſentliche Steuerquelle nicht leicht in Frage geſtellt würde. Die Claſſenſteuer iſt mit der Grundſteuer, von deren Ertrag ſie in dem erwähnten Jahre nur um einige 20,000 Thlr. übertroffen wurde die ergiebigſte aller preußiſchen Steuern, der directen wie der indirecten, eine Steuer, welche ungefähr 8% der geſammten Staatseinnahme einbrachte. Die Claſſenſteuer hat außerdem den Vorzug, daß ſie die geſammte nicht zur Einkommenſteuer eingeſchätzte Bevölkerung durch eine directe Geldleiſtung an den Staat bindet. Eine oberflächliche Betrachtung mag darüber ſpotten — die directe Beſteuerung, wenn ſie zweckmäßig eingerichtet iſt, wird zu einem politiſchen Erziehungsmittel erſten Ranges. Daß nun dennoch jetzt von den 4 Stufen der erſten (unterſten) Hauptclaſſe der claſſenſteuerpflichtigen Bevölkerung die unterſte Stufe in Wegfall kommt, kann nur als eine wohlthätige Maßregel begrüßt werden. Der Satz dieſer Stufe beträgt jährlich 15 Sgr., die in monatlichen Raten von 15 Pfennigen zu entrichten ſind. Von der Geſammtzahl der claſſenſteuerpflichtigen Bevölkerung, die über 7½ Millionen Köpfe zählt, betragen die Steuerzahler dieſer unterſten Stufe über 5 Millionen. Es iſt derjenige Theil der Bevölkerung, welcher, überwiegend in Privatdienſtverhältniſſen beſchäftigt, die Eigenſchaft der Selbſtändigkeit im politiſchen Sinne nicht beanſprucht. Der Einnahmeausfall, welchen der Wegfall dieſer unterſten Stufe herbeiführt, ward vom Finanzminiſter auf 2½ Millionen Thaler geſchätzt. Schätzen wir ihn ſogar auf 3 Millionen rund, ſo bringt die Claſſenſteuer dem Staat immer noch 10 Millionen Thaler von dem ſelbſtſtändigen Theil der Bevölkerung, deſſen Einkommen weniger als 1000 Thlr. beträgt. Alles verheißt außerdem der Claſſenſteuer in den beibehaltenen Stufen einen ſteigenden Ertrag. Wir können alſo durchaus nicht dem Abg. Lasker beiſtimmen, wenn er die Claſſenſteuer mit der claſſificirten Einkommenſteuer verſchmelzen will. Die Einkommenſteuer bringt vorläufig nur etwa über 5 Millionen Thaler, die Hälfte der um die unterſte Stufe verminderten Claſſenſteuer. Bei dem Wegfall dieſer Stufe betragen die Claſſenſteuerpflichtigen immer noch über 2 Millionen Köpfe, während die Geſammtzahl der zur Einkommenſteuer eingeſchätzten Perſonen für das Jahr 1870 noch nicht 400.000 betrug. Wir vermögen in der Verſchmelzung dieſer verſchiedenen Elemente der ſteuerpflichtigen Bevölkerung in keiner Weiſe ein Heil zu erblicken. Wollte man aber dieſe Verſchmelzung um jeden Preis haben, ſo wäre als einheitlicher Steuermodus derjenige der Claſſenſteuer vorzuziehen. Denn die Einſchätzung des individuellen Einkommens hat bei den geringeren und zahlreichſten Claſſen des Einkommens die allergrößten Mißſtände. Lasker

wollte freilich den Ertrag der jetzigen Einkommensteuer durch ein schärferes Einschätzungsverfahren erhöht haben. Ein Weg, dessen Beschreitung doch 20mal überlegt sein will, der mit den größten wirthschaftlichen und moralischen Gefahren verbunden ist, zumal, wenn man nach der Selbstangabe des Einkommens greift, diesem Fallstrick, in welchem sich alle Dilettanten der Finanzkunst fangen. Wir wünschen die Beibehaltung der Classensteuer unter Wegfall der untersten Stufe. Was aber die Einkommensteuer betrifft, so dürfte sich als die beste Reform ihre Verschmelzung mit der Gewerbesteuer empfehlen, mit dem Modus einer periodischen Festsetzung des Gesammtertrages, für welchen ein zweckmäßiges Repartitionsverfahren — ohne inquisitorische Ermittelung des individuellen Einkommens mittelst der absolut verwerflichen Selbstangabe — wohl zu finden ist.

Der Abg. Richter als Redner der Fortschrittspartei schien nur den Satz bewähren zu wollen, daß eine Opposition um jeden Preis nicht nur die besten und richtigsten Regierungsmaßregeln, sondern auch die bis dahin allseitig erheischten anzugreifen die Stirn hat, sobald solche Maßregeln zur That geworden. Nachdem die Schlacht- und Mahlsteuer seit einem halben Jahrhundert die heftigsten Klagen hervorgerufen, soll sie auf einmal durchaus nicht übler sein, als viele andere Steuern. Ihr Wegfall soll die Lebensmittel nicht billiger machen, in diesen trivialen Vorwurf stimmte auch Herr Virchow ein. Darauf ist ganz einfach zu sagen, daß, wenn auch die Lebensmittelpreise durch den Wegfall der Mahl- und Schlachtsteuer vielleicht nicht in sichtbarer Weise abnehmen, doch unter allen Umständen die fernere ungesunde Entwickelung dieser Preise nicht mehr befördert wird. Dieser unfehlbare Erfolg reicht hin, die Maßregel im vollsten Maße zu rechtfertigen.

Was den Werth der theilweisen Classensteuerbefreiung betrifft, so wäre derselbe schon festgestellt, wenn damit auch weiter nichts erreicht würde, als die Möglichkeit, durch die nunmehrige Classensteuer die Mahl- und Schlachtsteuer überall zu ersetzen. Mit Inbegriff der bisherigen untersten Stufe war dies in den großen Städten jetzt unmöglich wegen der fluctuirenden Lebensweise der betreffenden Bevölkerungselemente. Aber auch unmittelbar für diese Elemente fällt die Erleichterung ins Gewicht; mehr noch, als durch den erlassenen Geldbetrag, durch den Wegfall des beständigen Verkehrs mit den Steuerbehörden. Wenn man nun sagt, die Steuer der untersten Stufe sei meistens von den Lohngebern für ihre Lohnempfänger entrichtet worden, so mag dies in gewissem Maße wahr sein. Es ist aber lächerlich, den Werth der Erleichterung damit in Abrede stellen zu wollen. In den meisten Fällen werden die Lohnempfänger ihren Classensteuerbetrag als Lohnzulage empfangen, weil er bisher fast überall ein Lohnabzug war. Es giebt gewiß noch manche Steuer, deren baldiger Wegfall wünschenswerth ist, aber keine redlich einsich-

tige Prüfung wird dem Finanzminister das Zeugniß verweigern, daß er diesmal das Nöthigste zuerst gethan hat.

Die bedenklichste Bestimmung des Gesetzentwurfes ist diejenige, welche den Städten, in denen bisher die Mahl- und Schlachtsteuer eingeführt war, die Einführung einer Schlachtsteuer zu Communalzwecken gestatten will. Alle Redner, welche den Gesetzentwurf vorläufig in Betracht zogen, haben diese Bestimmung getadelt. Auch wir schließen uns der Verwerfung derselben an, und hoffen, daß das Abgeordnetenhaus die Bestimmung aus dem Gesetz bringen wird. Dann entsteht aber die Frage, wie die Gemeinden das für ihre Bedürfnisse entgehende Drittheil des Rohertrages der Mahlsteuer ersetzen sollen.

Wir glauben, daß die Frage der Communalbesteuerung nur principiell und im großen Styl zu lösen ist. Der Staat muß sich entschließen, die Grund- und Gebäudesteuer den Gemeinden in ihrer dreifachen Abstufung, nämlich den Orts-, Kreis- und Provinzialgemeinden, gänzlich zu überlassen, gleichzeitig aber den Gemeinden jede andere Art der Besteuerung zu untersagen. Wir müssen dahin kommen, daß die drei großen Kreise unseres politischen Gesammtorganismus jeder sein eigenes Steuergebiet erlangen. Die rechte Steuer für die Gemeinde, mit anderen Worten, die rechte Localsteuer ist die Grundsteuer; die rechte Steuer für den Einzelstaat und für seine noch inneren Bedürfnisse ist die rationell eingerichtete Einkommensteuer; die rechte Steuer für das Reich sind die indirecten Steuern. Auf die Begründung dieser Theilung, die jetzt zu geben kein Anlaß vorliegt, werden wir einzugehen noch manche Gelegenheit finden. Was die Eroberung der Grundsteuer für die Gemeinden anlangt, so rechnen wir auf die freiconservative und nationalliberale Partei des preußischen Abgeordnetenhauses, daß sie diesen wahrhaft staatserhaltenden und politisch fruchtbaren Gedanken sich zu eigen machen und für ihn mit Erfolg eintreten wird.

In der Sitzung vom 13. December regte bei dem Capitel des Staatshaushaltes von der unverzinslichen Schuld der Abgeordnete Richter die Einziehung des Papiergeldes an. Zu nicht geringer Ueberraschung erklärte der Finanzminister, daß diese Frage nur für das ganze Reich gelöst werden könne. Wie viel diese Ansicht für sich haben mag, so hatte doch der Finanzminister im Reichstag erklärt, die Schwierigkeiten der Einziehung des Papiergeldes von Reichs wegen seien nahezu unüberwindlich. Man mußte deshalb auf die Vermuthung kommen, der ich auch in den Reichstagsbriefen Ausdruck gegeben, Preußen werde mit der Einziehung seines Papiergeldes allein vorgehen, und dadurch der Circulation von Staatspapiergeld in Deutschland den Boden entziehen. Nach der diesmaligen Aeußerung des Finanzministers scheint man in den maßgebenden Regionen über den besten Weg noch zu schwanken. Hoffen

wir, daß der Reichstag bei seinem Wiederzusammentritt die Papiergeldfrage sofort wieder aufnimmt. Ihre Vernachlässigung würde den Erfolg unserer ganzen Münzreform auf das Ernstlichste gefährden.

Fast unverständlich war die Aeußerung des Finanzministers, Preußen befinde sich seinen Mitverbündeten gegenüber in einer ungünstigeren Lage, weil sein Papiergeldumlauf verhältnißmäßig geringer sei. Herr Camphausen schien damit andeuten zu wollen, daß Preußen umsoweniger veranlaßt sei, mit der Einschränkung seines Papiergeldumlaufes zu beginnen.

Die Ausgabe von Papiergeld kann als die Ausbeutung des Marktes durch einen mächtigen Gläubiger betrachtet werden, der mit fingirten Werthen zahlt, der sich also seines Antheils an der Aufgabe des Marktes entschlägt, für das gehörige Maß der reellen Umlaufswerthe zu sorgen, der sogar beiträgt, diese Werthe zu verdrängen. Insofern dies für den betreffenden Gläubiger ein Nutzen ist, kann man nun freilich sagen: es sei ein Nachtheil, wenig Papiergeld ausgegeben zu haben. Wenn es sich aber darum handelt, das Papiergeld überhaupt wesentlich zu beschränken, so ist doch offenbar ein Vortheil, wenn man die schwierige Aufgabe, reelle Umlaufsmittel nachträglich zu beschaffen, sich durch mäßigen Gebrauch der Schaffung fictiver Werthe erleichtert hat. Wir müssen abwarten, ob der Finanzminister ein andermal Gelegenheit nimmt, seine befremdliche Aeußerung über diesen Punkt zu erläutern.

Aus der Sitzung vom 14. December ist zu erwähnen, daß der Cultusminister das ebenso wichtige als summarische Gesetz einbrachte, dessen zwei einzige Paragraphen die Aufsicht über alle öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten dem Staate zuweisen und demgemäß die kirchliche Aufsicht über solche Anstalten der Staatsdisciplin, der Staatsauswahl der Personen und der Widerruflichkeit des ertheilten Auftrages durch den Staat unterwirft. Die Thronrede hatte diesen Gesetzentwurf schon angekündigt, dessen Inhalt als selbständiges Gesetz außerhalb des Unterrichtsgesetzes eingebracht worden, um die große principielle Frage, daß die Schule ausschließlich und unmittelbar Staatsangelegenheit ist, abgesehen von dem zweifelhaften Schicksal des Unterrichtsgesetzes, sofort und jedenfalls zu erledigen.

C—r.

Zum letzten Mal Herr Wilhelm Rüstow.

Die neuesten Nachrichten melden, daß Herr Wilhelm Rüstow in Versailles von Herrn Thiers sehr freundlich aufgenommen worden sei, und seine militärische Weisheit nun über der Reorganisation des französischen Kriegs-

und Herwesens leuchten lasse. Viele deutsche Blätter zeigen sich verwundert und indignirt darüber, daß ein geborener Deutscher und ehemaliger preuß. Officier auf diese Weise nach seinen schwachen Kräften dazu beiträgt, gegen seine eigene Heimath den Tag der Rache, den man jenseit der Vogesen so leidenschaftlich herbeisehnt, in den bekannten fünf oder zehn Jahren möglich zu machen. Wir theilen diese Verwunderung keineswegs. Auch über Rüstow's „Krieg um die Rheingrenze" sind wir niemals verwundert gewesen — wir haben weit mehr Erstaunen darüber empfunden, daß es Deutsche gab, die dieses seit langer Zeit schimpflichste literarische Erzeugniß sich anschafften, welches die deutsche Muttersprache mißbraucht, um Deutschland zu beflegeln. Wir unsererseits konnten durch keine Leistung des Herrn Rüstow mehr überrascht werden, seitdem wir uns im Besitze des Pariser Journals „L'histoire" vom 22. August 1870 befanden, in welchem die dritte der officiellen Nachrichten also lautet:

„Le colonel Rustow, Prussien d'origine, mais naturalisé Suisse, et qui avait été fort utile au maréchal Niel pour son travail de transformation de l'armée française, est de retour à Paris."

Wir finden in dieser Stelle am bezeichnendsten die Worte: „est de retour à Paris," da durch dieselben die längstgeahnte Thatsache, daß Herr Rüstow der ihm zur Gewohnheit gewordenen Vaterlandslosigkeit durch Verlegung seines Schwerpunktes nach Paris ein Ziel setzen werde, schon am 22. August 1870 officielle Bestätigung findet.

Die Vermuthung, daß Herr Rüstow von Herrn Thiers vielleicht in den Gerichtshof über die ehrenwortbrüchigen französischen Officiere als Sachverständiger werde berufen werden, vermögen wir nicht zu bestätigen. Dagegen ist sicher, daß sein Buch „der Krieg um die Rheingrenze" in's Französische, Holländische, Englische, Italienische übersetzt ist; nur — in's Deutsche ist es unübersetzbar. †.

Berliner Briefe.

Berlin, den 16. December 1871.

Es ist wieder still geworden, fast so still als im hohen Sommer, wo die Politik die preußische Hauptstadt ganz verlassen zu haben schien. Der Reichskanzler hütet das Haus und der preußische Landtag hütet sich vor Ueberstürzungen,

indem er sich vor zu häufigen Sitzungen hütet. Wie sich doch die Ansichten ändern! Vor drei Wochen, bei der Eröffnung des Landtages, hätte Jeder für einen Ketzer gegolten, welcher daran gezweifelt hätte, daß der Haushaltsetat bis zum Schlusse des Jahres festgestellt sein würde. Dann, als es mit den Plenarsitzungen stockte, hieß es, Alles solle nachgeholt werden, früh und Abends sollten bis zu den Weihnachtstagen Sitzungen sein, aber es kam nicht einmal zu einem Entwurf, sondern man resignirte sich mit dem süßen Bewußtsein, nicht in den Fehler des Reichstages zu fallen und zu schnell zu arbeiten. Wer etwas nicht thun will, dem fehlt es nie an Gründen. Das Non possumus wird mit Unrecht dem römischen Stuhl allein vindicirt, während es in jeder Lage des Lebens unzähligemal vorkommt. Die Berathung des Etats würde ungründlich sein, wenn sie vor Weihnachten zu Ende gebracht werden sollte und so wird man ein Nothgesetz machen und bis in's neue Jahr warten. Was dann aus den übrigen Gesetzen werden soll, mag der Himmel wissen. Herr v. Forkenbeck hielt ein Jahr für nöthig, um alle Vorlagen zu berathen, aber nach dem bisherigen Tempo dürfte dazu etwa die Zeit des trojanischen Krieges gehören.

Wird nicht schließlich doch ein unparlamentarischer Kritiker meinen, daß die Zahlung von Diäten doch wohl nicht ganz ohne Einfluß auf die Methode der Arbeit sei? In so fern sicher mit Unrecht, als sich dessen Niemand bewußt ist und auch positiv mit Unrecht, weil noch allerlei tiefere Ursachen vorhanden sind, um die Unthätigkeit zu erklären. Die Thronrede vom 26. November mit ihrer Abundanz von Vorlagen konnte einen Augenblick darüber täuschen, daß der preußische Landtag nur noch eine untergeordnete Rolle spielt; daß es so ist und daß er sich in derselben unbehaglich fühlt, das kann man an beiden Enden der Leipziger Straße zur Genüge beobachten. Die Herren tragen im Grunde genommen ihr Geschick noch mit mehr Verständniß und Grazie. Sie haben schon seit dem Einbruch der neuen Zeit einen gewissen melancholischen Zug und ganz leise tönt es wie die Klagelieder super flumina Babylonis. Es muß irgend etwas geschehen, etwas Großes, Undenkbares, Unsagbares, wenn das Herrenhaus wieder einmal eine Rolle spielen soll und deshalb wird es sich vorläufig darauf beschränken, den Fortschrittsdrang der Regierung und des Abgeordnetenhauses zu mäßigen. So viel ist sicher, daß die neueren Minister, wie Leonhardt und Camphausen, die Lieblinge des Herrenhauses nicht sind und daß Alles, was aus ihrer Hand kommt, im Herrenhause eine schlimme Stunde haben wird. Es giebt dort Leute, welche schlankweg behaupten, daß Herr Leonhardt gar kein Jurist sei und für die Steuerreformen des Herrn Camphausen hat man dort erst vollends wenig Verständniß. Freilich stehen die Chancen derselben auch sonst ziemlich schlecht.

Im ersten Augenblick war alles geblendet, die Steuerbefreiung der Armen erschien als ein gewaltiger Fortschritt und die Aufhebung der Schlacht- und Mahlsteuer ist von den Liberalen mit einer nicht nachlassenden Zähigkeit stets gefordert worden. Jetzt erheben sich allerlei Bedenken, die Conservativen sehen den Mittelstand ruinirt, die Demokraten fürchten eine Verkürzung des Wahlrechts. Die Spenersche Zeitung und die Volkszeitung machen gleichzeitig Opposition. Das sagt Alles.

In der That ist zum Beispiel für Berlin, das doch sehr ins Gewicht fällt, die Finanzreform sehr bedenklich. Die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer und die Steuerbefreiung der ärmsten Klasse ist eine Prämie auf den Zuzug gerade der Armen, während noch ganz vor Kurzem die Behörden sich sehr mit Recht weigerten eine solche Prämie dadurch auszusetzen, daß sie selbst für Abhilfe der Wohnungsnoth sorgten.

Das Abgeordnetenhaus wird freilich nicht zurückweisen, dazu ist es zu sehr engagirt. Es wird sogar den großen Städten noch die ihnen durch das Gesetz erlassene Facultät auf Forterhebung der Schlachtsteuer streichen. Dann wird das Herrenhaus ein Einsehen haben und sich den stillen Dank so manches Mannes verdienen, der sonst zu seinen Gegnern gehört und der dann denken wird, wie es im Lustspiel heißt: Einmal hat er's doch gut gemacht.

o. W.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland.

Der Trinkspruch, welchen der Kaiser Alexander am 8. December zu St. Petersburg beim St. Georgsfest auf den Kaiser von Deutschland und auf die anderen Ritter des St. Georgsordens von der deutschen Armee ausgebracht, hat in ganz Europa die Ueberzeugung hervorgerufen, daß nur bei dem wirklichen Bestehen inniger Freundschaftsbande der Herrscher eines großen Staates so von einem anderen Herrscher und seiner Armee sprechen kann. Kein Zweifel hat sich in ganz Europa geregt, daß hier nicht Worte und Artigkeiten, sondern der volle Ernst einer wichtigen Thatsache vorliege. Hin und wieder hat einer der unermüdlichen Feinde Deutschlands auch bei dieser Gelegenheit die Annahme hervorgesucht, die russisch-deutsche Freundschaft beruhe nur auf der persönlichen Sympathie der beiden jetzigen Kaiser. Daran knüpft sich dann die bekannte Erzählung von dem Deutschenhaß des russischen Thronfolgers.

Wir sind in der Lage, nach zuverlässigster Mittheilung zu berichten, daß, als der Kaiser Alexander mit tief bewegter Stimme seinen Trinkspruch ausgebracht hatte, der Thronfolger zu seiner Umgebung in französischer Sprache die vernehmlichen Worte sagte: „Gebe Gott, daß sich dies erfülle."

Bei unbefangener Prüfung ist es leicht, sich zu überzeugen, daß auch die Worte des Thronfolgers mehr sind, als eine Wendung der Höflichkeit. Rußland hat von Deutschland nicht das Allermindeste zu befürchten, es wäre die allerungesundeste Politik, die darauf ausginge, uns gewaltsam mit Rußland zu überwerfen. Warum soll also Rußland bei Deutschlands Macht und Glück scheel sehen? Dagegen hat Rußland von Deutschlands Freundschaft stets viel gewonnen und hat beinah noch mehr zu gewinnen. Es ist von Werth, eine starke Vormauer zu haben, die einen Staat nicht verhindert, in die Geschicke des Welttheils einzugreifen, weil sie an wichtigen Stellen der directen Berührung freien Spielraum läßt, die aber den betreffenden Staat an seiner verwundbarsten Stelle unnahbar macht. Das ist ein Dienst, den Deutschland Rußland leistet. Es ist noch nicht Alles.

Rußland hat noch eine reiche, nach menschlichem Ermessen auch an Gegensätzen, Stürmen und Leidenschaften reiche sociale Entwickelung vor sich. Für ein solches Reich ist die wohlthätigste Nachbarschaft die eines sittlich wohlgeordneten Staates. Die schlechteste Nachbarschaft wäre ein convulsivisch zerrissenes, tief krankes und im Niedergang begriffenes Staatswesen, welches, seine aus Ueberlebtheit entspringenden Gährungsstoffe in den unreifen Gährungsproceß, den das russische Volk noch durchzumachen hat, hineinzuwerfen, die unmittelbare Berührungssphäre fände. Der Kaiser Alexander hat wohl gewußt, was er sagte, als er sprach: er sehe in der Waffenbrüderschaft der Armeen und in der Freundschaft der Herrscher Rußlands und Deutschlands die beste Bürgschaft für Aufrechthaltung des Friedens und der gesetzlichen Ordnung in Europa. Auch der Thronfolger wird gewußt haben, als er zu den väterlichen Worten sein Amen gab, was das Beispiel einer sittlich festen monarchischen Ordnung im Herzen Europas für Rußland bedeutet. Fantastisch und beinahe läppisch erscheinen gegen diese einfachen und doch unabweisbaren Erwägungen die Gesichte von einer russisch-französischen Verbrüderung. Was hätte Rußland von Frankreich zu gewinnen? Was wäre Rußland, wenn es das Unmögliche erreicht hätte, sich mit Frankreich, wie tolle französische Zukunftspolitiker auszumalen lieben, in Deutschland getheilt zu haben? Rußland wäre ein ebenso zerrütteter Staat, wie Frankreich, von dem Tage seines in gewissen Zukunftsträumen ihm beigelegten Sieges an geworden. In Wahrheit aber würde es sich tödtlich erschöpfen, ehe es diesen Sieg gewänne. Es würde den Welttheil auf unberechenbare Zeit durch Lösung aller natürlichen Bündnisse in Unruhe und Verwirrung stürzen. Es würde

seine großartigen Erfolge in Centralasien ungenutzt lassen und seine innere Entwickelung versäumen, die der Pflege so sehr bedarf.

Man darf mit Festigkeit die Ueberzeugung aussprechen, daß keine wirklich staatsmännische Persönlichkeit, keine Persönlichkeit, die auf die Politik von wahrhaftem Einfluß ist, in Rußland solche tolle Gedanken hegt. Es sind, wie überall, die Dilettanten der Politik, in deren Gehirn solche Blasen aufsteigen, namentlich diejenigen Dilettanten, welche sich von den Wellen des seit dem letzten polnischen Aufstand noch immer leidenschaftlich aufgeregten Nationalgefühls tragen lassen. Daß bei einem Volk, wie das russische, das Nationalgefühl leicht auf Irrwege geräth, darf nicht Wunder nehmen. Aber es ist eine beruhigende Thatsache, daß die leitenden Regionen Rußlands durch solche Phantome weder verführt noch fortgerissen werden.

Wir haben die Wichtigkeit der deutschen Freundschaft für Rußland angedeutet und dadurch die Ueberzeugung in uns befestigt, daß diese Freundschaft von den entscheidenden Kreisen Rußlands mit allem Ernst geschätzt und gepflegt wird. Die Wahrheit gebietet aber hinzuzufügen, daß nicht minder die Freundschaft Rußlands für Deutschland vom höchsten Werth ist.

Das ist lange Jahre bei uns verkannt worden, hauptsächlich in Folge der Stellung, welche der Kaiser Nikolaus zu dem westeuropäischen Liberalismus eingenommen hatte. Aber schließlich bleibt die handgreifliche Lehre der Geschichte, daß Napoleons I. fantastischer Ehrgeiz, der über ungeheure Machtmittel verfügte, sich nur an der russisch-preußischen Waffenbrüderschaft gebrochen hat. Und was Deutschland und mit ihm Europa in der letzten gewaltigen Kriegsperiode dem Kaiser Alexander II. zu danken hat, das bezeugte Kaiser Wilhelm mit dem Worte: „Eurer Majestät verdanken wir, daß der Kampf nicht die äußersten Dimensionen angenommen hat. Gott segne Eure Majestät dafür.“

Schon der bloße Umstand, daß Rußlands Freundschaft für Deutschland ausgesprochen ist, wird möglicherweise die tollen Sprünge französischer Raserei vermindern und der Welt den einen oder den anderen Anblick mehr von Grauen und Blutvergießen ersparen.

Es gibt freilich Leute, die sofort die Ostseeprovinzen im Munde führen, wenn von russischer Freundschaft die Rede ist. Wir aber können nur wünschen, daß das deutsche Volk seinem leitenden Staatsmann eine Eigenschaft ablerne, die ihm kürzlich Jules Favre nachgerühmt hat. Dieser sagte: Fürst Bismarck weise jede Gedankenreihe ab, die nicht zu einem nützlichen Ende führe. Zu welchem Ende kann denn wohl die sentimentale Schönthuerei mit den Ostseeprovinzen führen? Sollen wir der russischen Regierung vorschreiben, wie sie dort regieren muß? So thöricht ist wohl Niemand, im Ernste zu verlangen, daß die russische innere Politik von Deutschland geleitet werde.

Nun wohl, dann müssen wir uns entschließen, die Ostseeprovinzen zu erobern. Nun bilden diese einen Küstensaum ohne Hinterland, den wohl eine seewärtige Colonisation besiedeln konnte, der aber nimmermehr für sich einen gesicherten politischen Besitz darstellen kann. Wir müßten also ein gutes Stück des inneren Rußland dazu erobern, das heißt, wir müßten die namenlose Thorheit begehen, die wir eben mit voller Ueberzeugung den ernsthaften russischen Gesichtspuncten für fernliegend erklärten, uns ein großes Stück fremder Nationalität einzuverleiben.

Wir können für die deutschen Bewohner der Ostseeprovinzen, die dort eine allerdings nur durch ihre Bildung und sociale Stellung bevorzugte Minorität sind, so wenig einschreiten, als wir jemals etwas für die Deutschen in den Vereinigten Staaten thun könnten, wenn dieselben sich mit ihren dortigen Mitbürgern überwerfen sollten. Wer das nicht einsieht, wer den Kaiser von Deutschland zum Protector aller deutschen Ausgewanderten in der ganzen Welt machen will, der verlangt, daß die Deutschen allein die Erde beherrschen; der verliert sich, vielleicht ohne es zu wissen, in einen Ehrgeiz, den unsere schlimmsten Feinde bemüht sind, uns anzudichten, glücklicherweise ohne bei vernünftigen Völkern Glauben zu finden.

Was die Ostseeprovinzen betrifft, so müssen wir uns darauf beschränken, der russischen Regierung alle Weisheit für ihre dortige Politik zu wünschen. Das Einvernehmen mit dem russischen Reiche darf und kann durch die Ostseeprovinzen nicht gestört werden.

Wenn Deutschland wie Rußland alle Ursache haben, ihre gegenseitige Freundschaft zu pflegen und mit den Früchten derselben zufrieden zu sein, so wollen wir noch vernehmen, was zwei andere Betheiligte zu dieser Freundschaft zu sagen haben: Europa und der Liberalismus. Wenn die öffentliche Meinung Europas von seiner Presse ausgedrückt wird, so haben wir bereits den günstigsten Ausspruch zu verzeichnen. Mit Ausnahme der französischen Presse haben alle großen Zeitungen Europas den Trinkspruch des Kaisers Alexander mit Beifall aufgenommen als ein Symbol, das Europa eine friedliche Periode verheißt, auf die es endlich wieder ein Recht hat. Ein Aufsteigen Frankreichs bedeutet für Europa allemal eine Periode voll Unsicherheit und Kriegführung. Es gehört Frankreichs Erschöpfung dazu, damit Europa eine Zeitlang Ruhe habe, nicht wie Napoleon III. eitlerweise sagte: „Frankreichs Zufriedenheit." Denn diese Zufriedenheit besteht nur in dem täglich erneuten Rausche triumphirender Eitelkeit.

Selbst die englische Presse sieht nicht scheel zu Rußlands Freundschaft mit Deutschland. Sie weiß, daß Deutschland niemals der Verführer und Gehülfe bei ehrgeizigen Anschlägen ist. Auch die östreichische Presse hat ihren

Beifall nicht vorenthalten, sie weiß, daß die Freundschaft mit Deutschland auch ein rücksichtsloses Vorgehen gegen Oestreich zur Unmöglichkeit macht.

Der Liberalismus könnte die Wiederkehr der heiligen Allianz fürchten. Es war Metternich, der dieser Allianz zuerst die verderbliche Tendenz gab. Es giebt heute keinen Metternich in Oestreich, als einen, der unschädlich ist. Später galt Kaiser Nikolaus für die Seele der heiligen Allianz. Heute denkt weder die russische noch die deutsche Regierung daran, die natürliche Entwickelung der Völker und vor Allem die des eigenen Volkes zu hemmen. Die alten Gegner: Liberalismus und traditionelle Regierungskunst haben bereits viel von einander gelernt, und was die Hauptsache ist, sie haben nunmehr dieselben Feinde: den Ultramontanismus und die Internationale. Der Liberalismus wird sein Werk, dessen Mittel die gesetzliche Reform und die friedliche Ueberzeugung ist, durch die russisch-deutsche Freundschaft heute an keinem Punkte gestört sehen.

Kleine Besprechungen.

Frau Rath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe. Nach den Originalen mitgetheilt von Robert Keil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1871.

Briefe von Goethe's Mutter und an dieselbe sind an mancherlei Stellen gedruckt; man hat bei diesen fragmentarischen Publicationen ihres Briefwechsels stets das Bedürfniß gehabt, von der trefflichen Frau Rath mehr zu erfahren. Der Herausgeber ist, soweit in seinen Kräften stand, diesem Wunsche gerecht geworden. Irren wir nicht, so ist derselbe durch zufällige glückliche Umstände in den Besitz einer Anzahl Original-Correspondenzen neben dem, was in dieser Richtung abschriftlich aus Riemer's Nachlaß herstammt, gekommen, und wir freuen uns, daß das, was wir in den Händen Goethescher Erben glaubten, auf diesem Wege seinen Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat, weil wir mit vielen unserer literarischen Freunde die Ueberzeugung theilen, daß Goethe's Erben auch diese Briefe vor der Veröffentlichung sorgfältig bewahrt hätten.

In dem Keil'schen Buche werden 34 neue Briefe von und 53 neue an die Frau Rath gegeben, die in anziehender Weise das uns vorschwebende Bild der Goethe'schen Mutter vervollständigen und manches Interessante zur Charakteristik ihrer Umgebung und der Zeit darbieten. Mit vollem Recht hat der Herausgeber den Originaltext der Briefe genau wiedergegeben, die Einleitung und die Bemerkungen auch für weitere Kreise berechnet. Ueberdies

hat er sein Buch durch Wiedergabe der bereits gedruckten Briefe vervollständigt, so daß wir hier ziemlich Alles beisammen haben, was wir aus dem schriftlichen Verkehr der Frau Rath besitzen. Einzelnes ist dem Herausgeber entgangen, dessen Erwähnung kein Vorwurf gegen die Vollständigkeit der Arbeit sein soll. Wer vermag in unserer Zeit alle Zeitschriften zu beherrschen! Für eine künftige Edition dürften noch die Burkhardt'schen Publicationen in den Grenzboten von 1870 und 1871 zu verwerthen sein, und vielleicht ist dann auch der große Schatz der Briefe von Goethe's Mutter an Amalia im Großherzogl. Haus-Archiv zugänglich, an welches der Herausgeber in der Einleitung erinnert. Nur möchte sich letzterer eines unrichtigen Ausdruckes bedient haben, wenn er von dem „Auffinden" dieser Briefe spricht, derer, so viel wir wissen, man in Weimar sich stets bewußt gewesen ist.

Keil's Arbeit ist sorgfältig. Vielleicht hätte er auch den hie und da sehr ungenauen Abdruck der sich anderwärts findenden Briefe verglichen, wenn er die Originale vor sich gehabt hätte. Denn daß seine Vorgänger bezüglich der Schreibweise und der Textesrichtigkeit überhaupt viel gesündigt haben, lehrt schon ein Blick auf die vorangehenden Veröffentlichungen. Denn mit welchem Rechte z. B. Dorow (Keil, Seite 134) den Namen der Tochter „Louise" ausläßt und einen Zusatz am Ende der Briefe, „das Unthier heißt Möhr" u. s. w. macht, der im Original gar nicht steht, will uns nicht begreiflich erscheinen. — Aehnliche Mängel bietet auch die Veröffentlichung in Weimars Album.

Indessen das sind beiläufige Bemerkungen, die der Keil'schen Arbeit keinen Eintrag thun, die man gern lesen und nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. Wir können nur wünschen, daß der Herausgeber, der, wie wir hören, noch manches Werthvolle aus der classischen Zeit besitzt, in seinen Publicationen fortfährt, damit doch wenigstens etwas von Weimar aus geschieht, nachdem der gute Glaube, daß die Goethe'schen Erben vorgehen, längst in gründlicher Weise erschüttert worden ist. —

Zur Erinnerung an Heinrich Steffens. Aus Briefen an seinen Verleger. Herausgegeben von Max Tietzen. Mit dem Portrait Steffens nach Thorwaldsen. Leipzig, G. E. Schulze.

Das Schriftchen enthält außer einem kurzen biographischen Abriß 44 Briefe Steffens an seinen Verleger Joseph Max in Breslau, welche in der Hauptsache Geschäftliches darbieten, aber an vereinzelten Stellen manches Licht über die Zeit und die Kreise verbreiten, in denen Steffens sich bewegte. Aus ihnen leuchtet ein prächtiger Charakter Steffens' hervor, und sie sind einer Lectüre werth; namentlich werden sie für die Biographie Steffens nicht unbeachtet bleiben können. Der Einleitung nach zu urtheilen, in der die prophetische Intuition des Dichters und Naturphilosophen sehr stark betont

wird, glaubten wir allerdings mehr interessante Aeußerungen über jene in den Briefen zu finden; von Politik und dem deutschen Berufe Preußens, an dem Steffens mit felsenfesten Glauben hing, ist wenig die Rede. Die Briefe enthalten im Ganzen nicht viel mehr als die Behandlung der nächstliegenden literarischen Interessen, welche Autor und Verlagsbuchhändler pflegen. — Die Ausstattung des Schriftchens ist gut, und willkommen die beigegebene Photographie. Bkdt.

Die kurze Erwähnung der folgenden Werke ist wegen Raummangels bedauerlicher Weise unter der Weihnachtsbücherschau d. Bl. weggeblieben:

Schlosser's Weltgeschichte, das berühmteste Werk eines der freimüthigsten und ehrlichsten deutschen Forscher, welche jemals in Deutschland Geschichte lehrten, und fortgesetzt bis auf unsere Tage im Geiste des vor einem Jahrzehnt verstorbenen Meisters, liegt in einer neuen stattlichen Volksausgabe (90 Lieferungen zu 5 Sgr.) bis zur 26. Lieferung vor uns (Oberhausen a. d. Ruhr und Leipzig, Ad. Spaarmann's Verlagsbuchhandlung) und kann jedem Deutschen, der an sicherer Hand die weiten Gebiete der Geschichte des Menschengeschlechtes durchschreiten will, warm empfohlen werden.

Nicht minder freudig aber erwähnen wir die Klassiker-Ausgaben von Karl Prochaska in Teschen, vornehmlich die Werke Schillers und Goethes. Namentlich die theureren Ausgaben Prochaska's — die aber im Vergleich zu den Preisen aus den Tagen des Cotta'schen Privilegiums immer noch spottbillig sind — verdienen unter der Massenproduction an Klassikerausgaben seit dem Falle jenes Privilegiums, sowohl wegen der typischen Sorgfalt, als wegen der Correctheit des Inhaltes und der Lesarten — in Betreff deren uns Cotta bekanntlich keineswegs verwöhnt hatte, besondere Beachtung. Und die neue Antiqua-Ausgabe Prochaska's von Schiller und Goethe, in welcher von Goethe's Werken erst Faust und Hermann und Dorothea, Schillers Werke aber vollständig vorliegen, ist ein der beiden deutschen Geistesheroen durchaus würdiges Prachtwerk. —

Mit **Nr. 1** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Leipzig, im December 1871.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Die Neue Freie Presse erscheint täglich, auch Montags, in Wien und Budapest gleichzeitig. Abonnementspreis für Wien: Ganzjährig fl. 24, halbjährig fl. 12, vierteljährig fl. 6, monatlich fl. 2. Für Budapest: Ganzjährig fl. 30, halbjährig fl. 15, vierteljährig fl. 7.50, monatlich fl. 2.50. Für das Ausland: Ganzjährig fl. 36, halbjährig fl. 18, vierteljährig fl. 9, monatlich fl. 3. Einzelne Nummer 5 kr.

Redaktion und Administration: I., Wollzeile 9. Telephon-Nummer: Redaktion 11, 15, 315, 3315. Administration 11, 15, 3315. Telegramm-Adresse: Presse, Wien. Filiale: I., Kärntnerstraße 51. Telephon-Nummer 3315.

Rothschildiana Strandt.

Die Expedition, ihr Gelb, ihr Leben und ihr Verbrennen.

Von Moritz Benedikt.

Vom Kap der guten Hoffnung, 15. Januar.

Kaum hatte ich meinen Fuß auf den Boden des Kaplandes gesetzt, als mir auch schon die Nachricht von dem Unglücke zu Ohren kam, welches die Rothschildiana Strandt betroffen hatte. Ich will nicht sagen, daß ich mich darüber gefreut hätte, aber ich muß gestehen, daß ich mich nicht sehr betrübt fühlte. Ich hatte mich nämlich in Europa mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ich mich in Afrika langweilen würde, und nun bot sich mir Gelegenheit, mich zu unterhalten. Ich hatte mich nämlich in Europa mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ich mich in Afrika langweilen würde, und nun bot sich mir Gelegenheit, mich zu unterhalten.

Fortsetzung auf Seite 4.

Digitized by Google